Weſtphäliſche

Sagen und Geſchichten

von

H. Stahl.

Zwey Bändchen.

2 11264

Elberfeld,
Büſchler'ſche Verlags-Buchhandlung
1831.

Universitäts-
München
Bibliothek

BIBL. UNIVERS. MONAC.

Vorerinnerung.

Die Sage ist zweyfacher Art; sie ist eine geschichtliche und eine Volkssage, je nachdem sie die Geschichte eines Volks, oder blos sein inneres Volksleben betrifft, und daraus hervorgegangen ist. So sind Sagen über merkwürdige geschichtliche Begebenheiten, geschichtliche, so sind alle Hexen und die meisten Schatzhebungsgeschichten, reine Volkssagen. In sofern aber die Geschichte, als das öffentliche Leben des Volks bildend, und in dieser Beziehung seinem inneren Leben entgegenstehend, doch immer zum Volksleben gehört, in sofern fällt jener Unterschied auch wieder weg, und jede Sage ist die Poesie des Volkslebens, seines inneren oder öffentlichen, geschichtlichen, wie der Roman die Poesie des geistigen Gemüthslebens des Menschen ist.

Die Phantaſie des Volks hat die Sagen geſchaffen, oft eine ſanfte, oft eine bunte, oft eine wilde, aber immer, und dadurch unterſcheidet ſich die Poeſie der Sagen von anderer Poeſie, ruhet über ihnen, trotz ihrer Abentheuerlichkeit das Kleid der Einfachheit, und trotz ihres Individualiſirens der Schleyer des Geheimnißvollen. Daher lebt in ſeinen Sagen ein Volk ſein poetiſches, aber ſein wunderbar poetiſches Leben.

Immer aber lebt es ſein eignes Leben darin; und ſchon darum, um deſſen individuelle und beſondere Richtungen und aus dieſen wieder die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters kennen zu lernen, kann, abgeſehen von allem hiſtoriſchen Werthe, die Sage eines Volks unmöglich dem unbedeutend ſeyn, dem die Kenntniß des Menſchen überhaupt, und folglich die höchſte Kenntniß im Leben nichts Unbedeutendes iſt; denn, wie der heilige Auguſtinus ſagt: „Wer den Menſchen kennt, kennt Gott!“ (Prima dei cognitio est scire homo quid sit.) Wie außerordentlich intereſſant mußte es z. B. ſeyn, eine Sagenſammlung der Deutſchen, Franzoſen, Engländer, Spanier u. ſ. w. zu haben und dieſe mit einander vergleichen zu können! Welche wichtige Aufſchlüſſe über Bildung, Sitte und Charakter dieſer Völker würde man dadurch

gewinnen! Aber freylich, seit die Literatur sich nicht mehr um das Leben bekümmert, bekümmert man sich auch um so etwas nicht mehr. In früheren Zeiten war es anders, dem Griechen und Römer, dem Aegypter und Perser, dem Scyten und Scandinavier, und dem alten Deutschen war seine Sage Mythe, und in seiner Mythe lebte seine Poesie und seine Literatur. Jetzt sehen Poesie und Literatur höhnisch auf die Sage herab. Sollte die christliche Religion, die der Sage ihre höchste Bedeutung nehmen mußte, oder was sonst an dieser Vornehmheit Schuld seyn? —

Doch unser Volk hat seine Achtung und seine Liebe zu seinen Sagen nicht verloren. Und wenn wir hoffen dürfen, daß, so wie unser Adel nachgerade seine Ehre darin gefunden hat, mit den übrigen Ständen des Staats zusammen dessen Volk zu bilden, so auch die Poesie unserer großen Geister einst von unserer einfachen, demüthigen Volkspoesie sich nicht mehr absonderen, sondern immer mehr damit zusammenschmelzen, und so vielleicht jene universelle Bildung der Nation, die wir bey den Griechen antreffen, auch bey uns erblühen werde, so dürfen wir auch hoffen, daß unsere anspruchlosen Volkssagen immer mehr die Anerkennung finden werden, die man jetzt nur unseren Re-

manen, Novellen, historisch-romantischen Darstellungen, Romanzen, Balladen und übrigen oft saft- und kraftlosen, und geistes- und gemüthsarmen Ausgeburten der Phantasie unserer Dichterlinge schenkt.

Ein Volk, das keine Sagen hätte, käme mir fast vor, wie ein Mensch, der nie geträumt hätte; wie arm müßte dessen Phantasie, wie stumpf sein Geist, wie vertrocknet sein Leben, sein ganzes Daseyn seyn! Westphalen ist lange Zeit die verschrieenste Provinz Deutschlands gewesen, und man hat ihr, konsequent, auch lange Reichthum an Sagen abgeläugnet; aber glücklicher Weise konnte dieß Läugnen den wirklich vorhandenen Reichthum nicht aufheben. Westphalen ist reicher an Sagen, an geschichtlichen, wie an eigentlichen Volkssagen, als irgend eine andere Gegend unseres Vaterlandes, den Rhein und einzelne Gebirge, z. B. das Riesengebirge, etwa ausgenommen. Die Sagensammlungen der Gebrüder Grimm haben darauf hingedeutet; die im Jahre 1824 von Fr. Steinmann und seinen Freunden herausgegebenen Münsterschen Sagen und Geschichten haben noch mehr dafür gesprochen. Das vorliegende Werkchen möge ebenfalls einen kleinen Beweis dafür liefern.

Die meisten der hier mitgetheilten Sagen habe ich gerade so wieder gegeben, wie ich sie

entweder schriftlich oder mündlich aufgefunden habe. Wo ich sie gefunden, habe ich jedesmal angegeben: viele sind unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpft, und durch theure Freunde, denen ich hiedurch nochmals öffentlich meinen Dank sage, mir mitgetheilt worden; viele sind aus von Steinens Westphälischer Geschichte entnommen, viele aus Bernhardi Wittii Historia Westphalia.

Einige andere habe ich besonders bearbeitet, und mehr oder weniger romantisch umgekleidet, was mir bey einem Werke, das nicht für eigentliches geschichtliches Forschen, sondern nur für Unterhaltung bestimmt ist, allerdings erlaubt seyn mußte, wobey ich denn auch wohl unbedenklich von dem sich der Chronik nähernden Sagen- und Legendenton abgehen und den freyeren Erzählungston wählen durfte. Auch zu diesen habe ich die Elemente übrigens auf den schon angegebenen Wegen bekommen. Namentlich sind mir das Volksmährchen vom Hick und der Räuber Lutz mündlich mitgetheilt; Gervin von Volmestein und der Ursprung des Stifts Fröndenberg sind nach v. Steinen, und das Fegefeuer des Westphälischen Adels nach Wittens erzählt; der letzte Burggraf von Stromberg aber nach dem Berichte fast

aller Westphälischer Geschichtsschreiber und nach mündlicher Tradition; Elias Grail nach v. Steinen, Teschenmacher und mündlicher Ueberlieferung; und die Zerstörung der Irmensäule nach einer Erzählung Fr. Cossmanns in der Hermione für 1827 und nach Bessers Paderbörnischer Geschichte. —

Critiker und Publikum werden freundlich um Nachsicht gegen die Gebrechen des Büchelchens gebeten, das sie, wie der Verf., als einen Versuch betrachten mögen!

H. S.

I.

Der Räuber Lutz.

Eine Sage von H. Stahl.

An der südlichen Grenze des Herzogthums Westphalen, da, wo sich dieses von der Nassau scheidet, liegt ein hoher Berg, der Stübelhagen genannt, an dessen östlichem Abhange, nicht weit von dem Fahrwege, der Westphalen und Nassau verbindet, mitten in einem Eichenwalde, ein großer, viereckiger Pfuhl sich befindet. Dieser ist voll schlammigen, schwefelichen Wassers, und voller Kröten, Frösche und Eidechsen. Die Gegend umher ist unbewohnt und leer, selbst die Thiere des Waldes meiden sie, es scheint ein Fluch auf ihr zu liegen, oder eine Unheimlichkeit, Aengstlichkeit in ihr zu herrschen, die jedes Leben und Geselligkeit liebende Geschöpf entfernt hält. Nur große Züge von Krähen lassen sich zu Zeiten hier nieder und fallen über die Kröten und Eidechsen her, die aus dem stinkenden Wasser emportauchen; weshalb der Pfuhl von den Bewohnern der Gegend der Krähenpfuhl genannt wird.

Vor langen Zeiten, vor mehr als tausend Jahren, stand an der Stelle, wo jetzt der Krähenpfuhl ist, ein großes Schloß, die rothe Burg genannt, von den schönen breiten rothen Steinen, mit denen es aufgebaut war. In demselben hauste damals Wolff Lutz, der

frechste Räuber, der blutgierigste Christenverfolger, den Westphalen je gesehen hatte. Er war früher ein Geführte des Sachsenkönigs Wittekind, und einer der tapfersten Hauptleute in dessen Heere gewesen. Lange hatte er treu an ihm gehalten und war mit ihm von einem Ende des Sachsenlandes zum andern gezogen, um dessen zahlreiche Feinde vertilgen zu helfen, und die alte, angestammte Religion der vaterländischen Götter gegen die Franken und deren fremde, christliche Religion zu vertheidigen. Noth und Verfolgung und Leiden hatte er mit ihm getheilt, immer hoffend, daß die Götter, zu deren Ruhm sie kämpften, ihre Niederlagen in Sieg, ihre Leiden in Triumpf endlich verwandeln würden. Allein die Uebermacht des Kaisers Karl war zu groß. Von Jahr zu Jahr, von Tage zu Tage endlich, schmolzen die Haufen der Sachsen, der Vertheidiger des Heerdes und der alten Götter, mehr und mehr zusammen, durch offene Feldschlachten, wie durch furchtbare, grausame Hinrichtungen. Immer siegreicher drangen die Schaaren der Franken in dem schönen Sachsenlande weiter vor; immer mehr breitete ihre fremde, gewaltsam aufgedrungene Religion sich aus; täglich kleiner wurde der Raum, in welchem noch Verehrung der deutschen Götter anzutreffen war; täglich seltener und unsicherer wurden die Schlupfwinkel, in denen Wittekind mit seinen Getreuen gegen die Uebermacht seiner furchtbaren Feinde sich noch verbergen konnte. Endlich war dem Edlen jeder Weg, jede Aussicht auf Sieg oder Rettung abgeschnitten. Er konnte nicht mehr widerstehen, er war verloren. Aber jener höchste, jener einzige Gott, den er so lange verkannt und verhöhnt hatte, wollte ihn nicht verderben

lassen; Er erfüllte die Herzen der Feinde des edlen Sachsenherzogs mit Milde, und ließ durch stille Wunder, welche die geheimnißvolle Sage nur halb und nur verschleyert uns aufbewahrt hat, in der Brust des Herzogs selbst den Glauben an Ihn und an seine göttliche Religion keimen und feste, starke Wurzeln schlagen. Im Jahre des Herrn sieben hundert neun und neunzig zog der Herzog Wittekind mit dem Kaiser Karl und mit dem Papste Leo dem Dritten und mit vielen Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen, und Fürsten und Herrn, vier hundert und fünfzehn an der Zahl, zu der alten Feste Syburg an der Ruhr, zerstörte hier selbst die heidnischen Denkmale, ließ den alten Götzentempel zu einer christlichen Kirche einweihen und empfing dann aus den Händen des Papstes Leo und aus dem alten heiligen, jetzt dem Apostel Petrus geweihten Brunnen, unweit der Kirche, das Wasser der heiligen Taufe. Und mit ihm ließen sich alle seine Mannen und Gefährten taufen, schwuren den alten, heidnischen Glauben ab, und lebten fortan als Christen und nur dem Dienste des großen Kaisers Karl.

Wolf Lux aber war nicht unter diesen. Die Götter sind furchtbar! sprach er. Sie verderben den, der Sie verläßt! Nur wer ihnen anhängt, wird glücklich! – Er schwur, ihnen treu zu seyn, sie nicht zu verlassen. Mit tiefer Verachtung schied er von Wittekind, als er dessen Entschluß, Christ zu werden, erfuhr. Still versammelet er seine getreuesten, wildesten und muthigsten Gesellen um sich. Furchtbar, sprach er zu ihnen, furchtbar rächen die Götter den Verrath. Laßt uns ihnen treu seyn. Zeigen sie uns auch jetzt kein freundliches Antlitz, haben sie auch lange Zeit uns nur Gefahren und

leiden zugesandt; verlassen haben sie uns dennoch nicht. Bald werden sie uns verklären, denn sie lieben ihre Diener, und sie werden uns Freuden und Gastmähler und Ruhe senden. Drum muthig, meine Gefe[illegible]n.

Er ermahnte sie, sich durch zu kämpfen, und in einer wilden stürmischen Nacht brach er plötzlich mit ihnen auf, und entkam glücklich durch die Reihen der das Lager der Sachsen von allen Seiten einschließenden Franken. Er richtete seinen Weg zu den Gebirgen des südwestlichen Westphalens; in diesen undurchdringlichen Schluchten, wohin noch kein Franke gekommen war, wollte er sich verborgen halten, bis der Kaiser Karl das Sachsenland verlassen habe, um dann schnell wieder hervorzubrechen und die neue Lehre wieder zu verbannen, ihre Anhänger, die Verräther der Götter, zu bestrafen, und die angestammten Götter in ihre alten Rechte, in ihre Verehrung wieder einzusetzen. Mit einem furchtbaren Groll in seinem wilden, unverzagten Herzen, mit einem entsetzlichen Haß gegen alles, was Christ hieß, oder nur an christliche Religion erinnerte, kam er in den wilden Gebirgen des südlichen Westphalens an. Denn nicht nur ihn und seine Götter und sein Vaterland hatte ihre Religion beleidigt, auch sein Herz hatte sie zerrissen und ihm alles geraubt, was er mit Liebe umfing. Sein Weib war in einem der früheren Kriege gegen die Franken gefangen worden, und hatte, um dem Zwange, die fremde Religion anzunehmen, zu entgehen, sich selbst in wilder Raserei getödtet. Seine einzige Tochter war in schmählicher Gefangenschaft der Franken gestorben. Zwei seiner Söhne, tapfere, kräftige Jünglinge, waren vor seinen eigenen Augen, auf Befehl des Kaisers Karl hingerichtet worden. Nur ein Knabe

war ihm geblieben, der entkam mit ihm. Furchtbare Rache schwur Wolff Lutz für solche Unbilden, um sein Herz und die beleidigten Götter zu versöhnen.

So kam er zum Stübelhagen. Die wilde, unwegsame, verborgene Gegend gefiel ihm. Hierher kam der Kaiser Karl nicht, hier konnte er sicher hausen, und hier, sein Herz lachte in furchtbarer Freude auf, und hier konnte er schon gleich einen Anfang seiner Rache machen. Denn wohin das verderbliche Heer gedrungen war, dahin waren fromme Geistliche gekommen, und hatten die segensreiche Religion des Erlösers gepredigt, und viele Freunde und Anhänger gefunden, die jetzt still und friedlich lebten und dem wahren Gotte dienten. Lutzens Augen leuchteten in wilder Freude auf, als er die vielen Kapellen sah, die in den Thälern umher sich erhoben. Hier war Arbeit für seine Rache.

Schnell war sein Plan gefaßt, hier zu bleiben. Am östlichen Abhange des Stübelhagens sah er die rothe Burg, auf der ein christlich gewordener Edler des Landes wohnte. Sie war stark und fest, aber für Wolff Lutz nicht. Zwei Tage hielt er mit seiner Schaar sich verborgen; in der dritten Nacht stürmte er mit rasender Wuth die Burg, die nach einem dreistündigen Kampfe sein wurde. Zum ersten Male frohlockte er wieder laut auf, als er in dem Burghofe stand und rund um ihn her die Leichen der erschlagenen Christen lagen. So will ich Euch ferner rächen, Ihr Götter! rief er. Nur Euerm Dienste soll mein Leben geweiht seyn!

Er riß seinen Sohn an seine Seite, und ließ ihn in diesem feyerlichen Augenblicke Treue den Göttern schwören. Der hohe, kräftige Jüngling schwur mit

leuchtenden Augen, mit aufflammender Leidenschaft, Denn auch er fühlte tief die Unbilden, die ihm und den Seinigen von den Christen waren zugefügt worden.

Da trat, wie kaum der Schwur beendigt war, mit der anbrechenden Morgenröthe ein riesiges Weib in den Kreis. Ein weites, lang bis über die Knöchel herabhängendes Gewand von weißer Farbe, umfloß ihre starken Glieder; greise Haare wallten in langen, dicken Locken von ihrem Haupte; ihr Gesicht war hager und voll tiefer Furchen, aber ihr Auge blitzte von einem höheren überirdischen Feuer. Niemand hatte sie ankommen sehen, sie stand plötzlich neben den blutigen Leichen, unter den mit Blut bedeckten Kriegern. Einen stolzen Blick warf sie auf die Knechte, die scheu vor ihr zurücktraten. Dann wandte sie sich zu Wolff Lutz und seinem Sohne Hermann.

Die Götter sind euch gnädig! sprach sie mit tiefer feyerlicher Stimme. Sie haben Freude an euch; aber bleibt treu eurem Schwure, die Götter sind furchtbar!

Sie wickelte sich dichter in ihr weites Gewand, und wollte sich wieder entfernen. Aber Wolff Lutz hielt sie; Hohe Drude! rief er, von wannen kommst du? Welcher Gott hat dich, uns gnädig, in unsere Mitte geführt?

Kein einzelner Gott! erwiederte das Weib. Die Götter alle beschützen mich; denn wer sie ehrt, den lieben sie. Sie alle haben mich bewahrt und mich vor den Augen der Christen verborgen, in deren Mitte ich lebte. Dort unten ist mein Thurm, tief in jenem westlichen Thale. Aber suche mich nicht, denn die Götter wohnen mit mir, und sie zürnen, wenn ein Sterblicher sie stört.

Sie nahm ihr Gewand auf und entfernte sich langsam und schweigend, bis sie hinter der Mauer der Burg schnell verschwand.

Die Götter sind uns gnädig! rief jauchzend Wolff Lutz, und er schwur von neuem, und auch sein Sohn schwur es, sie zu rächen für alle Verhöhnungen, die sie von den Franken erlitten, und ihnen alle Christen zu opfern, die nur je ihnen begegnen würden.

Sie hielten Wort. Furchtbar wüthete Wolff Lutz mit seinen Gehülfen unter den friedlichen Christen der benachbarten Thäler, freudig half sein muthiger Sohn. Wie eine Schaar hungriger Wölfe, welche plötzlich in eine fruchtbare mit Heerden bedeckte Gegend gedrungen ist, unerwartet, mit lautem Geheul und wüthender Mordlust aus ihren nächtlichen Schlumpfwinkeln hervorstürzt, unter die friedlichen Thiere sich wirft, und würgt und mordet und zerstört, so überfiel Lutz mit den Seinigen die frommen Christen der Umgegend, zerstörte ihre Wohnungen, verbrannte ihre Capellen, und schleppte Männer, Weiber und Kinder auf seine Burg, wo er in entsetzlicher Lust sie mordete und seinen Göttern schlachtete. Wenige Monden waren erst verflossen, als kein Christ mehr in der ganzen Umgegend zu finden war, alle waren gemordet und geschlachtet, oder sie hatten, jedoch nur wenige, eilends ihre Heimath verlassen, und waren vor den Verfolgungen des unbändigen Räubers Lutz, fernern bewohnteren Gegenden, besonders dem Rheine, zugeflüchtet.

Nur eine einzige Christenfamilie war verschont worden. Fast die ganze Gegend war von Lutz schon gesäubert, da traf er eines Tages, als er von einem weiteren Streifzuge zurückkehrte, und einsam mit sei-

nem Sohne, getrennt von den übrigen Gefährten, durch die Berge seiner Burg zuellte, nicht gar weit von dieser, in einer engen, verborgenen Schlucht, auf eine Höhle, deren Eingang kaum bemerkbar war. Aber Lutzens scharfes Auge gewahrte sie, und glänzte in der Freude eines Jägers, der auf unverhoffte Beute stößt. Schnell eilte er mit seinem Sohne darauf zu, und seine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen. Es waren Menschen in der Höhle. Ein greiser Mönch, ein ältlicher Mann und ein blühendes junges Mädchen knieten vor einem Lager von Fellen, auf dem eine blasse, kranke Frau, mit gefalteten Händen und schon halb erloschenen Augen lag. Alle schienen in stiller Andacht zu beten. Entsetzt flogen sie in die Höhe, als die Heiden, die ihnen nur allzubekannt seyn mochten, mit lauter Freude in die Höhle stürzten, und liefen zu einem Crucifixe, das auf einem Altare in der Ecke der Höhle stand, und vor dem eine sparsame Lampe brannte. Nur die Kranke fiel ohnmächtig auf das Lager zurück. Freudelockend verfolgte Lutz und sein Sohn die Fliehenden, mit gezückten Schwertern wollten sie über die Unglücklichen herfallen und sie schlachten zum Opfer für ihre Götter, zur Sühne ihrer Rache. Aber eine wunderbare Gewalt schien plötzlich ihre Kräfte gelähmt zu haben, als sie in die Nähe des Altars kamen. Schweigend und starr blieben sie hier stehen, und sahen die Betenden an, die händeringend zu dem Crucifixe emporflehten.

Vater! sprach plötzlich der Jüngling Hermann, Schone ihrer, die Götter haben der Opfer und nicht der Rache genug. Laß uns den Unglücklichen das Leben schenken.

Da wendete sich das Mädchen vor dem Altare um und schaute mit durchdringendem aber dankendem Blicke den Jüngling an, der die menschlichen Worte gesprochen hatte. Der Himmel segne dich! rief sie mit sanfter, weicher Stimme.

Ein unnennbares Sehnen, eine unerklärliche Verwirrung erfaßte den Jüngling. Komm, Vater! rief er dringender; die Götter sagen es mir, daß sie den Tod dieser nicht wollen!

Er faßte die Hände des Vaters, der ebenfalls in wunderbarer Verwirrung zu seyn schien, und zog ihn fast ohne Widerstand aus der Höhle.

Die unglücklichen gehörten zu den edelsten Bewohnern der Gegend; sie hatten flüchten wollen, als Luz seine Christenverfolgungen begann, aber die Krankheit der Frau, die langsam dem Tode entgegenzehrte, hatte sie verhindert eine weite Reise zu machen; Gatte und Tochter sahen sich daher gezwungen, in der Nähe ein verborgenes Unterkommen für sich und die Kranke zu suchen. Der fromme Mönch des Thales, Johannes Baptista mit Namen, hatte sich an sie angeschlossen, und wollte sein Schicksal nicht von dem ihrigen trennen. In dieser Höhle hatten sie einen sichern Zufluchtsort zu finden geglaubt.

Schweigend kehrten Wolff und Hermann Luz zu der Burg zurück. Erst hier kam ein anderer Geist wieder über den Vater; er machte sich Vorwürfe, daß er die Christen verschont habe, er wollte umkehren, um sie desto fürchterlicher zu opfern; allein in dem Jünglinge war der Geist der Milde geblieben, und glücklich gelang es ihm, auch den Vater zu besänftigen.

Wolff Lutz ging seinen grausamen Beschäftigungen bald auf die gewohnte Weise wieder nach, wagte sich, da sein Haufe sich nach und nach verstärkt hatte, immer weiter und kühner unter die benachbarten Christen, und raubte und mordete, und hatte des Abentheuers bald vergessen. Mit Hermann aber war seit diesem Tage eine völlige Umänderung seines ganzen Wesens vorgegangen. Er nahm bald nur wenigen Antheil mehr an den Zügen und Grausamkeiten seines Vaters, und nur mit offenbarem Widerwillen. Am liebsten blieb er einsam auf der Burg, und schweifte dann Tagelang in den Bergen und Wäldern umher. Dabei wurde der sonst so fröhliche Jüngling mit jedem Tage stiller und ernster, und sein kräftiger blühender Körper verfiel sichtbar und welkte dahin, wie eine abgebrochene Blume. Anfangs fielen die Veränderungen dem alten Wolff Lutz nicht auf; bald aber bemerkte er sie, und erschrak heftig als er den so schnell und so plötzlich bleich und kraftlos gewordenen Jüngling sah. Sollte er auch ihn verlieren, den er allein noch liebte auf der ganzen Erde? Er fragte zärtlich, was ihm fehle; aber der Knabe versicherte, er wisse es selbst nicht, er müsse wohl sehr krank seyn.

Wolff Lutz warf einen dunkeln Blick des Vorwurfs zum Himmel empor. Ist das Euer Segen, Ihr Götter? rief er. Liebt Ihr so den Sterblichen? Dankt Ihr so für treue Dienste?

Aber bald unterwarf er sich wieder dem Willen der Ewigen, und flehete zu ihnen um das Leben des Söhnleins, und versprach ihnen größere Opfer an Christen zum Lohne. Er wurde jetzt kühner als je, und grausamer. Fast kein Tag verging, wo er nicht Chri-

ſten ſchlachtete, um die Götter ſich zu verpflichten, und des Sohnes Leben von ihnen zu erhalten. Allein der Knabe welkte immer mehr dem Grabe entgegen.

Es war ein warmer, ſchöner Sommertag im Jahre achthundert der Erlöſung, als der Räuber Luy mit ſeinen Geſellen von einem Zuge zurückkehrte, den er weit in die Gegend hinein, bis faſt an den Rheinſtrom, gegen die Chriſten unternommen hatte. Eine ungeheure Menge Unſchuldiger waren von den Unmenſchen den heidniſchen Göttern geopfert worden; reich mit Beute beladen kehrten ſie auf die rothe Burg heim. Sie kamen mit dem letzten Strahle der Abendſonne hier an, durch jauchendes Geheul den daheimgebliebenen Räubern ihre Rückkehr ankündigend. Am fröhlichſten war Wolff Luy ſelbſt. Die Götter müſſen mir gnädig ſeyn! rief er; haben ſie noch einen Diener wie mich?

Da ſah er ſeinen kranken Sohn, der langſam auf dem Burghofe ihm entgegenſchlich, mit glanzloſen Augen, bleichen Wangen, faſt mehr wie ein dem Grabe Angehörender, als wie ein Lebender ausſehend; und ſchnell entſchwand die Freude des Räubers. Furchtbare Götter! rief er aus; Was habe ich verbrochen, daß Ihr mich alſo ſtraft? daß Ihr mir alles nehmt?

Er überließ die Beute den Knechten und ging ſtill, mit tiefem finſtern Sinnen in die Burg und in ſein Gemach. Lange ſaß er hier einſam, in trüben Gedanken verlorn. Als er aber den Mond hoch am Himmelsgewölbe ſtehen ſah, ſprang er plötzlich auf, verließ das Gemach und die Burg, und ſchritt ſchweigend und langſam den Berg hinunter, in die mondhelle Nacht hinein. Er ſchlug ſich links in den Eichenwald, ging dann nach Weſten hin, immer den Abhang des Berges

hinab, bis er an ein enges, dunkles Thal kam, in welches kein Strahl des Mondes drang. Lange schritt er immer tiefer in dieses hinein, und folgte seinen mannigfaltigen Windungen. Auf einmal kam er an eine Stelle, auf die, wie durch eine Spalte des gegenüber liegenden Berges, fast wundersam der Mond schien. Es war ein schmaler Streifen Rasen, auf dem uralte, dicke Eichen standen; mitten zwischen diesen erhob sich, seltsam von dem bleichen Monde beleuchtet, ein hoher, runder Thurm von grauen Steinen.

Lux stand hier still, und schaute, wie mit sich selbst streitend, den hohen, grauen Thurm an. Kein Laut ließ sich in der stillen Nacht vernehmen. Kein Leben regte sich in der ganzen Natur um ihn her; es war, als wenn alles hier todt sey; selbst die mit Laub bedeckten, von keinem Winde bewegten Bäume, schienen in dem ungewissen Mondlichte nur ein fabelhaftes, geisterähnliches Daseyn zu haben.

Auf einmal öffnete sich eine niedrige Thür an dem Thurme, und ein hohes Weib schritt in langen, weiten Kleidern daraus hervor. Es war die Drude. Langsam trat sie in die warme, helle Nacht hinaus; lange sah sie sich schweigend nach allen Seiten um; dann ging sie zu einer hohen Eiche, an deren Stamm den Göttern ein Altar von riesigen Steinen errichtet war. An diesem blieb sie stehen, und breitete eine Rolle darauf aus, die sie mitgebracht hatte. Darin las sie eine Zeitlang, bis sie auf einmal rasch ihr tiefgefurchtes Gesicht zu der vollen Mondesscheibe emporrichtete. Sie blickte starr und unverwandt in dieselbe; aber plötzlich senkte sie Gesicht und Augen und verbarg jenes mit ihrem Gewande, das sie mit beyden Händen darer hielt.

So ſtand ſie lange Zeit ohne Bewegung, anzuſehen wie eine furchtbare Bildſäule. Auf einmal aber warf ſie das verhüllende Gewand vom Antlitze fort, ſchaute eine Minute lang klar zum Monde empor, hob dann beide Arme hoch in die Höhe, und beſchrieb mit denſelben wunderbare Zeichen in die Luft hinaus.

Wehe! Wehe! rief ſie dann mit hohler, lauter, an den Bergen ringsum widerhallender Stimme; Wehe! die Götter ſind furchtbar! Verderben dem Sterblichen, der ſie erzürnt! Tod dem Verräther, der ihnen falſch ſchwört.

Wolff Luz hatte ſchweigend und ohne ſich zu regen ſeine Stelle bewahrt, er hatte mit ſich gekämpft, ob er ſich der Drude nahen ſolle, aber ehrerbietig war er ſtehen geblieben, als er ſie dem Altare ſich nahen, und in unmittelbare Unterredung mit den Göttern treten ſah. Auch jetzt wagte er nicht näher zu gehen; er ſtand feſt und unbeweglich, und nur der Wehruf der Seherin trieb ihm das Haar auf der Scheitel empor. Aber das Weib wandte ſich plötzlich zu ihm um, ſah ihn einen Augenblick lang mit durchdringenden Blicken an, daß er am ganzen Körper erbebte, und redete ihn dann mit ihrer hohlen, drohenden Stimme an. Wolff Luz! rief ſie ſtrenge; was führt dich zu den Göttern, und in das Heiligthum ihrer Prieſterin?

Der Räuber wagte es nicht ihr näher zu treten. Er verbeugte ſich tief und antwortete ihr in ehrfurchtsvollem, faſt demüthigem Tone. Hohe Drude! ſprach er; mein Söhnlein erkrankt und welkt dem bleichen Tode entgegen. Wodurch habe ich die Götter beleidigt, daß ſie ihn mir nehmen wollen? Wodurch kann ich ſie verſöhnen, daß ſie ihn mir wieder ſchenken? —

Die Züge der Drude wurden ernster, strenger, ihre Augen rollten zornfunkelnd in den großen, dunkeln Höhlen. Wehe dir und deiner Brut! rief sie. Verderben dem, der die Götter erzürnt!

Wehe ihm? fragte Lutz. Drude, bin ich nicht der treueste Diener der Unsterblichen? Schlachte ich ihnen nicht täglich Opfer? Und dennoch bringen sie dunkles Weh über mich?

Wehe dem Verräther! fuhr die Drude fort, der den Göttern falsch schwört! — Wolff Lutz! rief sie dann: Du schwurst den Göttern jeglichen Christen zum Opfer; schamlos hast du dein Wort gebrochen. Du hast Christen am Leben gelassen, und den Ewigen ein Opfer entrissen, das ihnen gehörte. Die Götter wollen dein Verderben dafür. Sie haben das Herz deines Sohnes verstrickt, daß es in thörigter, qualvoller Liebe zu jener Christendirne, die du verschontest, sich abzehren muß! — Wehe, wehe dir und deiner Brut! rief sie noch einmal lauter, mit fast kreischender, furchtbarer Stimme, verhüllte das Gesicht mit ihrem weiten Gewande und stürzte schnell in ihren Thurm zurück.

Wolff Lutz stand wie zernichtet. Sprachlos starrte er lange auf die leere Stelle, wo sie gestanden hatte; dann blickte er nach dem Thurme, der schnell wieder verschlossen war. Hohe Drude, rief er mit bittender Stimme, kehre zurück, und verkünde mir, womit ich die furchtbaren Götter versöhnen kann!

Aber das Weib kehrte nicht zurück, und gab ihm auch keine Antwort. Mehrmalen wiederholte Lutz seine Bitte, doch vergeblich. Sie schwieg hartnäckig, und zuletzt hörte er sie einen lauten, klagenden Gesang anstimmen, um den Zorn der Götter von sich abzuwenden.

Da kehrte der unglückliche Vater trauernd und faſt verzweifelnd auf ſeine Burg zurück. Allein je näher er dieſer kam, deſto feſter wurde ein furchtbarer Entſchluß in ihm, der, durch ein entſetzliches Opfer die Ewigen zu verſöhnen.

Er weckte alle ſeine Mannen aus dem tiefen Schlafe, der ſie bereits umfing, und befahl ihnen ſich zum ſofortigen Aufbruche bereit zu halten. Dann ging er in das Schlafgemach ſeines Sohnes, welcher ſchlaflos auf ſeinem Lager lag, und mit ſtillen Thränen in den Mond ſchauete, der ſo freundlich und doch vielleicht zum letzten Male ſein Antlitz beleuchten ſollte.

Ohne Zorn trat Wolff Lutz zu dem geliebten Sohne. Herrmann, ſprach er, erhebe dich und folge mir, ein Roß wird draußen dich aufnehmen, um dich weiter zu tragen.

Und wohin, Vater? fragte der kranke Jüngling.

Wolff Lutz bedachte ſich einen Augenblick. Höre, Knabe, antwortete er dann entſchloſſen; wir gehen zu einem ernſten Zuge. Ich habe die Drude befragt, was dir fehle, wie du zu retten ſeyeſt. Sie hat mir den Zorn der Götter offenbart. Es giebt nur ein Mittel dich zu retten.

Und dieſes? fragte der Knabe zitternd.

Du liebſt die Chriſtin, fuhr der Vater fort; der du das Leben retteteſt. Dieſe Chriſtin muß geopfert werden; du ſelbſt muſt ſie ſchlachten. Folge mir, Knabe.

Furchtbare Götter! rief der Jüngling, kraftlos auf ſein Lager zurück ſinkend. Vater, fuhr er dann nach einer Weile fort; an dem Leben des Mädchens hängt das meinige. Sie darf nicht ſterben; die Göt-

ter können es nicht wollen. Mögen sie lieber meinen Tod gebieten. Aber sie darf nicht geopfert werden. O, um aller Ewigen willen, mein Vater, schone ihrer!

Er sprach mit einer leidenschaftlichen, beinahe furchtbaren Anstrengung. Wolff Lutz stand in tiefen Gedanken, als er endete. Die Götter müssen ein großes unerhörtes Opfer haben! sagte er dann.

Da trat aus einer Ecke des Gemaches ein alter, greiser Diener hervor, den Lutz dem Sohne zum Wärter gegeben hatte. Herr, sprach dieser, und näherte sich Lutzen, die Christin darf nicht sterben; es würde der Tod deines Söhnleins seyn. Glaube mir! Ich bin seit einer Woche keine Minute lang von seiner Seite gekommen, und keine Minute ist vergangen, wo er nicht mit Schmerzen ihren Namen gerufen hat. Tödte nicht die Christin, aber, willst du ihn retten vom Tode, so bringe sie hierher, und führe sie ihm auf sein Lager; dann wird er genesen; denn nur eine Liebe, die sie verschmähete zehrt ihn auf.

In Hermanns bleiche Wange stieg eine dunkle Gluth. Wolff Lutz aber sah nur einige Augenblicke nachdenkend vor sich hin. Du hast Recht! sprach er dann zu dem Knechte, rief dem kranken Sohne zu: Du sollst genesen, Knabe! und verließ eilend das Gemach, um mit seinen unterdeß versammelten Gesellen den schnell gefaßten Plan auszuführen.

Westlich vom Stübelhagen in einem engen Thale, das man wohl nur eine Schlucht nennen kann, befindet sich in den schroff sich emporhebenden Felsen eine geräumige Höhle. Jetzt ist ihr Eingang verschwunden,

vielleicht hat irgend eine Erdrevolution Felsstücke davorgeworfen; in der Zeit aber, als Wolff Lutz auf der rothen Burg hauste, war der Eingang, obgleich verborgen, noch da. In dieser Höhle hatte die bereits erwähnte christliche Familie, da die Krankheit der Mutter eine Entfernung aus der Gegend nicht zuließ, einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen Lutzens gefunden. Freilich einen unsichern, wie ihnen der unvermuthete Ueberfall Lutzens und dessen Sohnes bewies; jedoch konnten sie auch nach diesem nicht weiter flüchten. Die Leiden der kranken Frau nahmen immer mehr zu, so daß der Mann und die Tochter fast jeden Tag ihre Auflösung erwarten mußten, und jede Bewegung ihr plötzlicher Tod gewesen seyn würde. Sie blieben daher.

Endlich schied die Seele der Kranken, um zu einem Leben einzugehen, in dem keine Furcht und keine Verfolgung über sie kommen sollten. Tief trauernd standen die Hinterbliebenen an ihrem Todesbette und weinten heiße Thränen auf die kalten Hände, während der alte Geistliche still neben der Leiche kniete und betete. Die Tochter Christina, war zwar bald gefaßt, ihr gläubiges Gemüth, in dem Religion und Unschuld eine reine schöne Harmonie erhielten, fand sich in einen Verlust, der sie zwar sehr schmerzlich traf, dessen Herbe jedoch durch die Zuversicht gelindert wurde, drüben werde sie die Verlorne zu ewiger Vereinigung wiedersehen. Desto unbändiger war dagegen der Schmerz ihres Vaters. So viele Jahre hatte er in Glück und ungetrübter Freude gelebt, und so schnell, in so kurzer Zeit hatte er jetzt alles verloren, Ruhe, Sicherheit und Vermögen, ihn mußte dieser letzte harte Schlag ganz darniederwer-

sen. Verzweiflungsvoll rang er die Hände, und verwünschte sein Daseyn, und grollte gegen eine Welterordnung, die solches Leid auf ein unschuldiges Haupt herniederschleudern könne. Seine Tochter versuchte ihn zu trösten, sie umfing ihn mit beiden Armen und legte ihr sanftes Gesicht an seine bleichen Wangen, indem sie bittend in seine Augen sah. Allein er stieß sie von sich, um ungestört seinem wilden Schmerze sich hingeben zu können.

Da erhob sich der Mönch von seinem Gebete. Hildebrand, sprach er strenge zu dem Verzweifelnden; ich hielt dich für mehr als du mir jetzt erscheinst, ich hielt dich für einen Christen, aber unsere göttliche Religion wohnt in deinem Herzen noch nicht. Der Christ verzweifelt nicht, der Christ empört sich nicht gegen seinen Gott und dessen Anordnungen. Der Christ leidet und duldet wie sein Erlöser, still und groß, denn er hat auch in seinen schwersten Leiden die Bürgschaft einer unendlich weisen und gnädigen Vorsehung. Aber der Heide wüthet und flucht gegen ein Schicksal, das er ein blindes nennt.

Aber er sprach vergeblich, seine Worte waren nicht im Stande, den Schmerz des Unglücklichen zu mildern. Doch noch einmal erhob er seine Stimme. Sieh deine Tochter an! sprach er, sie hat so viel verloren wie du, und sie ist ein schwaches gebrechliches Weib, allein sie trägt den Schmerz, wie man ihn tragen muß, weil der Glaube ihr tragen hilft. Sie murrt nicht gegen die Vorsehung, obgleich ihr Pfad dunkler und angstvoller ist, als der deinige; kaum achtzehn Jahre alt, kaum aus den Jahren der Kindheit herausgetreten, geht

sie schon dem härtesten Schicksale entgegen, der Verfolgung und Furcht, der Entbehrung und Noth.

Mönch, unterbrach ihn Hildebrand bitter, gehe ich denn einen andern Weg? Gehe ich weniger dem Elende und der Noth entgegen? Habe ich Eine Stunde, in der ich mein Haupt mit Ruhe niederlegen kann? Muß ich nicht immer das Schwert des unmenschlichen Christenhenkers in meinem Nacken fürchten? Und ich soll zu einem Gotte beten können, der das über mich verhängt?

O mein Bruder! erwiederte der Mönch, der Herr läßt keinen zu Schanden werden, der auf ihn vertraut. Aber du vertraust nicht auf ihn. Komm, sammle dein Gemüth; tritt mit mir zu der Leiche der Entschlafenen, die mit so stiller Ergebung litt. Laß uns beten, daß auch wir einst so sanft und schön sterben mögen, wie sie.

Er faßte mit der Einen Hand Christinens und mit der andern Hildebrands Hand, und führte Beide zu dem Lager, auf dem der Körper der Geschiedenen noch lag. Hier warf er sich nieder und betete still; Christina folgte mit stillen Thränen seinem Beispiele; allein Hildebrand war nicht vermögend zu beten; nur Schmerz wohnte in seiner Seele, und von neuem fing er an zu jammern und zu toben.

Da wurde auf einmal verworrenes Getöse in der Schlucht vor der Höhle laut, das bald und schnell näher kam, und in dem man nur Geräusch von Waffen und drohende Stimmen unterschied.

Der Henker kommt! rief Hildebrand mit einer Art wilder Freude. Jetzt wird unserer Noth ein Ende werden! Aber theuer will ich mein Leben verkaufen.

Er ergriff seine Streitart, die neben ihm an der Felsenwand stand, und schwang sie hoch über seinem Haupte. Seine Tochter war aufgesprungen, ängstlich warf sie sich ihm in den Arm. Um Gotteswillen, Vater! flehete sie! sey ruhig, denke an keine Gegenwehr, du vernichtest dich und uns!

Aber es war, als wenn der Schmerz des Vaters sich plötzlich in eine wilde, zügellose Wuth umgewandelt hätte. Er schwang die Streitart höher, stieß das Mädchen von sich, und rief mit lauter, fast jauchzender Stimme: Laß sie kommen, die Henker! Sie sollen fühlen, daß ich noch einen Arm habe, wenn ich auch ein Christ geworden bin.

Noch einmal flehete das Mädchen: Sey ruhig, Vater! Gehe in den Hintergrund der Höhle: Vielleicht finden sie den Eingang nicht. Und wenn sie ihn finden, dann laß mich mit ihnen sprechen; ich rette euch; schon einmal hat der Herr meinen Worten die Kraft verliehen.

Aber Hildebrand hörte sie nicht. Wüthender schwang er seine Waffe und eilte an den Eingang der Höhle, in welche in demselben Augenblicke Wolff Lutz mit seinen Gesellen eindrang. Blutgier, Mordlust leuchtete aus den Gesichtern der Räuber. Hier ist das Nest! rief Lutz laut, frisch drauf, Gefährten; nur der Dirne schont.

Mit wildem Jauchzen stürmte er voran. Da führte Hildebrand einen gewaltigen Streich nach ihm; aber er schlug fehl, denn der gewandte Räuber war rasch auf die Seite gesprungen, und führte fast in dem nemlichen Augenblicke mit seinem großen Schlachtschwerte

einen Hieb nach Hildebrand, der dessen Haupt bis auf den Brustknochen spaltete und ihn entseelt zu Boden streckte.

Christina war mit einem lauten Angstschrei zurückgestürzt. Allmächtiger Himmel! rief sie, o rette uns, rette uns! — Sie umklammerte die kalte Leiche ihrer Mutter, als wenn die Todte sie beschützen sollte. Aber der Räuber drang ihr nach und riß sie mit frecher Hand von der Leiche empor. Habe ich Dich, Dirnlein? rief er, sie mit höhnenden Blicken betrachtend. Habe ich die Zauberin?

O habe Gnade! flehete das Mädchen, die in diesem Augenblicke, wo sie so eben und so schrecklich den Vater hatte fallen sehen, nur für ihr junges Leben und dessen Erhaltung Gefühl hatte. Habe Gnade, verschone meiner!

Wolf Lutz lachte. Einmal haben deine Zauberkünste mich bethört! antwortete er; aber Wolf Lutz ist nicht zweimal ein Narr. Dießmal entkommst du mir nicht.

O, um der Barmherzigkeit willen! flehete das Mädchen wieder; verschon' mein junges Leben. Um des Lebens deines Sohnes willen!

Dein Leben, erwiederte Wolf Lutz, will ich nicht; du hast Recht, eben um meines Söhnleins willen soll es dir nicht genommen werden. Denn freue dich, Dirnlein, zu seiner Bettgenossin habe ich dich bestimmt; in einer Stunde wirst du neben ihm auf seinem Lager liegen.

Hohe, dunkle Röthe umzog, trotz der Todesangst, die bleichen Wangen Christinens; aber nur auf einen Augenblick, dann wurde sie wieder bleich wie der Tod,

und rief mit ängstlicher, abwehrender Stimme: Nicht zu ihm! Nimmer! Nimmer! Morde mich lieber, Heide, aber ehre meine Unschuld! O gieb mir lieber den Tod!

Nachher, sagte Lutz ruhig. Erst wirst du seine Genossin, daß er wieder genese, denn die Liebe, in der deine Zauberkünste ihn verstrickt haben, zehrt den armen Knaben auf; aber wenn er genesen, und der tückische Zauber entwichen ist, dann soll die Strafe werden für deine Arglist, dann sollst du sterben, und er, er selbst soll dich schlachten und den Göttern opfern.

Nimmer! rief das Mädchen mit Abscheu. Der Herr wird mich beschützen.

Wolf Lutz lachte höhnisch, und befahl seinen Knechten, die Dirne aufzuheben und auf ein Pferd zu setzen. Sie sträubte und wehrte sich vergebens, man lachte ihrer ohnmächtigen Anstrengungen.

Geist meiner Mutter! rief sie in furchtbarer Angst, o, schütze mich! errette mich! O, hat denn der Himmel keinen Donner, um die Unschuld zu retten, die Heiden zu vernichten?

Da trat der Mönch Johannes Baptista hervor. In stillem aber inbrünstigem Gebete hatte er bisher, von den Räubern nicht bemerkt, auf seinen Knien neben der Leiche gelegen, und zu Gott um die Errettung aus den Händen der Furchtbaren gefleht. Aber kein Wunder wollte sich zeigen. Da, als der entscheidende Augenblick da war, und die unglückliche Jungfrau fortgeschleppt werden sollte, erhob er sich, nahm das Crucifix, das neben ihm auf dem einfachen Altare stand, und trat mit demselben ohne Furcht zwischen die Heiden. Im Namen des Gekreuzigten, rief er mit feyer-

licher, gebietender Stimme, lasset ab von der reinen Jungfrau, ihr Unreinen! Ich befehle es euch im Namen des ewigen Gottes, vor dem eure Götzen nur Staub, ein Nichts sind!

Aber auch seinen Worten fehlte die Kraft eines Wunders, die Räuber blickten ihn wüthend an, am wüthendsten Wolf Lutz. Greift ihn, rief er, den Christenhund, und schlachtet ihn den Göttern!

Schnell sprangen drei der wildesten Gesellen aus dem Haufen vor, mit gezückten Schwertern, um den Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Aber ruhig, wie im sichern Gefühle der Unverletzlichkeit, erwartete sie der Geistliche, und hielt ihnen schweigend das Cruzifix entgegen. Und wunderbar war es anzuschauen, wie den wilden Heiden plötzlich der Arm gelähmt war, und sie zitternd, mit angstvollen Gesichtern vor dem schwachen Greise standen.

Im Namen des Herrn, rief er noch einmal furchtlos, lasset ab von der Jungfrau! Aber Wolf Lutz war schon mit ihr aus der Höhle hinaus, die Drei, die den Mönch hatten morden wollen, folgten ihm schnell; vergebens rief der Geistliche ihnen Bitten und Drohungen nach; in wenigen Augenblicken war der ganze Haufe mit dem Mädchen aus der Schlucht verschwunden.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der Zug Lutzens auf die rothe Burg zurückkam. Wolf Lutz selbst hob die Jungfrau hier von dem Pferde, nahm sie auf seinen starken Arm, und trug sie zu dem Gemache seines kranken Sohnes. Dirne! sprach er unterwegs mit fürchterlicher Strenge zu ihr. Mein Knabe zehrt sich in unbändigem Verlangen nach dir auf. Wi-

derstehe ihm nicht ferner! Ergieb dich ihm ohne Widerstreben, oder, bei den furchtbaren Göttern, ich werfe dich meinen gemeinsten Knechten vor, daß sie öffentlich zu ihrem Willen dich zwingen, und dann wie einen Hund, dich abschlachten. Ich schwöre es, Dirne, rief er lauter, und Wolf Lutz schwört nicht falsch.

Seine starke Stimme tönte furchtbar, in seinen Augen brannte ein drohendes Feuer. Christina lag sprachlos in seinem Arme. So trug er sie in das Gemach des Kranken. Der Jüngling lag blaß auf seinem weichen Lager und sog die wohlthätige Wärme der Sonnenstrahlen ein. Sein Auge glänzte, als wenn wehe und süße Erinnerungen, gleich zauberischen Bildern, vor sein inneres Auge träten; da hört er die Thüre seines Gemaches sich öffnen, er blickt auf und starrt die Erscheinung an, die sich ihm entgegenstellt, und dunkle Gluth überzieht sein fahles Gesicht, und hohes Feuer tritt in seine erstorbenen Augen.

Ist sie es, mein Söhnchen? rief Wolf Lutz zärtlich, mit seiner schönen Beute vor ihn tretend. Sie ist dein jetzt! Verfahre mit ihr nach deinem Gefallen, damit du genesen mögest. Hier übergebe ich sie dir. Sie wird dir nicht ferner widerstreben, denn mein Zorn würde sie furchtbar treffen.

Er legte sanft das zitternde Mädchen auf das Lager von weichen Fellen an die Seite des Jünglings und verließ schnell das Gemach.

Grabesstille herrschte nach seiner Entfernung in dem Zimmer. Verwirrt saß Hermann auf seinem Lager, dann hoch erröthend, mit frohem Feuer in den dunkeln Augen, dann wieder bleich werdend und trübe und mit erloschenem Blick; sein Athem ging schnell

und heftig, sein Herz klopfte hörbar, seine Brust flog auf und nieder, Ungewiß sah er das Mädchen an seiner Seite an und wußte nicht, ob er die Arme nach ihr ausstrecken und sie an sein Herz ziehen, oder ob er mit süßen Worten ihr zureden sollte.

Aengstlich lag das Mädchen neben ihm; auch ihr Busen wogte heftig auf und nieder, und ihre Wangen wurden bald bleich, bald roth; auch sie wagte nicht sich zu bewegen, und wußte nicht ob sie sprechen solle oder nicht. Doch auf einmal trat hoher Muth in ihre Züge, sie stand auf und stellte sich vor den Jüngling, und sah ihn fest an mit ihren schönen, in diesem Augenblicke von einer unendlichen Klarheit strahlenden Augen. Hermann, sprach sie dann, du hast so oft mir unbegränzte Liebe geschworen; wenn du sie noch jetzt in deinem Herzen für mich fühlst —

Der Jüngling hatte ihrem festen klaren Blicke nicht begegnen können, unwillkührlich hatte er die Augen niederschlagen müssen. Aber jetzt erhoben sie sich schnell wieder, und hefteten sich mit unbeschreiblicher Gluth auf das Mädchen. Bei den ewigen Göttern! rief er, ich liebe dich noch Christine. Ich habe dich nie mit dieser verzehrenden Gluth geliebt wie jetzt; das ist ja auch mein Tod! Denn ich muß mich still aufzehren in meiner Liebe, da du keine Erhörung schenken willst.

Christine seufzte tief auf. Kann ich Hermann? fragte sie; kann ich meinen ewigen Gott verlassen?

Das sollst du nicht, fiel schnell der Jüngling ein. Mein Vater liebt mich. Sey mein, und er wird dir deinen Gott nicht nehmen. Aber laß mir auch meine Götter! O Christina, erhöre mich; liebe mich wieder! So oft hab' ich auf meinen Knieen darum gefleht.

Wie oft, wenn ich des Abends in dem einsamen Thale an der Quelle dich überraschte, und dir erzählte, wie dein erster Anblick auf mich gewirkt, wie ich gemeint hätte, eine der hohen Göttinnen zu sehen; wie es mich dann unwiderstehlich zu dir zurückgezogen, und wie ich nun jeden Tag kommen müsse, und nicht schlafen könne auf meinem Lager, wenn ich nicht dich, oder nur wenigstens den Zipfel deines Gewandes gesehen; wie oft habe ich dann unter den heißesten Thränen um deine Liebe gefleht, gebettelt. Aber du bliebest kalt, du —

Nein, nein! rief das Mädchen, ohne es zu wissen, mit schmerzlicher Stimme: O hättest du in mein Herz sehen können!

Doch, fuhr Hermann fort; du erhörtest mich nicht; nur Liebe zu deinem Gott war in deiner Brust, nur ihm gehörtest du an; und mein wolltest du nur werden, wenn ich meine Götter abschwören und an deinen Gott glauben wolle.

Christinens Augen belebten sich. Hermann! rief sie; ich war nicht kalt gegen dich. Höre es, ich liebe dich; aber mein Gott gehet mir über alles, über mein eigenes Leben. Nimmer kann ich dem Heiden angehören und seinen falschen Göttern. O glaube mir, ich liebe dich eben so kräftig, als du nur je für mich gefühlt hast. Drum Hermann, verlaß deine falschen Götzen, und laß uns glücklich seyn. O folge den Bitten der reinsten, aufrichtigsten Liebe!

Die Götter sind furchtbar! erwiederte der Jüngling. Sie verderben den, der sie verläßt. Ihr Zorn würde dich treffen und mich, und uns schrecklich verzehren.

Deine Götter ſind ohnmächtig! rief das Mädchen; es giebt nur Einen wahren Gott, und der beſchützt ſeine Getreuen.

Die Götter ſind furchtbar! wiederholte der Jüngling ängſtlich. Verhöhne ſie nicht. Hat ihr Zorn dich nicht ſchon ſchrecklich getroffen, und deine Eltern auch, weil ihr ſie verlaſſen, und zu einem fremden Gott euch hingeneigt habt? O Chriſtina, ihr waret ſo glücklich, ſo lange ihr den alten Göttern anhinget; und nur Unglück hat Euch verfolgt, ſeitdem ihr der neuen Lehre zugethan ſeyd. Das war der Zorn der Ewigen. Kehre zurück, ehe ſie dich ganz verderben. Sey mein, laß uns glücklich ſeyn.

Er ſprach mit liebevoller, inniger Stimme, und legte ſeinen Arm um den ſchlanken Leib der Geliebten, indem er ſie ſehnſüchtig und bittend anſah. Aber ſie ſchob ihn ſanft zurück, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. O warum mußt du ſo verblendet ſeyn! rief ſie. Warum kann das reine Licht der wahren Gottheit nicht in deinen Buſen dringen? Folge mir! Hermann, laß dich taufen, und ich bin dein.

Das kranke Geſicht des Jünglings glühete fieberhaft, ſeine Augen ſtarrten finſter brütend vor ſich hin. Mein? rief er. Mein biſt du doch! — Er ſah ſie mit einem verlangenden, aber noch unentſchloſſenem Blicke an.

Chriſtina erſchrak heftig davor, ſie zitterte. Herman, ſagte ſie. Wenn du mich liebſt, ſo wirſt du mich achten, meine Tugend, meine Unſchuld ehren!

Der Jüngling ſtarrte, noch immer mit ſich kämpfend vor ſich hin. Sey mein, Chriſtina! ſagte er noch

einmal mit bittender Stimme, aber indem seine Augen sich plötzlich mit dunkler Gluth auf sie hefteten.

Das Mädchen wurde ängstlicher. O ewiger Gott! rief sie, wende sein Herz zum Guten, zur Milde! — Hermann, wandte sie sich an den Jüngling; sey edel, verdirb ein armes, unglückliches Mädchen nicht.

Sie weinte große Thränen; aber auf den Jüngling, in dem die Verblendung und das Verlangen der Leidenschaft mit immer furchtbarerer Gewalt Herrschaft gewann, machten sie keinen Eindruck mehr. Sein Gesicht glühete, seine Augen brannten, die heftige Bewegung seines Körpers verrieth das Stürmen seines kochenden Blutes. Ein gewaltsamer Entschluß schien mit jeder Sekunde sich mehr in seiner Seele auszubilden. Christina sah sein Kämpfen; aber die Gluth seiner Blicke ließ sie nicht zweifelhaft, daß die Leidenschaft den Sieg davon tragen werde. In unnennbarer Angst schritt sie in dem Gemache auf und ab. Wie sollte, wie konnte sie sich retten? Kein Mittel bot sich ihr dar. Sie eilte nach dem hohen Fenster, es führte auf den mit spitzen Steinen gepflasterten Burghof, ein kühner Sturz hinunter konnte ihrem Leben ein Ende machen, aber auch ihrer Angst, ihren Leiden. Allein ein starkes eisernes Gitter verwehrte ihr auch dies letzte Rettungsmittel. Sie rüttelte vergebens an den eisernen Stäben, und sah mit Sehnsucht auf den Burghof hinunter. Nur neue Leiden sollten ihr werden, denn unten sah sie auf einmal ihren treuen Lehrer und Hirten, den Mönch Johannes Baptista, wie er von den hartherzigen Heiden verhöhnt wurde.

Der edle Greis war ihr gefolgt, um, seines eigenen Lebens nicht achtend, noch einen Versuch zu machen,

ob er sie nicht retten könne aus den Klauen der heidnischen Tiger. Furchtlos ging er auf die rothe Burg, und stellte dem Räuber Lutz seine große Schandthat vor, und flehete ihn, die christliche Jungfrau wieder herauszugeben. Er belehrte ihn, wie Christus der Herr, auf die Erde herabgekommen, und die Menschen gelehrt habe, gerecht und gottesfürchtig zu leben, und nüchtern und züchtig. Allein Wolf Lutz spottete seiner und rief seinen Knechten zu: Fanget den Windhund des höllischen Schlächters,*) und werft ihn in die große Wolfsgrube, zu den Kröten und Unken, daß er langsam dahinsterbe, zur Rache der Götter, die er verhöhnt! Doch den Knechten war es noch in frischem Andenken, wie der Greis vor kurzem ihre Arme gelähmt hatte; sie wagten es nicht, ihm zu nahen, und heyten nur die großen Burghunde auf ihn, daß die ihn zerreissen sollten. Doch auch die Thiere thaten dem Priester nichts, und mit so wüthendem Bellen sie auf ihn zuschossen, so freundlich wedelten sie mit den Schwänzen, als sie in seine Nähe kamen; und ohne daß ihm ein Häärchen gekrümmt wäre, kehrte der Mönch wieder zurück, als er jetzt alle Bitten und Vorstellungen vergeblich sah.

Dieses sah Christine aus dem Fenster ihres Gefängnisses mit an. Sandte die wunderbare Errettung des frommen Geistlichen auch auf einen Augenblick einen Strahl der Hoffnung in ihre Brust, so mußte dieser doch eben so schnell wieder verschwinden, wenn sie jetzt zurückblickte, und den verblendeten Jüngling, mit der unwiderstehlichen Gluth des Verlangens in den glühenden Augen, auf sich zukommen sah. Der Kampf in ihm

*) Die heidnischen Sabier nannten bekanntlich Gott den Schöpfer den „starken Schlächter."

hatte aufgehört, die Sinnlichkeit hatte gesiegt, und loderte jetzt mit furchtbarer Gewalt in ihm empor. Mein sollst du seyn! rief er mit vor Verlangen zitternder halb erstickter Stimme, und streckte beide Arme nach dem Mädchen aus, um sie an sich zu reißen, und drückte seine heißen, durstigen Lippen auf ihren Nacken.

Aber die Verzweiflung gab der Jungfrau ungewohnte Kräfte, sie riß sich von ihm los und stieß ihn von sich, daß er rücklings zur Erde stürzte. Dann lief sie mitten ins Zimmer und warf sich auf die Knie und flehete mit heißer Inbrunst zum Himmel um Rettung. O Herr, Herr! rief sie, hoch die gefalteten Hände emporstreckend, sey mir gnädig, errette mich! Vernichte meinen Leib, damit meine Unschuld bewahrt, meine Seele gerettet werde! O Geist meiner Mutter, bitte, flehe für mich! O Himmel, sende deine Blitze.

Aber es geschah kein Wunder, es kam kein Blitz. Der Jüngling hatte sich von der Erde wieder emporgehoben, der Fall hatte seine Glut nicht abkühlen können; im Gegentheile, immer wilder wurde seine Begierde, immer unbändiger der Aufruhr seiner Sinne. Seiner nicht mehr mächtig, raffte er sich auf und stürzte von neuem auf die knieende Jungfrau, wie der Geyer auf die Taube. Auch ihm hat die Leidenschaft schnell die Kräfte wieder geliehen, die seine Krankheit ihm genommen hatte; so wenig er in diesem Augenblicke ein Mensch war, so wenig war er auch krank oder schwach; er war ein wildes, rasendes Thier. Mit kräftiger Faust riß er die Jungfrau in die Höhe und schleppte sie zu seinem Lager. Mein sollst du seyn! rief er mit lallender Zunge.

Da geschah plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag am Himmel, daß das Gemach erbebte und die Burg, und der Berg auf dem sie stand; und in demselben Augenblicke verschwand das Licht der Sonne, und der Himmel verfinsterte sich, daß Finsterniß des Grabes in dem Gemache herrschte.

Herr, du bist gnädig! rief das Mädchen frohlokkend. Der Jüngling aber starrte entsetzt in die plötzliche Nacht hinaus, und ließ seine Beute fahren. Aber nur einen Augenblick lang; schnell erwachte seine Leidenschaft wieder, und von neuem und heftiger umschlang er das Mädchen.

Da fiel ein zweiter, furchtbarer Schlag vom Himmel, und zischende Blitze fuhren kräuselnd im Gemache umher, und die ganze Burg erzitterte wieder, wie in ihren Grundmauern erschüttert. Doch den Wüthenden schreckte das nicht. Ich fürchte deinen Gekreuzigten nicht! rief er, meine Götter sind mächtiger. Er umschlang sie heftiger, glühender. Herr! Herr! Sey mir gnädig! rief in Todesangst das Mädchen.

Da fiel ein dritter Schlag vom Himmel, gewaltig, als wenn er die Erde zernichten wolle, und heftiger zitterte das Gemach, und die Burg wankte, und die Erde öffnete einen weiten, bodenlosen Abgrund, und die Burg sank hinein mit Spitzen und Thürmen, mit Menschen und mit Vieh: und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, war ein trüber, schwefelichter Pfuhl, derselbe, der noch jetzt der Krähenpfuhl heißt.

Dieses geschah aber in der Mittagsstunde des neun und zwanzigsten Tages im Monat Julius und im Jahre des Herrn achthundert.

Der Himmel war wieder hell und heiter geworden, der Sturmwind, der dieses furchtbare Gericht des Herrn begleitet hätte, hatte nachgelassen. Die Sonne schien wieder lustig und milde auf Feld und Wald, und ein sanfter Wind säuselte durch das Laub der Bäume. Keine Spur, war mehr von dem wüthenden Orkane zu sehen, unter dessen Gewalt noch vor einer Stunde die Erde erbebt hatte; nur der frisch entstandene Teich kochte noch tief unten in seinem Grunde und trieb dicken stinkenden Rauch empor, und schlug mit trüben Wellen an seine verbrannten Ufer.

Da kam langsam ein hohes Weib den Berg heraufgeschritten; tief eingehüllt war sie in ein weites, dunkles Gewand, wild hingen ihre greisen Haare um Haupt und Nacken; sie blickte lange mit dunkeln Augen in den dampfenden Pfuhl. Dann sprach sie langsam mit hohler, tiefer Stimme: Die Götter sind furchtbar! — und hüllte sich tiefer in ihr Gewand, und ging mit langsamen Schritten in den Wald.

Nicht lange nachher aber kam der greise Mönch Johannes Baptista von einer andern Seite den Berg herauf Auch sein Auge war trübe, aber voll Demuth und Vertrauen. Als er an den Pfuhl kam und hinein schaute, verschwand plötzlich der stinkende Rauch von demselben; das Kochen im Grunde hörte auf und der Spiegel des Wassers wurde hell und klar. Und wie mit frommem Erstaunen der Mönch dieß ersah, da tauchte ein weißer Leichnam aus dem Wasser empor und schwamm langsam zu der Stelle, wo der Mönch stand. Er erkannte ihn; es war der Leichnam Christinens. Er zog ihn hervor und hob ihn ans Ufer. Dann legte er ihn auf seine Schultern und trug ihn

zu der Höhle wo die Leichen ihrer Eltern noch lagen. Alle drey beerdigte er sie in dem Thale und segnete sie ein, und betete für ihre Seelen. Darauf aber verließ er das Thal und die Gegend, und ging weiter, bis er wieder zu Christen kam, bey denen er von neuem das Wort des Herrn predigte und segensreich wirkte bis zu seinem gottseligen Ende.

Am 29. Julius des Jahrs 800, also gerade tausend Jahre später, hat man den Leib Christinens wiedergefunden, er war frisch und weiß und unverweset, wie der Leichnam einer Heiligen.

H. Stahl.

II.

Der Hick,

ein Volksmärchen.

An der Grenze Westphalens nach dem Bergerlande hin liegt die vormalige Reichsgrafschaft Gimborn-Neustadt, in deren Bereiche das, jetzt wegen seiner bunten Kirche bekannte, Dörfchen Lieberhausen ist. Gegenwärtig wohnen in diesem brave und wohlhabende Leute, ein guter Menschenschlag, einsichtsvolle Ackerwirthe, thätige Handwerker. Vor vielen hundert Jahren aber waren die Einwohner Lieberhausens weit und breit bekannt, eben so sehr durch ihre Armuth als durch ihre Dummheit. Nur ein einziges gescheutes Männlein wohnte damals im Dorfe Liedershausen, das hieß Hick. Allein so pfiffig und listig dieser Hick auch war, so arm war er doch, der ärmste im ganzen Dorfe. Denn nur ein kleines Hüttchen, von Lehm und Baumzweigen aufgebauet, und eine alte Kuh machten sein ganzes Vermögen aus, und, damit wir nichts vergessen, ein klarer, frischer Quell, der neben seiner Hütte aus dem Felsen sprang. Dabey hatte Hick freylich einen starken Körper und ein paar gesunde Arme; aber ein Handwerk verstand er nicht, wie man in ganz Lieberhausen keins verstand; er konnte daher nur tagelöhnern, und das ging schlecht und brachte wenig ein

Daher kam es, daß es dem armen Hick recht herzlich sauer wurde, sich und seine fünf kleinen Kinder durchzubringen, ja, ihnen nur das Leben zu fristen. Seine Frau war schon vor ein paar Jahren im Kindbette gestorben. Bittere Noth war in dem Häuschen Hicks, und wohl keine Woche ging vorbey, wo der arme Tagelöhner mit seinen Kindern sich nicht hungrig zu Bette legte. Er hatte zwar mit seiner gewohnten Listigkeit eine ganz absonderliche Speiseordnung in seiner kleinen Familie eingeführt; des Morgens nemlich vertheilte er unter seinen fünf Kindern ein Stück Brodt, das bald groß, bald klein war, und dabey ließ er sie nach Herzenslust aus dem klaren Quell trinken, der neben dem Hüttchen entsprang. Des Mittags kochte er ein Suppchen von der Milch, die ihm seine Kuh gegeben hatte; weil das aber für Alle nicht ausreichte, so hatte er die Einrichtung getroffen, daß jedesmal nur Ein Theil der Kinder Milchsuppe bekam, und die übrigen schwarzes trocknes Brodt und dabey wieder frisches, klares Wasser; und hiemit ließ er sie alle Tage wechseln; wer aber Milchsuppe bekam, der erhielt kein Brodt, und wer Brodt bekam, keine Milchsuppe. Er selbst aß blos trockenes Brodt, und trank Wasser dazu. Kartoffeln kannte man damals noch nicht. Des Abends gab es wieder trocknes Brodt, wann er etwas hatte.

Trotz dieser weisen Einrichtung konnte Hick es aber nicht verhindern, daß manchen Abend sowohl er, als seine Kinderchen mit bitterem Hunger zu Bette gehen mußten; oder wohl nicht zu Bette, denn ein Bette hatte Hick nicht, sondern auf ihr Lager von Moos und Laub, das Hick zurecht gemacht hatte, so gut es angehen wollte.

Dabey verlor jedoch Hick seinen frohen, lustigen Muth nicht. Einstmals aber, es war gerade große Theurung in der ganzen Gegend, und wahre Hungersnoth in Lieberhausen, besonders in dem Hick'schen Hüttchen, lag er des Nachts schlaflos auf seinem Laublager und warf sich von Einer Seite auf die andere, weil ihm der Leib weh that vor Hunger, und auch seine Würmerchen die nicht weit von ihm lagen, und die ebenfalls hungrig hatten sich schlafen legen müssen, hörte er ächzen und sich bald links, bald rechts herum werfen; und das jüngste Kind, ein Mädchen von zwey Jahren, weinte gar leise, aber desto bitterlicher. Da vergaß der arme Hick zwar seines Hungers und seiner Schmerzen, aber um so eher bekam er einen Stich ins Herz über das Leiden seiner hungrigen Würmerchen. Und, so leid es ihm auch that, faßte er den Entschluß, diesem Elende abzuhelfen, seine alte Kuh zu schlachten. Sie war zwar lange Jahre hindurch seine treue Gefährtin gewesen, und so manchen lieben Tag hatte sie ihn und die Kinder, und auch seine verstorbene Frau noch, mit ihrer süßen Milch ernährt und gestärkt. Aber dennoch mußte sie jetzt daran. Sie ist überdieß schon alt, vertröstete Hick sich selbst, und gibt alle Tage weniger Milch; von ihrem Fleische aber können wir ein ganzes Vierteljahr lang essen, und die Haut trage ich nach Cöln; gewiß bekomme ich dort ein schönes Stück Geld dafür!

Gesagt, gethan! Noch in der Nacht stand Hick auf, schlachtete seine Kuh, aß sich mit seinen Kindern herzlich satt an dem schmackhaften Fleische, hing den Ueberrest in den Rauchfang, und machte sich dann, beladen mit der Haut, wohlgemuth auf den Weg nach Cöln

Cöln, die heilige Stadt, liegt bekanntlich zwölf Stunden von Lieberhausen. Hick marschirte fröhlich und guter Dinge, pfiff sich eine lustige Weise, und machte Pläne, wie jenes Milchmädchen. Auf einmal aber überfiel ihn ein heftiges Gewitter. Einkehren konnte er nirgends, um sich da wieder zu schützen, denn keine Herberge und kein Haus sah er auf seinem Wege, nicht einmal einen Baum, unter den er sich hätte stellen können. Er wickelte sich daher, um von dem gewaltigen Regen nicht ganz durchnäßt zu werden, in seine Kuhhaut ein, aber so, daß die Fleischseite nach außen gekehrt war, damit er sich nicht schmutzig mache. So ging er munter fort; als aber der Regen etwas nachgelassen hatte, sah ihn ein Rabe, der von dem frischen Geruche der Kuhhaut herbeygelockt war; dieser hielt ihn für ein Stück Aas, und stürzte sich auf ihn los, um sich einen guten Bissen zu verschaffen. Hick aber sah ihn wohl, dachte: den kannst du vielleicht gebrauchen! wickelte daher ganz sachte seine Hand los, schnappte dann schnell nach dem Vogel, und erwischte ihn glücklich. Dann ging er weiter mit seinem Fange, ohne daran zu denken, welches Glück ihm dieser bringen sollte.

Es war noch heller Tag, als er in Cöln ankam. Er verkaufte seine Kuhhaut, aber er erhielt nur weniges dafür, nicht mehr, als er in Liebershausen auch würde bekommen haben, wenn dort Geld gewesen wäre. Seinen Vogel wollte ihm Niemand abkaufen. Ziemlich mißmüthig kehrte Hick in einem Wirthshause am Heumarkte ein, um sich durch ein Glas Bier zur Rückreise zu stärken. — Man hat ein altes Sprichwort: Wo der liebe Gott eine Kirche hat, da hat der Teu-

sel eine Kapelle nebenan! Ist dieses Sprichwort ein Wahrwort, so muß der Teufel in Cöln viele Kapellen haben. Dem Hick schien das Wirthshaus in dem er eingekehrt war, wirklich eine solche Teufelskapelle zu seyn; denn, während der Mann nicht zu Hause war, sah er die hübsche junge Wirthin in einem Kämmerchen neben der Wirthsstube einen glatten, vollgenährten Mönch mit Wein und Schinken und Würsten tractiren und dabey die Beyden allerley Kurzweil treiben, die sie vor dem Manne wohl schwerlich hätten mögen sehen lassen. Hick stellte sich jedoch, als bemerke er nichts, und trank ruhig sein Glas Bier, indem er seinen Raben streichelte.

Auf einmal sah die Wirthin über den Heumarkt her ihren Mann ankommen. Darüber gerieth sie in große Angst, denn er war schon zu nahe, als daß sie den Mönch unbemerkt hätte aus dem Kämmerchen schaffen können, und eine Hinterthür hatte dieses nicht. Sie versteckte daher, so gut es angehen wollte, den Mönch unter der Treppe, und warf den Schinken unter eine Kiste, und die Weinflasche in das Bette. Dann trat sie, wie die Weiber wohl zu thun pflegen, gar freundlich und zärtlich ihrem hereinkommenden Manne entgegen. Doch als dieser ihr glühendes Gesicht bemerkte, und sie darüber etwas verwundert ansah, ging sie verwirrt hinaus.

Der Wirth sah ihr eine Weile sinnend nach; dann aber fiel ihm der Fremde mit dem Raben auf, und nachdem er Beyde eine Zeitlang gemustert, fragte er den Hick: Uemchen wat haad he do för en Dier?—

Da bekam der listige Hick einen sonderbaren Gedanken. Einen Wahrsager! antwortete er.

Einen Wahrsager: wiederholte der Wirth, stutzte, warf einen zweifelhaften Blick auf die Thüre, aus der seine Frau gegangen war, rieb die Stirne, und bat den Hick, den Vogel etwas wahrsagen zu lassen.

Recht gerne! meinte Hick, aber nur nicht umsonst!

Der Wirth zog Geld hervor, ein ganzes Quärtchen, und gab es dem Hick. Und dieser kniff seinen Raben in den Schwanz, und der Rabe schrie mit lauter Stimme: Quak! quak!

Wat'haab he gefragt? fragte eifrig der neugierige Wirth.

Er hat gesagt, antwortete Hick, in dem Kämmerlein dort liege eine Flasche Wein im Bette!

Schnell eilte der Wirth in das Kämmerchen, suchte im Bette und fand die Flasche Wein, die nur noch zum dritten Theile voll war. Er wurde glühend roth im Gesichte, und rieb sich heftig vor der Stirne. Dann aber ging er zum Hick zurück, und verlangte, der Vogel solle noch mehr wahrsagen.

Recht gerne! meinte Hick wieder; aber ich muß auch mehr Geld haben!

Der Wirth zog noch ein Quärtchen hervor, und dann noch eins, und ein drittes und viertes, weil Hick immer den Kopf schüttelte. Als aber nun der Kronthaler voll war, kniff Hick seinen Raben wieder in den Schwanz, und dieser schrie wieder: Quak! quak! — Und der Wirth fragte wieder eifrig, was er gesagt habe?

Er hat gesagt, antwortete Hick ruhig, unter der Kiste dort stehe ein Schinken.

Auch den Schinken fand der Wirth, und glühete stärker und rieb seine zuckende Stirne immer heftiger, und verlangte doch noch eifriger von Hick, der Vogel solle ihm noch mehr wahrsagen. Allein Hick war klug. Heute nicht! antwortete er; es schmerzt den Vogel zu sehr, wie auch sein Schreyen Euch kund gibt. Wartet bis morgen!

Aber der Wirth konnte keinen Augenblick mehr warten. Nein, gleich! rief er auf der Stelle muß er wahrsagen! und er warf all sein Geld auf den Tisch, das er bey sich trug; drey, vier, fünf Kronthaler. Dem Hick lachte sein Herz im Leibe über den Anblick des schönen Geldes, aber er hielt sich doch standhaft; da wurde der Wirth fast wüthend, und schloß einen Schrank auf und nahm ein blankes Goldstück daraus und legte das zu den Kronthalern. Da konnte denn auch Hick, nicht länger mehr an sich halten, er kniff das Thier zum drittenmale in den Schwanz, dieses schrie wieder laut fein: Quak, quak, und der listige Liederhäuser offenbarte nun: Unter der Treppe stecke ein Mönch!

Bebend vor Zorn stürzte der Wirth in das Kämmerchen, zu der Treppe, zog mit gewaltiger Faust das bleiche Mönchlein hervor, und — die Szene, in der jezt Eins der zehn Gebote mit kräftigem Arme ausgelegt wurde, bedarf wohl keiner Beschreibung.

Hick, im Besitze seiner Reichthümer, sah unterdeß sehr ruhig und zufrieden zu, ließ sich noch ein Glas Bier geben, und wollte sich dann zur Rückreise anschicken. Doch der eifersüchtige Wirth wollte ihn mit dem Vogel nicht ziehen lassen. Den Wahrsager, rief er, lasse ich nicht wieder aus dem Hause; Ihr müßt ihn mir verkaufen!

Hick aber schüttelte listiger Weise gewaltig den Kopf. Das Thier ist mir nicht feil! erwiederte er, aber desto wohlgefälliger lächelte er, als der Wirth wieder den Geldschrank aufschloß, und den Beutel hervorzog, in dem die Goldstücke waren.

Drey zählte er davon auf, blank und glänzend, und verlaugte den Vogel dafür; noch drey legte er dazu, als Hick noch nicht ja sagen wollte. Da strich dieser das Geld ein, gab den Vogel ab, und lief, was er laufen konnte, aus Cölns Mauern heraus.

Arm war Hick aus Lieberhausen gegangen, der ärmste des Dorfes; als ein reicher Mann kam er zurück. Nicht blos er, kein Mensch in ganz Lieberhausen hatte je so viel Geld beysammen gesehen. Mit Gewalt wollten die Lieberhausen daher wissen, wie Hick dazu gekommen sey. Tag und Nacht bestürmten sie die Hütte als Beneidenswerthen, der jetzt jeden Abend seine Kinder satt futtern konnte, und fragten ihn, woher er die Reichthümer bekomme habe?

Ich will es Euch sagen, antwortete Hick zuletzt, für meine Kuhhaut; das Zeug ist dort entsetzlich theuer!

Da frohlockten die Lieberhäuser, und schlachteten auf der Stelle all ihr Vieh, daß am andern Morgen keine lebendige Kuh mehr in Lieberhausen war. Die Häute luden sie auf und wanderten damit nach Cöln und sangen und jubelten vor Freude. Aber wie fanden sie sich betrogen, als in Cöln die Kuhhäute nicht theuerer waren, als in Lieberhausen auch! Der Verdruß und der Aerger des gefoppten Volkes war unglaublich; aufs höchste erbittert gegen Hick kehrten sie heim, und beschlossen einmuthig, ihn, als die alleinige Ursache ihrer Schmach und ihres Unglücks, zu tödten.

Lange gingen sie zu Rathe, auf welche Art sie dieß ins Werk stellen sollten, zuletzt schlug Einer vor, man solle eine große Tonne kaufen, in dieser den Hick einsperren, und ihn so zum Rheine wälzen, um ihn dafür seine hinterlistige Lüge büßen zu lassen, wohin dieser sie gefoppt habe. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag angenommene Man kaufte in der Stille eine große, starke Tonne, überfiel dann eines Morgens den Hick, als dieser eben mit seinen Kindern bey dem wohlschmeckenden Frühstücke saß, warf ihn in die Tonne, schlug den Boden derselben hinter ihm zu, und rollte ihn dann unter wildem Gejauchze zum Rheine. Das ganze Dorf ging mit.

Ohne Unfall kamen sie in die Nähe des Flusses; hier aber kehrten sie in einem Wirthshause, das nicht gar weit von der Landstraße stand, ein, um sich vorher zu dem Reste ihrer Expedition zu stärken; die Tonne ließen sie unbewacht auf der Straße stehen.

Der arme Hick! Wohl kannte er das Schicksal, mit dem er bedroht war, und wohl wußte er, daß die empörten Lieberhäuser ihm keine Gnade schenken würden. Aber dennoch verließ ihn sein Muth nicht. So oft hatte er in Noth und Angst durch fröhliches Singen sein Herz erleichtert, auch jetzt in seiner Todesangst stimmte er einen lustigen Gesang an, und sang mit lauter Stimme ein Lied, das in seiner Heimath sehr bekannt war, und mit den Worten anfing:

Ich sall to Cöllen Bischop syn,
Und hävve keene Lust!

Das hörte ein Hirt, der mit seiner Heerde Schafe des Weges gezogen kam. Neugierig nahete sich dieser der Tonne, und lauschte auf die merkwürdigen Worte,

die ihm daraus entgegentönten, und hörte noch einmal: Ich sall to Cöllen Bischop syn, und hävve keene Luſt!

Guter Freund in der Tonne! rief er voll Erſtaunen, iſt das wahr, was Ihr da ſinget?

Sicher! antwortete Hick, dem ſchnell ein Licht der Hoffnung aufging.

Das dünkte den Hirten unbegreiflich. Biſchof von Cöln! Er kannte nichts Höheres und nichts Glänzenderes. Guter Freund in der Tonne! rief er noch einmal; und Ihr habt keine Luſt? — Es iſt nicht möglich!

Habt Ihr vielleicht Luſt? fragte der liſtige Hick. Man kennt mich in Cöln nicht; wir können tauſchen.

Da warf der Hirt einen fröhlichen Blick auf die vielen Häuſer und Thürme der Stadt Cöln, die drüben vom Rhein her ihn ſo einladend anſchaueten, und die nun ſein werden ſollten, und ohne ſich länger zu bedenken, bot er dem Hick ſeine ganze Heerde zum Tauſche gegen die Biſchofsmütze an.

Wer war froher als Hick! Augenblicklich ſagte er ja, forderte den Hirten auf, den Boden der Tonne loszuſchlagen, ſprang, als dieſer das gethan, heraus, und ließ jenen wieder hinein. Dann ſchlug er ſchnell den Boden wieder zu, und trieb nun leicht und fröhlich mit ſeiner Heerde Schaafe gen Lieberhauſen zurück.

Bald nachher kamen die Lieberhäuſer aus dem Wirthshauſe, voll des genoſſenen Biers und Brandtweins, und lärmend und jubelnd; mit wildem Geſchrei naheten ſie ſich der Tonne, und wälzten ſie, das Gejammer des armen Hirten übertönend, in den Rhein.

Dann kehrten sie, froh über die glücklich vollzogene Rache, in ihr Dorf zurück.

Aber wie erstaunten sie, als sie hier den Hick wohlbehalten mit seiner Heerde Schafe fanden! Die Hände schlugen die guten Leute über den Köpfen zusammen. Wir haben ihn doch jammern hören! sprachen sie untereinander, und wir haben doch vor unseren Augen die Tonne untersinken sehen! Sie konnten den Hick nicht genug fragen, wie er beim Leben geblieben, und wo und wie er an die Schafe gekommen sey?

Da stellte sich Hick treuherzig und berichtete ihnen: die Schafe habe er im Rheine gefunden; dort seyen Schafe genug, für ganz Lieberhausen: man müsse es nur recht anzufangen wissen, um sie zu bekommen.

Als das die Lieberhäuser hörten, vergaßen sie plötzlich allen ihren Groll, und baten Hick, er möge doch auch ihnen zu dem Besitze so herrlicher Heerden verhelfen. Dazu war Hick gern bereit, denn er wollte Rache nehmen dafür, daß sie ihn hatten umbringen wollen. Er forderte sie daher auf, mit ihm an den Rhein zu ziehen, wo er ihnen dann Schafe genug verschaffen wolle.

Ganz Lieberhausen wallfahrtete jetzt zum dritten Male zum Rheine, Hick mit seinen Schafen an der Spitze; Niemand, keine Seele, blieb in dem Dorfe zurück, jung und alt, Weiber und Kinder machten sich auf die Beine, denn jeder wollte Theil haben an der Herrlichkeit, die Hick ihnen versprach.

Hick that unterwegs sehr geheimnißvoll, und schwieg auf alle Fragen, welche die neugierigen une

begierigen Lieberhäuser an ihn richteten. Paßt nur auf, wenn es Zeit ist! sagte er ihnen. Als sie an dem Flusse angekommen waren, trieb er seine Heerde ganz dicht an das hohe Ufer, daß die Thiere unten im Wasser sich abspiegelten. Dann befahl er den Lieberhäusern, ebenfalls nahe heran zu treten; sie thaten dieß, und sahen eine unendliche Menge Schafe auf dem Grunde des Rheines. Da war große, laute Freude unter ihnen, und sie drangen in Hick, ihnen geschwind zu sagen, wie sie es machen müßten, um die Thiere zu bekommen.

Jetzt paßt auf! rief Hick. Einer von Euch springt in den Rhein und taucht unter, um genau nachzusehen, wo die Schafe sind; und wenn er sie gefunden hat, so steckt er zum Zeichen beide Arme in die Höhe. Wenn Ihr das sehet, so springt Ihr Alle nach, und Ihr dürft dann nur zugreifen, um so viele Schafe zu bekommen, als Ihr haben wollt.

Das leuchtete den Leuten ein, und es war nur noch die Schwierigkeit, wer zuerst den Sprung wagen solle. Doch auch hiezu verstand sich bald Einer, von der Hoffnung, eine desto größere Beute zu machen, angetrieben. Rasch sprang er in die Fluthen; weil er nicht schwimmen konnte, ging er zu Grunde, kam aber bald wieder empor und hob nun vor Angst beide Hände hoch in die Höhe. Das sahen die Lieberhäuser und hielten es für das verabredete Zeichen, und jubelten laut. Und jubelnd und schreiend und tobend und drängend und stoßend und reißend, weil Niemand der Letzte seyn wollte, stürzte plump! plump! der ganze Haufe in den Rhein und ertrank. Hick aber kehrte mit seiner Heerde nach Hause zurück. —

In Lieberhausen wohnt seitdem ein ganz anderer Menschenstamm; dennoch hört man dort von dieser Geschichte nicht gern etwas. Der Name Hick ist bis auf den heutigen Tag ein Schimpfname für das ganze Kirchspiel Lieberhausen, wehe dem, der ihn dort zufällig nennen sollte!

III.

Das Fegfeuer des weltphälischen Adels.

Eine Sage von H. Stahl.

Die gute Stadt Paderborn ist gewiß oft in Erstaunen, Angst und Schrecken gesetzt worden, nie aber, weder vorher, noch je wieder nachher, ist sie Zeugin eines solchen Zusammenrennens, einer solchen Neugierde, Furcht, Angst und überhaupt eines solchen Aufruhrs gewesen, als bei der Begebenheit, die ich jetzt erzählen will.

Im Jahre des Herrn Eintausend vierhundert und dreißig kam nemlich eines Tages durch das Heyers Thor der Stadt über die Heyers Straße und von da bis auf den Domhof ein Mensch gelaufen, mit verbrannten Kleidern, fliegenden Haaren, und verstörtem Antlitze, der mit kläglicher, aber durchdringender Stimme in Einem fort schrie: Höret, Ihr Leute! O höret! o höret! o höret die schreckliche Geschichte! o höre, wer Ohren hat!

Dabei hob er unter jammervollen Geberden seine rechte Hand in die Höhe, an der die drei vordersten Finger wie abgebrannt waren.

Dieses Betragen, dieß Schreien und wilde Rennen war den Bürgern Paderborns um so auffallender, als sie Alle den Mann, der ein ehrsamer Schneider war, sehr wohl kannten, und ihn seit langen Jahren friedliebend und ruhig und ehrbar unter sich hatten leben sehen. Aller Neugierde wurde daher in einem hohen Grade erregt, und obgleich manche Gevattern des Schneiders kopfschüttelnd sagten: Was macht der Mann für einen Spektakel? Die Polizei sollte ein Einsehen thun! — und obgleich die alten Weiber mit vieler Bestimmtheit auf der Stelle erklärten: die arme Schneiderseele ist verrückt worden; sein böses Weib hat ihn einmal wieder untergehabt! — so war doch kein Gevatter und kein altes und kein junges Weib, und kein Kind, kein Jude und kein Christ in ganz Paderborn, der nicht aus dem Hause gelaufen und auf den Domhof gerennt wäre, wo der Schneider endlich völlig erschöpft, Halt machte.

Mit tausend Fragen stürmte man hier sofort auf ihn ein, und eine volle halbe Stunde dauerte es ehe man ein Wort davon verstehen konnte. Zuletzt warf sich der Domkantor ins Mittel, und seiner nicht gewöhnlichen Stimme gelang es, einige Ruh und Ordnung in den empörten Haufen zu bringen. Jetzt unterschied man auch einzelne Fragen, als z.B.: Was mag der Schneiderseele begegnet seyn? — Es wird etwas Rechts seyn, was diesem Helden so in Schrecken jagen konnte? — Meister, habt Ihr Euch mit der Nadel gestochen? u.s.w.

Aber das Schneiderlein sah sehr verächtlich in den Haufen hinein, der ihn durch solche Fragen zu verhöhnen glaubte. Dann rief er auf einmal mit seiner hellen Stimme: Hört, ihr Leute! hört die schreckliche Geschichte! Ich bin im Fegefeuer gewesen!

So dünn des Männleins Stimme war, so durchdrang sie doch den weiten Domhof und den ganzen Haufen von Menschen, der darauf befindlich war, und brachte unter Allen das höchste Erstaunen, die gespannteste Neugierde hervor. Im Fegfeuer? schrie Alles. Wo, Meister Pankraz? Wann waret Ihr darin? Wo ist es?

Im Lutterberge ist es! rief die dünne Stimme des Schneiders wieder eben so klar.

Da gab es aber einen gewaltigen Aufstand und ein gar arges Gedränge auf dem Domhofe. Bekannt war es nemlich seit langen Zeiten, daß im Schooße des Lutterberges, der nicht weit vom Kloster Bödecken liegt, das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen der westphälischen Edelleute sey; aber wie es darin aussah, was darin getrieben, wie darin gelebt wurde, und wer Alles sich darin befand, darüber wußte man bisher noch nichts, und das Alles wollte man jetzt von dem Schneider erfahren. Dabey hatten nie die vielen auf dem Domhofe anwesenden Edelleute, weil es sich nur von ihrem Fegefeuer handelte, unbedenklich das meiste Interesse, weshalb sie denn auch der Meinung waren, das größte Recht an die Mittheilungen des Schneiders zu haben, gleichsam ein Räherrecht. Sie strengten sich daher mit allen Kräften an, um sich vor, und den herbeigelaufenen Pöbel nebst Juden und Weibern zurückzudrängen. Lange gelang ihnen dieß nicht,

zuletzt, nach einem fast stündigen Kampfe, setzten sie, und bildeten eine neue feste Kette um den Schneider, der erzählen mußte.

Der Meister Pankraz hatte unterdeß zwar Zeit genug gehabt, sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln, dennoch war er noch so zerstört, daß er nur eine sehr konfuse Erzählung des Erlebten vorbringen konnte. Sein Nacherzähler will ihn daher auch hier nicht redend einführen, sondern lieber auf seine schlichte Art referiren, was der Schneider den erstaunten Paderbörner, Adeligen und Nichtadeligen mittheilte.

Am Tage vor diesem Auflaufe hatte der Schneider-Meister Pankraz, von dem Klosterherrn zu Böddeken eine Botschaft bekommen, ungesäumt nach Kloster Böddecken aufzubrechen, um dem Bruder Schneider bei Verfertigung vieler neuen Habite, die bei einem baldigen Besuche des Bischofs getragen werden sollten, Beistand zu leisten. Der Schneider hatte auf der Stelle wegen vielerlei Arbeit nicht aufbrechen können, sich jedoch sofort mit dem Beginn des sogenannten Schneiderstündchens, welches mit der Dunkelheit seinen Anfang nimmt, auf den Weg gemacht. Wohlgemuth, nachdem er von seinem Hauskreuze Elsabein Abschied genommen, und nicht ahnend, welche Schrecken ihm bevorstehen, hatte er die Reise angetreten, und war auch, unter dem Schutze eines klaren, freundlichen Mondlichtes, sonder Gefahr bis in die Nähe des Klosters Böddecken gekommen; dieß selbst hoffte er noch vor Mitternacht zu erreichen, und zweifelte er nicht, bei dem Bruder Pförtner, der sein Freund war, und an dessen Zellenfenster er anklopfen wollte, Einlaß und einen Krug altes Bier und ein warmes Bette zu fin-

den. Froh in dieser Hoffnung schreitet er immer rüstiger weiter, und kennt, in der hellen Nacht, zum ersten Male in seinem Leben, weder Furcht noch Zittern. Doch etwas beklommen wird ihm ums Herz, als er nun in die Nähe des berüchtigten Lutterberges kommt; alle Sagen die er nur in seinem Leben davon gehört hat, treten ängstigend vor seine Seele, und schnell wird seine Beklommenheit zur entsetzlichsten Angst; er setzt seine dürren Beine schneller vorwärts, sein Athem wird lauter, kurzer, heftiger, obgleich er sich ohne Unterlaß vornimmt, gar nicht aufzuathmen, um kein Wesen, todtes oder lebendes, durch das Geräusch aufmerksam auf seine arme Person zu machen; unaufhörlich sieht er bald hinter sich, bald scheu zu beiden Seiten, und doch fürchtet er, nur die Augen aufzuschlagen; noch ununterbrochener aber schlägt er andächtige Kreuze vor sich hin, bald große und langsame, bald kleine und geschwinde, je nachdem ihm seine Lage mehr oder minder gefährlich erscheint. Auf einmal, ganz in der Nähe des entsetzlichen Berges, der wie ein unendlich großer, drohender, alles verschlingender Riese vor ihm liegt, auf einmal hört er lautes Geräusch hinter sich; sein ganzer Körper erbebte, seine Beine schlotterten, seine Hände können das Kreuz nicht mehr schlagen, er kann nur noch den jammervollen Einfall verfluchen, mitten in der Nacht einen solchen Weg zu machen. Das thut er, und unwillkürlich kommt ihm dabei der Gedanke: Wäre statt deiner doch dein Weib hier! — Aber Er war da, und blieb da, und zwar allein und mitten in der Nacht, und ganz nahe an dem unheilvollen Berge, und noch näher bei einem eben so unheilvollen, schauerlichen, unerklär-

lichen Geräusche, das wie ein Windsturm ihn zu ereilen drohete. Seine Beine trugen ihn nicht mehr, kraftlos sank er plötzlich zusammen.

In demselben Augenblicke hatte das Geräusch ihn aber auch eingeholt, und der arme, von kaltem Angstschweiß triefende Schneider, sah sich umgeben von einer ungeheuren Masse schwarzer, theils geharnischter, theils nicht geharnischter Gestalten, die zu Fuße, und auf schwarzen aber wie Feuer leuchtenden Rossen, ihn entsetzlich in dem bleichen Mondlichte, mit glühenden, feurigen Augen anstarrten. Sie thaten ihm nichts, und sprachen auch nichts; aber ein Paar große Hunde, die sie bei sich hatten, und die ebenfalls schwarz und feurig waren, kamen ganz nahe an ihn heran; und als diese beiden Ungethüme mit ihren glühenden Augen so ganz dicht an ihm waren, und sogar sich anschickten, mit ihren großen, eitel Feuer sprühenden Mäulern ihn zu beriechen und zu belecken, da konnte der arme Schneider seine Angst nicht mehr in sich verschließen, er mußte ihr Luft machen, und mit lauter, überschlagender Stimme rief er: Habt Gnade, ihr gestrengen Herrn! Habt Barmherzigkeit!

Darüber verbreitete sich unter dem Geisterchor ein lautes, boshaftes Gelächter, ein wahres Gelächter der Hölle, in welches die Hunde mit einem fürchterlichen Heulen einstimmten, so daß der arme Meister Pankraz wohl vermerken konnte, in welche Händen er gerathen sey.

Einer von den Geistern aber, der auf einem hohen Pferde hielt, ganz gewappnet und gerüstet war, und dem auch die Uebrigen große Ehrfurcht zu bezei-

gen schienen, nahm jetzt das Wort. Fürchte dich nicht Gesell, sprach er zu dem Schneider, und berichte uns, wer du bist, und was dich hierher führt.

Seine Stimme klang dem Schneider anmuthig gegen das Gelächter und Geheul von eben, und Muth fassend, jedoch mit kläglicher Stimme, erwiderte er: Ich wollte zum Kloster Bödecken, um den Mönchen neue Habite zu machen; ich bin ein armer Schneider aus Paderborn!

Bei dem Worte Schneider lachten die Gestalten wieder wie toll, und die Hunde heulten wieder; der hohe Ritter aber fuhr fort, indem er zu seinen Gefährten sprach: Den Gesellen können wir gebrauchen! Anstatt dem Schneider der Mönche zu helfen, kann er bei unsern Schneidern arbeiten. Es ist alles Eins!

Nur daß er mit brennenden Nadeln nähet, und mit glühendem Zwirn! riefen lachend Mehrere aus dem Haufen.

Da erbebte dem armen Nadelhelden das Herz gewaltiger als bisher, und er schrie von neuem um Gnade und um Loslassung, um seines armen Weibes willen, die sich todt grämen würde ohne ihn. Der geharnischte Ritter aber gab einem Reisigen, der im Hintergrunde auf einem großen schwarzen Hengste hielt, einen Wink, und augenblicklich kam dieser näher, ergriff das bebende Schneiderlein und hob es hinter sich auf sein Roß. Und in sausendem Galopp jagte dann der ganze Haufe unter Lachen, Schreien und Toben, und dem Geheul der Hunde, dem Lutterberge zu.

Dem armen Schneiderlein war vor Schrecken Sprache und Stimme ausgegangen, er ergab sich leidend dem, was um ihn und mit ihm geschah, und

wurde nur von eisigem Grauen ergriffen, wenn er an die brennende Nadel und an den glühenden Zwirn gedachte, mit dem er hinfort nähen sollte.

Der Zug kam am Lutterberge an, und hielt an dessen Fuße. Die Ritter stiegen ab, und gaben ihre Pferde den Knechten, die damit auf die Seite zogen. Auch der Schneider und sein Roßgefährte stiegen ab, und folgten dem Zuge der Ritter zu einem großen Thore, das sich vor ihnen aufthat, und durch welches sie in das Innere des Berges stiegen. Alle Angst und Furcht wich hier dem Erstaunen, das sich des Meisters Pankraz bemächtigte.

Er befand sich im Innern des hohen, weiten Lutterberges, in einem einzigen, großen, ungeheueren, unermeßlichen Saale, der von Einem Ende des Berges zum Andern, von der Einen Seite zur Andern und bis oben an die Spitze hinan zu reichen schien. Der Saal war so groß und so weit und so hoch, daß er nachher versicherte, der Dom in Paderborn nebst der Jesuitenkirche und der Chorkirche und der Abdinghofkirche hätten alle zusammen Raum darin, und wenn man sich auch jede von ihnen hunderttausendmal so groß und hoch dächte. Und in diesem ganzen Saale war kein einziges leeres Plätzchen; jeder Fleck besetzt, in jeder Ecke herrschte buntes, lautes Leben. Lange stand der Schneider betäubt von dem Anblicke und von dem tollen, wirren Geräusche um ihn her. Bald aber siegte die Neugierde in ihm, und, sich selbst vergessend, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Umgebung.

Da sah er denn nun zu allererst, was er so oft schon hatte erzählen hören, daß er sich wirklich in dem

Fegefeuer des westphälischen Adels und mitten unter ihrer und ihrer Knechte und Bedienten abgeschiedenen Seelen befinde. Denn manchen Cavalier fand er hier wieder, der längst gestorben war, und den er im Leben recht gut gekannt hatte; und manchen Knappen, mit dem er in der Oberwelt manches Glas Bier ausgeleert hatte. Ja, zu seinem Erschrecken, und doch zu einiger Schadenfreude bemerkte er sogar einen Kriegsknecht des Grafen von Westphalen, der im Leben sein Nebenbuhler bei Elsabein gewesen war. Der Mann stand hinter dem Stuhle seines Herrn und wartete diesem auf, schien aber den Schneider nicht zu bemerken oder nicht zu kennen.

Diese Entdeckung reizte seine Neugierde noch mehr, und kühner warf er forschende Blicke in dem weiten Gewölbe umher. Da sah er denn mit Einem Male die Lebensart, das ganze bunte Treiben in diesem westphälischen Adelsfegefeuer. Hier saß ein Haufen, der sich an einer vollen, reichbesetzten Tafel gütlich that, und dabey sang und jauchzte; Andere saßen zechend und jubelnd hinter großen, vollen Humpen; noch Andere spielten mit Würfeln oder Karten; wieder Andere unterhielten sich von ihren Kriegsthaten und sonstigen Abentheuern. Alle waren sehr froh und lustig, aber doch bemerkte der Schneider, daß ihre Lustigkeit nicht recht von Herzen gehen müsse; denn die Essenden verzogen ununterbrochen den Mund, so wie sie etwas hineinsteckten, bald nach der rechten bald nach der linken Seite; den Trinkern sogar, wenn sie die Humpen an die Lippen setzten, fuhr eine schwefelichte Flamme hinein, so daß sie nur diese, und nicht Wein oder Bier zu trinken schienen, eben so rieben die Spieler sich ge-

waltig die Hände, wenn sie Karten oder den Würfelbecher angerührt hatten; und daß Alle auf glühenden Stühlen saßen, konnte der Schneider gar leichtlich an dem ewigen plötzlichen Aufstehen und hin und her rutschen, und an den sauern, den Schmerz verbeißenden, Gesichtern sehen, welche Alle, vorzüglich die Singenden und Jubelnden, oft schnitten.

Eine Zeitlang sah der Schneider diesem Treiben im Ganzen zu. Dann aber vergnügte er sich damit, einzelne Personen unter dem Haufen hervorzusuchen, von deren Leben er Zeuge und wegen deren er oft neugierig gewesen war, was nach ihrem Tode wohl aus ihnen werden würde. Und hier ergriff ihn oft das ungeheuerste Erstaunen. Denn gleich zu Anfang fiel ihm ein Mann mit einem schönen, frommen Gesichte auf, der nicht weit von ihm, an einer großen Tafel den Ehrenplatz einnahm; die Züge schienen dem Schneider bekannt, er betrachtete sie genauer, und ein lauter Ausruf der Ueberraschung wäre ihm beynahe entfahren, als er auf einmal den Bischof Wilhelm von Paderborn erkannte, der im Jahre vorher gestorben war. Zwar fiel es ihm schnell ein, daß derselbe, nachdem er schon mehrere Jahre vorher seine bischöfliche Würde niedergelegt, die Gräfin Adelheid von Tecklenburg, mit der er in Bielefeld Hof gehalten, geheirathet hatte; allein er hatte hiezu doch die Erlaubniß selbst des heiligen Vaters gehabt; unmöglich konnte hiedurch der Mann daher eine Sünde begangen haben, und sonst hatte er doch in seinem Leben nichts Böses gethan. Dennoch saß der fromme Bischof hier und speisete glühenden braunen Kohl, den er im Leben gern gegessen, und verzog dabey erbärmlich das Gesicht, und erzählte

von einer Saujagd, die er auch im Leben geliebt hatte, und zuckte bey jedem Worte den Mund, als wenn, so wie er nur Feuer einschluckte, so auch nur Feuer aus seinem Munde käme.

Neben dem Bischofe saßen eine Menge Domherrn, Pröbste, Dechanten und Cantore, denen es nicht besser erging, als ihrem Präses, und die Alle der Schneider, im Leben sehr gut gekannt hatte.

Ueberhaupt machte der Schneider bald die Bemerkung, daß, sowie der geistliche Stand an besonderen Tischen für sich allein saß, da die Ritter jedesmal Familienweise beysammen saßen. Auch war ihm das sehr verwunderlich, daß er gar keine Frauenzimmer in diesem Fegefeuer fand, sondern blos Herrn und ihre Knechte. Vergebens dachte er darüber nach, wo denn wohl die Weiber und Töchter der westphälischen Edelleute bleiben möchten. Denn daß diese entweder gleich in den Himmel, oder auch gleich in die Hölle kämen, konnte er sich nicht gut denken, und zu fragen hatte er keinen Muth. Uebrigens machte ihm diese Entdeckung keine geringe Freude, wenn er sie auf das Fegefeuer der westphälischen Schneidergilde bezog, und dabey an seine Elisabein dachte.

Nachdem der Schneider dieses Alles eine Zeitlang angesehen hatte, erhob sich nicht weit von ihm, an dem Tische, an dem die Seelen der edlen Herrn von Barecken sich mit Tafeln beschäftigten, im argen Zank und Streit. Es war nemlich in dem Augenblicke eine neue Seele angekommen, ein junges, nettes Herrchen, mit einem glatten, sogar halbgelehrten Gesichte. Dieser sah sich eine Zeitlang forschend in dem Gewölbe um, schritt dann, als er den Tisch der Edlen von

Barecken gewahrte, keck darauf zu, meldete ſich als Einen Stamm und Anverwandten und wollte ſofort von einem leeren Stuhle Beſitz nehmen. Aber ſchnell ſprang jetzt ein alter, großer und ſtarker Ritter mit einem breiten dunkelen Geſichte und einem gewaltigem Schnurzbarte, von ſeinem Sitze auf; man ſah es ihm leicht an, daß er ſchon eine gute Weile in dieſem Fegefeuer mußte gelebt haben; auch hatte er den Ehrenplatz an dieſem Tiſche ein, und wurde auch von den übrigen Tiſchen, als denen von Metternich, die in ſeiner Nähe ſaßen, augenſcheinlich in ſonderlicher Ehren gehalten. Dieſer trat mit zornfunkelnden Augen vor das junge kecke Herrchen, riß ihm den bereits gefaßten Stuhl wieder aus den Händen, und ſchrie ihm zu, daß er an dieſen Tiſch ſich nicht wagen ſolle. Dieß konnte das Herrlein nicht begreifen, und es fragte daher verwundert: warum nicht?

Warum nicht? ſchrie der alte Ritter noch zorniger; weil du ein feiger Geſell biſt, der unſerer ehrlichen Geſellſchaft unwerth iſt; weil Du dem Gottesurtheil auswicheſt mit Chriſtian von Mantoll, und weil ich nicht glaube, daß ein edler Herr von Barecken dein Vater iſt, ſondern höchſtens ein ſchlechter Knappe.

Der junge Herr wurde hierüber ſehr verdutzt, wollte aber doch etwas erwidern; allein der ganze Tiſch fiel über ihn her, und ließ ihn nicht zu Worte kommen, und ſchleppte ihn zu einer langen, ſchmalen Bank von glühendem Eiſen, auf der die Knappen und Knechte der Familien ſaßen, und wo ſie ihm ſeinen Platz anwieſen.

Gleich darauf trug ſich wieder etwas Anderes zu,

was dem Schneider nicht weniger merkwürdig war. An den Tisch des Grafen und edlen Herrn von der Lippe sprangen nemlich in geschäftiger Eile mehrere Bedienten, setzten daran einen großen, mit Lorbeeren geschmückten Sessel, und verkündeten, daß der Graf Simon von der Lippe so eben verstorben sey, und alsbald nahen werde. Ueber diese Botschaft freueten sich die Grafen von der Lippe und Alle die sie hörten, sehr, denn Graf Simon von der Lippe war Allen als der erste und muthigste Kämpe seiner Zeit bekannt. Nur in dem Gesichte des Bischof Wilhelm, der nicht weit davon saß, sah der Schneider gewaltigen Mißmuth, weil dieser, der in seinem Leben manche Fehde mit Simon von der Lippe gehabt hatte, öfters von ihm besiegt und sogar gefangen genommen war. Derselbe drehete daher auch sein zornglühendes Gesicht auf die Seite, als gleich darauf der Graf Simon eintrat. Dieser war ein großer, stattlicher Herr. Mit lauter Freude wurde er von seinem Stammverwandten empfangen, und im Triumphe führten ihn Alle zu seinem Ehrensessel. Hier wurden ihm alsbald die herrlichsten Speisen und die köstlichsten Weine aufgetragen. Allein, so sehr der edle Graf über diesen ehrenvollen Empfang sich freuete, so sah der Schneider doch, daß er bey dem Essen der Speisen und dem Trinken des Weines entsetzlich erbärmliche Gesichter schnitt, wie es einem solchen Helden im Leben sehr schlecht würde angestanden haben, worüber aber einige jüngere Herren von der Lippe, die der Sache schon länger und besser gewohnt waren, recht herzlich in ihr Fäustchen lachten.

Gleich darauf aber freuete der Graf Simon sich noch mehr, denn es kam ein Diener, der ihm etwas

ins Ohr sagte, und lange heimlich mit ihm sprach, dann aber davon lief und schnell mit einem großen Sessel zurückkehrte, den er an die Seite des edlen Grafen stellte. Hierüber wurden Alle neugierig, und wollten wissen, was das zu bedeuten hatte; der Graf Simon berichtete ihnen aber, wie er so eben die Nachricht erhalten, sein edler Freund und langjähriger Kampfgenosse, der berühmte Ritter Busso von Assenburg sey in dieser Nacht zu Braunschweig Todes verblichen, und werde in kurzem hier eintreffen. Ein so würdiger Freund könne hier nur an seiner Seite sitzen. Ueber diese Botschaft geriethen Alle in die größte Freude, und sahen es gern, daß ein so tapferer Ritter an ihren Tisch komme. —

Der Meister Pankraz hatte jetzt so vieles gesehen und gehört, daß seine Neugierde noch gerade befriedigt war, und er wieder anfing, an sich selbst zu denken. Dabey fiel es ihm denn gar heiß auf die Seele, wenn er dachte, daß er aus diesem Fegefeuer gar nicht wieder herauskäme, sondern gleich den Anderen, darin festgehalten würde. Zwar schien von denen, die ihn mit hereingenommen, Niemand mehr auf ihn zu achten, vielmehr sah er sich noch immer unbemerkt da stehen; dann wurde ihm jetzt mit jedem Augenblicke unheimlicher. Vergebens sann er auf Mittel fortzukommen; der Berg war von allen Seiten zu, und undurchdringlich, und kein Eingang und kein Ausgang war zu sehen; umsonst suchten seine Augen die Stelle, durch welche er hereingekommen war. Da wurde ihm zuletzt sehr Angst. Doch wer beschreibt seinen Schrecken, als er nun auf einmal nebst den übrigen Knappen und Knechten, die an seiner Seite standen, zum Essen ge-

rufen, und dann an eine Tafel geführt wurde, die ganz links in einer Ecke stand. Folgen mußte er zwar, er setzte sich aber nicht auf den schmalen, feurigen Eisenstreifen, der die Bank ausmachte, und rührte auch die Speisen nicht an, die ihm doch etwas zu heiß schienen. Obgleich sonst von gutem Appetite, verspürte er jetzt nicht den geringsten Hunger, so schöne und würzige Speisen ihm auch entgegen dufteten. Doch auf einmal wurden Forellen mit frischen Erbsen, alles in einer köstlichen Brühe gekocht, aufgetragen. Forellen und Erbsen! jene so frisch blau, diese so frisch grün! das Herz lachte dem Schneider im Leibe. Er konnte nicht mehr widerstehen, rasch griff er mit der rechten Hand in die Schüssel, aber mit einem lauten, furchtbaren Schrey zog er sie wieder zurück, denn von den drey vordersten Fingern seiner rechten Hand war nichts mehr da, sie waren bis auf den Grund abgebrannt. Er heulte entsetzlich und schrie und fluchte und sprang umher, wie besessen.

Darüber erhob sich ein unbändiges Gelächter in dem ganzen, weiten Gewölbe; Alles sprang auf von seinen Sitzen und drängte sich herbey, um den Schneider heulen und springen zu sehen, und lachte, was es nur lachen konnte. Selbst der Bischof Wilhelm und seine Domherrn vergnügten sich an den Grimassen des verbrannten Männleins.

Doch nicht lange dauerte dieß; denn auf einmal wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein gewaltiges Geräusch gerichtet, das sich draußen vor dem Berge erhob. Es war, als wenn über hundert Ritter in schweren Rüstungen, mit Lanzen und Schwertern und auf wilden, schnaubenden Rossen herangesprengt kämen.

Alles drängte ſich nach der Gegend des Geräuſches hin, auch der lamentirende Schneider wurde mit fortgeriſſen, und zu ſeinem Glücke. Denn als er jetzt auf einmal den Eingang des Fegefeuers offen ſah, nahm er den Zeitpunkt wahr, in dem ein großer Ritter von vielen Knappen hereingeführt und von dem Grafen Simon von der Lippe mit dem Freudenausrufe: Mein Buſſo! empfangen wurde, und entwiſchte glücklich, von Niemanden bemerkt, durch die offene Thüre, aus dem vermaledeyten Berge.

Draußen war der Mond noch eben am Rande des Himmels, und im Untergehen begriffen, dagegen tauchte die Morgenröthe bereits empor. Der Schneider lief, was er laufen konnte, ohne ſich weder umzuſehen, noch ſich auszuruhen, bis er auf dem Domhofe zu Paderborn erſchöpft niederſank. Seines Geſchäftes im Kloſter Böbecken hatte er rein vergeſſen. —

Verwunderungsvoll hatte man dem Schneider zugehört, als er dieſes alles erzählte. Sonderbar, höchſt ſonderbar! riefen Alle, als er endigte. Die Meiſten glaubten ihm, weil es ſchon lange bekannt war, daß im Lutterberge, das Fegefeuer des weſtphäliſchen Adels ſey. Viele aber meinten, der gute Schneider habe entweder geträumt, oder ſey von irgend einem Ritter, oder auch von böſen Geiſtern arg geneckt und gefoppt worden. Dann widerſetzte ſich aber der Schneider mit vielem Eifer, und hob zum Wahrzeichen, daß Alles ſich ſo verhalte, wie er es geſagt, ſeine verbrannte Hand in die Höhe. Doch ſo recht trauete man auch dieſem Zeichen nicht; und erſt, als am anderen Tage die Nachrichten einliefen, in derſelben Nacht, von der der Schneider geſprochen, ſeyen wirklich der Graf Si-

mon von der Lippe und der Ritter Busso von Assaburg plötzlich Todes verblichen, erst da glaubte man, daß der Schneider wahr gesprochen, und ganz gewiß und unzweifelhaft ist es seitdem, daß in dem Lutterberge bey Bödecken das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen des westphälischen Adels ist. —

Ich habe diese wahrhaftige, auch von Bernhard Wittius in seiner Historia Westphaliae, pag. 613 — 616 als wahr verbürgte Geschichte aus dem Grunde hier wieder erzählt, um einmal denjenigen westphälischen Edelleuten, die das noch nicht wissen sollten, wenigsten von einem Theile ihres künftigen Daseyns Kenntniß und Gewißheit zu verschaffen, und um zum andern den Adel in den übrigen Provinzen Deutschlands zu einer Erkündigung aufzumuntern, wo dann sein Fegefeuer künftig seyn wird? —

IV.

Gervin von Volmestein.

Eine Erzählung von H. Stadt.

Gervin von Volmestein war im Jahre 1124 als ein froher, nach Thaten dürstender Jüngling, aus der väterlichen Burg gezogen, um Abentheuer aufzusuchen und sich den Ritterschlag zu verdienen. Mit dem besten Segen hatte ihn sein früh verwitweter Vater,

der alte Ritter Gerhard von Vollmestein entlassen, und dem feurigen Jünglinge nur Besonnenheit und Vorsicht anempfohlen, damit er in seinen alten Tagen nicht durch den harten Schlag, seinen einzigen Sohn und Erben zu verlieren, getroffen werden, sondern die Freude haben möge, diesen einst wohlbehalten an seiner Seite zu sehen. Allein wenn gleich der Greis von dem gefürchteten harten Schlage nicht getroffen wurde, so sollte er doch auch nicht mehr die gehoffte Freude erleben. Zwar hörte er oft von heimkehrenden und herumziehenden Rittern des Guten, Edlen und Rühmlichen viel von seinem Sohne, wie dieser durch ächten Muth, und durch Adeligkeit und Ritterlichkeit sich überall auszeichne, die Freude aller Tapferen, der Tröster und Beschützer der Unterdrückten, und der Schrecken der Feigen und Böswichter sey, wie ihn, mit vieler Feyerlichkeit Friederich, Herzog in Schwaben, zum Ritter geschlagen, und wie er die innigste Freundschaft und ein Bündniß auf Leben und Tod mit dem durch ganz Deutschland als ein Muster der Ritterlichkeit berühmten Markgrafen Diepolt von Vohburg geschlossen habe, und mit diesem am Rhein und in Frankreich umherziehe, und sich allenthalben Ruhm und Ehre erwerbe, sowohl im Turniere, als in der ernsten Fehde. Ueber welches Alles das väterliche Herz des Greises sich sehr erfreuete. Allein wiedersehen sollte er die Freude seines Alters nicht, denn an demselben Tage, als er die Nachricht erhielt, Gervin und Diepolt von Vohburg haben sich mit den Herren Friederichs von Schwaben und dessen Bruders Conrad von Franken vereinigt, um den Angriffen des Kayſers Lothar des Zweiten Einhalt thun zu helfen; an demselben Tage machte ein schlei-

chendes Fieber, das schon lange an den Kräften des alten Mannes gezehrt hatte, seinem Leben ein Ende.

Von dem Ritter Gerwin hörte man seitdem fast nichts mehr; nur selten erscholl auf Burg Volmestein eine Kunde von ihm, daß er noch mit seinem alten Muthe seinen fürstlichen Freunden in Schwaben, am Rhein und in Italien beystehe, und ihnen die wesentlichsten Dienste leiste.

Da kam eines Nachmittags im Frühlinge des Jahres 1135 ein Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, gen Burg Volmestein geritten. Beyde ritten langsam den Hohlweg zwischen den hohen, starren Felsen hinauf. Der Ritter dessen Gestalt und Gesichtsbildung kräftig und schön war, in dessen Zügen sich aber unverkennbar ein stiller tief eingewurzelter innerer Schmerz malte, hatte beyde Hände auf dem Nacken seines großen, starken Rosses liegen, und ließ das, augenscheinlich von der Reise ermüdete Thier nach eigenem Gutdünken den Berg emporklimmen, während sein Reiter, weder auf das Roß, noch auf den Weg achtend, mit einem Blicke vor sich hinstarrte, der nur zu klar verrieth, wie schmerzlich er sich wieder mit dem an seiner Seele nagenden Grame unterhielt. Desto aufmerksamer war der Knappe, der, ein schöner schlanker, fast mädchenhaft aussehender Knabe, hinter ihm ritt, sowohl auf den steilen, holperigen Weg, als auf seinen Herrn und dessen Roß. Ohne auf sich und sein Pferd zu achten, blickte er nur unverwandt nach dem Ritter, achtete auf jeden Schritt, den dessen Pferd that, und wurde ängstlich, wenn es an einem der vielen losen platten Steine, die im Wege lagen, zu straucheln oder zu gleiten schien. —

Die beyden Reuter hatten sich endlich aus dem Hohlwege empor gearbeitet, und befanden sich jetzt auf der Höhe des Berges, vor sich die weitläufige, starke Burg, mit ihren hohen, glatten Mauern und runden Thürmen, von der Seite, fast zu ihren Füßen die rauschende Ruhr, und darüber hin die Aussicht in die bebaueten Flächen des Hohlweges, und in die Berge des Süderlandes. Allein so schön der Anblick war, so wenig wirkte er auf den Ritter ein; nur der Knappe schauete lange und mit einem tiefen Seufzer zu der Burg hinauf, und dann in die Waldung, die mit neuem Laube bedeckt hinter jener sich ausbreitete. Der Ritter aber schlug nur flüchtig sein in sich gesenktes Auge zu dem Mauerwerk der Burg, gleichsam, als wenn er prüfen wolle, ob sie fest genug seyen auch gegen die Stürme des Lebens, und lenkte dann langsam sein Pferd dem großen Eingangsthore zu.

Der Burgwart blies lustig in sein Horn, als er die Ankommenden gewahrte, und der Ton schien doch andere Gefühle in der Brust des Ritters zu wecken. Er sammelte sich, richtete seine hohe, kräftige Gestalt empor und faßte die Zügel seines Pferdes fester; dann legte er diesem leise den Sporn an, und sprengte nun auf dem muthigen Thiere bis nahe an die aufgezogene Brücke.

Jenseits fand schon der alte, greise Burgvogt, den Gerhard von Volmestein bis zur Rückkehr seines Sohnes zum unumschränkten Verwalter der Burg und aller dazu gehörigen Besitzungen bestellt hatte. Dieser sah dem fremden Ritter, der still und tief in Gedanken versunken, vor der Brücke hielt, einige Minuten forschend in die trüben Augen, und wartete vergeblich,

von ihm angesprochen zu werden. Als dieß nicht geschah, nahm er endlich das Wort. Begehret Ihr Einlaß, edler Herr, sprach er, so nennt mir vorher Euren Namen, wie es die Sitte ihrer Burg erheischt, und alsbald sollen ihre Thore sich Euch öffnen.

Da schauete das Auge des Ritters empor, und blitzte wie von einer plötzlichen Freude auf, als es den greisen Burgvogt sah. Theobald! rief er, kennst Du mich denn nicht mehr? Habe ich mich denn so sehr verändert, daß ich Dir ganz fremd geworden bin, ich, den Du so oft auf Deinen Armen getragen, auf Deinem Knieen geschaukelt hast?

Der Diener blickte verwundert auf, und betrachtete lange die schönen, aber bleichen Züge des Ritters. Dann schüttelte er still, wie mit einer plötzlich aufsteigenden Vermuthung kämpfend, den Kopf.

Du bist alt geworden, Theobald! rief der Ritter wieder, und Dein Gedächtniß hat Dich verlassen! Oder wäre wirklich Gervin von Volmestein so unkenntlich geworden?

Da wurde der Vogt sehr erschrocken. Herr! rief er, Ihr, mein lieber Herr? Ja, ja, ich erkenne Eure Züge wieder. Ihr seyd es, mein theurer Herr! Aber welcher Gram oder welche Krankheit hat Euch so entstellt? Eure Augen sind hohl, Eure Wangen fahl und eingefallen! Und sonst waren sie so frisch, so voll, so feurig!

Der Ritter seufzte tief auf, statt der Antwort, und in das Auge des Knappen drängte sich still eine Thräne. Die Zugbrücke wurde unterdeß schnell niedergelassen und der Ritter und sein Knappe ritten langsam darüber hin in den Burghof hinein. Herzlich

drückte hier der Ritter die Hand des Vogts, der ihn mitleidig betrachtete, und sagte zu ihm: Auf der Burg meiner Väter wird mir wieder besser werden! Dann begrüßte er die herzugekommenen Knappen und übrigen Diener, und ließ sich darauf von dem Vogt in das Innere der Burg führen, gefolgt von seinem treuen Knappen.

Aber die Zurückgebliebenen sahen ihm traurig und mitleidig nach. Das unser junger Ritter? sprachen sie untereinander. Das der tapfere, feurige Gervin von Volmestein, von dessen Muth und Thaten so viele und so rühmliche Kunde zu uns gekommen ist? Gebe Gott, daß er wahr sagte, daß hier wieder Kraft und Leben in ihn komme!

Aber der Ritter sollte nicht wahr gesagt haben. So bleich und traurig er im Frühjahr angekommen war, so bleich und traurig fand ihn auch der Sommer, und der Herbst, und der Winter, und wieder der Lenz des folgenden Jahrs. Es kam keine Kraft und kein Muth in ihn. Alles Feuer schien in ihm erloschen alle Elemente des freyen, frischen Lebens in ihm erstorben zu seyn. Immer still und in sich gekehrt, schlich er umher, verschloß sich oft Tagelang in seinem Gemache, oder strich durch die dicken Wälder der Gegend, oder saß auf den hohen Felsen an der Ruhr und blickte Stundenlang in die Berge hinein, und noch oft darüber weg, tief, tief nach Süden hin. Mancher Ritter der Nachbarschaft kam zu ihm, und versuchte, durch fröhliche Gespräche, durch Erzählungen von Fehden und Turnieren, ihn aufzurichten, den alten, angestammten Muth in ihm wieder zu wecken; aber es war vergeblich. Oft schlich der alte Vogt Theobald zu ihm, und

erzählte ihm von dem Frohsinn und dem Muthe seiner Jugend, und bat ihn mit weinenden Augen, wieder so zu werden, wie er früher gewesen; allein es war alles vergeblich. Stumm hörte er zu; zuweilen wohl blitzte Feuer in seiner Seele und in seinem Auge auf; aber es war auch nur ein eben so kurzes, als rasches Aufblitzen.

Ein tiefer Gram mußte an ihm zehren. Welcher aber, das wußte Niemand. Umsonst erkundigten sich die Diener darnach, umsonst die Nachbaren. Umsonst forschte man bey dem Edelknappen Julius. Der zarte Knabe war der einzige Begleiter und Gesellschafter seines Herrn, und wohl konnte man daher vermuthen, er müsse dessen Gram kennen. Aber er blieb stumm, wenn man ihn darnach fragte, und wurde noch traurier, als er gewöhnlich war; denn auch ihn sah man nur nachdenkend und still, und nie kam Lächeln in seine sanften Züge.

Die Burg Volmestein glich in dieser Zeit eher einem Aufenthalte von Mönchen, die nur der stillen Betrachtung leben, als einem Ritterschlosse. Da sah man kein Rossetummeln, da hörte man kein Schwertergeklirr. Nur selten, zu gewissen Zeiten wurden die Pferde von den Knechten umhergeritten, damit sie nicht vor Feuer und Uebermuth die Ställe zerstampften; noch seltener wurden die glänzenden Waffen und Rüstungen aus der Rüstkammer hervorgezogen, um im Sonnenlichte geputzt und blank gemacht zu werden. Dann waren die Buben und Knappen jedesmal doppelt traurig, wenn sie bedachten, wie rund um sie her alles in wilder, lustiger Fehde lebte, und nur sie allein still und unthätig zwischen ihren Mauern liegen muß-

ten, gerade sie, die so gern auch gezeigt hätten, sie hätten den tapfersten und kühnsten und stärksten Herrn.

Aber plötzlich sollte Leben in die Burg kommen, und auch wieder in ihren kranken Herrn. Ein volles Jahr war dahingegangen, seitdem Ritter Gervin auf seine väterliche Burg zurückgekehrt war; die kleinen Gesträuche auf den Bergen und in den Thälern hatten sich schon wieder mit frischem Grün bekleidet, und auch die hohen Buchen und Eichen schlugen frisch und üppig aus; da nahete sich eines Tages ein fröhlicher und und glänzender Zug von Rittern und Damen und Edelknappen und Zofen auf muthigen Hengsten und Zeltern, der Burg Volmestein. Wer sie sah, der blieb verwunderungsvoll stehen und sah ihnen lange nach, nicht sowohl wegen der Fremdheit der Ritter und Damen, als vielmehr wegen des in westphälischen Gauen niemals gesehenen Glanzes, der den ganzen Zug umgab. Besonders zeichnete sich an Pracht und Schönheit ein junges Paar in dem Zuge aus, ein Ritter in glänzender goldener Rüstung, und eine Dame in himmelblauer Seide, die von den kostbarsten Perlen und Edelsteinen glänzte. An der Ehrfurcht, womit Beyde von ihren Reisegefährten behandelt wurden, sah man auch leicht, daß sie die Vornehmsten und Gebieter der Anderen waren.

Als sie aus dem Hohlwege, der zu der Burg führte, sich herausgearbeitet hatten, und nun in geringer Entfernung das Schloß vor ihnen lag, sah man rasch einen Ritter sich von ihnen trennen, und vor dem Haufen voraus zu der Burg sprengen An der aufgezogenen Zugbrücke hielt er still, und rief mit lauter Stimme nach dem Thurmwart, und fragte diesen,

als er endlich ankam, ob sein Herr, der Ritter Gervin von Bolmestein, daheim sey.

Freylich! antwortete der Thurmwart, aber seit drey Tagen hat ihn Niemand gesehen; Ihr werdet ihn schwerlich sprechen können.

Und doch muß ich! erwiederte der Ritter mit fröhlicher Stimme. Ich bringe ihm frohe Botschaft; rufe Du ihn nur schnell herbey!

Er will Niemanden sprechen! entschuldigte der Knecht.

Allein der Ritter wurde ungeduldig. Rufe Du ihn! befahl er. Sage ihm, ein Ritter sey da, der ihm die frohste Kunde seines Lebens bringe.

Der Thurmwart ging. Nach wenigen Minuten kam die bleiche Gestalt Gervins wirklich heran, gestützt auf seinen Knappen. Was begehrt Ihr? fragte er den Fremden Ritter, ohne ihn anzusehen.

Ich bitte um freundliches Quartier, entgegnete dieser, für meinen Herrn und meine Gebieterin, die Euch, edler Ritter, heimsuchen wollen.

Und wer ist Euer Herr? fragte Gervin.

Mein Herr, erwiederte der Ritter, ist der edle Markgraf Diepolt von Vohburg, der dort nahet mit seiner Gemahlin, der schönen Gräfin Constantia, und mit vielen Rittern und Frauen, um Euch heimzusuchen auf Eurer Burg.

Allmächtiger Gott! rief der Ritter Gervin, und wurde bleicher, als ihn je Jemand gesehen hatte, und schlug sein Auge zum Himmel empor, als wenn er um Erlösung von einem schweren Schmerze flehen wolle. Aber auch der Knabe, auf dessen Schulter er sich stützte, wurde schneeweiß, daß in seinem schönen

Gesichte auch kein Blutstropfen zu sehen war, und schwankte und zitterte heftig. Doch schien eigenes Leid ihn nicht zu überwältigen, sondern nur der Schmerz seines Herrn, denn er blickte ängstlich zu diesem empor, und flüsterte ihm tröstend zu: Fasset Euch, edler Herr! Um Gotteswillen!

Mehr konnte er nicht sprechen, denn die Stimme versagte ihm, und ein Strom von Thränen schoß plötzlich aus seinen Augen.

Gervin sah ihn verwundert an. Was fehlt Dir, Knabe? fragte er; Du zitterst und bist bleich? Und was sollen diese Thränen!

Der zarte Jüngling konnte vor Schluchzen nicht antworten, sondern wandte sich auf die Seite, um seinen Thränen freyen Lauf zu lassen. Da sagte Gervin mit sanfter, liebreicher Stimme zu ihm: Dir ist nicht wohl, Julius! Geh' auf Dein Kämmerlein, bis heute Abend.

Der Knabe ging langsam in die Burg.

Eure Gebieter sind mir auf das herzlichste willkommen! sagte Gervin dann zu dem verwundert harrenden Ritter, und ließ, während dieser zu dem hinter einem Felsen zurückgebliebenen Zuge eilte, schnell die Zugbrücke niederschlagen und die Thore der Burg öffnen. Seine Züge belebten und erheiterten sich unterdeß sichtlich, seine Augen bekamen Feuer, selbst seine Wangen Röthe, ohne daß man gewahren konnte, ob er sich Gewalt anthun müsse. Und als nach wenigen Augenblikken der fremde Zug herankam und in den Burghof einritt, der Graf und die Gräfin an der Spitze, da konnte Gervin ihnen mit einem recht fröhlichen Gesichte entgegentreten.

Mein edler Gebieter, und mein theurer Freund! rief er mit ungeheuchelter, inniger Freude, und schloß bewegt den jungen, kräftigen und schönen Markgrafen in seine Arme, der, ein Bild der lebendigsten Freude, von seinem hohen Rosse in die Arme des geliebten Freundes sprang, ihn auf das herzlichste bewillkommnete, und nicht genug sein Entzücken über dieses überraschende Wiedersehen ausdrücken konnte.

Ein Jahrlang, rief der Markgraf Diepolt, hielt ich es aus ohne Kunde von Dir. Länger war es mir nicht möglich. Wir haben Frieden im Lande, seitdem der Herzog Conrad sich in Bamberg mit dem Kayser versöhnt hat. Ich lag unthätig auf meinem Schlosse; da faßte ich einen raschen Entschluß und brach auf mit meinem jungen Weibe, um den theuersten, den einzigen Freund meines Herzens wiederzusehen.

O, wie soll ich Dir diese Liebe danken? rief Gervin, dessen Freude immer herzlicher und fröhlicher wurde, und beyde Freunde schlossen sich von neuem in die Arme.

Da trat rasch die schöne Markgräfin Constantia, die unterdeß mit Hülfe ihres Pagen von ihrem milchweißen Zelter gesprungen war, zu den Freunden und trennte sanft die fest verschränkten Arme, sah dann drohend mit ihren großen, schwarzen Augen zum Ritter Gervin empor und rief: Wollt Ihr denn mich nicht willkommen heißen, Ritter? Ist man in Westphalen weniger galant als im übrigen Deutschland?

Dabey reichte sie ihm freundlich ihre schöne Hand, aber in des Ritters Gesichte zuckte ein heftiger Schmerz auf, als er sie sah, und unwillkührlich griff er nach seiner Brust, als wenn es auch dort ihn schmerze. Doch be-

meisterte er sich bald und faßte die dargebotene Hand und drückte sie ehrerbietig an seine Lippen, indem er verbindlich erwiederte: Auch in Westphalen, edle Frau, ist die Schönheit stets Königin! Schenket uns lange die Gnade, meine, und dieses Schlosses Gebieterin zu seyn!

Seine Züge hatten sich bey diesen Worten ungewöhnlich belebt, seine dunklen Augen glänzten, auf seinen Wangen brannte ein lebhaftes Roth. Die Gräfin drückte ihm leise die Hand, zum Zeichen, wie seine Höflichkeit ihr angenehm sey, und ihre Augen ruheten mit sichtlichem Wohlgefallen auf der Gestalt des Ritters, die immer noch schön und kräftig war, und der die Blässe des Gesichts einen eignen Reiz verlieh. Der Ritter schlug verwirrt seine Augen zu Boden; während seine Hände heftig zitterten.

Nicht minder aber zitterte der schöne Page der Markgräfin, der frech durch die Reihen der Ritter und Frauen seiner Gebieterin sich vorgedrängt hatte, und Zeuge dieses Auftrittes gewesen war. Aber er zitterte vor Wuth, denn seine Augen funkelten und starrten bald die Gräfin, bald den Ritter von Volmestein an, und seine feinen Lippen preßten sich fest und lange aufeinander. So ging er, als Gervin jetzt den Arm der Gräfin nahm, und sie, gefolgt von den Uebrigen, in die Burg führte, hinter den Beyden her, und deutlich genug verriethen seine Blicke eine innerlich kochende Eifersucht. —

Leben und Freude kehrten mit den Fremden in die Burg Volmestein ein, sie schien plötzlich wie umgewandelt; wer sie nur wenige Tage vorher gesehen hatte, hätte sie nicht wieder erkannt. Vom frühen

Morgen bis oft in die spate Nacht hinein hallte sie wieder von Musik aller Art und von Fröhlichkeit und Jubel der Zechenden. Unermüdet und unerschöpflich war Gervin in Belustigung und Unterhaltung seiner lieben Gäste. Bald veranstaltete er große Jagden in seinen weitläufigen Forsten zu beyden Seiten der Mhur, bald Lustritte in die benachbarten Gegenden, bald kleine Turniere auf dem Burghofe, bald Besuche bey den benachbarten Rittern, den edlen Herrn von der Reck, von Bittinghoff, von Herbede, bald Tanz und Bankette, zu denen er das Glänzendste einladete, was die ganze Umgegend an Rittern und Damen aufzuweisen hatte.

Ungezwungene Fröhlichkeit beseelte alle diese Feste, denn Markgraf Diepolt, so wie er der tapferste Ritter seiner Zeit war, war auch der fröhlichste und lustigste; und seine schöne Gemahlin konte unmöglich das feurige italische Blut verläugnen, das durch ihre Adern rauschte; sie war die Königin aller Festlichkeiten, aber auch die belebende Sonne und Seele derselben.

Der Fröhlichste von Allen jedoch war der Wirth selbst, Gervin von Volmestein. Von dem Augenblicke an, wo er seine edlen Gäste in seine Burg einführte, war aller Gram, alle Spur eines Schmerzes aus seinen Zügen und aus seinem ganzen Wesen verschwunden. Sein Körper hing nicht mehr gebückt, sein Auge stierte nicht mehr tiefsinnig vor sich hin, seine Bewegungen waren nicht mehr matt. Neue Kräfte schienen rasch sich in ihm entwickelt zu haben, seine Gestalt erhob sich, sein Gang und seine Bewegungen waren wieder leicht und lebendig und kräftig, wie vormals, sein Auge glänzte wieder, um seine Lippen wohnte

Lächeln, auf seiner Stirne Frohsinn, von seinem Munde strömte Scherz und Lustigkeit, oft bis zur Ausgelassenheit, Ueberspannung, so daß dann selbst sein arglos ser Freund Diepolt, der ihn so nie gekannt hatte, ihn befremdet ansah. Die seine vorherige Melancholie gekannt hatten, waren längst irre an ihm geworden, ihnen konnte diese Lustigkeit unmöglich natürlich vorkommen, sie sahen daher nur eine gewaltsame, aber desto schmerzlichere Anstrengung darin, und wurden um so trauriger, je lustiger der arme Ritter war. Besonders der alte Burgvogt und der Edelknappe Julius. Stumm schüttelte jener oft den Kopf, wenn er das tolle Treiben sah, und meinte, das könne nie ein gutes Ende nehmen. Der Knabe aber schlich jetzt bleicher und stiller und kummervoller einher als je, und große Thränen flossen oft über seine zarten Wangen, wenn er des Abends zu seinem Herrn kam und diesen erschöpft, mit starren, glanzlosen Augen, erschlafftem Körper in dem Lehnsessel des einsamen Schlafgemachs liegen sah und schwere Seufzer aus der gepreßten Brust heraufkämpfen hörte. Er stellte sich dann in eine Ecke, um unbemerkt und ungestört den Schmerz, der auch seinen Busen drückte, ausweinen zu können.

Eines Abends aber, die Fremden konnten beynahe vier Wochen da gewesen seyn, mußte sein Schmerz laut werden, und es entstand dadurch eine Szene zwischen Herrn und Diener, die plötzlich dem ganzen fröhlichen Leben und Treiben ein Ende machen sollte.

Ermüdet von einer Jagd in den benachbarten Wäldern, die den ganzen Tag gedauert hatte, waren Fremde und Einheimische früh zur Ruh gegangen. Der Ritter Gervin saß noch einsam und still auf sei-

nem Schlafgemache; seinen Kopf hatte er in die linke Hand gestützt, seine Rechte hing nachlässig herunter, seine Augen starrten trübe in eine dunkle Ecke, der ganze Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß seine Seele von schmerzlichen Bildern angefüllt war. So saß er lange, bis ein Geräusch an seiner Seite ihm sagte, daß er nicht mehr allein sey. Er blickte um sich, und sah seinen Knappen Julius neben sich stehen. Die Züge des schönen Knaben waren verstört, seine Augen hafteten mit einem Ausdrucke innigen Mitleids, aber doch mit verwirrter Unentschlossenheit an dem Ritter.

Der Ritter liebte den Knaben, das einzige Wesen, das er aus dem Frankenlande in seine Heimath mit herübergebracht, und das stets mit der hingebendsten Liebe, mit der unerschütterlichsten Treue, auf eine sonderbare, fast geheimnißvolle Weise an ihm gehangen hatte. Seine Niedergeschlagenheit, besonders in der letzteren Zeit, hatte er wohl bemerkt, allein, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, hatte er nie sonderlich darauf geachtet. Doch in diesem Augenblicke mochte sein Schmerz, wie das dem Schmerze in edlen Seelen so leicht eigen ist, ihn mehr zum Mitgefühle für fremde Leiden hinneigen; die kummervolle Gestalt und das blasse Gesicht des Knaben fielen ihm auf, und liebevoll fragte er: Was fehlt Dir, Julius?

Da warf dieser, plötzlich in laute Thränen ausbrechend, sich vor ihm nieder und umfaßte mit beyden Händen seine Knie, und rief, von Schluchzen unterbrochen: Ihr seyd unglücklich, lieber Herr! O könnte ich Euch retten! Könnte mein Leben es! Ich gäbe es so gern für Euch hin!

Gerwin faßte sanft seine Hände. Du bist gut, Knabe! erwiderte er ihm liebevoll, und mit einem tiefen Seufzer setzte er hinzu: Retten wird mich wohl Niemand können! So lange ich dieses Herz trage, so lange werde ich auch sein Leid tragen müssen.

Nein Herr! rief der Knappe, plötzlich entschlossen aufspringend, das sollt Ihr nicht. Es gibt ein Mittel, das Euch retten, Euch von Eurem Schmerze befreyen kann. Aber — setzte er kleinlauter hinzu, es ist ein gewaltsames. Ihr müßt Euch fassen können, sonst tödtet es Euch.

Julius! rief der Ritter, verwundert über diese Rede des Knaben, wie über dessen ganzes sonderbare Wesen. Du wüßtest ein Mittel gegen meinen Schmerz! Kennst Du ihn denn?

Ich kenne ihn! rief der Knabe wieder entschlossen, und feurig. Ich kenne ihn, Herr! und will Euch heilen! Ihr liebt die Markgräfin von Lohburg! Ich ahne es lange. Darum Eure schnelle Abreise aus Franken! Darum Euer Vergraben in diese Einsamkeit! Darum das Verwelken Euer Gestalt, das Erlöschen Eures Auges, Euer Gram, Euer Abzehren! O, wohl ahne ich es. Aber Gewißheit sollte ich erst jetzt erhalten, und sie zerriß meine Brust.

Er schwieg hier fast erschöpft, als wenn die hohe Leidenschaftlichkeit, mit der er die Worte gesprochen, oder eine gewaltige, innerliche, verborgene Gluth schnell seine jugendlichen Kräfte verzehrt hätte. Was ist Dir, Knabe? fragte der Herr von Volmestein, und sah ihn einen Augenblick verwundert an; aber der eigne Zustand wurde bald wieder Herr über ihn. Ja, Julius! erwiderte er mit schmerzlicher Stimme. Ich liebe sie,

die Hohe! Aber das ist nicht mein Gram, das nicht mein Tod! der Stachel sitzt tiefer, der mich zernichtet. O, mein Elend ist groß, furchtbar! Ja, ich liebe sie! Laß es mich Dir, der in meinem unglücklichen Herzen gelesen hat, gestehen, was noch nicht über meine Lippen gekommen ist, und was ich allen Wesen, allen Creaturen zurufen möchte. Ich liebte sie schon in Monza, von dem Augenblicke an, da ich sie sah. Es war bey der Krönung Conrads, nie werde ich es vergessen, wie sie mit der edlen, hohen Gestalt, dem geistreichen Gesichte, die durchdringenden Augen vor mir stand! Ich fühlte es klar in dem Momente, daß nur sie die Bedingung meines Glückes sey. Aber da sah ich auch Diepolts Augen bey ihrem Anblicke glänzen, wie von einem überirdischen Feuer, und ich sah, wie der schöne, tapfere Markgraf ihr besser gefiel. Und ich trat zurück, und schwieg: aber die verzehrende Flamme, die tödtliche Gluth konnte ich nicht mehr aus meiner Brust verbannen. Da kam mein Freund, der einzige, den ich hatte, zu mir und warf sich an meine Brust, und gestand mir jauchzend, daß er glücklich sey, daß Constantia von San Paolo, die reichste Erbin der Lombardey, die gefeyertste Tochter Italiens, seine Liebe erhört habe, ihn wieder liebe. Ich schwieg, und die Gluth in meinem Innern wurde verzehrender, wüthender, fürchterlicher. Dennoch suchte ich sie zu bekämpfen, aber. — Laß mich schweigen, Julius! Aber das ist nicht mein Elend! O, wäre es nur dieß! —

Er ließ sein Antlitz auf die Brust sinken, und bedeckte es mit beyden Händen. Der Knabe stand heftig zitternd, und fast todesbleich vor ihm, es war, als ob jedes Wort in der Erzählung des Ritters ein Dolch-

ſtich in ſeine Bruſt geweſen wäre. Er ſchwieg, mit ſich ſelbſt kämpfend.

Nach einer Weile erhob der Ritter ſich wieder, ſein Geſicht glühete. Sie iſt das Weib eines Andern! fuhr er fort. Sie iſt das Weib meines beſten, meines einzigen Freundes! Aber dennoch kann ich die Liebe zu ihr nicht aus meiner Bruſt reißen; ſie hat ſich darin feſtgeklammert, wie mit entſetzlichen Krallen. Ich war auf einem raſchen Wege zum Grabe, ſeit ich hier allein war, getrennt von ihr. Ihr Anblick hat wieder Oel auf die erlöſchende Lampe gegoſſen. Ich lebe wieder auf; es iſt nicht bloßer Zwang, meine Luſtigkeit; es iſt auch das Wonnegefühl ihrer Nähe. Aber meine Qual iſt darum auch deſto entſetzlicher, wenn ſie erwacht: bin ich nicht ein Verräther gegen meinen Freund? — O, rief er faſt aufſchreyend, war ich es denn nicht ſchon? und ſchrecklicher? fürchterlicher? —

Da rief der Knabe mit ſtarker Stimme, in einem würdevollen Tone: Nein, Ritter! Nicht gegen ihn ſeyd Ihr ein Verbrecher, aber gegen Euch ſelbſt!

Der Ritter erſchrank beynahe über dieſen Ton. Gegen mich? fragte er.

Gegen Euch! wiederholte der Knappe entſchloſſen, noch Eine Sekunde mit ſich kämpfend. Herr, es muß heraus! Ich kann es nicht länger in meiner Bruſt verſchließen. Ihr müßt es wiſſen, und wenn es Euer Tod wäre. Aber Euer Leiden kann ich nicht mehr anſehen. Ritter! Ihr liebt eine Unwürdige, eine Verbrecherin, eine ſchnöde Verrätherin! —

Das Geſicht des Knaben wurde von einer hohen, zürnenden Gluth überzogen, als er dieſe Worte ſprach, oder vielmehr gewaltſam hervorpreßte, ſeine Bruſt

wogte hoch auf und nieder, seine zarte Gestalt erhob sich. Aber schnell, als er geendet hatte, sank er wieder zusammen, denn Gervin war mit funkelnden Augen aufgesprungen, und ergriff ihn fast krampfhaft bey beyden Armen.

Knabe! rief er, Eine Verbrecherin? Eine Verrätherin? Knabe, Knabe, bist Du bei Sinnen? Sie? — Constantia? Hat denn die Welt einen zweyten Engel, wie sie? Unglücklicher! — Und doch! sprach er auf einmal erschöpft, und mit glanzlosen Augen, und in seinen Sessel zurücksinkend. Und doch! O, ewiger Gott! — Er bedeckte sein Gesicht wieder mit beyden Händen, und saß lange stumm, während die Heftigkeit seines Athems seine gewaltsame innere Bewegung verrieth. Nach einer Weile stand er langsam auf, und schritt einigemale in dem Gemache auf und ab, mit stierem Auge vor sich hinstarrend. Dann wandte er sich zu dem Knappen, der weinend sich an den Sessel gelehnt hatte. Erzähle, Julius! sprach er sanft. Fürchte Dich nicht! Wenn auch mein Herz bricht!

O, mein edler, geliebter Herr! rief der Knabe, und faßte seine Hand und drückte sie an seine glühenden Lippen, an seine von Thränen benetzten Wangen. O, verzeihet mir! Aber ich konnte nicht anders. Ich konnte Euer Herz nicht länger in den entehrenden Banden sehen. Ja, gewiß ist die Markgräfin eine Verbrecherin. — Zuerst, fuhr er mit zitternder Stimme fort, wurde ich durch ihre Freundlichkeit gegen Euch aufmerksam. Verzeihet mir! Ihr schwanktet, aber Ihr kämpftet, und Ihr habt gesiegt. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich für Euch nur einen Augenblick hätte fürchten können. Desto argwöhnischer machte mich da-

gegen zu derselben Zeit das Betragen des Pagen der Markgräfin. Diese Keckheit, diese Anmaßung des gewandten, feurigen Italieners gegen Andere, dieses Schmollen gegen seine Dame, wenn er sich nur einen Moment unbemerkt von den Uebrigen glaubte, weckte einen unbesiegbaren Argwohn in mir. Es mußte ein vertrautes Verhältniß zum Grunde liegen. Ich forschte, ich beobachtete sie, ich lauschte; mein Verdacht wurde immer stärker, und endlich zur Gewißheit. Beyde spielten ein schändliches Spiel mit dem edlen Markgrafen!

Der Ritter Gervin war während dieser Erzählung heftig im Gemache auf und nieder gegangen. Rasch trat er jetzt vor den Knappen. Es ist nicht möglich! rief er leidenschaftlich, mit seinen Augen den Knaben durchbohrend.

Meine Sinne trügen mich nicht! erwiderte dieser. Ich sah ihre Umarmungen, ich hörte das Geflüster ihrer Liebe! Wollt Ihr Beweise Herr? Folget mir, jetzt gleich!

Aber der Ritter bedeckte wieder sein Gesicht und winkte verneinend. Nein, nein! rief er mit schmerzlicher Stimme. Ich glaube Dir! Du hast Recht, Du sprachst die Wahrheit! O, nur zu gewiß! nur zu gewiß! das ist ja der Fluch der Sünde! — O, laß mich, Knabe, laß mich allein!

Er ging in höchster Aufwallung, die Hände ringend, auf und ab. Entsetzlich! rief er, entsetzlich, fürchterlich!

Der zitternde Knabe sah ihn kummervoll an. O, lieber Herr! sprach er, fasset Euch! Lasset die schreckliche Nachricht Euch nicht zu stark ergreifen! Werdet

Herr über Euren Schmerz, und reißet eine Leidenschaft aus Eurem Busen, deren Gegenstand ein so unwürdiger ist.

Aber der Ritter hörte nicht auf ihn. Verlaß mich! rief er nur; o, ich bitte Dich, verlaß mich! — Dann sprach er wieder mit höchstem Schmerze für sich: O, es ist furchtbar, entsetzlich! Eine gemeine Buhlerin! Und durch wessen Schuld? durch wessen? — Nein, ich trage es nicht länger! Diesem Elende, dieser fürchterlichen Qual muß ein Ende werden!

Aus den Augen des armen Knaben stürzten große, bittere Thränen; er mußte das Gemach verlassen, weil sein Herr es ihm wiederholt befahl. Aber er konnte nicht weiter bis vor die Thüre; hier blieb er stehen, und als seine Kräfte ihn verließen, legte er sich nieder auf den Fußboden, und hörte, wie sein unglücklicher Ritter die ganze Nacht umherging, geflohen vom erquickenden Schlafe, aber nicht von seinem peinigenden Schmerze. —

Der Ritter von Volmestein trat früh am folgenden Morgen aus seinem Gemache hervor. Aber sein Gesicht trug nur die Spuren einer durchwachten Nacht; Schmerz und Verzweiflung waren nicht mehr darin zu lesen; dagegen sagte eine gewisse Ruhe, die über seine Züge verbreitet war, daß er einen großen und entscheidenden Entschluß gefaßt habe.

Es war an diesem Tage ein Turnier in Dortmund, zu dem alle Ritter der Nachbarschaft eingeladen waren, auch der Markgraf und Gerwin. In abenteuerlicher Lust hatten beyde beschlossen, unerkannt und nur in einfacher Rüstung hinzugehen. Auch der Markgraf war schon fertig, als Gerwin sein Gemach verließ.

Ganz allein, in schlichter Rüstung, aber auf ihren stolzeren Rossen und vollständig gewappnet, wie zum Schimpfe, so zum Ernste, machten sich Beyde alsbald auf den Weg, nur von zwey Knappen begleitet. Julius war nicht unter diesen. Ganz in der Frühe des Morgens hatte man ihn auf dem Gange vor seines Herrn Schlafstube entkräftet, mit starren Augen und starren Gliedern am Boden gefunden; man hatte ihn auf sein Lager gebracht, wo er jetzt in heftiger Fieberglut lag. Der Ritter wurde plötzlich sehr still, als man ihm dieß berichtete; aber nur einen Augenblick lang, schnell nahm er wieder seine heitere Miene an, mit der er seinen Freund begrüßt hatte, und scherzte mit ihm über die heute zu bestehenden Abentheuer, über die Freude, wenn sie, zwey unbekannte Ritter, gegen den ganzen stolzen Adel Westphalens den Sieg und Preis davon tragen würden.

Mit der frohesten Laune von der Welt ritten beyde fort. Aber allmälig wurde der Ritter von Volmestein doch ernster, stiller, einsylbiger, zuletzt schwieg er ganz, in das tiefste Nachdenken versunken. So waren sie, die Ruhr entlang, bis ungefähr eine Viertelstunde bis vor das Damenstift Herdecke gekommen.

Ich weiß einen anmuthigeren Weg, schlug Gervin hier auf einmal seinem Freunde vor; laß uns dort links durch den Forst reiten, unsere Knechte können der Landstraße nach ziehen; in der Herberge beim Stifte treffen wir wieder mit ihnen zusammen.

Seine Stimme zitterte, während er diese Worte sprach; der Markgraf bemerkte es nicht. Gern nahm dieser den Vorschlag an, und langsam ritten beyde links in das dunkle Gebüsch hinein. Die beyden Knap-

pen folgten der Landstraße nach Herdecke. Die Ritter waren noch nicht da, als sie hier in der Herberge ankamen; sie stiegen ab und banden ihre Rosse an, zu warten, bis jene kämen. Aber lange warteten sie vergebens; Eine Minute ging nach der andern hin, Eine Viertelstunde nach der andern. Eine ganze Stunde war vergangen. Es war ihnen unbegreiflich. Sie wurden ungeduldig. Da kam im fliegenden Galopp der Ritter Gervin herangesprengt; aber allein — das Visir seines Helmes stand offen, seine Züge waren entstellt, sein Gesicht leichenblaß und mit Blut bedeckt; seine Hände bluteten ebenfalls, auch an seiner Rüstung waren dunkle, nasse Flecken.

Eilt! rief er athemlos den Knechten zu! Eilt zu Eurem Herrn! Dort links im Walde liegt er in seinem Blute; todt! — Todt! rief er noch einmal mit furchtbarer Stimme, Todt! und ich sein Mörder! Und gewaltsam drückte er seinem schäumenden Pferde beyde Sporen in die Seiten und sprengte davon, tief in das Gebirge hinein.

Die Knechte eilten zu der bezeichneten Stelle, — schrecklicher Erwartung; lange mußten sie nicht suchen. Zuerst fanden sie das Pferd des Markgrafen; es lief lose im Walde umher, seine Mähnen waren naß von Blute, Sattel und Zaum ebenfalls. Blaß und bebend eilten sie weiter. Erbarmungswürdiger Anblick! Da fanden sie auch ihren Herrn! Lang ausgestreckt lag er im Grase, sein Kopf war vom Helme entblößt, in seinem Gesichte war eine tiefe Wunde, aus der noch immer schwarzes Blut quoll, womit sein ganzes Gesicht bedeckt war; seine Augen waren geschloffen. Der Körper war noch warm, aber Athem und Leben waren fort.

Die treuen Diener jammerten laut; aber sie versuchten doch, ob nicht das Leben zurückzurufen sey. Sie entkleideten ihn von der schweren Rüstung, seine Gewänder schnitten sie entzwey; dann wuschen sie ihn mit Wasser aus einer nahen Quelle, und rieben ihm Schläfe und Stirn und Brust mit Wein, den sie bey sich hatten. Aber es war vergebens; laut klagend hoben sie ihn auf, und wollten ihn auf sein Pferd laden, und den theueren Leichnam nach Volmestein zurückbringen. Da hörten sie tief und langsam einen Seufzer aus der erstorbenen Brust sich empor winden, und bald darauf schlug der Todtgeglaubte die Augen auf. Er lebte noch; aber es war fast nur eine Ahnung von Leben mehr in ihm; ohnmächtig schloß er nach einer Sekunde die Augen wieder, und lag wieder ohne Zeichen des Lebens. Doch in die Knechte war neuer Muth gekommen. Sie rieben ihn noch einmal, sie tröpfelten Wein auf seine trockne Zunge, und noch einmal hatten sie das Glück, ihn athmen zu hören und ihn die Augen aufschlagen zu sehen. Und dießmal länger und mit Bewußtseyn, denn der Ausdruck seines Blickes sagte ihnen, daß er sie kenne. Sprechen konnte er nicht; sie machten auch keine Versuche, ihn dazu zu bewegen. Sie flochten eine Tragbahre von Zweigen, und legten ihn sanft darauf, um ihn so langsam und leise, nach Volmestein zu tragen. Allein der Wiedererstehende winkte ihnen verneinend und unwillig. Nicht dahin! rief er leise, mit höchster Anstrengung, und zeigte nach der Gegend des Klosters Herdecke hin. Gehorsam trugen ihn die Diener dahin. Sie gingen mit ihm an die Pforte des Klosters und baten um Aufnahme ihres verwundeten Ritters. Gern wurde ihnen

diese gewährt, und eine kundige Nonne unterzog sich sofort der Verbindung und Heilung seiner Wunde, die sie nicht für tödtlich erklärte. —

Die beyden Ritter waren langsam in das Gebüsch hinein geritten. Schweigend ritten sie hier eine Zeitlang neben einander hin. Gervins heftiges Athmen verrieth, daß er stark mit sich selbst kämpfe. Zuletzt nahm er das Wort.

Diepolt, begann er, nicht ohne Zögern, mit gepreßter Stimme; wir schwuren uns einst Freundschaft; wir schlossen einen schönen Bund, den schönsten des Lebens: nur Eins zu seyn, im Leben wie im Sterben!

Und sind wir es nicht? fiel schnell begeistert der Freund ein. Sind wir nicht Eins! — Ich konnte nicht leben ohne Dich; ich kann es noch nicht. Ich liebe mein Weib, ich liebe sie feurig, glühend; aber Dich kann sie mir nicht ersetzen. O Gervin, wie unsere Herzen nur dieselben Gefühle athmen, könnten doch unsere Leiber immer so dieselbe Luft einathmen!

Gervins Augen wurden trüber. Und wenn Du mich beleidigtest, Diepolt? fragte er; und wenn Du zum Verräther an mir würdest?

Bey Gott! rief mit flammendem Auge der Markgraf. Sieh dieses treue Schwert an meiner Seite; ich habe es nur gezogen gegen meine Feinde; aber dann würde ich es gegen meine Brust ziehen! — Doch, fuhr er ruhiger fort, es ist nicht möglich. Wie könnte ich Dein Verräther werden? wie Du der meinige? —

Der Ritter von Volmestein hörte die letzten Worte nicht. Das treue Schwert in die eigene Brust! sprach er langsam für sich. Du sprichst mein Urtheil! sagte er dann rasch und lauter. Höre mich an; aber um

des Himmelswillen, laß mich ausreden, unterbrich mich nicht.

Wir Beyde, fuhr er fort, sahen Constantien von San Paolo in Einem Augenblicke. Wir Beyde liebten sie in demselben Augenblicke. Du sahst meine Leidenschaft nicht, aber ich die Deinige, und ich trat zurück und entsetzte; was hätte ich nicht für Dich gethan? Du wurdest glücklich. Ich verschloß meine Liebe und meinen Gram in meinen Busen, niemand gewahrte sie. Am wenigsten Du. Aber Einem Auge entgingen sie nicht; das war das Auge Constantiens, Deines Weibes. Ihr Herz wurde von Mitleid ergriffen; sie suchte mich auf, mich, um mich zu trösten, mich aufzurichten. Ich sah einen unendlich zarten Sinn darin, wie das Weib ihn gebähren, wir nur ihn ahnen können. Meine Liebe wurde noch heftiger, wurde zur glühendsten, verzehrendsten Leidenschaft. Vergebens hatte ich bisher geläugnet, ich konnte mich ihr jetzt nicht mehr verbergen. Sie wurde milder, zärtlicher, um mich aufzurichten. Eines Abends! —

Unglücklicher! fiel heftig der Markgraf ein. Er hatte mit angehaltenem Athem, mit bleicher Wange jedes Wort seines Freundes fast verschlungen Unglücklicher! rief er, vollende nicht! Sprich das Entsetzliche nicht aus, das meine Seele ahnet!

Ahnt sie's? rief Servin, mit dem Lachen der Verzweiflung. So höre es dann auch. Ja, wir fielen, wir betrogen Dich, wir wurden die furchtbarsten Verräther, wir mordeten Liebe, wir mordeten Freundschaft. Meine Verzweiflung, ihr heißes Blut! —

Der Markgraf Diepolt hatte unwillkührlich sein Schwert von der Seite gerissen, er schwang es gegen

den Ritter, der keine Miene machte, sich zu wehren. Aber er führte den Streich nicht, den er drohete; matt ließ er den Arm sinken, und steckte das Schwert wieder ein, und starrte mit fast erstorbenen Augen vor sich hin. Von meinem einzigen Freunde betrogen! sprach er dann schmerzlich, mit fast weinender Stimme. Ich glaubte, Du seyest ich, und ich seye Du; kann ich denn zum Verräther werden an mir selbst? Doch plötzlich flammten seine Augen in ungezügelter Wuth auf. Verräther! schrie er, Du lebst noch? Es gibt ein Wesen, das meine Schande aussprechen kann? Vor dem sich mein Innerstes empören muß, wenn ich ihn anblicke? Stirb, Elender!

Er zuckte von neuem sein Schwert. Aber der Ritter von Volmestein wehrte sich wiederum nicht. Stoß zu! rief er, und hielt der scharfen Spitze seine Brust entgegen. Glaubst Du denn, dieses Leben sey mir eine Freude! eine Lust? O, es war nur seitdem die entsetzlichste Qual! Eine Qual der Hölle! Kann denn dem noch das Leben etwas gelten, der jede Stunde, jede Minute, mit jedem schnöden Athemzuge nur den Einen furchtbaren Gedanken hat: Du bist ein Verräther, ein Ehrloser! Dem wachend und träumend, immerwährend, furchtbare Gestalten zur Seite stehen, und ihm zu donnern: Du bist ein Elender, Du bist der Mörder des Heiligsten! Denn nicht blos Dich habe ich gemordet, und unsere Freundschaft! Auch sie, die sonst Reine, Heilige! Ich pflanzte den Samen der Sünde in ihre Brust! Meine Schuld ist es, daß sie eine Buhlerin, eine Verworfene wurde. Ja, höre es, höre es, damit kein Mitleid in Deine Seele komme, damit Du mich nicht verschonen mögest. Dein Weib

buhlt mit ihrem Pagen; sie betrügen Dich täglich, entsetzlich! Und nun durchbohre mich! O, stoße zu, und befreye mich von dieser fürchterlichen Qual!

Er sprach mit Tönen der Wuth. Der Graf von Wohburg hörte ihm in ohnmächtiger Zernichtung zu! Das Schwert entsank seiner Hand. Aber ein furchtbarer Frost füllte dann seine Züge. Ich sollte Dich morden! rief er, denn Du hast mich hinterlistig gemordet. Aber Gott soll Dich richten, nicht ich schwacher Mensch! — Wir sind gerüstet zum Kampfe auf Leben und Tod. Mag ein Gottesurtheil über Dich entscheiden. Hier, auf der Stelle! Eines Kampfrichters bedürfen wir nicht! Die gerechte Sache möge Richter seyn! Lege Deine Lanze ein, Ritter von Volmestein, und wehre Dich, wie es einem Ritter geziemt, der um sein Leben ficht!

Er faßte seine Lanze, legte sie ein, ritt einige Schritte zurück, und stürmte dann mit furchtbarer Wuth auf den Gegner ein. Ruhig, wie einer höheren Macht willenlos gehorchend, sah dieser ihn auf sich einrennen, nur mechanisch ohne zu wissen, was er that, aus langer, alter Gewohnheit, nahm er seine Lanze in den Arm und sandte ihre Spize in horizontale Richtung. Und dieß war das Verderben des Markgrafen. Denn blind sprengte dieser voran, und während seine Lanze auf dem Harnisch des Ritters zerschallte, drang dessen still vorgehaltene Lanze durch das Visir seines Helmes, zerbrach dieses und fuhr gerade neben dem linken Auge ihm tief in die Stirn hinein. Mit einem Schrei glitt er vom Pferde, und stürzte zu Boden, und rauschendes Blut strömte aus der tiefen, klaffenden Wunde. Noch ein paarmal zuckte er in dem Grase

und röchelte, dann lag er still, ohne Bewegung und ohne Laut.

Der Ritter von Volmestein wußte kaum, was geschehen war. Es war, als wenn das lebendige Gefühl seines Verbrechens gegen den edlen Freund, seiner unauslöschlichen Schande, ihn gefühllos gegen jeden anderen Eindruck gemacht hätte. Er verdiente nicht mehr zu leben, er wollte, er mußte sterben; alles andere war ihm gleichgültig. Nur als er den Grafen mit zerbrochenen Helme, blutend und ohne Zeichen des Lebens an der Erde liegen sah, wurde für einen Augenblick ein anderes Gefühl in ihm rege; er sprang von seinem Rosse und warf sich über den Unglücklichen. Aber keine Spur des Lebens war in diesem mehr zu entdecken; das Auge war geschlossen, die Hände krampfhaft, wie im Todeskampfe, zusammengeklemmt, die Lippen bewegten sich nicht, kein Athem erwärmte sie; nur die tiefe Wunde an der Stirn schien zu leben, wie sie das schwarze, strömende Blut ausspie. Da faßte ein furchtbarer, nicht zu ertragender Schmerz, eine, sein ganzes Wesen, alle Kräfte seines Geistes und seines Gemüthes tödtende Verzweiflung den Ritter von Volmestein. Todt! sprach er dumpf in sich hinein. Er ist todt! Dann schüttelte er sich, wie vor schrecklichem Froste, stieg langsam auf sein Pferd, und ritt bewußtlos von dem blutigen Platze. Als er aber in die Nähe des Klosters Herbecke kam, kam Bewußtseyn des Geschehenen in seine Seele; er wollte umkehren zu dem verlassenen Freunde, und ihn ins Leben zurückrufen, oder mit ihm sterben. Aber da trat der Anblick der blutigen Leiche vor sein inneres Auge, und trieb ihn weiter, wie Einen von den Schrecken

der Hölle Gejagten. Wüthend spornte er sein Pferd, sprengte vor die Herberge, sprach die wenigen Worte mit den Knappen, und sprengte dann wieder davon, gejagt von den schrecklichsten Qualen, immer weiter, tiefer in das Gebirge hinein. Man sah und hörte nichts wieder von ihm. —

Der Markgraf von Bohburg genoß in dem Kloster zu Herdecke, unter den Händen kundiger und sorgsamer Jungfrauen, die beste Pflege; aber seine Heilung ging nur langsam von Statten. Gleich am folgenden Tage kam seine Gemahlin von der Burg Volmestein, wohin die Schreckensnachricht der tödtlichen Verwundung des Grafen schnell gedrungen war. Als seine Gemahlin konnte sie nicht abgewiesen werden; allein der Verwundete machte bey ihrem Anblicke die heftigsten, Widerwillen andeutenden, Bewegungen, und winkte seinen Pflegerinnen so lange zu, daß man sie entfernen solle, bis sie ging. Als sie das Gemach verlassen hatte, strengte er alle seine Kräfte an, um die Nonnen zu bitten, sie möchten die Verhaßte nicht mehr zu ihm lassen. Die Gräfin machte zwar noch einige Versuche, zu ihm zu kommen; als sie aber alle fehlschlugen, verließ sie, vielleicht des Vorgefallenen ahnend, mit ihrem Pagen sowohl Herdecke als Westphalen und kehrte in ihre Heimath nach Italien zurück, vorgebend, ihre Eltern besuchen zu wollen.

Nach Verlauf eines Vierteljahrs war der Markgraf so weit wieder hergestellt, daß er ohne Gefahr die Rückreise in sein Vaterland antreten konnte. Er schied mit überreichen Geschenken von seinen Retterinnen; aber stumm, wie er während der ganzen Dauer seiner Genesung stumm gewesen war. Nur die noth-

wendigsten Worte waren über seine Lippen gekommen, und nur mit Widerwillen hatte er sie gesprochen, wie er nur mit Widerwillen zuhörte, wenn man zu ihm sprach. Es war, als wenn der Ton der menschlichen Stimme etwas Entsetzliches für ihn habe, wie der Anblick von Menschen, und wie sein eigenes Daseyn ihm lästig war. Immer still brütend, ohne Ausdruck und ohne Bewegung in seinem blassen Gesichte, saß er vor sich hin. Diese äußere Leblosigkeit, und die schwarze Binde die er über dem Einen verlorenen Auge trug, gab seinem Anblicke etwas tief Schaudererregendes; man konnte die vom Gram gebeugte Gestalt nicht ohne Mitleid, das starre Gesicht aber zugleich nicht ohne inneres Grausen anblicken.

Sein erster Schritt, als er auf seinem Schlosse zu Eger wieder ankam, war, von seiner verworfenen Gattin sich scheiden zu lassen; dieß geschah leicht, da ihm kein Preis zu hoch war. Dann verschloß er sich still, und ohne alle Theilnahme an der Aussenwelt, in dem Innern seiner Burg, und nur selten sah Jemand seine verwelkende Gestalt. Der Verrath der Liebe und der Freundschaft zehrte an ihm.

Das Fieber des Edelknappen Julius wurde heftiger, bedenklicher, als die Nachrichten der traurigen Ereignisse zur Burg Velmestein gelangten; doch seine Jugendkraft rettete ihn: aber auch er blieb traurend und kummervoll, und glich einer verwelkenden Blume. Eines Tages aber war er plötzlich verschwunden. Am Tage darauf erschien an der Pforte des Klosters zu Herbecke eine fremde, von tiefem Grame daniedergebeugte Jungfrau. Sie bat um Einlaß, und um die Barmherzigkeit, ihr Leben in den stillen Mauern be-

schließen zu dürfen. Beydes wurde ihr gewährt; doch nach Jahresfrist hatte der Gram ihr Herz getödtet. —

Es war an einem warmen Sommerabende des Jahrs 1136, als ein einzelner Mensch langsam den Berg erstieg, auf dessen Spitze, von der Abendsonne vergoldet, das Kloster Siegburg lag. Es war eine hohe, schlanke Gestalt, aber die Mattigkeit der Bewegungen und der Haltung verrieth, daß alle Muskelspannung und Nervenkraft von ihr gewichen war. In dem regelmäßigen, aber erdfahlen Gesichte herrschte neben tiefer Trauer eine Art wilder Verstörtheit. Er blieb oft stehen, und sah dann mit finsteren Blicken der scheidenden Sonne nach. Nur Einmal hob ein schwerer Seufzer seinen Busen, und leise, aber mit sehnsüchtiger Stimme sprach er: O, wer doch untergehen könnte, wie Du! Aber für immer, um nie wieder zu erwachen! — Und kann ich es denn nicht! rief er auf einmal lauter, und sein Blick wurde wieder finster, wild. Bin ich dann nicht Herr meines Lebens? — Aber rasch wandte er sich um nach der Klosterseite, und floh dahin, wie von Entsetzen getrieben, während seine Lippen murmelten: Mörder! Wieder ein Mord? —

Als er das Kloster erreicht hatte, stand er eine Zeitlang schweigend, und wie unschlüssig, an der Pforte, und besah das schöne, weitläufige Gebäude; dann trat er rasch vor, und läutete die Glocke. Ein Mönch erschien, und fragte ihn, wer er sey, und was er wolle?

Ich muß mit dem Abte sprechen! antwortete er; seinen Namen nannte er nicht.

Der Mönch ließ ihn schweigend ein, und führte ihn durch lange, dunkle Gänge zu der Zelle des Abtes.

Wer seyd Ihr? fragte ihn dieser, ein hoher, ehrwürdiger Greis.

Ein Unglücklicher! erwiderte der Unbekannte, der Reue fühlt über sein vergangenes Leben, und der um Aufnahme in diese Mauer bittet, um unter dem Beystande und den Gebeten frommer Männer Buße thun, und den Segen des Himmels wieder erflehen zu können!

Das Auge des Greises verweilte lange auf der gebeugten, aber dennoch edlen Gestalt. Und Euer Name? fragte er.

Ich habe ihn vergessen! antwortete der Unbekannte. Meine Lippen können ihn nicht mehr aussprechen! Möge auch die Welt ihn vergessen! Möge kein Mund ihn mehr nennen!

Der Abt sah ihn schärfer an. Junger Mann! sprach er strenge, Ihr seyd ein Verbrecher!

Ja! erwiederte jener; aber ein Reuiger!

Eine Weile bedachte sich der Abt. Ein Sünder, der Buße thut, sagte er dann, ist dem Himmel willkommen! Seyd es auch uns schwachen Menschen. Augustinus sey Euer Name fortan unter uns. Auch dieser heilige Kirchenvater war in seiner Jugend ein großer Sünder und Ketzer, und seine fromme Mutter weinte sich fast blind um ihn. Aber ein heiliger Bischof sagte zu ihr: Es ist unmöglich, daß ein Sohn so vieler Zähren verderbe! Und der Sünder und Ketzer ging in sich und that Buße, und wurde das glänzendste Licht des Glaubens und der Kirche. — Gehe auch Du

in Dich, mein Sohn, und wandle fromm und gottesfürchtig unter uns!

Der Bruder Augustinus lebte fromm und gottesfürchtig in dem Kloster zu Siegburg; er war der Unverdrossenste bey der Arbeit, auch bey der schwersten, niedrigsten; er war der Erste, der zum Gebet kam, er war der Letzte, der den Tempel verließ. Aber kein Laut kam über seine Lippen. Niemand im Kloster kannte ihn, aber auch Niemand wagte, ihn über seine Herkunft zu fragen; mit stiller Ehrfurcht begegneten dem leidenden Büßer Alle, die Layenbrüder wie die Mönche. Nach Verlauf eines Jahrs legte er die Novizenkleidung ab, und wurde zum Priester eingeweiht, und Mönch. Aber er war nur noch demüthiger als vorher, und eben so still und fromm. Zu der Ehrfurcht, die man ihm bezeigte, kam nach und nach Liebe, denn so still er war, so freundlich und dienstfertig war er gegen Jedermann.

Vier Jahre war er im Kloster gewesen, täglich mehr geliebt und geachtet; da kam der Bischof von Regensburg, der fromme Cuno, nach Siegburg, um seinen Freund, den Abt, zu besuchen. Er sah den stillen, frommen Pater Augustin, und liebte ihn, wie die Uebrigen, und liebte ihn so, daß er sich bald nicht mehr von ihm trennen konnte, und ihn bat, mit ihm zu gehen nach Regensburg, um dort sein Freund und erster Geistlicher zu werden.

Aber der fromme Mönch schlug es aus. Lasset mich hier, hochwürdiger Herr! bat er, hier, wo meine Seele den Frieden gefunden hat.

Doch der Bischof bat dringender, und als auch der Abt sich mit seinen Bitten vereinigte, mußte er nachgeben

Auch in Regensburg blieb der Pater Augustin der fromme, demüthige Mönch. Doch fühlte er sich hier nicht glücklich; das Geräusch und der Glanz des bischöflichen Hofes sagten seinem einfachen Wesen nicht zu, und schon nach einem halben Jahre bat er seinen Freund und Herrn, ihn ziehen zu lassen, tief in die Einsamkeit, um als Einsiedler sein Leben beschließen zu dürfen. Der Bischof erkannte, daß Stille und Abgeschiedenheit seinem Freunde Noth thäten und obgleich ungern, gab er ihm die erbetene Erlaubniß.

Da verließ der fromme Pater Augustinus in seinem grauen Habite und in bloßen Füßen und nur mit einem leinenen Sacke, worin er schwarzes Brod trug, den bischöflichen Palast und die stolze Stadt Regensburg, und ging in den Wald hinein, ganz allein, immer tiefer und tiefer, über Dornen und über Disteln, daß ihm die Füße bluteten und ihn sehr schmerzten, drey lange Tage lang. Am dritten Tage aber kam er des Abends an einen großen Fluß, der der Egerfluß war; in diesen ergoß sich ein klares, freundliches Bächlein; und dem Bächlein hinauf folgte der Pater, bis wo er an eine dichte, düstere Stelle des Waldes kam. Hier blieb er, und bauete sich aus Zweigen eine Einsiedeley, und wohnte darin, und lebte einfach vom klaren Wasser des Bächleins, und von den Wurzeln und Beeren des Waldes, und diente seinem Herrn und betete zu ihm vom frühen Morgen bis in die späte Mitternacht. —

Und als er nun so wohl zwey Jahre lang in Einsamkeit, Entsagung stillem Gebete hingebracht hatte, da kam eines Tages ein Ritter, der nur von einem einzigen Knappen gefolgt war, langsam durch den

Wald geritten. Der Ritter erblickte die Einsiedelei, und ritt verwundert darauf zu, und betrachtete sie lange, und die stille Gegend, in der sie gebauet war. Ein wehmüthiges Sehnen schien seinen Busen zu heben, eine sanfte Freude sein bleiches, kummervolles Gesicht zu erheitern. Er stieg vom seinem Rosse, und ging näher zu der kleinen Wohnung. Da sah er den Mönch darin, der auf beyden Knieen vor einem Cruzifix lag, und still betete. Der Ritter betrachtete ihn und wankte plötzlich, und erbebte heftig; sein Gesicht wurde von einem argen, wilden Zuge entstellt. Aber nur einen Augenblick lang; dann wurde es wieder ruhig und heiter; und langsam schritt er in das Innere der Hütte auf den Mönch zu.

Gervin von Bolmestein! sprach er zu diesem, und legte sanft seine Hand ihm auf die Schulter. Du hast ein höheres Leben gefunden, ein schöneres. Laß es uns theilen!

Entsetzt sprang der Mönch auf und flog zurück und starrte den Ritter an, der ihn liebevoll mit seinem Einen Auge ansah, während das andere ewige Nacht bedeckte. Um des Himmelswillen! rief er, wer seyd Ihr? Was begehrt Ihr von mir?

Und Du kennst mich nicht mehr? fragte der Ritter sanft. Du kennst Deinen Freund Diepolt nicht mehr?

Da erkannte der Einsiedler, was die bekannte Stimme ihn schon hatte ahnen lassen. Aber auch er wankte und erbebte heftig. Doch auch nur einen Augenblick lang. Dann nahete er sich dem Markgrafen und sprach demüthig: Der Himmel hat mir vergeben, denn

es wohnt Friede in meinem Herzen! O edler Herr, vergebt auch Ihr mir!

Da warf sich der Ritter, laut weinend, an seine Brust und breitete beide Arme um ihn und drückte ihn fest an sich, und rief schluchzend: O mein Freund, mein Freund!

Und jetzt drückte ihn auch der Mönch an seine Brust, und sprach mit einer stillen, aber hohen Freude: Der Herr ist gnädig, der Herr ist unendlich barmherzig!

Lange hielten die beyde Freunde sich stumm umarmt; dann erzählten sie sich ihre Schicksale.

Der Markgraf aber ritt nicht wieder zurück. Das Leben in seinem Schlosse war ihm eine entsetzliche Qual gewesen; hier an dieser Stelle, an der Seite des frommen Mönches war ihm zum ersten Male wieder wohl geworden, und nie wollte er von hier scheiden. Er übergab seine Regierung und seine Länder seinem Bruder, und behielt sich nur den Wald aus, in dem die Einsiedelei lag.

Still und fromm und gottesfürchtig lebten hier die beiden edlen Freunde. Nach Jahresfrist besuchte sie der Bischof von Regensburg, zu dem die Kunde ihrer Vereinigung gedrungen war. Sie baten ihn um die Erlaubniß, an der Stelle der Einsiedeley ein Kloster bauen zu dürfen. Gern gab er ihnen diese, und nach kurzer Zeit erhob sich in dem dichten Walde das Kloster Waldsassen, in dem die beyden ritterlichen Freunde als fromme, demüthige Mönche ihr Leben beschlossen.

Kleinere Sagen.

I.

Die Gebeine des heiligen Ludgerus.

Als der heilige Bischof Ludgerus von Münster am 26. März des Jahrs 809. im Dorfe Billerbeck verstorben war, wurden seine Gebeine nach der Stadt Münster gebracht, und dort begraben. Allein sein Leib konnte hier nicht verwesen, und jeden Morgen stand die Todtenlade oben auf dem Grabe, und eine Stimme rief aus diesem: hier wolle er nicht begraben seyn! Da grub man den Leichnam aus der Erde, legte ihn wieder in den Sarg und stellte ihn auf einen Wagen. Vor den Wagen spannte man zwei Ochsen, und ließ diese hingehen, wohin sie wollten. Und die Thiere setzten sich in Bewegung, und zogen den Leib des heiligen Mannes bis vor die Kirchthüre zu Werden; hier blieben sie stehen, und keine Gewalt konnte sie weiter treiben. Da erkannte man, daß der Heilige hier, wo er das Kloster erbauet hatte und dessen erster

Abt gewesen war, wolle begraben seyn. Und man gab auf der Stelle, wo die Ochsen stille standen, seine Gebeine der Erde, und sie lagen nun ruhig, und liegen noch da.

(Vgl. Engels Reise von Kettwig nach Werden, S. 35.)

II.

Stiftung des Klosters Herdecke.

Viele behaupten zwar, der Name Herdecke komme von der altdeutschen Göttin Hertha her, und bedeute soviel als Hertha-Ecke, d. h. Herthas-Eiche, Eiche, wo der Hertha geopfert worden. Allein wenn auch jene Göttin in dieser Gegend vorzüglich verehrt seyn mag, so ist doch die Entstehung des Namens Herdecke anders, und von der Stiftung des Klosters unzertrennlich, wie folgende Erzählung zeigen wird:

Vor vielen hundert Jahren lebte in Italien eine junge, schöne und reiche Prinzessin, Namens Frederuna, eine Nichte des großen Kaysers Karolus. Diese liebte einen vornehmen und tapferen Ritter, und wurde von ihm wiedergeliebt; allein der Ritter starb im Kampfe gegen die Sarazenen. Da wurde der unglücklichen Prinzessin ihr Vaterland und die Welt verhaßt, und sie beschloß gen Norden zu ziehen, und ein Kloster zu bauen, in dem sie ihr Leben still und abgeschieden beschließen könne. Zu dem Ende verkaufte sie alle ihre Güter und ihre Besitzungen, und ladete das Geld auf

Maulthiere, und zog nun fort aus ihrer Heimath, immer tiefer dem kalten Norden zu. Weil sie aber viel von den deutschen Eichen gehört hatte, und wie es so still und heimlich darunter sey, so entschied sie, dort ihr Kloster zu bauen, wo die Maulthiere zuerst und von selbst sich unter eine Eiche lagern würden. Lange zog sie umher, und die Thiere lagerten sich nicht. Endlich aber in einer anmuthigen Gegend an der Ruhr legten sie sich unter einer großen, herrlichen Eiche nieder. Da rief die Prinzessin voller Freuden: Hier de Eke! d. h.: hier ist die Eiche! und sie bauete allda ein prächtiges Kloster für Jungfrauen, das nach ihrem Ausrufe Herdecke genannt wurde, und in dem sie lange, als erste Abtissin, ein frommes, gottseliges Leben führte.

(Mündlich.)

III.

Das Kruzifix zu Stromberg.

Auf der Spitze des Stromberges in Westphalen nicht weit von der jetzt verfallenen Burg, auf der einst die mächtigen Burggrafen von Stromberg hauseten, steht eine schöne Kirche, in der ein hölzernes Kruzifix ist, das fromme Leute jetzt mit Silber haben beschlagen lassen. Dieses Kruzifix wurde dort, wo die Kirche jetzt steht, vor ungefähr tausend Jahren in der Erde gefunden. Man brachte es in die Kirche, die in dem am Fuße des Berges liegenden Dörfchen Stromberg

erbaut war, und ſtellte es dort auf den Altar. Allein am anderen Morgen war es von da verſchwunden, und an der Stelle, wo man es geſtern entdeckt, fand man es wieder. Man wollte es wieder in die Kirche zurückbringen; aber jetzt war es auf einmal ſo ſchwer, daß man es nicht aufheben, viel weniger von der Stelle bringen konnte. Da ſpannte man zwey Ochſen daran, doch auch dieſe konnten es nicht fortziehen; erſt als man ſechs Ochſen mit Ketten daran ſpannte, konnten dieſe es zu der Kirche unten im Dorfe zurückziehen. Aber am folgenden Morgen war es wiederum aus der Kirche verſchwunden, und wieder auf ſeinem alten Platze oben auf dem Berge, und keine Macht der Erde war jetzt im Stande, es von da fortzubringen. Da ſagte ein alter, frommer Einſiedler, der herbeygekommen war, dieß ſey ein Zeichen von Gott, daß das Kruzifix nicht von hier fort, ſondern hier eine Kapelle haben müſſe. Und er ſelbſt ſammelte Gaben bey Reichen und Armen, bey Vornehmen und Geringen, und bauete nach Jahresfriſt eine ſchöne Kirche auf dem Platze. Die Kirche ſteht noch, und das Kruzifix iſt ſehr wunderthätig, weßhalb jedes Jahr Prozeſſionen zu ihm wallfahrten. Aber von der Stelle kann man es noch nicht bringen.

(Nach alten Legendenbüchern.)

IV.

Die Gotteslästerer in Körbecke.

Im Jahre 1013 geschah ein entsetzliches, bisher unerhört gewesenes Wunder. In der Christnacht dieses Jahrs, begab es sich nemlich in der Stadt Körbecke in Westphalen, wo der heilige Magnus den Märtyrertod gestorben ist, daß in dem Augenblicke, als der Priester in der Kirche dieses Heiligen die Messe eifrig zu lesen anfing, achtzehn Personen, anstatt dem Gottesdienste beyzuwohnen, vor der Kirche auf dem Kirchhofe einen Tanzreigen aufführten, und dabey so laut sangen, und schrieen, daß sie den Priester vor dem Altare in seiner Andacht störten. Dieser, mit Namen Rothbertus, ging daher zu ihnen hinaus, und ermahnete sie, von ihrem Teufelswerke abzustehen, und ruhig zu seyn und in die Kirche zu kommen. Allein sie verachteten seine Reden, und verhöhnten und verspotteten ihn. Da rief er ihnen verwünschend zu: Möget Ihr durch die Macht Gottes, und durch die Verdienste des heiligen Magnus ein ganzes Jahr lang also tanzend und singend zubringen müssen!

Sie verachteten auch diese Worte, und fuhren in ihrem Jubel fort; allein der Fluch des Priesters hatte sich augenblicklich erfüllt. Denn als sie bald nachher aufhören wollten, konnte Keiner von seiner Stelle, und Alle mußten tanzen und singen ohne Unterlaß, die ganze Nacht hindurch und auch den Tag und auch den

folgenden, und so alle Tage. Und alles, was sie sah, jammerte laut und entsetzte sich über diese Strafe des Himmels. Andere Leute, die unschuldig waren, versuchten, sie von der Stelle zu ziehen, allein es gelang nicht. Einem Mädchen von achtzehn Jahren, die auch unter den Tanzenden war, und die ihr Bruder zu stark zerrte, riß er den Arm aus, und sie mußte forttanzen ohne den Arm.

Als sechs Monate vergangen waren, waren sie schon bis an die Kniee in die Erde versunken, und als das ganze Jahr um war, bis an die Schultern. Da wurden sie durch den heiligen Mann Herbertus, Bischof von Cöln erlöset. Dieser kam nemlich um Weihnachten nach Körbecke, verrichtete sein Gebet über die Unglücklichen, befreyete sie dadurch aus ihrer entsetzlichen Lage, und führte sie dann an den Altar des heiligen Magnus, um sie ganz mit Gott zu versöhnen. Hier fielen sie Alle in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nicht wieder erwachten.

(Bernh. Wittius, Historia Westph. p. 239 — 240.)

V.

Graf Eberhard von Altena.

Nachdem der Graf Eberhard von Altena in dem Kriege, welcher Anno 1162 zwischen dem Herzoge Heinrich von Limburg und seinen Bundesgenossen an einer, und dem Herzoge Gottfried zu Braband an der anderen Seite geführt, dem Ersteren also tapfer gedient,

daß Heinrich den Sieg erfochten, so geschah es, daß Eberhard in seinem Gemüthe wegen so vielen vergossenen Blutes sehr unruhig wurde. Wie er nun bey diesen Umständen einen Ekel an aller weltlichen Gesellschaft hatte, und sich daher vornahm, heimlich davon zu gehen, und im Elende seine Sünden zu büßen, so steckte er sich in schlechte Kleidung, und wanderte, ohne Jemandem etwas zu sagen, erstlich nach Rom, ferner nach St. Jakob zu Compostell; endlich kam er nach Marimunda, einem Kloster in Frankreich, und wurde daselbst ein Laybruder, da ihm dann auf einem, diesem Kloster zuständigen Meyerhofe, der Witthof genannt, die Schweine zu hüten aufgegeben wurde.

Als er nun in dieser seiner Bedienung sehr fleißig, und in langer Zeit Niemand erfahren können, wo Eberhard geblieben war, so geschah es ferner, daß zwey von seines Bruders, des Grafen Adolph von Altena, Bedienete mit ihren Knechten, welchen Allen Eberhard wohl bekannt war, nach Frankreich reiseten. Da sie nun nicht weit von besagtem Kloster in die Irre geriethen, schickten sie Einen von den Knechten nach dem Kloster, sich des rechten Weges zu erkundigen. Dieser, als er eines Sauhirten gewahr wurde, und von ihm den rechten Weg zu erlernen suchte, erkannte an einem Hiebe, welchen Eberhand in einer Schlacht empfangen hatte, daß er Adolfs, Grafen von Altena, Bruder sey. Kaum hatte er solches bey seiner Rückkehr seinen Herren entdeckt, so eilten diese mit großer Begierde nach dem Orte, und fanden die Erzählung des Dieners wahr. Zwar wollte sich Eberhand anfänglich nicht kund geben; doch ließ er auf ihr inständiges Anhalten sich endlich bewegen, zu erzählen, wie er zu

diesem Stande gekommen wäre. Darauf umarmten ihn die Edelleute mit vielen Thränen, gingen auch gleich zum Verwalter des Hofes, und zeigten ihm an, was er für einen Sauhirten hätte. Als nun dieser die Sache gleich an den Abt berichtete, und selbiger über die große Demuth des Eberhard sich nicht genug verwundern konnte, nahm er ihn ins Kloster und machte ihn zu einem Mönche.

Sobald diese Sache dem Grafen Adolph vorgebracht wurde, reisete selbiger zwar hin, seinen Bruder auf andere Gedanken zu bringen; da er aber die einmal angefangene Lebensart nicht ändern wollte, hielte er bey dem Abte an, daß dem Eberhard möchte erlaubt seyn, mit ihm zu reisen, um seine Freunde zu besuchen. Da ihm nun dieses bewilliget wurde, und Eberhard in Deutschland kam, beredete er nicht nur seinen Bruder Adolph, das Schloß Aldenburg im Jahre 1133 zu einem Kloster zu machen, sondern er verlangte auch von seinem Vetter, dem Landgrafen in Thüringen, Zogonn, durch Vorsprache seiner Gemahlin, der Gesela, und seiner Söhne Heinrichs und Günthers, den Berg des heiligen Gregorii mit seinem Zubehör; und als er auf diesem zur Ehre des heiligen Gregorii eine Abtey gestiftet hatte, so wurde er, durch Vorsprache seiner Freunde, vom Bischofe von Maynz zum ersten Abte derselben eingeweihet.

(Von Steinen Westph. Gesch. Th. 1. S. 97 — 100.)

VI.

Otto Schutz.

Im Jahre 1326 nahm Landgraf Heinrich von Heſſen zur Ehe Fräulein Eliſabeth, Markgrafen Friedrich zu Meiſſen, des Freudigen, Tochter; mit derſelben zeugete er zwei Söhne und eine Tochter. Dem älteren Sohne Heinrich beſchied er das Land nach ihm zu beſitzen, den Anderen, Otto, ſchickte er nach Paris, da ſollte er ſtudiren, und darnach geiſtlich werden. — Nun hatte dieſer junge Herr Landgraf Otto zur Geiſtlichkeit keine Luſt, kaufte ſich deswegen zwei gute Roſſe, einen guten Harniſch und eine ſtarke Armbruſt, ritt alſo ohne Wiſſen ſeines Herrn Vaters an den Hof des Herzogs zu Cleve, und nannte ſich Otto Schutz; begehrte daſelbſt Dienſt, und weil er eine feine, ſtarke, gerade Perſon war, nahm ihn der Herzog auf. Er hielt ſich ſo redlich und wohl, daß ihn der Herzog vor Andern vorzog, und ihm, ſo wie Einem von Adel, vier Pferde hielt, und Jedermann war ihm günſtig; es verſchickte ihn auch der Herzog in vielen Sachen, die er ſonſt nicht Jedermann anvertrauete.

Dieſes beſtand alſo ſieben Jahre, bis daß endlich ein heſſiſcher Edelmann, Heinrich von Homberg genannt, eine Wallfahrt nach Aachen gelobet hatte, welcher in ſeiner Jugend auch an dem Hof des Herzogs zu Cleve geweſen, und auf dieſer Fahrt ſeinen alten Herrn einmal beſuchen wollte. Als er nun zu Cleve

einritt, sah er Otto den Schutz, erkannte denselben, und trat ihm mit Neigen, und sonst, als seinem Erbherrn gebührlicher Reverenz entgegen. Dieses sah der Herzog aus einem Fenster, und wunderte sich, warum Homberg sich gegen Otto Schutz also ehrerbietig erzeigte, fragte deswegen ihn in geheim, ob ihm Otto Schutz bekannt wäre, und wie es um ihn eine Gelegenheit hätte. Homberg stellte sich auf Otto's Begehren, der ihm verboten, solche Reverenz hinfort des Orts nicht zu erzeigen, als wüßte er nichts mehr von Otto'n, denn daß er von guter Abkunft und ein ehrlicher Gesell wäre; womit aber der Herzog nicht zufrieden seyn wollte, da er sich wohl dünken ließ, daß etwas mehr dahinter stecken müßte. Er hielt deswegen bey Hombergen an, bis er ihm alle Gelegenheit berichtete, wer er wäre, und daß er nicht mehr als Einen Bruder gehabt, welcher ohne Erben gestorben, und der Vater, sehr alt, nicht anders wüßte, denn sein anderer Sohn Otto wäre auch längst todt, da er in vielen Jahren nichts von ihm vernommen, noch erfahren konnte; hätte ihn zum Studium nach Paris geschickt, dazu Otto keine Lust gehabt, darüber aber hinweggekommen und verloren worden. Derowegen der alte Landgraf Heinrich, sein Vater, bedacht, das Land Hessen seiner Tochter Mann, dem Herzoge zu Braunschweig zu vermachen, darüber das Land in großer Trauer stände, da sie alle ein Mißfallen und Abscheu gegen den Braunschweiger hätten, ständen also alles Erbe auf Otto Schutz, und lobte den daneben.

Als der Herzog solches gehört, da gab er dem Otto seine Tochter zum Ehegemahle, welche sich beyde schon lange geliebt hatten. Und der edle Landgraf zu

Heſſen vernahm es mit großer Freude, daß er ſeinen Sohn Otto wieder habe, und daß derſelbe ſo wohl gehyrathet; welcher denen auch bald hernach, im Jahre 1352 mit ſeiner Braut in Marburg angekommen, und hernach auf Spangenberg Haus gehalten, da er endlich im Jahre 1361 an Gift verſtorben.

(v. Steinen a. a. O. S. 267 — 269.)

VII.

Das Monument am Dome zu Münſter.

An der Nordſeite des Domes zu Münſter, da wo der Vikarien Kirchhof iſt, ſieht man auf der Zinne des Tempels ein ſonderbares Monument ſtehen. Auf einer dünnen Säule nemlich ſitzt ein Affe, welcher Nüſſe knackt; er ſcheint die Zuſchauer durch Poſſen zu beluſtigen, indem er mit einer Pfote etwas herunter wirft, wahrſcheinlich leere Schalen. Am Säulenfuße ſieht man auf der einen Seite ein Schaf, auf der der andern eine Sau, die ſehr eifrig aus einem Troge frißt. Sicher bekannt iſt der Entſtehungsgrund dieſes Monuments nicht. Das Volk ſagt aber, der Baumeiſter habe es, als er mit den Domherrn wegen ſeines Lohnes uneins geworden, um dieſelbigen zu ärgern, angebracht, und es zugleich durch folgende Verſe gedeutet:

Schafskleider tragen wir,
Ein Schweinsleben führen wir,
Affenſpiele treiben wir.

(Vgl. Weſtph. Anzeiger v. 1808. Nr. 45.

VIII.

Das Dorf Eine.

Nicht weit von der Stadt Warendorf im Münsterlande liegt ein Dorf, Eine geheißen. Als man dieses vor langem erbauen wollte, schickten die Leute vorher einen Abgesandten an den Bischof von Münster, mit der Frage, wie das Dorf heißen solle. Der Bischof aber fragte: wie viele Wohnungen das Dorf denn schon hätte? Die Abgesandten antworteten: Eine! Da sprach jener: Dann soll es auch Eine heißen!

(Mündlich.)

IX.

Der Bullerborn.

In dem Fürstenthum Paderborn ist ein kleiner Fluß, die Becke, oder der Bullerborn geheißen, des Letztern von dem Geräusche seines Wassers. Vor Zeiten hat derselbe, eben wie das Meer, seine Ebbe und Fluth gehalten, und so oft er mit seinem Wasser nach der Ebbe wieder im Ausfluß gewesen, hat die Gipfel der umstehenden Bäume ein Wind mit vielem Geräusche bewegt, worauf denn das Wasser ausgestoßen worden. Als im Dezember des Jahrs 1630 die Hes-

sen sich des Stiftes Meister machten, ist dieser Bullerborn gänzlich vertrocknet; als sie es aber im Jahre 1638 wieder räumen mußten, ist er wieder gekommen; jedoch hält er nach solcher Zeit keine Ebbe und keine Fluth mehr, sondern fließt beständig.

(v. Steinen Westph. Gesch.)

X.

Das verwünschte Schloß.

Zwischen den Oertern Schwerte und Wandhofen, unweit der Ruhr, hat da, wo jetzt die Wandhofer Heide ist, vor Zeiten ein großes, prächtiges Schloß gestanden, von dessen früherer Geschichte aber nichts mehr bekannt ist. Nur das weiß man noch, daß dessen letzter Besitzer ein Pracht und Ueppigkeit sehr liebender Herr gewesen ist, der, seinen Begierden und Wollüsten ganz fröhnen zu können, einen Pakt mit dem Bösen errichtete. Nachdem dieser eine lange Zeit ihm gedienet, sind einstens Beyde uneins geworden, worauf der Teufel den Ritter hat holen wollen. Weil aber dessen Zeit noch nicht um gewesen, hat der Teufel in dem Augenblicke, als er das Schloß unsichtbar gemacht, um es mit sammt seinen Bewohnern in die Hölle zu stoßen, seine Macht darüber verloren, und es nicht bis in die Hölle bringen können. Vielmehr ist es auf seiner alten Stelle geblieben, und nur nicht wieder sichtbar geworden. Alle hundert Jahre aber kommt es in der Vollmondsnacht zum Vorscheine. Zu-

letzt hat es ein angesehener Mann von Westhofen gesehen. Diesen führte vor mehreren Jahren, als er von Schwerte nach Westhofen zurückkehren wollte, sein Weg über die Wandhofer Heide, auf welcher er gegen zwölf Uhr Nachts ankam, als gerade der Mond voll wurde. Auf einmal verschwand der Weg, auf dem er ging, und er sah sich in eine fremde Gegend versetzt, die er noch nie geschauet hatte. Vor sich erblickte er ein großes, schönes, hellerleuchtetes Schloß, aus dem ihm lauter Jubel und die schönste Musik entgegenschallte. Er blieb verwundert eine Zeitlang stehen; als ihm aber die Geschichte des verwünschten Schlosses einfiel, eilte er erschrocken von dannen. Doch den Weg konnte er nicht wieder finden, und wohl zwey Stunden lang lief er voll Angst in der Irre umher, bis er zuletzt von Fernen dreschen hörte. Darauf ging er zu, und erreichte glücklich das Dorf Wandhofen. Am anderen Morgen ging er mit vielen Leuten auf die Heide zurück; aber sie fanden nichts; nur an Einer Stelle, die etwas hügelicht war, kam ihnen starker Schwefelgeruch entgegen.

(Mündlich.)

XI.

Die ungetaufte Glocke.

Vor langen Jahren wurde zu Warendorf auf dem Thurme der alten Kirche eine neue Glocke aufgehangen. Die Glocke hatte man aber nicht getauft. Als

man nun mit derselben zu läuten anfing, da kam mit einem furchtbaren Heulen und Geschrey der Teufel durch die Luft geflogen, holte die Glocke von dem Thurme, und warf sie eine halbe Stunde von der Stadt in die Ems, in einen tiefen Kolk, der der grundlose Kolk heißt. In diesem liegt sie noch; der Kolk ist aber so tief, daß noch kein Mensch bis auf den Grund hat fühlen können. Daß aber die Glocke noch darin ist, kann man an den vier hohen Festtagen hören; denn wenn dann des Abends in der Stadt mit allen Glocken geläutet wird, und man wirft einen Pfenning in den Kolk, so fängt auch die ungetaufte Glocke tief unten an zu läuten.

(Mündlich.)

XII.

Das Erdmännchen von Hardenstein.

Zur Zeit Kaisers Wenzeslaus lebte auf seiner jetzt verfallenen Burg Hardenstein an der Ruhr der Ritter Neveling von Hardenberg; zu diesem gesellte sich einstens ein Erdmännchen, welches sich König Goldemar nannte, und lebte lange Zeit vertraulich mit ihm auf der Burg. Der Goldemar redete mit ihm und anderen Menschen, er spielte sehr lieblich auf der Harfe, imgleichen mit Würfeln, setzte dabei Geld auf, trank Wein, und schlief oft bei Neveling in Einem Bette.

Als nun Viele, sowohl Geist- als Weltliche ihn besuchten, redete er zwar mit allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohlgefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden dieselben oft schamroth machte. Neveling, welchen er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnete er oft vor seinen Feinden, und zeigte ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könnte. Auch lehrete er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen, und zu sagen: Unerschaffen ist der Vater, unerschaffen ist der Sohn, unerschaffen ist der heilige Geist!

So pflegt er zu sagen: Die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. — Seine Hände, welche mager, und, wie ein Frosch und Maus, kalt und weich im Angriff waren, ließ er zwar fühlen; keiner aber konnte ihn sehen.

Nachdem er nun drey Jahre bey Neveling ausgehalten hatte, ist er, ohne Jemand zu beleidigen, weggezogen. Es hatte aber Neveling eine schöne Schwester, um welcher willen Viele argwohneten, daß sich dieses Erdmännchen bey ihm aufgehalten habe. —

Eine andere Sage erzählet diese Wundergeschichte folgendermaßen:

Auf dem Hause Herbenstein hat sich vor Zeiten ein Erdmännchen aufgehalten, welches sich König Vollmar genennet, und diejenige Kammer bewohnet hat, welche von jenen Zeiten an bis auf den heutigen Tag die Vollmars Kammer heißet. Dieser Vollmar mußte jederzeit einen Platz am Tische, und einen für sein Pferd im Stalle haben; der denn jederzeit die Speisen, wie auch Haser und Heu verzehret wurden, von

Menschen und Pferde aber sahe man nichts als den Schatten.

Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig diesen Vollmar, wenigstens seine Fußstapfen zu sehen, hin und wieder Erbsen und Asche sträuete, um ihn solcher Gestalt fallend zu machen. Allein es wurde sein Vorwitz sehr übel bezahlet; denn auf einen gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Vollmar, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücken, da er die Brust an einen Spieß steckte und briet, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte.

Als der Koch bey seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken, und wollte sich fast nicht in die Küche wagen. Sobald die Gerichte fertig, wurden solche auf Vollmars Kammer getragen, da man dann hörte, daß sie unter Freudengeschrey und einer schönen Musik verzehret wurden. Und nach dieser Zeit hat man den König Vollmar nicht mehr verspüret. Ueber seiner Kammerthür aber war geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich seyn solle, als es bisher glücklich gewesen; auch daß die Güter versplittert und nicht eher wieder zusammen kommen sollten, bis daß drei Hardenberge vom Hardenstein am Leben seyn würden. Der Spieß und Rost sind lange zum Gedächtnisse verwahrt, aber 1651, als die Lothringer in diesen Gegenden hauseten, weggeplündert worden; der Topf aber, der auf der Küche eingemauert, ist noch vorhanden.

(v. Steinen IV. S. 777 — 779.)

XIII.

Die Springwurzel.

In der Nähe der Stadt Lübbecke bey Minden befindet sich in der Gebirgskette, die weiterhin die Porta Westphalica bildet, ein hoher, spitziger Berg, die Babilonie genannt. Oben auf der Spitze desselben hat im grauen Alterthume eine feste Burg gestanden, von welcher man jetzt nur noch einzelne Steine und Mauerstücke und die Spuren eines weitläufigen dreyfachen Walles findet. Die Burg hat dem tapferen Sachsenherzoge Wittekind gehöret, der sich gegen die Verfolgungen der Franken darauf geflüchtet hat. Er wurde hart von diesen bedrängt, und konnte ihnen zuletzt nicht mehr widerstehen, weshalb er die Burg Preis gab. Als nun die Franken die Burg nahmen, waren der Herzog mit seinem Weibe und seinen Kindern plötzlich verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gekommen. Nur Eine von seinen Töchtern war nicht mit fort, sondern in einem großen Keller unter der Burg geblieben, in welchem eine ungeheure Menge Schätze waren. Die Burg aber wurde von den Franken zerstört, und dabey die Prinzessin in dem Keller verschüttet. Dort muß sie nun sitzen und die Schätze bewachen. Wenn aber der Mond gerade um Mitternacht voll wird, dann darf sie heraus gehen, und wenn sie dann Jemanden findet, der mit ihr in den Keller gehet und die Springwurzel nimmt, die dort liegt, so

wird dieſer alle Schätze bekommen und die Prinzeſſin erlöſet werden.

Vor langer Zeit war einmal ein Schäfer, der an dieſem Berge ſeine Schafe hütete. Derſelbe war des Abends eingeſchlafen und hatte ſich verſpätet. Als er erwachte, ſtand der Mond hoch am Himmel, und er ſah ein wunderſchönes, von Gold und Edelſteinen glänzendes Fräulein vor ſich ſtehen; die winkte ihm freundlich, er ſolle ihr folgen. Der Schäfer that es, und ſie führte ihn oben auf den Berg. Da ſah er eine Mauer, die that ſich auf, als das Fräulein ſie berührte, und beyde ſchritten durch dieſelbe in den Berg. Sie kamen in einen großen, weiten Saal, darinnen nichts war, als Silber, Gold und Edelſteine, aber auf einem Tiſche ganz allein lag eine Wurzel, das war die Springwurzel. Das Fräulein ſprach zu dem Schäfer, er ſolle ſich nehmen, ſo viel als er tragen könne, allein er ſolle das Beſte nicht vergeſſen, ſonſten er nimmer würde glücklich werden. Der Schäfer aber ſteckte alle ſeine Taſchen voll von Gold und Juwelen, auch die Schäfertaſche, und nahm auch beyde Hände voll; doch die Wurzel ließ er liegen. Da rief ihm das Fräulein noch einmal zu: Vergiß das Beſte nicht, ſonſt wirſt Du auch des Andern nicht froh! — Was ſie aber meinte, das durfte ſie nicht ſagen. Allein der Schäfer achtete ihrer Worte nicht, und ging, und hinter ihm ſchlug mit furchtbarem Gepraſſel die Mauer zu. Seines Reichthums wurde er jedoch nicht froh, denn der ſchnöde Geiz war in ſein Herz gefahren, und er ſtarb vor Hunger.

(Mündlich. Vgl. auch Grimms deutſche Sagen und und die folgende Sage.)

XIV.

Der Schatz bei Schwerte.

Auf dem Weidenhofe bey Schwerte liegt schon seit undenklichen Zeiten ein reicher Schatz vergraben, von dem man aber nichts anderes weiß, als daß eine verwünschte Jungfrau ihn bewachen muß. Als im dreißigjährigen Kriege viele Soldaten in der Stadt lagen, gingen einst zwey von diesen des Abends nach einem Wirthshause, welches da stand, wo jetzt die Schwerter Mühle liegt. Gegen Mitternacht kehrten sie nach ihrem Quartiere zurück. Ihr Weg führte sie über den Weidenhof. Als sie auf diesem ankamen, sahen sie hier plötzlich eine weiße Jungfrau vor sich stehen, worüber sie sehr erschracken und davon laufen wollten. Aber die Jungfrau rief Einen von ihnen beym Namen; da faßte sich dieser ein Herz und fragte sie: Was wandelst Du hier? Worauf sie antwortete: Ich bewache hier einen Schatz! mit dem Hinzufügen, daß der Soldat den Schatz haben solle, wenn er sie erlösen werde; er solle morgen Nacht in derselben Stunde widerkommen, aber allein. Darauf verschwand sie. Aber der Soldat, fürchtete sich und kam in der folgenden Nacht nicht wieder.

Nicht lange nachher wurde ein Schwerter Bürger auf gleiche Weise von der Jungfrau angeredet. Dieser versprach wiederzukommen, und hielt sein Wort. Die Jungfrau war schon da. Sie sagte zu ihm: Fang' da

an zu hacken! Er aber entgegnete ihr: Hacke Du selbst! — Sie that dieß, und hackte in der Erde ein glänzendes Schloß los, an dem eine Kellerthüre befindlich war, die sich von selbst öffnete. Der Bürger ging hinein und sah nichts als Gold und Silber. Er packte alle seine Taschen voll. Die Jungfrau aber rief ihm zu: Vergiß das Beste nicht! — Er meinte, er solle blos das Gold nehmen und das Silber liegen lassen, und er griff daher blos nach dem Golde, und trat dann wieder heraus, und die Kellerthüre schlug hinter ihm zu. Da sprach seufzend die Jungfrau: Hättest Du auch den Schlüssel mitgenommen, so wäre ich erlöset, und Du der reichste Mann auf Erden! — Mit diesen Worten verschwand sie. Schloß und Kellerthüre hat man nie wiedergesehen; die Jungfrau aber geht noch oft um Mitternacht herum, und seufzt und weinet.
(Mündlich.)

XV.

Der Schatz in Wiedenbrück.

In der Stadt Wiedenbrück an der langen Straße, nicht weit von dem Langenbrückerthore, steht ein kleines Haus, hinter welchem sich ein großer Garten befindet. In diesem Garten hat früher ein Schloß gestanden, das aber zerstöret ist, in welchem vorzeiten ein alter Geizhals gewohnt hat, der Witwen und Waisen betrogen, und viel Geld zusammengescharret, und damit es ihm nicht gestohlen werde, in der Erde

vergraben hat. Das Geld liegt noch da, und zur Strafe muß der Geizige es bewachen. Alle sieben Jahre beym Vollmonde kommt es zum Vorscheine, dann öffnet sich die Erde und das Geld glänzt im Mondscheine, darüber aber sieht man eine blaue Flamme. Wie man diesen Schatz heben kann, hat man noch nicht entdecken können.

In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, wohnte einmal eine Magd, die sich oft verschlief und daher von ihrer Frau ausgeschimpft wurde. Einstmals erwachte dieselbe, und wie sie sah, daß es schon ganz hell war, glaubte sie, sich wieder verschlafen zu haben. Sie kleidete sich deshalb schnell an und ging in die Küche, um das Feuer anzumachen. Wie sie aber während dessen durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weshalb sie Stahl und Feuerstein bey Seite legte, eine Schüppe nahm und damit in den Garten auf das Feuer zuging, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schüppe in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor, mit diesen ging sie in die Küche zurück. Als sie dieselben aber auf den Heerd legte, gingen sie aus, weshalb sie noch einmal in den Garten ging, und sich welche holte. Doch auch diese gingen aus, als sie sie wieder auf den Heerd legte, weshalb sie zum drittenmale in den Garten ging. Als sie aber jetzt an das Feuer kam, ging eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: Kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um! Da ließ sie vor Schrecken die Schüppe fallen, und eilte in das Haus zurück. In dem Augenblicke schlug die Uhr Eins. Am anderen Morgen aber lagen auf dem Feuerheerde lauter schöne blanke Dukaten.

(Mündlich.)

XVI.

Der Knüppelhund.

In vielen Orten an der Ruhr und auch in manchen anderen Gegenden Westphalens läßt sich des Nachts ein großer Hund sehen, den man wegen eines großen Knüppels, den er am Hals trägt, den Knüppelrüen (Knüppelhund) nennet. Der Hund thut jedoch Niemanden etwas zu Leide, so lange man ihn in Ruhe läßt. Auch in der Stadt Schwerte ist ein solcher, der von des Abends zehn Uhr bis zur Morgendämmerung durch alle Straßen läuft. Einst waren in der Mähestrecke mehrere Leute in einem Hause des Nachts am Dreschen, als sie draußen vor der Thüre etwas rascheln hörten, als wenn der Knüppelhund langsam vorbey käme. Einer von den Dreschern, der sich darauf verließ, daß die untere Scheunenthüre verschlossen war, rief durch das Schlüsselloch: Knüppelhund, wo willst Du hin? — Aber da wurde das Thier wüthig, und sträubte seine Haare empor und machte sich größer, und wuchs so schnell in die Höhe, daß es beinahe in demselbigen Augenblicke seine Vorderfüße oben auf die Scheunenthüre legte. Und als nun Alle voll Angst davon liefen, und auf eine Kammer oben im Hause flüchteten, da ward das Thier noch größer und legte auch seine Füße in das Kammerfenster hinein und schauete mit glühenden Augen durch die Scheiben. Als

es aber die Angst der Leute sah, that es Niemandem etwas, sondern ging nach einer Weile ruhig wieder weiter.

(Mündlich.)

XVII.

Der Teufel als Oheim.

Univ. Bibl. München

Ein Bote, der zwischen Schwerte und Hamm ging, gab einst, vor ungefähr dreyhundert Jahren, all sein Geld einem Wirthe in Verwahr. Dieser aber nahm es weg, legte dem Boten an Zimmerzeug so viel in den Sack, als das Geld gewogen hatte, und klagte ihn noch dazu des Diebstahls an seinem Zinne an. Der Bote wurde darauf zum Tode verurtheilt. Als er nun am Tage vor der Hinrichtung in seinem Gefängnisse sah, klopfte der Böse an, und versprach, ihn zu befreyen, wenn er sich ihm verschreiben wolle; aber der Bote wollte lieber unschuldig sterben, als das thun. Da sprach der Teufel: Ich sehe, daß Du ein ehrlicher Gesell bist, und ich will Dich befreyen, auch ohne daß Du Dich mir zu eigen geben sollst; bekomme ich doch den Anderen! Er sagte ihm, wie er ihm helfen wolle, und belehrte ihn, was er zu thun habe.

Am anderen Tage wurde der Bote zum Galgen geführt; er stand schon mitten auf der Leiter, da drehete er sich um, und sah von weitem einen Reuter in einem scharlachrothen Mantel ankommen. Mein Onkel kommt da! sagte der Bote, wie ihm vorgeschrieben war, las-

ßt mich ein paar Worte mit ihm ſprechen! Dieß wurde ihm erlaubt, und er ſprach leiſe mit dem rothen Kra-ter, welcher nicht ſein Onkel, ſondern der Teufel war. Auf einmal rief dieſer laut: Mein Vetter iſt unſchul-dig, und der Wirth hat meinen Vetter beſtohlen! Der Wirth aber ſchrie: Das ſind Lügen, der Bote hat mich beſtohlen! Da trat der Satan vor ihn, fragend: Soll Dich der Teufel holen, wenn Du lügſt? Und als er keck: Ja! antwortete, nahm ihn der Rothmantel flugs beim Kragen und führte ihn mit ſich davon durch die Lüfte. Da erkannten Alle, daß der Bote unſchuldig war, und er wurde freygeſprochen; auch erhielt er ſein Geld wieder, welches man noch im Hauſe des Wir-thes fand!

(Mündlich. Vgl. auch Grimas deutſche Sagen.)

XVIII.

Die weiße Jungfrau.

Jede Nacht, ſo wie die Glocke eilf Uhr geſchlagen hat, ſieht man in dem Dorfe Elſey in der Grafſchaft Limburg eine ſchneeweiß gekleidete Jungfrau. Dieſelbe kommt oben von der Rheerheide, da wo der Galgen ſteht, geht dann durch das Henkhäuſer Feld bis in das Dorf Elſey, wo ſie hinter der Kirche her auf den Stiftsplatz geht, bis an den auf dieſem befindlichen Brunnen. Ueber dieſen Brunnen bückt ſie ſich lange und blickt hinein; dann läßt ſie auf einmal einen Eimer hinunter, tief in den Brunnen und in das Waſ-

ser; wenn sie denselben aber nach oben gezogen hat, so sieht sie geschwind in denselben, bald aber giebt sie ihn aus, und läßt ihn von neuem hinunter und zieht ihn wieder herauf. Dieses wiederholt sie dreymal, bis die Glocke auf dem nahen Kirchthurme Mitternacht schlägt; dann geht sie seufzend und händeringend von dem Brunnen weg, wieder hinter der Kirche her, durch das Heckhäuser Feld, bis sie auf der Rheer Heide neben dem Galgen wieder verschwindet. Man erzählt sich, diese Jungfrau sey vor vielen Jahren ein vornehmes Stiftsfräulein in Elsey gewesen. Diese hatte ein Kind bekommen, und dasselbe umgebracht und in den Stiftsbrunnen geworfen; und weil sie so vornehm und reich gewesen, hatte Niemand ihr etwas darum thun mögen. Als sie nun aber zum Sterben gekommen, da hat der Teufel ihren Leib geholt, und denselben unter dem Galgen oben auf der Rheer Heide verscharret; und ihre Seele kann nicht eher Erlösung finden, als bis sie den Leib ihres todten Kindes wieder hat. Darum muß sie alle Nächte aus ihrem Grabe aufstehen und zu dem Brunnen wandern, und dort den Leichnam suchen.

(Mündlich.)

Abergläubiſche Gebräuche.

I.

Gebräuche bei Leichen.

In vielen Orten an der Ruhr und an der Lenne, beſonders unter den Bauern, hat man den Gebrauch, wenn Jemand im Hauſe ſtirbt, ſofort alles Lebendige im Hauſe und auf dem Hofe aufzuwecken, ſogar das Vieh in den Ställen; weil der Glaube herrſcht, was nicht geweckt werde, müſſe in einen Todtenſchlaf fallen.

Auch muß man ſich ja hüten, dem Todten etwas mit in den Sarg zu geben, woran der Schweiß eines Lebenden klebt, z. B. ein Tuch, oder auch nur ein Stückchen Leinewand; indem ſonſt der Todte zuerſt den Schweiß und zuletzt alles Blut und alle Kräfte des Lebenden in ſich zieht und aufzehrt, und dieſer ihm alsbald in das Grab nachfolgen muß.

II.

Das Todtenanſagen.

An der Lenne, unweit der Chauſſee zwiſchen Hagen und Iſerlohn liegt ein kleines Dörfchen, Namens Genna. In dieſem herrſcht ſeit uralten Zeiten folgender merkwürdige Gebrauch: Sobald Jemand im Hauſe

ſtirbt, und ihm die Augen zugedrückt ſind, muß der Beſitzer des Hauſes unverzüglich zu ſeinem nächſten Nachbarn gehen, und es dieſem anſagen: Der und der in ſeinem Hauſe ſey ſo eben geſtorben. Dieſer nächſte Nachbar muß eben ſo eilends wieder zu ſeinem nächſten Nachbarn gehen und ihm daſſelbe anſagen; und dieſer wieder zu dem ſeinigen, und ſo weiter bis es an den letzten Mann im Dorfe kommt. Dieſer Letzte alsdann muß zu dem nächſten Eichbaume gehen, der bey ſeinem Hauſe ſteht, und es dieſem mit lauter Stimme anſagen. Thut er das nicht, ſo hat er gewiß bald eine Leiche im Hauſe.

III.

Das Hexenbeſchwören.

Wie in ganz Deutſchland, ſo gibt es auch beſonders in Weſtphalen viele boshafte Hexen, die ſich damit abgeben, ihren Nachbarn Kühe, Pferde, Butter u. d. g. zu behexen. Selten gelingt es, eine ſolche Hexe auszumitteln. In dem Dörfchen Lethmate unweit Iſerlohn hat man aber, wenn eine Kuh, ein Schwein oder ein anderes Thier ſtirbt, oder wenn die Milch verdirbt, oder die Butter nicht geräth, oder ſonſt ein Unglück geſchieht, folgenden einfachen Gebrauch, um zu erforſchen, ob und welche Hexe hieran Schuld ſey:

Es treten ihrer zwey, der Beſchädigte und noch Einer, in einem verſchloſſenen Stübchen zuſammen, und nehmen einen Schlüſſel, der ein geerbter ſeyn muß, und der im Bartе ein Kreuz hat; den Schlüſ-

sel legen sie in eine Bibel, die auch eine geerbte seyn muß, und zwar so, daß das Kreuz auf die Worte im ersten Capitel Johannis: Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort! — zu liegen kommt, der Ring des Schlüssels, aber aus dem Buche hervorsteht. Nun binden sie das Buch fest zu mit einem Bindfaden, und hängen es mit dem Ende des Bindfadens oben an der Decke des Zimmers auf; diesemnächst faßt ein Jeder von den Zweyen unter den Ring des Schlüssels und halten diesen lose, und der, so den Schaden gelitten hat, frägt: Ist eine Hexe bey meiner Kuh gewesen, daß sie gestorben ist? — Hierauf muß der Andere: nein! antworten. Der Beschädigte aber sagt dann: ja, und so sprechen sie lange Zeit, der Eine ja, der Andere nein. Ist nun die Kuh wirklich behext worden, so drehet sich zuletzt wunderbarer Weise die Bibel im Kreise herum. Sodann thun sie die fernere Frage: Hat die und die meine Kuh behext? — und verfahren wie vorhin, bis sich das Buch wiederum drehet. Wenn aber keine Hexerey vorgefallen ist, oder nach der unrechten Hexe gefragt wird, so drehet sich das Buch nicht um, sondern bleibt unbeweglich hängen.

Vgl. Grimm myth. 1063.

IV.

Der St. Einhardsbrunnen.

Bey der Stadt Altena, nicht weit von dem Orte, der die Kluse heißt, ist mitten am Berge ein Brunnen, der St. Einhardsbrunnen, zu welchem jetzt an

jedem Ostermontage Haufen von Menschen spazirem gehen, der aber in früheren Zeiten, bis Altena evangelisch wurde, darum sehr berühmt war, weil er die Gabe hatte, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen. Dieses geschah nemlich folgendermaßen:

Die Frau mußte zuerst beten:

„Lieber Herr Sankt Peter, schlieset auf strenge
Die Himmelspforte, redlich ich ginge,
Hinauf zum Beten und zum Sankt Einhard."

Dann mußte sie eine Messe lesen lassen, und dabey sagen:

„O Herr Gott, durch den lieben Sankt Einhard,
Hilf mir, wie Du hast erhört
Der alten, verwelkten Sarah Gebet,
Und das der heiligen Mutter Elisabeth.
So hilf auch mir unfruchtbarem Weibe,
Daß ich möge schwanger werden im Leibe.
Hiezu hilf mir nun und alle Zeit,
Daß ich aller meiner Sünden werde quit."

Hierauf mußte die Frau in Beiseyn des Priesters aus dem Brunnen einen guten Trunk thun, und der Priester dabey sagen:

„Proficiat, das gebyne Euch Gt. Einhard offenbar,
Das Ihr seyd fruchtbar gegen's Jahr!"

Demnächst opferte die Frau ihre Gabe, und sprach:

„Nehmet hin, diese Gabe, lieber Herr
Sankt Einhard, und helft mir, daß es wahr werd."

Endlich beschloß der Priester die Handlung mit der Danksagung:

„Deo gratias, Gott habe Dank',
Sankt Einhard gebenedeye Euch diesen Gang
Zweifelt gar nicht daran,
Sondern regt Euch zu einem baldigen Kram."

Westphälische
Sagen und Geschichten

von

H. Stahl.

Zweiter Theil.

Elias Grail,

eine geschichtliche Sage.

Unter den fränkischen Königen, die am Ende des siebenten Jahrhunderts regierten, lebten zwey Verwandte edlen Ursprungs, von denen der Eine Theodorich, der Andere Daltho hieß. Beyde zeichneten sich durch Muth, Tapferkeit und Treue aus, und leisteten ihren Königen die wichtigsten Dienste. Um diese zu belohnen, ernannte König Dagobert II. von Austrasien und Neustrien den Einen von ihnen, Daltho, zum Grafen von Thurgau in Helvetien und zum Advokaten des Bisthums Basel; den Anderen Theodorich aber machte er zum Grafen von Theisterbant und Cleve.

Die Grafschaft Cleve, die späterhin unter dem Kayser Sigismund zu einem Herzogthum erhoben wurde, besteht, wenigstens dem Namen nach, noch jetzt, und Jedermann kennt sie, ihre Lage und ihre Grenzen. Die Grafschaft Theisterbant aber ist ihrem Namen nach verschwunden. Sie bestand aus den Inseln Thiel und Bommel, dem Gebiete von Workum, Altena, Wanden, Heusdum, Arkel, Kulenburg und Büren, und dem ganzen Landstriche zwischen den Flüssen Lach und Linge bis an die alte Maas.

Der Graf Theodorich herrschte mit Milde und Weisheit über diese beyden Grafschaften; er zog sich, bereits bejahrt geworden, von dem wilden Kriegerhandwerke zurück, und lebte nachdem seine Gattin längst verstorben war, mit seiner einzigen Tochter, Namens Beatrix, still und zufrieden auf seiner Burg zu Cleve, deren Mauern damals noch von den Wellen des Rheins bespült wurden. Doch, wenn gleich ein stilles und zufriedenes, ein langes Leben fristete ihm das Geschick nicht mehr. Er starb nach wenigen Jahren der Ruhe, betrauert von seinen Unterthanen, auf das schmerzlichste beweint von seiner Tochter, die jetzt, nachdem auch der Vater gestorben war, getrennt von ihren entfernt wohnenden Verwandten, verlassen und allein dastand, in einem kalten, wilden Leben, ohne Freund und ohne Beschützer.

In damaliger Zeit war Carl Martell, der Großvater Carls des Großen, unumschränkter Beherrscher der fränkischen Monarchie, als Herzog von Neustrien und Major Domus Austrasiens; dieser ernannte zum Nachfolger Theodorichs in den Grafschaften Theisterbant und Cleve seinen Freund und Waffengefährten Elias Grail oder Gralius. Woher dieser Elias Grail stammte und welchen Geschlechts er war, wußte zwar Niemand, aber bekannt war es, daß Carl Martell nur ihm sein Leben und seine Macht zu verdanken habe, und von ihm auf wunderbare Weise beschützt und errettet sey.

Als nemlich im Jahre 714 Pipin von Herstall, Major Domus des fränkischen Reichs, gestorben war, wurde ihm, unter dem roi fairneant Chilperich dem II., zuerst sein unmündiger Sohn Theudobald, bald nach-

her aber von einer Gegenpartey des Herzog Raginfred zum Nachfolger erwählt, obgleich er schon während seiner Lebzeit angeordnet hatte, daß kein Anderer, als sein Sohn Carl Martell ihm in seiner Macht und in seinen Würden nachfolgen solle. Diesen Carl Martell hatte Pipin, obgleich seine rechte Gemahlin Plectrudis zu Cöln noch lebte, mit seinem Kebsweibe Alpais gezeugt, mit der er sich bis ans Ende seines Lebens auf einem Schlosse in Frankreich *) aufhielt; er hatte ihn zu seinem Nachfolger ausersehen, weil er mit richtigem Blicke den künftigen Helden und Regenten in ihm sah. Allein Plectrudis, die ihrem Sohne Theudobald die Regierung verwahren wollte, hatte sich früh Carl Martells zu bemächtigen gewußt, und hielt ihn jetzt, nachdem Pipin gestorben war, und sie Theudobald als seinen Nachfolger hatte anerkennen lassen, in Cöln gefangen.

Wer ein Auge auf die nachherigen Thaten Carl Martells wirft, in denen der kühnste Heldengeist in klarer Entwickelung steht, der wird leicht die Wuth ermessen, mit der er ein Geschick tragen mußte, das ihn zu der schmachvollsten Unthätigkeit verdammte, während Fremde sich um eine Krone stritten, die nur ihm zugehörte. Denn schon damals war der Major Domus der eigentliche König, und Carls Sohn, Pipin der Kurze, gab später der Sache nur eine, nach damaligen Begriffen, legale Form dadurch, daß er sich vom Päpstlichen Stuhle die Königswürde, als ihm zustehend, zusprechen und sich damit zum Könige salben ließ.

*) Teichenmacher p. 97. sagt: in arce Jopilia.

Vergebens sann der Gefangene auf Mittel, sich zu befreyen; seine feindselige Stiefmutter hatte ihre Maßregeln zu gut getroffen, weder List noch Gewalt konnte ihn retten. Mochte er toben, wüthen, verzweifeln, nichts half.

Da erschien — erzählt die Sage — in einer Nacht an seinem Lager ein Jüngling, der war fremd, aber schön und glänzend anzusehen. Dieser nahm seine Hand und gebot ihm, aufzustehen und ihm zu folgen, indem er ihn befreyen wolle. Der gefangene Herzog sah ihn voll Verwunderung an, aber er trauete ihm, erhob sich und folgte ihm; und wie sich nun wunderbarer Weise vor dem Jünglinge die Thore öffneten und die Zugbrücken niederließen, so schritten sie sonder Gefahr und sonder Anstand aus dem Gefängnisse und aus der Burg, und kamen an das Ufer des Rheins. Hier war ein Nachen angelegt, neben dem ein schneeweißer Schwan Wache hielt. Das Thier erhob sich, als sie sich nahten, und rauschte hoch auf mit seinen Flügeln, seinem Herrn entgegen. Der fremde Jüngling ließ seinen Befreyeten in den Nachen steigen, und stieg dann selbst hinein, und der Schwan zog jetzt an einer güldenen Kette den Nachen weiter, den Strom hinauf.

Sie kamen zu Carls Freunden und Anhängern, die sie mit lauter Freude empfingen. Schnell wurde Carl Martell zum Major Domus ausgerufen, schnell schlossen alle Tapferen, alle Freunde seines verstorbenen Vaters sich an ihn an, und wenige Monate reichten hin, seine beiden Feinde zu unterwerfen; namentlich wurde Ragifred in der Schlacht bey Cambray besiegt. Carl setzte sich jetzt in den Würden seines Vaters fest,

und zog dann nach Cöln, wo er auch dessen Schätze in Besitz nahm.

Sein Befreyer war in dieser ganzen Zeit nicht von seiner Seite gewichen, mit Muth und Ausdauer hatte er alle Beschwerden des Krieges getragen, und in den Gefechten hatte man ihn nur da gesehen, wo der Kampf am heftigsten, die Feinde am dichtesten waren. Carl wollte ihn für seine Dienste und für seine Tapferkeit belohnen; aber plötzlich und auf eine unbegreifliche Weise war er aus Cöln und aus Frankreich verschwunden, ohne daß man seine Spur wiederfinden konnte. Man wußte weiter nichts von ihm, als daß er Elias Grallus oder Grail heiße, woher er stamme, hatte Niemand erfahren können.

Carl Martells unruhiger, kühner Geist litt ihn nicht lange in Unthätigkeit. Zuerst, nachdem er im Innern seines großen Reichs seine Macht befestigt, und diesem einen Schattenkönig gegeben hatte, bekriegte er die Sachsen, dann die Alemannier und Bojer. Alle diese Völker besiegte er, und unterwarf sie, wenn gleich die Unterwerfung der Sachsen nicht von Dauer war und völlig erst seinem großen Enkel gelingen sollte. Als er demnächst aber auch gegen die Friesen zu Felde zog schien sein bisheriges Glück ihm nicht mehr beystehen zu wollen. Dieses Volk, das von seiner ersten Bekanntwerdung an bis auf den heutigen Tag in der Geschichte nur Einen Namen führen kann, den des Tapferen, das trotz allen Wanderungen der übrigen Völker seine alten Wohnsitze an der Nordseeküste zwischen der Schelde und Weser beibehalten hatte, empfing unter seinem Fürsten Radbodus auch Carl Martelle mit einer unerwartet muthigen und standhaften Gegen

mehr, so daß der Held seinen ganzen Feldzug fast vereitelt, und sich auf dem Punkte sah, zu einem schmachvollen Rückzuge seine Zuflucht zu nehmen. In dieser Noth erschien während eines hitzigen, hartnäckigen Gefechtes plötzlich ein junger Ritter in seinen Reihen, in einer glänzenden, goldenen Rüstung, mit einem Schilde, auf dem ein schneeweißer Schwan prangte. Elias Grail! rief Carl Martell voller Freude, als er ihn sah, als wenn in dem Jünglinge ihm sein Schutzgeist erschienen sey. Elias Grail focht mit einem Muthe und mit einer Kühnheit, wie die Franken sie noch nie gesehen, und die Friesen noch nie erfahren hatten. Muth verbreitete er unter den Seinigen, Tod und Schrecken unter den Feinden. Die Friesen wankten, flohen, zerstreuten sich, und nach wenigen Tagen erschien Radbodus demüthig und unterwarf sich mit seinem ganzen Volke.

Diesesmal entschwand Elias Grail nicht wieder; er blieb bey Carl, dessen Freund er wurde und mit dem er nach Frankreich zurückkehrte. Um diese Zeit war es, als der Graf Theodorich von Cleve starb, und mit der lebhaftesten Freude ergriff Carl die Gelegenheit, seinem Freunde und zweimaligem Retter seine Dankbarkeit zu bezeigen; er ernannte ihn zum Grafen von Cleve und Thristerbant.

Das Volk von Cleve war zahlreich am Ufer des Rheins in der Nähe der gräflichen Burg zu Cleve versammelt, um seinen neuen Herrn in Empfang zu nehmen. Man erzählte sich, während man ihn erwartete, von seinen Thaten und seinem Muthe, und erschöpfte sich zugleich in Vermuthungen darüber, woher er, der so unvermuthet und räthselhaft erschienen war,

wohl ſtammen möge. Einige hielten ihn für einen Sprößling des alten, edlen römiſchen Geſchlechts der Anlier; Andere ſagten, er ſtamme von einer berühmten Trojaniſchen Familie ab; noch Andere glaubten, er ſey ein edler Fürſt Griechenlands, der an der Ermordung des Kayſers Juſtinian des II. Antheil gehabt, und daher ſein Vaterland habe verlaſſen müſſen; die Meiſten aber behaupteten, man könne ſeinen Urſprung und ſeinen Stamm mit Gewißheit nicht angeben, indem er aus dem irdiſchen Paradiſe herſtamme, und zum Heil der Chriſtenheit in dieſe Gegend gekommen ſey.

Während ſo die Bewohner Cleves, ſeiner harrten, und ſich von ihm unterhielten, ſaß die einzige, verlaſſene Tochter des Grafen Theodorich einſam in ihrem Gemache auf der Burg zu Cleve, und ſah ebenfalls den Rheinſtrom hinab, aber mit ganz anderen, nemlich mit ſehr peinlichen ſchmerzhaften Gefühlen. Der heutige Tage war der Schlüſſel zu einer dunklen Zukunft, der ſie jetzt entgegenſchritt. Nur zwey Wege blieben ihr offen: entweder ſich der Gnade des neuen Herrn des Landes zu unterwerfen, oder ihre Tage zwiſchen dumpfen Kloſtermauern zu beſchließen. Sie kämpfte lange, aber der Entſchluß für das Kloſterleben ſiegte; wie konnte die Tochter Theodorichs da abhängig und vergeſſen leben, wo man bisher nur ihre Winke als Befehle gekannt hatte!

Wie ſie nun ſo ſaß und in Betrachtungen über ihr Schickſal verlohren, auf den Fluß zu ihren Füßen hinunterblickte, wurde auf einmal die laute Menge ſtumm, alles Geſpräch ſtockte, und alle Geſichter wandten ſich nach Einem Gegenſtande, den Strom hinauf. Auch die Gräfin Beatrix ſah dahin und ihr Auge blieb ge-

fesselt durch den wunderbaren Anblick, der sich ihr darbot.

Langsam und feyerlich kam eine Reihe von Schiffen den Rhein herunter geschwommen, angefüllt von Rittern und Knappen, die glänzende Rüstungen und stolze hoch in der Luft wehende Fahnen trugen. An ihrer Spitze aber schwamm ein einzelner kleiner Nachen; der wurde gezogen von einem großen, schönen, schneeweißen Schwan; an einer glänzenden goldenen Kette, und in demselben stand nur Ein Ritter, von sehr hoher schlanker Gestalt, in goldener Rüstung, das Visir seines Helmes aufgeschlagen, so daß man in ein Gesicht sah, in dem Frische und Milde und Anmuth der Jugend mit der Kraft und Vollendung des Mannesalters und mit einer mehr als irdischen Hoheit auf das wundersamste gepaart war. Es war Elias Grail, der neue Herrscher.

Unbeweglich hafteten alle Augen an der herrlichen Erscheinung; auch Beatrix konnte die ihrigen nicht davon abwenden, und sie fühlte ihr Herz von einer bald schneidenden und bald wieder erhebenden Wehmuth durchzogen, als der junge Held jetzt an das Land stieg, seinen Schwan selbst von der goldenen Kette löste, und nun mit einem lauten, lang wiederhallenden Freudengeschrey von seinen neuen Unterthanen empfangen wurde. Im Triumpfe wurde er in die Burg geführt. Beatrixens Herz klopfte höher, als sie ihn die Stiegen heraufkommen hörte; sie gerieth in unbeschreibliche Verwirrung, wenn sie bedachte, daß die Ritterfrauen jetzt bald sie abholen würden, um sie in ihre Mitte zu nehmen, und sich dem neuen Herrscher vorzustellen. Wirklich geschah dieß bald. Aber alle Angst und Verlegen-

heit war aus ihrem Innern gewichen, als sie ihm jetzt gegenüber stand, und in sein klares, mildes Auge sah. Der Jüngling sah sie lange und freundlich an; ihre schöne Gestalt, ihr frommer, jungfräulicher Blick schien einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen; er bat sie mit Aufrichtigkeit, fast dringend, in der Burg zu bleiben, und auch fortan deren Gebieterin zu seyn, wie sie es bisher gewesen. So wie er alle Herzen gewann, so gewann er auch das ihrige. Beatrix blieb, von Einem Tage zum Anderen ihren Entschluß, das Klosterleben anzutreten, aufschiebend.

Elias Gralius feyerte unterdeß den Antritt seines Regiments mit Festen und kriegerischen Spielen, bey dem er selbst stets der Gewandteste, Geschickteste und Kühnste war. Wunderbar aber war es, wie sein Schwan, dessen Gefieder die größte Reinheit an Weiße übertraf, nie von seiner Seite wich. Immer sah man das schöne Thier neben ihm, mit seinem Halse sich an seine Kniee schmiegen, mit seinen Augen treu und klug und innig zu ihm hinaufblicken, als wenn es um einen freundlicher Blick, um eine Liebkosung bitten wolle. Und vor Freude leuchteten seine Augen, und schüttelte es sein zartes Gefieder, wenn sein Herr wirklich freundlich zu ihm herunter sah, oder seinen Kopf oder seinen Hals streichelte. Viel sprach man über dieß Verhältniß des Grafen zu dem schönen Schwane, der nicht bey Tage und nicht bey Nacht von ihm wich; aber ergründen konnte man es nicht, und es blieb bey leeren Vermuthungen.

Da begab es sich, daß der Graf Elias Grail plötzlich bekannt machte, Beatrix, die schöne Tochter Theoderichs, sey seine Braut, und nächstens werde er sie,

nach den Vorschriften der christlichen Kirche zu seiner Hausfrau erheben. Laute Freude entstand hierüber in dem ganzen Lande; am seligsten aber war Beatrix selbst. Der Schwan aber verfiel von demselben Tage an auf eine wunderbare Weise in die tiefste Betrübniß. Der Glanz seines Gefieders verschwand, sein Hals hob sich nicht mehr froh und stolz, der Blick seiner Augen war trübe, matt und krank schlich er hinter seinem Herrn her, der von dem Augenblicke an des treuen Thiers überdrüssig geworden zu seyn schien, es ungern an seiner Seite sah, und daher am Ufer des Rheins neben der Burg bald einen Thurm bauen ließ, dessen Ruinen noch jetzt stehen, und der noch jetzt unter dem Namen Schwanenthurm bekannt ist. In diesen verbannte er das edle Thier, und befahl seinen Knechten, es an nichts Mangel leiden zu lassen. Lange hat es hier gesessen, still und einsam, und in sichtlichem Grame sich aufzehrend. Oft hörten die Wärter es seufzen, wie wenn es eine Jungfrau wäre, aus deren Busen schwere Seufzer sich hervorpreßten; und manchmal in stiller Mitternacht vernahmen sie Töne, als wenn ein menschliches Wesen leise, aber desto schmerzlicher weine. Eines Abends aber, tönte aus dem Schwanenthurme ein wunderbarer Gesang hervor, der leise und zitternd mit dem Rauschen der Wellen sich vermischte, und der gegen Mitternacht langsam in einem stillen Weinen erstarb.

Am anderen Tage feyerte Elias Grail sein Beilager mit der Gräfin Beatrix. In der Kapelle der gräflichen Burg stand das schöne Paar vor dem Bischofe, der ihre Hände in einander legte, und vor dem sie sich ewige Treue schwuren. Elias Grail war son-

derbar bewegt. Forſche nie, ſprach er zu ſeiner Braut, bevor noch der Prieſter den Segen über ſie geſprochen hatte, forſche nie nach meiner Herkunft, nach meinem Stamme. Verſprich es mir. Jede Frage darnach wäre mein Elend, müßte uns auf ewig ſcheiden.

Sie verſprach es, und der Biſchof nahm jetzt das Kruciſix, daß ſie darauf Treue und Liebe ſich geloben ſollten. Da wurde plötzlich am Eingange der Kapelle ein heftiges Schluchzen laut, und wie Alle die Augen dahin wandten, ſah man den Schwan des Grafen daſtehen. Aber er ſah nicht mehr krank und verfallen aus, ſondern ſein Gefieder war wieder weiß und glänzend, den ſchönen Hals hob er hoch empor, und auch ſeine Augen glänzten, aber ſchmerzlich wie von Thränen.

Der Bräutigam erblaßte, als er ihn ſah, und auch die Braut zitterte und wurde bleich. Wohl waren ihr von der ſonderbaren Gerüchten, welche man über den Grafen und den Schwan hatte, zu Ohren gekommen; eine entſcheidende Frage ſchwebte auf ihren Lippen; aber da gedachte ſie des Verſprechens, das ſie ſo eben noch gegeben hatte. Sie ſchwieg. Auch Elias Grail erholte ſich ſchnell wieder, und der Biſchof ſprach jetzt den Segen der Kirche über ſie aus.

In dem Augenblicke, als er geendet hatte, war der Schwan verſchwunden; Niemand hatte geſehen, wie und wohin, Niemand hat ihn ſeitdem wieder geſehen.

Drey Jahre lang lebte Elias Grail mit ſeiner jungen Gemahlin zufrieden und glücklich, und zeugte in dieſer Zeit drey Söhne mit ihr, Theodorich, Gottfried und Conrad, von denen der Erſte ſein Nachfolger, der Zweite Graf von Loſſen und der Dritte Landgraf von Heſſen wurde. Da geſchah es eines Tages,

daß die Gräfin Beatrix ihrer vergangenen Tage gedachte, wie sie nach dem Tode ihres Vaters freude- und hülflos gewesen, und wie darauf die Liebe ihres edlen Gemahls sie so glücklich gemacht habe. Nur Ein Wehmuthstropfen fiel in den Kelch ihrer frohen Erinnerungen, das Andenken an den räthselhaften Schwan. Weibliche Neugierde und Eifersucht kämpften in ihr, sie zerbrach sich den Kopf in Grübeleyen und Vermuthungen über das Thier selbst und über dessen Verhältniß zu ihrem Gatten, und ging von da auf diesen selbst, auf seine Herkunft, seinen Ursprung über. Immer brennender wurde ihre Begierde, über alles dieses Auskunft und Gewißheit zu haben. Elias Grail saß neben ihr. Lange kämpfte sie; zuletzt konnte sie nicht mehr widerstehen. Sie schmeichelte, sie liebkoste ihm; er war freundlich, gefällig; freundlicher, gefälliger als je. Jetzt war der Zeitpunkt, ihn zu fragen; er gab ihr gewiß Aufschluß. Und die Folgen! — Seine Worte in der Kapelle waren wahrscheinlich nur eine leere Drohung, hervorgegangen aus einer Furcht vor Entdeckung.

Ihr beschützender Genius verließ sie. Sie mußte wissen, wer er, wer der Schwan war. Die unglückliche Frage schwebte über ihre Lippen.

Elias Grail war fröhlich und heiter gewesen. Aber so wie das Wort aus ihrem Munde kam, verfinsterten sich seine Augen, seine Gesichtszüge. Starr blickte er vor sich hin, ohne ihr zu antworten. Beatrix! sagte er dann, aber mit weicher, liebender Stimme, und das Finstere seines Blickes hatte einer unbeschreiblichen Wehmuth Platz gemacht. Er stand von seinem Sitze auf, und ging zu seinen drey Kna-

den, die in einer Ecke des Gemachs waren. Einen umarmte er noch dem Anderen, aber schweigend, man hörte kein Wort mehr von ihm; nur seine Augen wurden immer trüber und feuchter. Noch Einen wehmüthigen Blick warf er auf die Kinder, nachdem er sie geherzt hatte, dann auf seine Gattin, dann verließ er rasch das Gemach. Laut weinend und um Verzeihung bittend, stürzte die unglückliche Beatrix ihm nach, allein er war verschwunden. Man sah ihn nicht wieder.

Ein Jahr darauf, im Jahre 732, focht Carl Martell die Schlacht bey Poitiers, die entscheiden sollte, ob ganz Europa frey, oder die Sklavin fremder Barbaren werden, ob der christliche Glaube, oder blindes Heidenthum fortan herrschen solle. Der Kampf war heiß, die Banner der Christen im Gedränge, der Sieg schwankend. Da zeigte sich mitten in dem Gedränge, das die kühnsten und unbändigsten Araberfürsten in dem fränkischen Heere verursachten, hoch auf stolzem Rosse plötzlich ein Ritter in goldener Rüstung und mit einem Schilde, auf dem das Bild eines Schwanen in Silber strahlte. Blendend war der Glanz seiner Rüstung; aber mehr als diese glänzte sein großes, breites Schwert, das er mit schnellem, kräftigem Arme hob, und zernichtend und zerschmetternd auf die Häupter der Mauren schleuderte. Elias Grail! rief jauchzend vor Freude, als er ihn erblickte, Carl Martell wieder, wie in der Schlacht gegen die Friesen. Leben und Begeisterung strömte der Ruf in das christliche Heer; alle Kräfte verdoppelten sich, aller Muth entflammte höher; der glänzendste Sieg entschied die Freiheit Europas und des christlichen Glaubens. Vergebens wurde nach der Schlacht Elias Grail gesucht. Er war verschwunden.

Niemand hat ihn wiedergesehen. Auch der Schwan nicht. Aber in dem Schwanenthurme zu Cleve hörte man oft um Mitternacht lieb heimliches Flüstern und Rauschen. Man hört es noch oft, obgleich der Thurm nur eine nackte Ruine mehr ist.

Die Sage erzählt — und warum sollte es nicht so seyn? — Der Schwan sey eine überirdische Fee gewesen, mit der Elias Grail in heimlicher Liebe gelebt habe. Als dieser sich mit der Gräfin Beatrix vermählt, habe sie vor dem Segen der christlichen Kirche weichen müssen. Allein, obgleich verlassen und verschmähet, habe sich ihre Liebe zu Elias Grail dennoch nicht in Haß gekehrt; vielmehr sich in die innigste Liebe zu allen Nachkommen des Grafen Elias aufgelöset. Und sie, und nicht eine Gräfin Anna von Rosenberg, sey es, welche noch jetzt als weiße Frau umherwandle und erscheine, und traurig es vorher verkünde, wenn das Geschlecht ihres Geliebten von einem Todesfalle oder einem Unglücke bedrohet werde. Das letzte Mal hat man sie gesehen, als sie den Tod der edelsten Königin verkündete, der unvergeßlichen Luise von Preußen. Drey Nächte wandelte sie vom Schwanenthurme in das Schloß zu Cleve und durch alle Gänge desselben, in weiten weißen Gewändern, still und langsam und in der tiefsten Trauer. Am vierten Tage war die edelste Frau verschieden.

Ursprung des Stifts Fröndenberg.

Man hat viele recht interessante Sagen und Legenden über die Art und Weise, wie Kirchen, Klöster und Stifter in Westphalen entstanden sind. So haben wir die Entstehung des Stiftes zu Herdecke und der Kirche zu Stromberg bereits in dem ersten Bändchen dieser Sagen und Geschichten erzählt. So berichtet, um noch einige Beispiele anzuführen, die Sage von der Stiftung des Klosters zu Werden, daß der Platz, wo dasselbe gebaut worden, ehemals ein undurchdringlicher Wald gewesen, so daß Jedermann dem heiligen Ludgerus, der das Kloster allda bauen wollte, dieses, als etwas unmögliches abrieth. Allein der heilige Mann betete zu Gott, daß Er die heitere Luft verwandeln und einen wilden Sturm schicken möge. Dieses geschah, und in Einer Nacht hatte der Wind alle Bäume aus der Erde gerissen, und es war damit Platz gewonnen, und auch Holz, um das Kloster zu bauen.

Da wo jetzt das Kloster Zinnenberg bey Warendorf steht, war vor Zeiten ein Schloß, auf dem ein reicher und gottesfürchtiger Edelmann wohnte, welcher zwölf Töchter hatte. In einer Nacht hatte dieser Edelmann eine heilige Erscheinung; denn, als er sich betend ins Fenster legte, sah er nicht weit von sich zwey Personen herumgehen, die einen glänzenden Schein um sich

hatten und die er für Jesus Maria erkannte. Beyde maßen mit einem Stricke einen Platz ab. Am andern Morgen fand er daselbst ein rothes Seil

Da erkannte er in freudiger Demuth, den göttlichen Willen, und er ließ auf dem abgemessenen Platze ein Frauenkloster erbauen. Seine älteste Tochter wurde darin Abtissin, und die übrigen Eilf, Nonnen.

Das Stift Gerelsberg ist bekanntlich an der Stelle entstanden, wo der Erzbischof Engelbert von Cöln im Jahre 1225 von den Leuten seines Vetters, des Grafen Friederich von Isenburg erschlagen ist. Bald nach dieser That sah man daselbst nemlich mehrere Erscheinungen. Unter anderen sah ein Schmid, von Schwelm der in einer finstern, stürmischen Nacht des Weges kam, allda ein helles, glänzendes Licht, das mehrere Ellen hoch aus der Erde hervorkam und die ganze Gegend beleuchtete, und weder von dem Regen noch von dem Winde verlöscht werden konnte, sondern nicht einmal bewegt wurde. Ferner, nachdem dieses bekannt geworden, ließ ein Gichtbrüchiger aus Schwelm sich an den Ort tragen, verrichtete dort sein Gebet und fühlte sich auf der Stelle gänzlich geheilt. Dieses, und noch andere Umstände gaben den göttlichen Willen zu erkennen, daß hier eine Kirche und ein Kloster gebauet werden sollten, und man errichtete beyde im Jahre 1251.

So erzählt man sich auch viele Erscheinungen und Wunderwerke, welche die edlen Brüder Gottfried und Otto von Kappenberg bewogen haben, ihre weltlichen Kleider mit geistlichen zu vertauschen, aus ihrem Schlosse ein Kloster zu machen, das glänzendste Westphalens, und alles ihr Hab und Gut der Kirche zu schenken.

Keine solcher Sagen und Legenden mag aber wohl interessanter seyn, als die von Entstehung des Stifts Fröndenberg an der Ruhr, indem wir dabey auch nicht im entferntesten das Einwirken menschlicher Leidenschaften sehen, nicht einmal ahnen können, sondern nur reine Frömmigkeit und Gottesfurcht antreffen, und daher auch von den Wundern, welche die Sage dabey nicht auslassen darf, gern annehmen, daß nicht Eigennutz oder andere Triebfedern, sondern blos ein kindlicher Volksglaube, dadurch stillschweigend, aber nicht minder schön, die Frömmigkeit der Stifter anerkennend, sie geschaffen habe.

In dem Städtchen Ahlen im Münsterlande lebte einst ein kriegerischer, aber frommer Mann, Namens Christophorus; derselbe that ein Gelübde, zum heiligen Grabe zu wallfahren, und hielt dasselbe. Wie er nun so sehr fromm und demüthig war, so gewannen die Priester, die das Grab des Herrn bewachten, ihn lieb, und sahen es gern, wenn er in ihrer Mitte seine Gebete verrichtete. Besonders war Einer unter ihnen, der Gefallen an seiner Frömmigkeit fand, und diese, als Christophorus von Jerusalem schied, dadurch belohnen und befestigen müssen glaubte, daß er demselben ein außerordentlich fein und lieblich gearbeitetes Marienbild schenkte, welches er selbst aus dem Holze des Kreuzes geschnitten, an dem unser Herr gelitten hatte.

Mit diesem Schatze kam der fromme Christophorus nach manchen Abentheuern und Gefahren, aber unversehrt, indem das Bild ihn beschützte, in seine Heimath zurück, und lebte fortan fromm und gottesfürchtig, wie er früher gethan, und noch frommer und gottesfürchtiger, und als er zum Sterben kam ver-

machte er das Bild seinen drey Kindern, und befahl ihnen, es niemals fortzugeben. Seine beyden Söhne wurden geistlich; Einer von ihnen Namens Bertoldus, wurde Mönch im Kloster zu Scheda; der zweyte, Henricus, ward Canonikus zu Lübeck; seine Tochter aber ward Klosterjungfrau zu Ahlen. Und weil die Letzte mit ganzer Seele an dem Marienbild hing, so ließen die Brüder es ihr, und empfahlen ihr nur an, es recht in Ehren zu halten.

Es war im Jahre 1214, als der Mönch Bertoldus in einer Nacht, von frommen geistlichen Beschäftigungen, in sein Kloster Scheda zurückkehrte. Sein Weg führte ihn über den Berg Hassey oder Hasley, und dort einem grosen, breiten Lindenbaum vorbey, unter dem in Vorzeiten die Bewohner der Gegend allerley üppige Tänze und Spiele getrieben hatten. Bertoldus gedachte dessen, als er in die Gegend des Baumes kam, und es that ihm leid in seinem frommen Gemüthe, wie doch so oft, so alle Tage und Stunden, die Menschen dem Bösen, ihren üppigen Lüsten und Begierden, Tempel bauen und Opfer bringen, den ewigen Gott aber vernachläßigen und verhöhnen. Wie er noch daran dachte, sah er auf einmal unter dem Lindenbaume einen hellen Glanz, als wenn es ein Abglanz des Himmels wäre. Er erstaunte darüber und sah lange hin; weil er aber nichts weiter erblickte, so ging er endlich weiter, schwieg aber, und behielt das Gesehene für sich. Einige Zeit nachher aber führte ihn sein Amt wieder desselbigen Weges, und zwar wieder um Nachtzeit; und abermals sah er denselben hellen, klaren Glanz; und bald nachher noch mehrere Male.

Da gedachte er, daß es der Wille des Herrn sey, diesen, früher nur Lastern und Sünden gewidmeten Ort von den vorigen Gräueln zu reinigen, und denselben nur zum Dienste des Himmels zu weihen. Er faßte daher den Entschluß zu bewirken, daß daselbst zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau ein Kloster errichtet werde. Diesen Entschluß theilte er seinem Probste zu Scheda mit, und bat denselben, da er sein Vorgesetzter war, um seine Erlaubniß zu diesem Unternehmen. Allein der Probst, ein hochmüthiger Mann, der ihm zuwider war, verweigerte ihm diese Erlaubniß ein für allemal, und verbot ihm zuletzt bey scharfer Strafe, je wieder zu ihm ein Wort über die Sache zu sprechen. Den frommen Bertoldus schmerzte dieß sehr; aber seinem Oberen, dem er Gehorsam geschworen, mußte er gehorchen. Er schwieg daher, und that seinem gottesfürchtigen Herzen nur dadurch Genüge, daß er, so oft als es ihm möglich war, unter den Lindenbaum ging, und daselbst sein Gebet verrichtete.

Als aber der zeitliche Probst zu Scheda nach einem halben Jahre plötzlich starb, wagte Bertoldus es, dessen Nachfolger, einem durchaus frommen Manne, seine Bitte wieder vorzulegen. Dieser gewährte sie ihm auf der Stelle.

Die erste Schwierigkeit, die Bertoldi Unternehmen entgegenstand, war also nun besiegt; er hatte von seinem geistlichen Oberen die Erlaubniß zur Errichtung des Klosters. Aber wie wenig war dieß in Betracht dessen, was noch alles zur Vollendung seines ganzen Plans erforderlich war! Wie gewiß hätte ein jeder der nicht von wahrer, ausdauernder Frömmigkeit beseelt war, von der Last aller der Schwierigkeiten und

Hindernisse, die noch aus dem Wege zu räumen waren, sich besiegen lassen, und das Ganze aufgegeben! Nicht so Bertoldus, der wahrhaft gottesfürchtig war. Wohl erkannte er das Schwierige seines Unternehmens, wohl sah er ein, daß er keine Mittel habe, ein Hüttchen zu bauen', geschweige eine Kirche und ein weites Klostergebäude, daß ihm selbst das Land nicht einmal gehört, auf dem das Kloster erbauet werden solle, und daß er keine Lebensmittel und keine Einkünfte habe, um die geistlichen Jungfrauen, die das Kloster künftig bewohnen sollten, zu unterhalten. Doch dieß alles schreckte ihn nicht ab, und muthig und ganz allein setzte er seinen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau gefaßten Plan fort.

Zuerst reisete er zu seiner Schwester in Athen, und bat sie, ihm des Marienbild zu geben, das ihrer Beyder Vater aus dem gelobten Lande mit sich gebracht hatte. Sie weigerte sich zwar anfänglich, und wollte lange in sein Begehren nicht willigen, weil sie sich von dem theuren Bilde nicht trennen zu können glaubte; allein eines Morgens, als über Nacht plötzlich die Erkenntniß des heiligen Werks, das ihr Bruder vorhabe, ihr gekommen war, willigte sie ein, und gab ihm unter Thränen das heilige Bild.

Hiedurch war Bertoldus wieder um einen großen Schritt auf seinem beschwerlichen Wege vorangerückt. Denn mit dem Bilde durchzog er jetzt das Münsterland und die angrenzenden Länder, und zeigte es den Leuten vor, und bat sie, um dieses aus dem Kreuze Christi verfertigten Heiligthums willen, ihm Gaben für sein Unternehmen zu geben. Das thaten die Leute denn auch willig und reichlich; Bertoldus scheute dabey

aber auch keine Beschwerden und keine Verfolgungen, an welchen Beyde es ihm nicht fehlte. Denn nicht nur mußte er die beschwerlichsten Gänge machen, Hunger und Durst, Kälte und Nässe ertragen, um nur immer seinen Zweck verfolgen zu können, sondern auch von manchen Seiten fand er Anfeindungen gegen sein frommes Vorhaben. So z. B.; als er einst auf einem schmalen Steg über die Ruhr gehen wollte, verhöhnte ihn Jemand als einen Schwärmer, faßte ihn an, ergriff sein Marienbild und warf es in den Fluß. Da gerieth der fromme Mann in große Angst, und glaubte, nun sey sein Unternehmen und alles verloren. Doch rief er inbrünstig die Mutter Gottes um ihren Schutz an, und in demselben Augenblicke sah er das Bild gegen den Strom an wieder auf sich zu schwimmen, wo er es denn mit freudiger Danksagung wieder ergriff, und nun, nach Bekehrung der Spötter, mehr Gaben erhielt, als vorher. Ein ander Mal, als er sich in dem Städtlein Menden aufhielt, und daselbst an der Straße ein Gezelt errichtet hatte, in welchem er sein Bild aufstellte, und durch dessen liebreiches Antlitz die Vorübergehenden zu reichlichen Gaben bewog, trat ein gewisser Bürger der Stadt auf, welcher die Aufsicht über die Kirchengüter hatte, schmähete den Bertoldus, daß er die Einkünfte der Kirchen der Stadt verringere, schimpfte ihn, und unterwand sich sogar, sein Gezelt nebst dem Marienbilde umzustoßen. Aber für diesen Frevel wurde der Verwegene auf der Stelle bestraft; denn indem er wieder weiter gehen wollte, konnte er das nicht, und der Fuß, mit dem er das Bild umgestoßen, war ihm gänzlich verdorret. Da vergalt Bertoldus nicht Böses mit Bösem, sondern

erbarmte sich seiner, legte das Muttergottesbild auf den verdorreten Fuß, und heilte ihn also augenblicklich; wodurch er denn abermals sich viele Freunde und neue Gaben erwarb.

Nachdem nun Bertoldus auf diese und ähnliche Weise genug Gaben gesammelt zu haben vermeinte, um vorläufig eine Capelle für sein Bild, und eine Hütte für sich daneben erbauen und darin nothdürftig leben zu können, kehrte er auf den Berg Haßley zurück, und bauete daselbst in der Nähe der vorhin besagten Linde zuvörderst ein kleines Hüttchen, worin er sein Marienbild setzte und dasselbe verehrte, auf den Herrn vertrauend, daß dieser im folgenden Jahre reichlichere Spenden verschaffen werde, um Kirche und Kloster zu bauen. Die geistlichen Herren zu Scheda verlachten ihn zwar sehr dieser Handlung halber, erinnerten ihn an das schöne und ruhige Leben, das sie in ihrem reichen Kloster, in der Mitte des Ueberflusses führten, und das er mit ihnen führen könne, und schalten ihn einen Thoren, daß er sein ärmliches Daseyn in der kalten, feuchten Reiserhütte, jedem Regen und jedem Froste ausgesetzt, führe; ja sie gingen in ihrem Hohne und im Kitzel ihrer frechen Laune sogar so weit, daß sie mehrere Male sein armseliges Hüttchen verwüsteten. Allein der fromme Bertoldus ließ sich durch dergleichen, das er als eine Prüfung des Herrn betrachtete, nicht irre machen, richtete sein Hüttchen jedesmal geduldig wieder auf, und befand sich in seiner frommen Armuth und Unbequemlichkeit unendlich wohler, als jene im Schooße des Ueberflusses, aber auch der Sünden Er trachtete nur danach und machte neue Pläne, in dem kommenden Frühjahre wieder aus-

zuziehen und neue Gaben für sein Unternehmen zu sammeln.

Allein diese Zeit sollte er nicht mehr erleben; denn ehe noch der Winter zu Ende ging, warf ihn eine heftige Krankheit, die Entbehrung und Strapazen ihm zugezogen hatten, auf das Siechbette, und auch bald auf die Bahre. Sein Leichnam wurde in dem Klosterbegräbniß zu Scheda beigesetzt. Das Hüttchen mit dem Marienbilde aber stand jetzt leer, und Niemand bekümmerte sich darum.

Da hatte der Canonicus Menrikus in Lübeck in einer Nacht einen Traum, daß sein Bruder todt, und das Muttergottesbild, welches sein Vater aus dem gelobten Lande mitgebracht, verlassen sey, und es war ihm, als ob eine Stimme ihm zurufe: Menrikus, mache Dich auf, und begib Dich in Dein Vaterland, um allda das zu vollbringen, was Dein Bruder Bertoldus angefangen hat. Anfangs hielt er alles für eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne; nachdem er aber zum zweyten Male den nemlichen Traum gehabt, begab er sich alsbald auf die Reise und kam auf den Berg Haßley, wo sein Bruder das Hüttchen erbauet. Er hatte dasselbe aber kaum erblicket, so gereuete ihn sein Entschluß, und er war willens, nach Lübeck zurückzukehren. Da sah er aber bald das Bild an, und er trat näher zu demselben, und schauete es lange an, und wurde wunderbar bewegt, indem es ihm wieder war, wie in den Tagen seiner Kindheit, als er fromm und gläubig und demüthig vor dem Bilde gelegen hatte, und neben ihm seine Eltern und seine Geschwister, und Alle hatten so inbrünstig gebetet, und sich so glücklich, so selig gefühlt. Und je länger er das Bild betrach-

tete, desto andächtiger wurde er, und mit solcher Freude erfüllt, daß er viel lieber armselig in diesem Hüttlein bleiben, als zu seiner reichen Präbende nach Lübeck zurückkehren wollte.

Er schlug seine Wohnung in dem Hüttchen auf, und betete fromm und demüthig; und als der Frühling kam, fing er, wie auch sein verstorbener Bruder gethan, Wanderungen in allen benachbarten Gegenden an, um für die zu erbauende Kirche und Kloster neue Gaben einzusammeln. Doch er bekam nicht viel, so viele Mühe er sich auch gab. Von dem Gesammelten bauete er unter der Linde eine Capelle zu Ehren der Jungfrau Maria, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel, stellte darin sein Bild auf und ließ auch den Leichnam seines Bruders von Scheda dahin bringen.

Unterdeß war der Ruf von der Frömmigkeit der beyden Brüder, und von ihrem wunderthätigen Marienbilde immer mehr und weiter verbreitet worden; und von allen Seiten war jetzt ein großer Zulauf von Menschen zum Berge Hasley, um das Bild daselbst zu verehren, und dem Menrikus Gaben zu bringen. Darüber ärgerten sich die benachbarten Geistlichen, sonderlich die zu Scheda. Als daher eben um solche Zeit der Erzbischof zu Cöln, Heinrich von Mollenark, sich in diesen Gegenden aufhielt, baten sie ihn um einen Befehl, die errichtete Capelle wieder zu zernichten, und dem Menrikus die fernere Ausführung seines Vorhabens zu verbieten. Doch gerade dieser Neid und Mißgunst sollte dem frommen Unternehmen am meisten förderlich seyn. Denn der Erzbischof, nachdem ihm die ganze Sache erzählet worden, trug ein Verlangen, den

frommen Mann, der mit so vieler Standhaftigkeit nur auf seinen Plan bedacht war, kennen zu lernen. Er ließ ihn deßhalb zu sich rufen, und unterhielt sich lange mit ihm, versuchte auch nebenbey, ob er ihn von seinem Vorhaben nicht abbringen könne. Als aber Menrikus ihm erklärte, lieber die Tage seines Lebens Steine tragen zu wollen, als des Angefangenen nicht fortzusetzen; freute der Erzbischof sich sehr hierüber, und erkundigte sich, für welches Geschlecht und für welchen Orden Menrikus das zu erbauende Kloster bestimmt habe. Menrikus gab ihm hierauf Bescheid, daß er es für den weiblichen Cisterciensen Orden bestimmt habe: und versprach ihm der Erzbischof dann, am anderen Tage ihm Bescheid geben zu lassen.

Wie nun Menrikus am folgenden Morgen zaghaft in seinem Hüttchen saß, indem er befürchtete, von seinem geistlichen Oberhaupte auf einmal seinen schönen Plan zerstört zu sehen; sah er plötzlich eine Menge Herren und Ritter auf sich zu kommen; an deren Spitze war der Erzbischof selbst, gefolgt von den Grafen Gottfried von Arnsberg, Otto von Altena, dem Herrn von Ardey und vielen anderen Rittern. Sie naheten sich voll Huld dem Menrikus, und der Erzbischof forderte ihn auf, noch einmal zu erzählen, welch frommes Werk er zu stiften gedenke, und was alles er dafür schon gethan habe. Dann fragte er ihn, wie viel Platz er nöthig habe, um darauf eine Kirche und ein Kloster zu errichten. Doch kaum hatte Menrikus angefangen, diese Frage zu beantworten, so ließ sich eine helle Wolke gerade neben den Umstehenden vom Himmel herunter, in deren Mitte ein hohes goldenes Kreuz von allen Anwesenden erblickt wurde. Da er-

kannten Alle, daß diese Wolke den erforderlichen Platz anzeige; und die Herren, welche allda zu gebieten hatten, schenkten dem Menrikus nicht nur den angezeigten Ort, sondern versprachen ihm auch zu Vollführung des Werks allen nöthigen Beystand. Insonderheit hat Graf Otto von Altena die Kirche auf seine Kosten erbauen lassen. Der Kayser Friederich II. aber, sobald er durch den Erzbischof von Cöln alles Geschehene erfahren, hat ebenfalls dem Menrikus nicht nur reichlichen Vorschub gethan, sondern ihm auch einen Brief über die immerwährenden Freiheiten des anzulegenden Klosters gegeben.

So sah sich Menrikus also auf einmal aus der größten Angst, alles mißlungen zu sehen, an das Ziel seiner Wünsche gebracht. Herrlich erhob sich alsbald die neue Kirche, und hell und geräumig das Kloster daneben. Und bald darauf sandte der Erzbischof aus dem Kloster Hoven eine Abtissin und zwölf Jungfrauen dahin. Allein wenn auch auf solche Art der Plan des Bertoldus und spätherhin des Menrikus zur vollständigen Ausführung gekommen war, so war damit die Reihe der Beschwerden und Prüfungen, die des Letzteren warteten, noch lange nicht zu Ende, sollten vielmehr erst recht eigentlich wieder eröffnet werden.

Das neue Kloster hatte nemlich nicht das geringste Eigenthum, das Unterhalt und Lebensmittel hätte geben können, und eben so wenig Einkünfte und Renten, woraus man diese nehmen konnte. Die neuen Nonnen lebten daher sehr kümmerlich und armselig, und drohten dem Menrikus oftmals, wenn sich das nicht bessere, in ihr Kloster zurückkehren zu wollen. Das verursachte dem frommen Manne viel Leid, und doch

konnte er ihnen nur kümmerlich und auf kurze Zeit helfen, besonders weil die sämmtliche Geistlichkeit der Gegend noch immer einen großen Haß auf das neue Kloster hatten. Einmal aber war die Armuth des Klosters so weit gekommen, daß sowohl Menrikus als die Nonnen schon seit mehrerrn Tagen nichts genossen hatten. Mit Thränen kamen die Letzteren zu Menrikus, und stellten ihm ihre Noth vor, und baten ihn um Brod, daß es ihm das Herz zerschnitt. Vergeblich suchte er sie zu trösten; sie wollten das Kloster verlassen, wenn er ihnen nicht in einer Stunde Brod schaffe. Doch er verzweifelte nicht. Er forderte sie auf, sämmtlich mit ihm in die Kirche zu gehen, und zu Gott und der heiligen Jungfrau um Schutz und Rettung zu beten. Und wie sie ihre Gebete geendigt hatten und aus der Kirche zurückkamen, da war ein ganzer Wagen voll Getraide von Soest gekommen, wovon sie geraume Zeit leben konnten, bis reichlichere fromme Gaben sie vor aller ferneren Noth schützten.

Das neue Kloster hatte noch keinen Namen erhalten, und hieß nur das Kloster am Haßlen. Durch folgende Begebenheit erhielt es seinen Namen, den es bis auf den heutigen Tag behalten hat. Ungefähr ein halbes Jahr nach seine Erbauung verkaufte ein Ritter der Gegend einen Zehnten. Menrikus kaufte solchen für sein Kloster, dem er dadurch eine gute Einnahme verschaffen konnte, für vierzig Mark, und versprach das Geld auf die bestimmte Zeit richtig zu bezahlen, indem er bis dahin soviel an Gaben zu erwerben hoffte. Allein schon war der Zahlungstag da, und Menrikus hatte von seinem Gelde noch nichts beisammen. In dieser Noth begab er sich in aller Frühe des Tages

mit seinem Marienbilde nach Seeft, um daselbst das Mitleid frommer Leute in Anspruch zu nehmen. Vorher ging er aber daselbst in die Kirche des heiligen Stephanus und las allda eine Messe, und bat die heilige Muttergottes, ihm sein Unternehmen gelingen zu lassen. Kaum trat er dann aber wieder aus der Kirche, so kamen ihm schon seine Gläubiger entgegen, die ihn hatten hinein gehen sehen, und forderten ihr Geld von ihm, und droheten ihm, ihn in Banden zu werfen, wenn er nicht sofort bezahle. Darüber gerieth Menrikus in große Angst und Verlegenheit. Doch in demselben Augenblicke nahete sich ihm eine Frauensperson, die ihn fragte, wer er sey und ob er von dem neu angelegten Kloster Bründenberg komme? — Dieser antwortete daß er Menrikus hieße, und von einem neuen Kloster herkomme, aber den Namen Bründenberg habe dasselbe nicht. Da sagte die Frau: Du bist der Mann, den ich suche, und zu Deinem Kloster ziele ich, denn dasselbe wird zuwege bringen, daß Alle, die es künftig besuchen, zu Freunden Gottes werden. Nimm mich daher zu allererst darin auf. Dabey streckte sie ihre Hand aus; darin waren gerade vierzig Mark; die gab sie dem Menrikus, der sie sofort den Gläubigern bezahlte, und nun entschied, daß sein Kloster fortan wirklich Bründenberg heißen solle, woraus späterhin der Name Fröndenberg entstanden ist.

Menrikus stand noch lange Jahre dem Kloster treu vor, und starb endlich sanft und selig. Er wurde neben seinem Bruder Bertoldus begraben, und sind sowohl bey seiner Beerdigung, als an seinem Grabe viele Wunder geschehen.

Sein wunderthätiges Mariendild aus dem Holze des Kreuzes Christi befindet sich noch in der Kirche zu Fröndenberg.

Späterhin ist das Kloster zu Fröndenberg der Begräbnißplatz vieler Grafen von Mark und Altena geworden. So ruhen hier Eberhard II. + 1308. Engelbert II. + 1328. Adolph V. und Engelbert III.

Der letzte Burggraf von Stromberg.

Historisch-romantische Darstellung.

Im Herzen von Westphalen, in dem südwestlichen Theile des Fürstenthums Münster, erhebt sich in der Mitte einer weiten, fast unabsehbaren Fläche, eine schmale, mit dichten Waldungen und fruchtbaren Feldern bedeckte Hügelreihe, die nördlich sanft und allmälig sich obdacht; südlich aber, nahe an der Grenze des Fürstenthums, in einer schroffen und scharfen Spitze hervorspringt. Oben auf dieser Spitze, nahe bey einer noch gut erhaltenen Kirche, sieht man weitläufige Ruinen einer Ritterburg mit Wällen, Gräben, eingefallenen Mauern, und zusammengestürzten Thürmen, weit hinabschauend in das flache Land ringsumher. Dann nach Norden schweift das Auge über die ganze Hügelreihe hinüber, auf deren Endpunkte die Ruine liegt, und zu beiden Seiten derselben in das, sehr fruchtbare Mün-

sterland; mehr rechts sieht man bis in die Osnabrückischen Berge, über das Kloster Iburg hinweg, das hell und freundlich von seiner Anhöhe herüberwinkt; östlich reicht der Blick bis an die Bielefelder Berge, über die Ortschaften Rheda, Wiedenbrück, Güterschlor, bis zu den Ruinen des Ravensberges, und bis zu der Schlucht, aus welcher Ein Thurm der Stadt Bielefeld neugierig hervorguckt; südlich aber sieht man die Lippischen Berge, und die Stadt Paderborn mit den kahlen Bergen dahinter; und westlich hat man den Blick in die Grafschaft Mark mit dem freundlichsten Städtchen Westphalens, Lippstadt, und dem thurmreichen Soest, bis die Ruhrberge den Horizont schließen.

Keine Inschrift, kein Wappen, kein Denkmal vergangener Zeit verkündet mehr, wer früher Herrscher und Besitzer dieser Burg gewesen seyn; aber der große Umfang der Ruinen, die Dicke und Breite der Mauern, die Festigkeit des noch erhaltenen Gesteins lassen auf ein mächtiges Geschlecht schließen, das hier einst gehauset und der Umgegend Gesetze vorgeschrieben haben müsse. Und Geschichte und Sage bestätigen dieß.

Die Burg war früher der Sitz der Burggrafen von Stromberg, von denen die Ruinen noch den Namen tragen. Lange Jahrhunderte hindurch wohnte dieß Geschlecht, eins der edelsten und mächtigsten in Westphalen, und unter dem höheren Adel Deutschlands Sitz und Stimme auf den Reichstagen ausübend, hier in der Mitte seiner großen Besitzungen, die Stundenweit nach allen Richtungen sich ausdehnten. Es gehörten nemlich, so weit man mit Gewißheit noch darüber urtheilen kann, zu der Burggrafschaft Stromberg, das Amt Stromberg im Münsterschen, das Amt Ort-

brock im Paderbornschen, der größte Theil des Amts Reckenberg im Osnabrückischen *) und die Burg Kruffenstein.

Stets geachtet und geehrt von ganz Westphalen, hatte das edle Geschlecht der Burggrafen von Stromberg geherrscht; als das Ende des vierzehnten Jahrhunderts plötzlich ihren Fall und Untergang sehen sollte. Der Burggraf Burchard war es, der die Reihe seiner Ahnen und eine edle Dynastie beschließen sollte. Durch eigne schwere Schuld, durch jenen Uebermuth, der, indem er der höchsten sittlichen und gesetzlichen Ordnung verderbend entgegentritt, laut das rächende Schicksal gegen sich selbst auffordert und so das Verderben, das er zuerst um sich her verbreitete, nun auf sein eigenes schuldiges Haupt zernichtend und zerstörend zurückwirft; und doch wieder mit jenem hohen Sinn, der indem er nur edlen großen Seelen eigen ist, einen entsetzlichen Hohn der höchsten Weltregierung uns dadurch anzudeuten scheint, daß diese gerade an ihm ihre verderbende Gewalt ausüben mußte. —

Es war an einem warmen Sommertage des Jahrs 1375, als ein stattlicher Zug von Reutern auf der Landstraße, welche damals von der Stadt Münster zu den Städten Lippstadt und Soest führte, und so die Verbindungsstraße zwischen dem nordwestlichen Deutschlande und den südlicheren Ländern bildete, langsam daher gezogen kam. Der Zug bestand aus Kaufleuten der Stadt Münster, welche nach Soest reisen wollten, um dort in Angelegenheiten der Hansa eine wichtige Berathung zu halten, und zugleich diese Gelegenheit

*) Jetzt preußisch, wie die übrigen Theile.

benutzend, Korn einzukaufen, welches in diesem Jahre im Münsterlande schlecht gerathen war, in der Soester Börde dagegen in üppiger Fülle stand. In kurzer Entfernung hinter ihnen ritt eine ansehnliche Schaar Lanzenknechte, welche alle wohl beritten und wohl bewaffnet waren, und welche die Kaufherrn zu ihrer Bedeckung gegen räuberische Anfälle von dem Bischof Florenz von Münster sich ausgebeten hatten. Da auch die Kaufherren alle wohl bewaffnet und gerüstet waren, so glich das Ganze eher einem Haufen zur Fehde ausziehender Ritter, als dem Zuge friedliebender, nur Gewinn suchender Bürger.

An der Spitze des Zuges ritt ein stattlicher Herr in blanker Rüstung, von kräftigem Körperbau und mit einem klugen, ernsten Gesichte; seine Haare waren bereits gebleicht, aber die Frische und Lebendigkeit seines Gesichts, kaum einen Vierziger andeutend, schien seine Haare unaufhörlich Lügen strafen zu wollen. Es war der Herr Andreas Zurmühlen, einer der reichsten und achtbarsten Bürger Münsters. Das Comptoir der Hansa in Münster hatte ihn zum Wortführer bey der Unterhandlung in Soest und zum Anführer des Zugs ernannt; sowohl sein Ansehen, als seine Klugheit und die mannigfachen Erfahrungen, die er sich auf seinen häufigen Reisen in allen Weltgegenden erworben hatte, verdienten diese Auszeichnung.

An seiner Seite ritt ein kleines Männchen, vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet und gewappnet, das, sonderbar gegen das zwar umsichtige aber ruhige und sichere Benehmen Zurmühlens abstehend, mit der größten Aengstlichkeit die Augen nach allen Seiten herumschweifen ließ, und bey dem leisesten Geräusche, das

ihm als verdächtig vorkam, sich, wie Schutz suchend, an die Seite seines Begleiters näher herandrängte. Antonius Crusemann hieß dieß Männlein; er war ebenfalls ein reicher, einsichtsvoller Kaufherr, und zugleich Mitglied des großen Stadtraths. Diesen beyden Umständen hatte er seine Wahl als Mitglied dieser Deputation zu verdanken, so sehr er auch wegen Unsicherheit der Straßen gegen diese Ehre sich gesträubt hatte.

Die übrigen Mitglieder des Zuges waren ehrliche, in ihrem Handel lebende Bürger, die sich durch nichts vorzüglich auszeichneten. Nur ein junger Mann unter ihnen suchte sich bemerklich zu machen. Von hübscher, schlanker Gestalt; mit einem runden, einnehmenden Gesichte, dem etwas Selbstgenügsamkeit nicht sehr übel stand, ritt er auf einem großen, schönen Hengste, und trug eine, etwas phantastisch aufgestützte glänzende Rüstung mit einem großen breiten Schwerte, wie nur Ritter es zu tragen pflegten. Er war der Sohn des Herrn Andreas Zurmühlen, Namens Johannes. Sein Vater schien übrigens an dem Wesen des Sohns keinen sonderlichen Gefallen zu haben; denn, so oft er ihn ansah, maß er ihn mit einem finsteren, mißbilligenden Blicke; weshalb der junge Johannes dann auch augenscheinlich die Nähe seines Vaters mied, und sich lieber in den Reihen der hinter jenem herreitenden Kaufleute aufhielt, denen er von seinen Reisen, und von den darauf erlebten Abentheuern erzählte.

Die Herren waren früh am Morgen mit der Dämmerung aus Münster gezogen, hatten in der Stadt Warendorf gefrühstückt, und ritten jetzt, als es hoher Mittag geworden war, in dem Walde, der sich zwi-

schen den beyden Klöstern Clarholz und Herzebrock erhebt. Ihre Absicht war, bis zu dem Kloster Herzebrock durchzureiten, und dort in der Herberge Mittagsruhe zu halten, worauf sie dann, wenn sie gut ritten, mit der Abendsonne noch Lippstadt zu erreichen hofften. Allein als sie eben an dem Kloster Clarholz vorbeigeritten waren, bemerkten sie, daß ihren Pferden, von Durst, Sonnenhitze und Müdigkeit gequält, der Weg anfing beschwerlich zu werden. Dieß, und eigene Müdigkeit und ein stilles angenehmes Plätzchen, das sie abseits der Landstraße in dem Walde entdeckten, bewog sie, hier unter dem kühlenden Schatten der Bäume und an dem Ufer eines frischen, klaren Baches Halt zu machen, und, da sie mit Proviant versehen waren, ihre Mittagsruhe zu halten.

Der Herr Andreas machte zuerst den Vorschlag dazu, der von allen Seiten mit Freuden aufgenommen wurde. Nur der ängstliche Cruſemann widersetzte sich. Sein bewegliches Auge stand einen Moment vor Angst still, und mit fast jammernder Stimme bat er, von diesem gefährlichen Vorhaben abzustehen, und schnell weiter zu reiten zu der sicheren Herberge in Herzebrock.

Bedenkt, ihr theuern Herren! rief er, hier, mitten in dem großen, wilden Forste, in der Nähe des gefährlichsten aller Raubritter, von denen je die Geschichte erzählt hat! Kein Bissen würde mir hier schmecken! Keinen Tropfen würde ich vor Angst herunterbringen.

Seine Begleiter suchten ihm mit ruhigen Worten seine Angst abzureden. Der junge Johannes Zurmühlen aber lachte laut auf. Laß ihn kommen, den Raubritter! rief er, luck an sein Schwert schlagend. Dieses

gute Eisen hier an meiner Seite hat schon manchem gewaltigen Seeräuber in der Ostsee und im Sund, das Lebenslicht ausgeblasen. Mag es sich auch einmal an diesem Stromberger versuchen. Ein Ungethüm ist doch so ein Land- oder Landstraßenräuber auch nicht!

Der alte Andreas warf einen verweisenden Blick auf seinen vorlauten Sohn. Handle, wenn es Zeit ist; aber prahle nicht vor der Zeit! sprach er kurz und strenge, und wandte sich dann an Crusemann, um diesen durch ernstere Vorstellungen zu beruhigen. Ihr fürchtet ohne Noth! sagte er zu ihm. Denn einmal haben, seitdem im vorigen Jahre der Erzbischof zu Cöln und die Bischöfe zu Münster, Osnabrück und Paderborn, nebst den Grafen von der Mark, von Tecklenburg und anderen edlen Herrn, auch den Städten Westphalens einen neuen Landfrieden geschlossen haben, die Raubritter sehr an Muth und Kühnheit verloren und in ihren Plünderungen nachgelassen. Zum anderen aber, wenn auch der Burggraf von Stromberg nicht ganz ruhig geworden seyn soll, wie mehrere Klagen über ihn bey unserm Bischofe beweisen, so sind wir doch hier nicht in seinem Lande, sondern in dem Gebiete des Grafen von Tecklenburg —

Seines Busenfreundes! Seines Spießgesellen! fiel mit zitternder, aber hastiger Stimme Crusemann ein.

Nicht seines Spießgesellen! erwiderte Zurmühlen. Der Graf Otto von Tecklenburg ist ein sehr edler Herr, der zwar ein Freund des Strombergers ist, der aber dessen Betragen nie billigt, noch weniger theilt. Wir können daher ohne Sorgen seyn. Und wenn uns Jemand überfallen sollte, so haben wir ja eine rüstige

Bedeckung bey uns. Jene vierzig Reisige können schon einen Anfall abwehren, besonders, wenn wir durch unser Beyspiel von Ruhe und Entschlossenheit ihren Muth anfeuern.

Ach Gott, wenn! rief ängstlich der Herr Erusemann.

Zurmühlen aber sprach entschieden: Keine Umstände weiter! und befahl dem ganzen Zuge, an dem Platze, zu dem sie unterdeß gelangt waren, abzusteigen, und Mittagsmahl und Mittagsruhe zu halten. Er selbst war der Erste, der von seinem Rosse sprang, es im Grase weiden ließ, und sich dann an den schattigen Rand des Baches lagerte. Alle folgten bald seinem Beyspiele.

Zur Vorsicht wurden Wachen ausgestellt, die das geringste Geräusch melden mußten; dann labte man sich an dem Mitgebrachten, und war froh und guter Dinge. Nur Erusemann saß ängstlich und verzagt, und wundersam war es anzusehen, wie seine Augen mit unbegreiflicher Beweglichkeit bald angstvoll in die Gebüsche starrten, bald sein weidendes Roß trafen, dann wieder lüstern auf die Speisen zu seinen Füßen, dann wieder forschend in die Augen seiner Begleiter blickten. Dabey hatte er aber in sofern vorhin die Unwahrheit gesagt, als Essen und Trinken ihm recht gut schmeckten, ob er gleich noch immer unaufhörlich das Gegentheil versicherte.

Die Mittagsruhe der Reisenden wurde übrigens durch nichts gestört, und selbst Erusemann fing daher an, muthiger zu werden, als er den ganzen Tag über gewesen war.

Im Grunde, sagte er, sind diese Raubritter so gefährlich nicht, als sie wohl aussehen; sie sind doch Menschen, wie wir auch. Und Ihr habt Recht, Freund Zurmühlen, mit unsern vierzig Reisigen dort brauchen wir eine mäßige Bande eben nicht zu fürchten, zumal da solch Gesindel immer ein böses Gewissen, und folglich keinen guten Muth hat.

Ihr sprecht ja wie ein Buch! lachte der junge Zurmühlen. Aber unter Räubern gelten solche schöne Sätze nicht. Ob sie ein Gewissen haben weiß ich nicht; ich glaube sie wissen es selbst nicht. Aber Muth haben sie genug; das weiß ich, weil ich es oft erprobt habe. Ihr solltet einmal Eine Seereise mitmachen, und sehen, wie die schwarzen bärtigen Kerls mit ihren kleinen Nachen sich an die größten Fahrzeuge heranwagen, ihnen in dem Nacken sitzen, und ehe man es sich versieht, ihre Enterhaken herübergeworfen haben, und nun stürmen, stoßen, drängen und schlagen, als wenn sie selbst kein Leben zu verlieren, sondern nur Anderen zu nehmen hätten. Hundertmal bin ich an der friesischen, schwedischen und dänischen Küsten dabey gewesen. Und zu Lande werden sie ihr Handwerk nicht schlechter verstehen.

Den kleinen Rathsherrn hatte dieß Geschwätz schnell wieder ängstlich gemacht. Es ist doch unbegreiflich, sprach er, wie edelgeborne Ritter einem solchen niederträchtigen Gewerbe sich hingeben können. Dieser Burggraf von Stromberg! Sonst ein so edler, braver Herr! Freund unseres Herrn Bischofs! Und nun so ein arger Raubritter! Eine Qual und eine Schande der Menschheit!

Freylich, nahm der alte Zurmühlen das Wort, ist das schwer zu begreifen. Aber nicht seine Gesinnungen und Neigungen allein, auch seine Schicksale machen den Menschen zu dem, was er wird. Dieser Burggraf ist ein edler Herr von Gesinnungen, und deshalb ist es unbegreiflich, wie er auf solch ein gemeines Gewerbe verfallen konnte. Aber, wenn wir seine Schicksale wüßten, die wie geheime Fäden, von unsichtbarer Hand gewoben, durch seine Entschlüsse und Handlungen sich durchziehen, so würden wir über ihn vielleicht nicht mehr im Dunkeln seyn. Wahrscheinlich würden wir ihn dann aber auch nicht verdammen. Ich kenne nur weniges aus seinem früheren Leben. Aber dieß Wenige schon erklärt mir Vieles an ihm.

Und das wäre? fragten Mehrere neugierig.

Doch Zurmühlen antwortete nicht. Horch! sagte er leise, und sein Blick starrte auf die Landstraße, die sie gekommen waren. Es schien Geräusch von daher zu kommen. Alle horchten gespannt; der kleine Grusemann leichenblaß, aber unbeweglich. Auf einmal kam ein Reuter, der in der Gegend, woher das Geräusch kam, Wache gestanden hatte, herangesprengt.

Zu Pferde! rief dieser. Der Wald dröhnt vom Pferdegetrappel, das sich von der Straße nahet, die wir zurückgelegt haben.

Ach Gott, meine Ahnung! rief der verzagte Rathsherr. Den ganzen Tag hat es mir in den Knochen gelegen, daß es heute nicht gut gehen würde!

Nur ruhig! befahl Zurmühlen, keine Klagen!

Doch jener jammerte weiter. Ihr habt gut sprechen! rief er; Ihr seyd Witwer, und habt kein Weib und keine Waisen, die um Euch jammern. Aber ich! —

Ey was! entgegnete Zurmühlen, fast lachend. Wer wird denn gleich das schlimmste denken. Wir wissen noch nicht einmal, was es ist, was dort nahet. Und wenn es denn auch Räuber wären, und wenn sie uns sogar überwänden; Menschenfresser sind sie doch auch nicht, und ein gutes Lösegeld. —

Lösegeld? schrie Cruſemann. Ich armer Mann, Lösegeld? —

Zurmühlen hörte nicht weiter auf ihn. Zu Rosse! rief er dem Zuge zu, der unterdeß aufgesprungen war und sich um ihn versammelt hatte. Mag es seyn, was es will, Vorsicht schadet nicht in diesen Zeiten, in denen man jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig seyn muß. Sind es Räuber, so haltet Euch muthig und besonnen, außerdem seyd ruhig. Auf jeden Fall folgt meinem Befehle!

Er schwang sich auf sein Pferd und stellte sich mit jenem besonnenen Muthe, der den überwiegenden, kräftigen Charakter anzeichnet, an die Spitze des Zuges, um abzuwarten, welch gefährliches oder nicht gefährliches Abentheuer sich darbieten werde.

Der ganze Haufen, sowohl Kaufleute, als Reisige hatten sich auf ihre Rosse geworfen und standen erwartungsvoll, aber auch großentheils angstvoll, wie das Abentheuer sich entwickeln werde. Der junge Herr Johannes Zurmühlen schlug dabey kräftig an sein Schwert und spornte sein Roß, daß es voran sollte an die Seite seines Vaters, hielt es aber zugleich so kurz im Zügel, daß das Thier zurückgehen mußte, und so in den Hintertheil des Zuges kam; der Rathsherr Cruſemann machte nicht so viele Umstände; ohne alles Geräusch ritt er ganz in den Hintergrund, und erwartete hier,

schnell nach einer lichten Stelle des Waldes spähend, durch die er entfliehen könne, weniger angstvoll das Kommende.

Das Geräusch hatte sich unterdeß genähert, und es entwickelte sich jetzt schnell, was es bedeuten sollte. Auf der Landstraße, welche unsere Reisenden verlassen hatten, und welche sich in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten vor ihnen vorbeizog, kam mit verhängten Zügeln, eine einzelne, verschleierte Dame daher gesprengt. Sie war augenscheinlich im Entfliehen begriffen; das zeigte der Schaum, mit dem ihr fliegendes Roß bedeckt war, und die ängstliche Hast, mit der sie es dennoch unaufhörlich antrieb. Eben so augenscheinlich wurde sie aber auch verfolgt; denn keine fünfzehn Schritte hinter ihr kamen unordentlich durch einander fünf oder sechs geharnischte Reuter gejagt, die nicht weniger als die Dame, ihre Pferde antrieben, und den Flüchtling einzuholen suchten. Die Visire ihrer Helme waren geschlossen, so daß sie, da sie auch sonst keine Abzeichen trugen, unkenntlich waren.

Der ganze Trupp jagte still vorüber, als wenn zum Sprechen keine Zeit da sey; die Kaufleute wurden nicht bemerkt. Kaum war er aber wenige Schritte an diesen vorbey gekommen, als auf einmal das Pferd der Dame stürzte, und diese mit dem lauten, durchdringenden Schrey: Hülfe! Hülfe! mit Gewalt auf den Boden geschleudert wurde. Hier lag sie unbeweglich. Ihre Verfolger aber waren mit Blitzesschnelle von ihren Pferden, und rannten auf sie zu. Einer von ihnen, eine lange, hagere Gestalt, kam zuerst bey ihr an. Bist Du jetzt mein? rief er mit lauter, frohlockender Stimme, und hob sie von der Erde auf, und

nahm sie in seine Arme. Eine Ohnmacht hatte die Lebensgeister der Dame getödtet; wehren konnte sie sich nicht. Sie flehnte nur mit leiser Stimme: Erbarmen! dann lag sie leblos.

Die Kaufleute hatten, ohne sich zu regen, diesen Auftritt angesehen. Sie freueten sich, daß für sie keine Gefahr da war. Allein diese Freude konnte ihr Gefühl für Menschlichkeit nicht unterdrücken, wenigstens in der Brust des edlen Zurmühlen nicht. Hier wird ein Bubenstück begangen! rief dieser seinen Gefährten zu. Auf Kameraden, der Schwachen zu Hülfe!

Er spornte bei diesen Worten zugleich sein Pferd, und jagte auf die Stelle zu, wo der lange Ritter die ohnmächtige Dame in seinen Armen hielt, und sie auf ihr Pferd zu heben suchte, das seine Begleiter unterdeß wieder aufgerichtet hatten. Der ganze Zug folgte dem braven Kaufherrn, selbst der kleine Rathsherr wollte nicht zurückbleiben; und der junge Zurmühlen spornte sein Pferd so gewaltig und ließ ihm jetzt dabey den Zügel so weit schießen, daß er den Uebrigen weit zuvorkam und am ersten bey dem Ritter anlangte.

Laßt die Dame los, Räuber! rief er mit furchtbarer Stimme diesem zu und schwang sein langes Schwert. Gebt sie frey, oder Eure letzte Stunde hat geschlagen!

Der Ritter zog rasch sein Schwert aus der Scheide, und wollte auf den Jüngling eindringen, um seine Beute zu vertheidigen; als er aber in demselben Augenblicke den herannahenden Haufen von vierzig bis fünfzig wohlbewaffneten und dem Anscheine nach tapferen, kampflustigen Männern gewahrte, mochte er eine Gegenwehr nicht für sehr rathsam halten. Er ließ die

Dame in das Gras gleiten, und schwang sich mit unglücklicher Schnelle auf sein Roß. Seine Kameraden folgten eben so schnell seinem Beyspiele; und ehe der alte Zurmühlen noch bey ihnen angekommen war, sprengten alle sechs Räuber schon auf und davon, den Weg nach Clarholz zurück.

Ha, feige Spitzbuben! rief der junge Zurmühlen, sprang von seinem Pferde, und nahete sich der Dame, die unbeweglich im Grase lag.

Es war eine schlanke, jugendliche Figur. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, der Schleyer war darüber gefallen. Als er diesen jedoch zurückschlug, mußte er, so ungern und selten er das auch that, gestehen, schönere Züge noch nicht gesehen zu haben. Und doch bedeckte noch Todesblässe das Gesicht, und die Augen waren geschlossen

Er warf sich zu ihr nieder in das Gras, zog den schönen Körper sanft auf seinen Schooß, und suchte mit Wein, den ihm schnell Einer der Kaufleute reichte, und womit er ihre Schläfe rieb, sie ins Leben zurückzurufen. Es war ein reizender Anblick, der hübsche, kräftige Jüngling, und das bleiche, schöne Mädchen auf seinem Schooße. Selbst die Aeltesten der Reisegesellschaft beneideten den jungen Zurmühlen, und machten sich Vorwürfe, ihm nicht den Vorrang abgewonnen zu haben.

Auf einmal schlug die Dame die Augen auf, aber nur um zu neuem Schrecken zu erwachen. Mochte ihr Blick auch an derartige Auftritte gewohnt seyn, so konnte doch der Anblick so vieler fremder und bewaffneter Menschen, die sie rund um sich her sah, und die Alle nur um ihretwillen da zu seyn schienen, ihr Herz

das kaum wieder angefangen hatte zu schlagen, nur mit Entsetzen füllen. Habt Erbarmen mit mir! rief sie mit flehender Stimme, und schloß die matten Augen wieder.

Da nahm der junge Johannes mit dem sanftesten Tone, der ihm zu Gebote stand, das Wort. Aengstet Euch nicht, Fräulein! sprach er. Niemand von uns soll Euch etwas zu Leide thun!

Ton und Worte schienen ihre Lebensgeister schnell wieder aufzurichten. Sie schlug die großen, dunkeln Augen wieder auf, und ließ sie forschend durch den ganzen Kreis der Männer schweifen. Aber noch immer ängstlich, als wenn sie in jeder neuen Gestalt einen verhaßten Gegenstand zu sehen fürchte. Doch sie entdeckte diesen nicht, und sichtbar ermuthigte sich ihr Blick. Sie wurde ruhiger. Jetzt aber auch fiel ihre Lage ihr ein, an welche die Furcht sie bisher nicht hatte denken lassen. Mit einem hohen Erröthen, als sie sich in den Armen eines fremden Jünglings erblickte, sprang sie auf, und stand nun in ihrer vollen Schönheit, aber auch reizender Verwirrung da. Wo bin ich? Bin ich errettet? fragte sie mehr mit verschämter, als furchtsamer Stimme.

Ihr seyd in guten Händen! erwiderte der alte Zurmühlen, und könnt ohne Furcht seyn!

Sie spähete noch einmal ängstlich im Kreise umher. Ist Er nicht hier? fragte sie.

Meint Ihr, fragte der junge Zurmühlen schnell, den langen, ungeschlachten Räuber, in schwarzer Rüstung, vermummt, und auf einem großen Rappen?

So sah er aus! erwiderte die Dame, als wenn die bloße Erinnerung sie von neuem ängstlich gemacht

hätte. O Gott! fuhr sie fort, Ihr steht doch nicht mit ihm in Verbindung? Ihr liefert mich ihm doch nicht aus?

Fräulein! antwortete der alte Zurmühlen ihr mit Würden. Fräulein, denn Eure Gestalt und Eure Wesen scheinen mich zu berechtigen, Euch diesen Namen zu geben! Eure Fragen verzeihe ich Eurer Furcht. Wir haben keine Gemeinschaft mit Räubern, am allerwenigsten mit Dirnenräubern. Wir sind friedliche Kaufleute aus Münster; Ihr seyd sicher unter uns, denn wir glauben auch gegen Angriffe Euch vertheidigen zu können. Und wohin Ihr verlangt, bringen wir Euch, wenn Euer Weg nicht gar zu weit von dem unsrigen abgeht!

Die Dame war zwar, als sie jetzt erfuhr, in welcher Gesellschaft sie sich befand, einen Augenblick sichtbar betroffen, doch faßte sie sich schnell, und erwiderte dem Kaufherrn verbindlich: Euren Schutz nehme ich mit dem lebhaftesten Danke an. Wenn meine Fragen Euch beleidigt haben, so verzeihet mir. Die Verfolgung, der Fall vom Pferde, meine Angst haben noch jetzt meinen Sinn so verwirrt, daß ich meine, noch immer in einem ängstlichen Traume zu seyn. Wahrscheinlich habe ich auch Euch meine Errettung zu verdanken. —

Allerdings, holdseliges Fräulein! rief schnell der kleine Rathsherr Cruſemann. Ohne uns hätte der lange Räuber Euch längst von dannen geschleppt. Das war ein gefährlicher Kerl!

So gefährlich nun eben nicht! fiel mit angenommener Bescheidenheit, um sich bemerklich zu machen,

der junge Zurmühlen ein; Im Gegentheile war er ein feiger Schuft.

Ihr wißt, wie ich ganz allein vor Euch vorausſprengte, als wir die edle Dame hier in Gefahr ſahen. Aber dennoch, und obgleich er noch wohl ein halbes Dutzend Helfershelfer bey ſich hatte, nahm er in größter Eile die Flucht, ſobald er mich nur ſah; ſo eilig, daß ich ihm nicht einmal einen Denkzettel mit auf den Weg geben konnte, ſo ſehr mein gutes Schwert auch danach verlangte.

Ja, ja! ſagte der kleine Rathsherr. Ich ſagte es ja vorhin: Ein Räuber hat immer ein böſes Gewiſſen, und daher nie guten Muth. Ihr lachtet; aber hat ſich mein Satz denn nicht ſchon wieder bewährt? Dieſer lange Kerl hatte Knochen, die kräftig genug waren; aber das Gewiſſen fehlte ihm! Und ich verſichere Euch, laßt nur den Stromberger kommen, auch den werden wir in die Flucht ſchlagen.

Die Dame erbleichte plötzlich bey dem Namen des Strombergers, und ſtand zitternd neben dem jungen Zurmühlen, der ſich an ihre Seite gedrängt hatte.

Ihr zittert, Fräulein? fragte dieſer mit einem muthigen Lächeln. Fürchtet Euch nicht! Haben wir Euch gegen Einen Räuber beſchützt, ſo werden wir auch gegen den Zweiten Euch vertheidigen können. Oder, fragte er ſchnell, war jener lange Räuber vielleicht der Stromberger?

Die Bläſſe des Mädchens machte einem hohen Erröthen Platz.

Nein! erwiderte ſie langſam. Das war der Burggraf von Stomberg nicht!

Aber ein Räuber wie dieser! rief Gruſemann. Vielleicht nicht einmal ein ſo frecher, ſonſt müßte er auch ſo berüchtigt ſeyn; und der Stromberger iſt doch der berüchtigteſte im deutſchen Lande!

Das Fräulein ſchlug einen Augenblick die Augen nieder; als ſie ſie wieder erhob, hob ſich zugleich ihre Geſtalt, die eine Zeitlang gebückt dageſtanden hatte. Der Ruf und das Schickſal, ſagte ſie mit feſter Stimme, ſind nicht immer gerecht!

Was? rief der Rathsherr, den dieſe Worte zu empören ſchienen, voll Eifer; was? Der Ruf ſoll nicht gerecht gegen den Stromberger ſeyn? Wer hat mehr, als er, wehrloſe Kaufleute überfallen, und geplündert und in ſein Burgverließ geworfen, bis ſie mit ſchwerem Gelde ſich auslöſeten? Wer hat mehr und öfter den Landfrieden gebrochen? — Wer? —

Eine dunkle Röthe ſtieg im Geſichte der Dame auf. Den Landfrieden hat er nie gebrochen, fiel ſie haſtig ein, weil er nie einen beſchworen hat; daß er gegen ſeine Feinde ſich vertheidigte, konnte ihm Niemand wehren. Und wenn er auf ſeinem Gebiete Kaufleute überfallen und angehalten hat, bis ſie ſich auslöſeten, wer will ihn deshalb anklagen? Warum verweigerten ſie ihm Zoll und Geleit, die er von ihnen verlangte?

Weil, unterbrach die Eifrige noch eifriger der Rathsherr, weil er kein Recht hatte, dieſe zu fordern!

Der Burggraf von Stromberg, erwiderte die Dame faſt ſtolz, gehört, wie die anderen drey Burggrafen des Reichs, zu den erſten Fürſten Deutſchlands, und wohl hat er das Recht, in ſeinem Lande Geſetze vor-

zuſchreiben, und auf deren Beobachtung zu wachen und die Uebertreter zu beſtrafen, wie es ihm gutdünkt.

Ey, mein ſchönes Fräulein! rief Cruſemann etwas höhniſch; warum hat dann, wie das Gerücht beſagt, unſer Herr Biſchof ſchon den Achtbrief gegen dieſen Burggrafen in der Taſche? —

Weil — erwiderte ſie haſtig; doch ſchnell ſtockte ſie. Ich weiß es wohl, fuhr ſie dann langſamer fort, daß manchen Fürſten Weſtphalens der Burggraf von Stromberg, oder vielmehr ſeine Burggrafſchaft, ein Dorn im Auge iſt, und daß ſie ihn und dieſe gar zu gern vertilgen möchten. Darum werden denn falſche Vorſtellungen und falſche Anklagen gegen ihn bey Kayſer und Reich gemacht; darum werden die Reiſenden, die ſonſt gern Zoll und Geleit geben würden, in ihrer Weigerung beſtärkt, und in ihren, oft grundloſen Klagen unterſtützt. — Doch wozu dieß Geſpräch! —

Vorwände! Leere Beſchönigungen! rief der Rathsherr hitzig; die jeder Spitzbube bey der Hand hat! —

Der alte Zurmühlen hatte mit ſtillem Nachdenken die Dame betrachtet, die mit jedem Momente dieſer Unterredung eifriger und heftiger zu werden ſchien; und wohl ſonderbare Vermuthungen ſtiegen in ihm auf, über die er gern Gewißheit gehabt hätte. Dennoch, als er jetzt ſah, daß das Geſpräch die Dame angriff und ihr unangenehm wurde, machte er ihm ſchnell ein Ende. Fräulein, ſagte er artig; ich ſehe, Ihr habt Euch von Eurem Schrecken wieder erholt; unſere Reiſe erfordert Eile, wenn wir ihr Ziel heute noch erreichen wollen. Erlaubt daher, daß wir aufbrechen. Wenn Euer Weg ein anderer iſt, als der unſrige, ſo habt Ihr über die Hälfte unſerer Bedel-

kung so lange zu befehlen, bis sie Euch in sichere Obhut gebracht hat. Geht Eure Reise aber auf Lippstadt, wie die unsrige, so wird es uns doppelt angenehm seyn, in Eurer Gesellschaft reisen zu können.

Die Dame stand unschlüssig, als er hier schwieg, sie schien sich in einiger Verlegenheit zu befinden. Ihr seyd sehr gütig, lieber Herr! sagte sie nach einer Weile; ich bin aber in der That in Verlegenheit, welchen Gebrauch ich von Eurem Anerbieten machen soll. Ihr werdet auf Wiedenbrück oder Langenberg ziehen, mein Weg führt aber mehr rechts; gemeinschaftlich können wir also nicht reisen. Eben so wenig darf ich aber, bey der Unsicherheit der Gegend, es zugeben, daß Ihr um meinetwillen Euch trennt; und doch möchte ich auch nicht gern allein reisen.

Wegen unserer Trennung seyd ohne Sorgen! erwiderte Zurmühlen. Wenn ich von unserer Bedeckung Euch zehn Mann mitgebe, so bleiben noch immer genug zu unserem Schutze übrig.

Und die Zehn führe ich an, Vater! rief schnell der junge Johannes. Ihr erlaubt es doch, Fräulein, daß ich Euren Ritter mache?

Die Dame sah ihn mit einem etwas gleichgültigen Blicke an, der zu seiner Frage weder ja noch nein sagte. Der alte Zurmühlen aber erwiderte ihm kalt: Nicht Du! Ich werde das Fräulein den Ihrigen überliefern. Du bleibst, wohin die Jugend gehört, bey dem erfahrneren Alter, von dem sie lernen kann.

Aber, fiel der Sohn etwas kleinlaut ein, wer soll denn hier in Eurer Abwesenheit befehlen?

Der alte Zurmühlen sann einen Augenblick nach. Ihr, Vetter Crusemann, sagte er dann zu dem Raths-

herrn; seyd wohl so gut, in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit Zugführer statt meiner zu werden. In Zeit von einer Stunde, noch vor Langenberg, hoffe ich wieder bey Euch zu seyn. Ich kenne hier die Wege.

Der kleine Rathsherr wurde zu Anfang dieses Vorschlags etwas sehr blaß; indeß erfreute ihn doch das Zutrauen, das derselbe voraussetzte, und in dieser Freude und in der frischen Erinnerung des noch so eben über die Räuber erfochtenen Sieges, weigerte er sich nicht, das ihm angetragene Amt anzunehmen.

Schnell wurde jetzt alles zum Aufbruche fertig gemacht. Der alte Zurmühlen suchte zehn der muthigsten Reisigen aus, ließ die Dame auf ihren, unterdeß wieder aufgefangenen Zelter steigen, und dann beyde Züge sich in Bewegung setzen. Eine Zeitlang ritten sich noch neben einander auf derselben Straße. Bald aber ging ein schmaler Weg von der Hauptstraße rechts ab; dieser bezeichnete die Dame als den ihrigen, und während der Hauptzug auf der Landstraße fortritt, schlugen die Dame und an ihrer Seite Zurmühlen, von den zehn Reisigen gefolgt, den rechts in den Wald führenden Weg ein.

So lange beyde Haufen noch zusammengewesen waren, hatte Zurmühlen mit seiner Begleiterin nichts gesprochen. Jetzt aber ritt er näher an sie heran, und fragte sie ohne Vorbereitung: Fräulein, Ihr vertheidigtet vorhin mit vielen Feuer den Burggrafen von Stromberg; und jetzt führt Ihr mich einen Weg, der uns geradezu zu seiner Burg bringt; gehört Ihr dem Stromberger an?

Stimme und Blick war bey dieser Frage ohne Arg oder Hinterlist; die Dame gewahrte das wohl,

und sie schwankte lange, was sie ihm antworten solle. Ihre Bedenklichkeiten mochten aber doch am Ende siegen, denn sie antwortete: Verzeihet mir, lieber Herr, wenn ich Euch Eure Frage nicht beantworten kann; wenigstens jetzt noch nicht. Geduldet Euch, wenn ich bitten darf; bis wir am Ziele meiner Reise sind.

Ihr trauet mir nicht! erwiederte Zurmühlen etwas empfindlich. Verkennet meine Lage nicht! entgegnete die Dame. Würdet Ihr anders handeln, wenn Ihr an meiner Stelle wäret; allein, mitten im Walde, unter unbekannten Menschen, und eben noch kaum einem gefährlichen Abentheuer entronnen?

Zurmühlen antwortete nicht. Es ist freylich eine schlimme Zeit! sprach er nur leise, wie für sich; dann ritten sie schweigend neben einander.

Länger als eine Viertelstunde konnten sie noch nicht geritten seyn, als sie auf einmal, jedoch noch in ziemlicher Entfernung, Rufen und Waffengetöse zu vernehmen glaubten; es kam von der Gegend her, nach welcher die Kaufleute gezogen waren. Zurmühlen hielt sein Pferd an und horchte, als er es vernahm; auch die Dame lauschte, und Beyde wurden bald unruhig, als das Geräusch, anstatt nachzulassen, mit jedem Augenblicke zu wachsen schien, ohne gleichwohl näher zu kommen. Besonders wurde die Dame ängstlich. Sie lauschte mit vorgebogenem Körper, ganz Ohr und sah dann und wann, als wenn sie etwas auf dem Herzen habe, und doch sich zu entdecken fürchte, auf ihren Begleiter, der ebenfalls eine immer mehr in ihm aufsteigende Unruhe nicht verbergen konnte. Auf einmal aber schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

Ich fürchte Herr! sagte sie zu Zurmühlen; die Eurigen sind angegriffen, und in einem heftigen Kampfe. Laßt uns ihnen zu Hülfe eilen. Dieser Holzpfad, wenn ich nicht irre, muß uns in wenigen Minuten zu ihnen führen.

Der alte Zurmühlen konnte in der That seiner Unruhe nicht Herr werden, und dieser Vorschlag der Dame schien ihm sehr willkommen zu seyn. Wenn Ihr meint! — erwiderte er, und setzte sein Roß in Bewegung, um den angegebenen Weg seitab zu sprengen. Allein in demselben Augenblick hörten sie wildes Getöse, das ganz in ihrer Nähe war, und als sie sich umblickten, sahen sie einen Haufen Geharnischter, die in gestrecktem Galopp hinter ihnen her gejagt kamen, und sie schon bis auf wenige Schritte eingeholt hatten. Entfliehen war keine Möglichkeit mehr; auch mochte der brave Zurmühlen sich nicht dazu verstehen wollen. Er warf daher geschwind sein Pferd zurück, zog sein Schwert, und ermahnte seine Leute, sich muthig und standhaft zu halten; indem er seine Begleiterin bat, sich eilig davon zu machen.

Diese schien dazu jedoch nicht geneigt zu seyn; nachdem sie vielmehr mit einem kurzen Blicke die verfolgenden Reuter betrachtet hatte, rief sie Zurmühlen zu: Verhaltet Euch nur ganz ruhig, lieber Herr, diese Ritter thun uns nichts! Ich kenne sie an den drey Vögeln und an dem schwarzen Balken auf den Schilden.

Doch die Ritter waren anderen Sinnes. Glück auf! rief Einer von ihnen, dessen Schild ein langer schwarzer Balken mit einem Sterne zierte. Glück auf, da ist Beute! Drauf! drauf!

Zugleich war er mitten unter den Reisigen Zurmühlens, und hieb mit blinder Wuth um sich her; Zurmühlen wollte sich ihm entgegenwerfen und so das Zeichen zu einem allgemeinen Gefechte geben; allein seine Reisegefährtin hielt ihn plötzlich zurück, und drängte, statt seiner, sich dem fremden Ritter entgegen, indem sie rief: Diesen Kampf laßt mich auskämpfen! — Zugleicher Zeit schlug sie ihren Schleyer zurück, und zeigte ein glänzendes, freudiges Gesicht, und rief mit freudiger Stimme: Vater! Hermann! seyd Ihr es?

Da ließ der fremde Ritter verwundert Arm und Schwert sinken, und alle die Seinigen thaten desgleichen. Ein Ritter aber, der ganz hinten im Zuge war, eine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, mit einem schönen, aber vom Grame gefürchten Gesichte, drängte durch die, ehrerbietig ihm Platz machenden Knappen sich durch, warf sich rasch vom Pferde, und zog die Dame, die ebenfalls bey seinem Anblicke schnell von ihrem Zelter gesprungen war, mit dem lauten Ausrufe der Freude: meine Tochter! an seine Brust.

Es war der Burggraf Burchard von Stromberg, der hier seine Tochter wiederfand.

Lange hielt die Gräfin den greisen Vater stumm umarmt; dann wandte sie sich an den jungen Ritter mit dem Balken, und reichte ihm mit liebreicher Miene ihre Hand. Willkommen, Hermann von Morrian; sagte sie, leise bey dem Namen erröthend; Ihr kanntet mich wohl nicht? —

Bey Gott nicht, theure Gräfin! versicherte der Jüngling, indem er mit einem zärtlichen Blicke die dargebotene Hand drückte. Doch rasch wandte er sich nach Zurmühlen und dessen Reisigen um, die still die-

sem Schauspiele zusahen. Und diese? fragte er, sein Schwert wieder aufgreifend.

Sind meine Retter! erwiderte die Dame, indem sie freundlich ihren Vater und den Ritter Morian zu Zurmühlen führte. Dieser Herr, fuhr sie dann zu Wenden fort; hat mich aus den Händen eines frechen Räubers errettet, von dem ich Euch nachher erzählen werde. Ohne ihn und die Seinigen sahet Ihr mich schwerlich wieder.

Der Burggraf ergriff freundlich Zurmühlens Hand und drückte sie. Euer Name? fragte er.

Zurmühlen! antwortete dieser, Kaufmann aus Münster!

Herr Zurmühlen! fuhr der Burggraf fort; ich danke Euch. Euer Muth soll nicht unbelohnt bleiben!

Ich habe an keinen Lohn gedacht, als ich die Gräfin befreyete! erwiderte Zurmühlen, zwar bescheiden, aber nicht ohne jenen edlen Stolz, der ihm eigen war. Wollt Ihr aber, Herr Graf, fuhr er fort, mir Gleiches mit Gleichem vergelten, so begleitet mich nach jener Gegend des Waldes hin, wo ich noch immer Getöse vernehme, und wo wahrscheinlich mein Sohn mit meinen übrigen Reisegefährten überfallen ist.

Durch das Gesicht des Burggrafen flog ein Zug, wie fast des Schreckens. Hermann, fragte er den Ritter Morian; Bömmelingen ist doch nicht? —

Freylich! freylich! versetzte der Gefragte bedenklich. Mit dem ganzen Haufen muß er dort seyn! Gerade in der Gegend! Wir wollten ja dort in der Nähe zusammenstoßen!

Voran, Kameraden! rief der Burggraf ohne sich weiter zu bedenken, drückte den Helm fester in die

Stirn, und sprengte mit verhängten Zügeln zu der bezeichneten Gegend, gefolgt von seiner Tochter, seinen Leuten, Zurmühlen und dessen Reisigen.

Doch schon nach wenigen Minuten begegnete ihnen ein großer Trupp Reuter, an deren Spitze ein kleiner buckeliger Ritter ritt, und die in ihrer Mitte den Rathsherrn Cruſemann und die meiſten Uebrigen der Münſterſchen Kaufleute als Gefangene führten.

Eine furchtbare Ahnung ergriff Zurmühlen, als er ſie erblickte. Eine bange Frage ſchwebte auf ſeiner Lippe, aber er wagte nicht, ſie zu thun.

Wömmelingen! rief der Graf haſtig aber ſtrenge dem buckeligen Ritter zu: Was haſt Du angefangen? Wenn Unheil geſchieht, immer haſt Du es angerichtet.

Zum Teufel, Burggraf! antwortete dieſer, indem er mit einem wilden Lächeln auf die Gefangenen zeigte; ich habe Euch da einen Haufen fette münſterſche Schweine eingefangen, wovon ich denk, daß wir noch lange daran zehren können. Schade nur, daß wir dieſe Wenigen gefangen haben; die Meiſten ſind zum Teufel gelaufen! Hört Graf; es iſt ein ſchlechtes Vergnügen, gegen ſolche feige Hunde zu fechten; ſie liefen, wie die Haſen, was nicht lief, konnte es vor Angſt nicht.

Der alte Zurmühlen bekam wieder Athem.

Aus dem Haufen der Gefangenen drängte ſich aber der Rathsherr Cruſemann vor, auf den Burggrafen zu. Ach, gnädigſter Herr! ſprach er demüthig und flehend zu dieſem: Verfahret gnädig mit uns wehrloſen und armen Leuten. Laßt uns nicht in Euer finſteres und tiefes Burgverließ werfen; rechnet uns lieber das Löſegeld höher an!

Der Burggraf wandte sich an Zurmühlen. Sind das Eure Gefährten? fragte er.

Ja, Herr Burggraf! antwortete dieser.

Ihr seyd frey, ohne Lösegeld! sagte jener darauf zu den Gefangenen, und könnt ruhig Eure Reise fortsetzen, wenn Ihr nicht vorzieht, auf meiner Burg Euer Nachtquartier zu nehmen, wozu ich Euch hiemit höflich einlade!

Der kleine Rathsherr, der vor Angst seinen Vetter Zurmühlen noch nicht gesehen hatte, wußte nicht, wie ihm geschah. Er starrte sprachlos den Burggrafen an, und seine schmalen Lippen hingen lang herunter. Doch hatte er noch so viel Besonnenheit, die Einladung anzunehmen. Wir danken unterthänigst! antwortete er, und stieß die Worte heftig, wie mit innerem Entsetzen hervor. Wir sind einfältige Bürgersleute, und wollen lieber unsere Reise fortsetzen, die eilig ist.

Und Ihr, Zurmühlen? fragte der Burggraf diesen.

Da blickte, bey dem Namen, der Rathsherr noch verwunderter auf, sah seinen Vetter, und rief voll Erstaunen: Wie kommt Ihr hieher, Freund Zurmühlen? — Und die Fremde Dame ist auch da? — Ich dachte Euch längst in Langenberg, und beneidete Euch tausendmal. Ach, es war ein gefährliches Amt, das Ihr mir da aufbürdetet. Solche Räuber, Ritter wollte ich sagen, haben doch Muth, wenn sie auch das Andere nicht haben; Ihr wißt wohl, was! Wir haben einen heftigen Strauß mit ihnen gehabt, an den ich mein Lebenlang denken werde. Plötzlich, wie ein Blitz, überfielen sie uns, rannten mit ihren langen Lanzen auf uns ein, schlugen mit ihren Schwertern auf uns los,

daß uns hören und sehen verging, und daß wir Gott dankten, nur geschwind genug davon jagen zu können. Nur ich nahm die Flucht nicht, weil Ihr mich doch einmal zum Anführer bestellt hattet, und weil ich meinen Posten nicht verlassen durfte. Auch Euer Sohn! —

Hier stockte er plötzlich in seinem Redefluß, und sah mit einem verlegenen Gesichte vor sich nieder, und dann wieder von der Seite Zurmühlen an.

Mein Sohn? fragte dieser gepreßt, und schnell und ängstlich Athem holend.

Cruſemann schwieg, verlegener werdend.

Um Gotteswillen! rief Zurmühlen. Fahrt fort. Mein Sohn?

Freund! versetzte der Rathsherr mit leiser Stimme, und langsam, wie die Worte abwägend. Freund! er war ein braver Junge, dessen sich kein Vater zu schämen braucht, und der ehrlich aushielt. Wenn er auch zuweilen ein bischen prahlte.

Um des Himmels willen! rief der unglückliche Vater immer ängstlicher und bleicher werdend. Endigt! Endigt! Sagt alles. Ist er todt? fiel er? —

Der Rathsherr preßte ein leises ja hervor!

Todtenstille herrschte in dem ganzen Kreise. Auf allen Gesichtern malte sich lebhafte Theilnahme, die bey dem alten Burggrafen und seiner Tochter, besonders bey der Letzteren, in wahren Schmerz überging.

Nur der buckelige Bömmelingen schien nichts zu fühlen.

Der junge Fent mit dem langen Ritterschwerte? rief er. Zum Teufel, der focht recht gut, besser, als

ich es von solch einem Heckenreuter erwartet hätte. Aber vor den Tod kein Kraut gewachsen ist! —

Der alte Zurmühlen hatte mit beyden Händen sein Gesicht bedeckt. Lange war sein Schmerz stumm. Zuletzt mußte er sich Luft machen. Die Natur muß ja ihre Recht haben. Es war mein einziger Sohn! jammerte er. O Gott! während ich ihm seine Tochter befreye, erschlägt Er mir meinen Sohn! Herr des Himmels! duldest Du es? Lohn versprach er mir! Lohn! — furchtbarer Spott des Geschicks! —

Doch auf einmal faßte er sich; die Kraft seines starken Willens besiegte die Natur. Kommt Freunde! sprach er mit veränderter, ruhiger Stimme zu seinen Landsleuten. Laßt uns die zersprengten Gefährten sammeln, und die gebliebenen zur Erde bestatten, und dann mit Gott unsere Reise fortsetzen!

Diese Gewalt über den Schmerz erschütterte Alle. Die Gräfin weinte heftig; sie wollte sich ihm nahen, um ihm Worte des Trostes zu sagen, allein ein feines Gefühl der Schicklichkeit hielt sie zurück. Der alte Burggraf sah finster vor sich nieder; auch der Ritter Morian, nur Bömmelingen schien die allgemeine Stimmung nicht begreifen zu können. Pah! sagte er leise für sich, ein Menschenleben ist wie ein Fliegenleben!

Zurmühlen hatte sich unterdeß immer mehr zum Herrn seines Schmerzes gemacht. Sein Blick war wieder klar, obgleich sehr ernst geworden; seine Gestalt richtete sich wieder empor. Einen wehmüthigen Blick warf er auf die junge Gräfin; dann einen strengen auf den Burggrafen. Herr Burggraf! sprach er zu diesem. Im Himmel gibt es eine ewige Gerechtigkeit, die alle Thaten des Menschen wägt. Sie

reich auch die Eurigen wägen. Aber auch der irdischen Gerechtigkeit könnt Ihr nicht lange mehr entgehen. Ich werde Euer Ankläger!

Er drückte seine Sturmhaube tief in die Augen, die sich wieder zu feuchten begannen, und ritt, von seinen Landsleuten gefolgt, langsam der Wahlstatt zu, wo sein entseelter Sohn lag.

Der Burggraf sah ihm lange mit finsterem Blicke nach. Unglücksrabe! sprach er dann leise, warf einen Blick, wie den des Vorwurfs, zum Himmel empor, und lenkte sein Pferd auf den Weg nach Stromberg zurück. Die Gräfin folgte ihm, noch immer weinend, der Ritter Morian in sich gekehrt. Godwin von Bömmelingen aber summte ein lustiges Lied für sich.

Am dritten Tage nach diesen Vorfällen ging der Burggraf von Stromberg, in Gedanken verloren, in seinem Gemache auf und ab; sein einziges Kind, die Gräfin Sophia, saß an einem Tische vor einem der hohen Bogenfenster, das auf den Burghof führte, und war mit Wirken von Teppichen beschäftigt. Ihr gegenüber saß der Ritter Morian, die Augen zwar starr auf die Arbeit der Gräfin geheftet, aber offenbar zerstreut und an ganz andere Gegenstände denkend. Lange wurde kein Wort gesprochen, denn, obgleich die Gräfin nur an ihre Arbeit zu denken schien, so sah man doch auch ihrem sich plötzlich trübenden, oder aus dem Fenster über die reiche, mannigfaltige Fläche schweifende Blicke an, daß ihre Seele bey etwas Anderm, als blos bey ihrer Arbeit verweile.

Der Burggraf unterbrach zuletzt das Schweigen; er forderte seine Tochter auf, ihm nochmals die Geschichte ihrer Reise zu erzählen, eine Geschichte, die sie ihm in den Paar Tagen ihrer Rückkehr schon mehrere Male hatte wiederholen müssen. Als Grund der jetzigen Wiederholung gab er an, daß sein Freund, der Ritter Morian, noch nicht vollständig davon unterrichtet sey.

Die Gräfin gehorchte, ohne Widerstreben, obgleich ihr Erröthen bewies, daß sie es ganz gerne nicht that. Sie erzählte daher euch nur kurz und flüchtig.

Vor ungefähr drey Wochen war der Münsterſche Domscholaster, Heidenreich Wulf genannt von Lüdinghausen, ein frommer, gottesfürchtiger und gutmüthiger Mann, nach Stromberg gekommen. Dieser, den der Burggraf schon früher als er noch Pastor in Herzfeld, in der Nähe von Stromberg war, gekannt und oft besucht hatte, hatte dem Burggrafen vorgestellt, wie er durch seine Ueberfälle und Beraubungen wehrloser Kaufleute, durch seine Gefährdung der Landstraßen und durch sein Auflehnen wider jeden Landfrieden, sich den Haß nicht blos des Bischofs von Münster, sondern auch aller geistlichen und weltlichen Herrn Westphalens zugezogen habe. Er hatte ihn daher gebeten, von solchem, Gott mißfälligen Lebenswandel abzustehen, und fortan friedlich und ruhig zu leben wie es einem so edlen Reichsfürsten zustehe.

Der Burggraf hingegen hatte ihm erklärt, wie er, da die benachbarten Münsterschen und Osnabrückischen Kaufleute, von ihren Bischöfen hierin unterstützt, ihm ungerechter und unbilliger Weise den Zoll verweigerten, den er, als Fürst, der sein Land nur von Kay-

ser und Reich zu Lohn trage, in seinem Gebiete wohl fordern könne, nur seine wohlerworbenen Rechte beschützt und aufrecht erhalten habe, und wie er deshalb, so lange er nicht gegen Kayser und Reich gehandelt habe, weder einen Westphälischen, noch irgend einen anderen Edelen zu fürchten brauche.

Der Domscholaster hatte ihm hierauf vorgestellt, wie er doch um der herzlichen Freundschaft willen, die so lange Jahren zwischen ihm, dem Burggrafen, und dem Bischofe Florenz von Münster bestanden, dessen Unterthanen nicht ferner mißhandeln möge, und wie, um eine Ausgleichung dieserhalb zu versuchen, der Bischof ihn bitten lasse, von Münster zu ihm zu kommen, auf diese Reise aber auch seine Tochter mitzunehmen, indem der Bischof außerordentliches Verlangen trage, die Jungfrau wiederzusehen, die er als liebliches Kind so oft auf seinen Armen getragen.

Der Burggraf war wirklich früher sehr eng mit dem Bischofe von Münster befreundet gewesen; er hatte diesen sogar im Jahre 1364 in sein Bisthum einsetzen helfen, ihm sehr oft in seinen Fehden, gegen dessen eigene Münsterschen Unterthanen, die ihn mehrmalen nicht anerkennen wollten, beygestanden, und seitdem Jahre lang in ununterbrochener Freundschaft mit ihm gelebt. Vor zwey oder drey Jahren aber war dieses Band durch die Zollzwistigkeiten des Burggrafen, und durch die darauf erfolgten Plünderungen und Mißhandlungen Münsterscher Kaufleute zerrissen worden, so daß seitdem Beyde, die sonst kaum Monate ohne einander hatten leben können, sich nicht wiedergesehen hatten. Der Burggraf hatte auch jetzt keine Lust, der Einladung nach Münster zu folgen. Dagegen trug er

bey den wiederholten Bitten des Domscholasters, kein Bedenken, seiner Tochter die Reise dahin zu erlauben, zumal da er den Bischof stets ohne Arg gefunden, auf die Treue des ehrwürdigen Domscholasters aber sich Häuser bauen ließen, und auch die Gräfin selbst wünschte, ihren alten Freund und Lehrer einmal wiederzusehen.

Dabey hatte er noch einen anderen Grund, den er aber Niemanden mittheilte. Schon seit einiger Zeit hatte er gesehen, wie zwischen seiner Tochter und dem jungen Ritter Morian eine geheime Neigung entstand, die mit jedem Tage mehr wuchs und fester in Beyder Herzen zu wurzeln drohete. Stammte der junge Mann nun gleich aus einem der edelsten Geschlechter Westphalens, so war er doch zu arm, und hatte zu wenig Verbindungen, um, wenn er der Gemahl Sophiens werden sollte, die Integrität der Burggrafschaft Stromberg gegen die Ansprüche benachbarter Fürsten und angeblicher Lehnsvettern zu schützen, die schon jetzt, da der Burggraf keinen Sohn hatte mehr oder weniger laut hervortraten. Dieß bestimmte ihn, die jungen Leute für einige Zeit zu trennen. Er erlaubte der Gräfin daher die Reise nach Münster, gab ihr seinen alten, bewährten Vasallen, den Ritter Albert von Oer nebst einigen Knappen mit, und stellte ihr frey, so lange in Münster zu bleiben, als es ihr dort noch gefalle.

Allein die junge Gräfin war kaum einige Tage in Münster gewesen, als sie schon von da wieder fort, und nach Stromberg zurück sich sehnte. Der Bischof war nicht hieran Schuld, er war freundlich und liebreich gegen sie, wie ein Vater; desto mehr aber sein Vetter, der Ritter Rudolf von Wevelinghoven. Die-

ser, ein langer, hagerer, häßlicher und dabey fader und aufgeblasener Mensch, verfolgte sie mit seinen Schmeicheleyen und Zärtlichkeiten vergestalt, daß aus der Gleichgültigkeit, womit sie ihn zu Anfang betrachtet hatte, zuletzt ein wahrer Widerwille bey ihr wurde. Als er ihr aber sogar nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er Ansprüche auf ihre Hand mache, wurde sie von einer unbesiegbaren Angst ergriffen, wenn sie ihn nur sah; und als er dennoch täglich zudringlicher wurde, und sie auch aus einzelnen Worten des Bischofs merkte, daß dieser nach und nach den Fürsprecher seines Neffen bey ihr machen wolle, wurde ihr der Aufenthalt zu Münster auf einmal so unheimlich und zuwider, daß sie den ersten besten Vorwand aufgriff, um mit ihrem treuen Oer die Rückreise wieder antreten zu können. Der Herr von Bevelinghoven bot ihr zwar seine Begleitung und seinen Schutz an, allein sie schlug diese geradezu aus, und trat den Rückweg allein mit dem Ritter Oer und ihren vier Knappen an. Das tückische Gesicht, mit dem der verschmähete Liebhaber Abschied von ihr nahm, brachtete sie nicht.

Doch kaum hatte sie mit ihrer Begleitung die zwischen dem Dorfe Behlen und dem Kloster Clarholz befindliche Heide zurückgelegt, und war in den daran, sich anschließenden Wald gekommen, als plötzlich aus dem dickigt zwölf vermummte, aber wohl bewaffnete Reuter hervorstürzten, und über ihre Bedeckung herfielen. Sie waren so unvorbereitet gekommen, daß der Herr von Oer sich kaum zur Wehre setzen konnte, und, fast ohne einen Schwertstreich gethan zu haben, vom Pferde gerissen und geknebelt wurde. Seinen Knappen erging es nicht besser. Helfen konnte die Gräfin nicht,

aber wohl ſah ſie, daß dieſer Ueberfall blos ihrer Perſon galt, zumal da ſie unter den Vermummten eine lange Geſtalt ſah, die ihr nur zu bekannt vorkam. Sie ergriff daher eilig die Flucht, wurde aber ſofort von der Hälfte der Räuber verfolgt, und, als ihr Pferd ſtürzte, in dem Walde zwiſchen Clarholz und Herzebrock eingeholt, bis der unglückliche Zufall ſie befreyete.

Der Burggraf blieb ſinnend mitten im Gemache ſtehen, als die Gräfin dieß wiederholt erzählt hatte. Mit jedem Augenblicke, ſagte er dann, wird es mir klarer, was ſchon mein Vater fürchtete, und was ich mir nie geſtehen mochte. Mein Land iſt zu ſchön, und liegt ihnen zu gelegen, als daß die geiſtlichen Herrn nicht danach trachten ſollten. Der Zeitpunkt ſcheint ihnen gekommen zu ſeyn; der Himmel ſelbſt hat ihn beſchleunigt, daß er mir keinen Sohn gab. So lange trauete ich dieſem Florenz! So oft ſchüttete ich meine Bruſt gegen ihn aus, wie ich gegen keinen Bruder gethan hätte! Und nun! — Doch freylich, er hat Recht; er will nur den Glanz ſeiner Familie haben! Und — ſprach er leiſer — iſt es denn im Grunde nicht auch beſſer, daß es ſo wird, als wenn fremde Raubthiere ſich in das ſchöne Land theilen? —

Sein Blick verweilte ſinnend auf ſeiner Tochter, deren Auge ſo eben dem des Jünglings ihr gegen über begegnet war, und die nun erröthend, aber ſehnſüchtig in den wolkenloſen Himmel blickte. Nach einer Weile nahete er ſich ihr. Sophie, fragte er ſie, täuſchteſt Du Dich nicht? Weißt Du gewiß, daß Rudolf von Wevelinghoven Dein Räuber war?

Ich konnte mich nicht täuschen! erwiderte die Gräfin. Seine Gestalt, seine Stimme, selbst der stechende Blick, den er durch das Visir seines Helmes auf mich warf, alles verrieth ihn. Auch Orr, als er gestern wiederkam, hat ja meine Aussage bestätigt. Er hat ihn erkannt, als er wüthend, ohne die schon gehabte Beute, zu seinen Spießgesellen zurückgekehrt ist, und die Befreyung der Gefesselten befohlen hat.

Der Burggraf ging wieder schweigend und nachdenklich auf und ab. Auf einmal gab der Thurmwart draußen das Zeichen, daß sich ein Fremder der Burg nahe. Rasch wandte sich der Graf an den Ritter Morian. Empfange den Ritter, sprach er, der dort nahet, und führe ihn gleich zu mir hierher!

Der junge Mann verließ schweigend das Gemach. So wie er fort war, trat der Burggraf dicht vor seine Tochter. Sophie, sagte er, ihre Hand fassend, es nahet eine ernste, entscheidende Stunde für uns Beyde. Wahrscheinlich wird sie bestimmen, ob das Geschlecht der Burggrafen von Stromberg fortbestehen oder zu Grunde gehen und spurlos verschwinden soll; ob diese Grafschaft, über die ich jetzt, wie ein glücklicher Vater über seine Kinder herrsche, auch künftig meinem und Deinem Stamme gehorchen, oder wie ein wehrloses Thier von Wölfen und Tiegern zerrissen werden soll. In dieser Stunde soll darüber entschieden werden, und in Deine Hand sind die Loose gegeben.

In meine? fragte die Gräfin, und ihre Hand zitterte in der ihres Vaters, dessen Ernst und Wehmuth, womit er gesprochen hatte, ihren Busen mit Furcht und dunkeln Ahnungen erfüllte.

Meine Tochter! fuhr der Graf fort: Meine Besitzungen liegen mitten zwischen den drey geistlichen Ländern, Paderborn, Münster und Osnabrück; alle drey Bischöfe betrachten sie als eine schöne Beute, die ihnen fast nicht mehr entgehen kann; am meisten der Bischof Florenz von Münster, der mit dem Kayser und dem Papste persönlich befreundet ist. Ich habe keinen Sohn, der mein Erbe künftig beschützen kann; Deiner Thränen und Deines Flehens werden sie spotten, und mehr hat ein Weib nicht, um ihre Rechte zu vertheidigen. Dem Bischofe von Münster wird es ein leichtes Spiel seyn, sie verstummen zu machen, und der gefürchtete Moment ist unvermeidlich erschienen, unser Name stirbt, unser Land wird zerrissen. Sophie, und nur Ein Mittel kann uns retten!

Und welches? fragte das Mädchen, kaum hörbar, mit angehaltenem Athem.

Eine Verbindung mit dem Bischofe von Münster, erwiderte der Burggraf; die ihm oder den Seinigen allein das zusichert, was er sonst mit seinen Nachbarn theilen müßte.

Vater! rief die ängstlich Errathende.

Rudolf von Wevelinghofen — fuhr der Graf fort.

Um Gotteswillen! rief die Geängstete mit zitternder Stimme.

Sophie! sagte der Vater mit anscheinender Ruhe und Festigkeit; höre mich ruhig an; laß mich mein ganzes Herz vor Dir ausschütten. Der Bischof von Münster hat den Achtbrief wider mich in der Hand. Heute Morgen hat er es mir selbst geschrieben. Er wartet nur mit dessen Bekanntmachung und Vollstreckung, mit der er vom Kayser beauftragt ist, bis sich

eine passende Gelegenheit findet, und weil sein Vetter Rudolf um deinetwillen ein gut Wort bey ihm eingelegt hat, und weil er, der Bischof, hofft, dieß gute Wort werde Anerkennung bey uns finden. Darum ließ er uns, vorzüglich Dich, nach Münster einladen. Und jetzt, da auch jene Gelegenheit sich in der Anklage des alten Zurmühlen wider mich gefunden hat, haben wir die Wahl: entweder Du wirst die Gattin Rudolfs von Wevelinghoven, und dieser wird mit der Burggrafschaft Stromberg belehnt, wie vor zweyhundert Jahren unser Vorfahr Gottfried von Rudenberg; oder die Reichsacht wird gegen mich publizirt, die Grafschaft Stromberg zerrissen, und Du, wenn man es gut mit Dir vor hat, in ein Kloster gesperrt. Entscheide, Sophie; aber rasch. Der Herr von Wevelinghoven will selbst die Antwort holen; so eben ist er herein geritten, und in wenigen Minuten wird Morian ihn zu uns führen.

Die Gräfin saß da, starr und bleich wie eine Bildsäule, und fast eben so leblos; nur bey dem Namen Morian schreckte sie auf, und rief unwillkührlich: Hermann? — Dann erröthete sie plötzlich, und auf einmal stürzten heiße Thränen aus ihren Augen, und machten sie unfähig, ihrem Vater zu antworten.

Sammle Dich, meine Tochter! sagte dieser liebevoll.

Da ging die Thüre auf, und der junge Morian führte den Ritter von Wevelinghoven herein, und entfernte sich dann gleich wieder. Die Gräfin trocknete schnell ihre Augen, und trat mit ihrem Vater dem Fremden entgegen.

Dieser maß die unwillkührlich Zitternde mit einem flüchtigen, etwas spöttischen Lächeln, und wandte sich

dann an ihren Vater. Mein Ohm, sprach er zu diesem, sendet mich in einer zwiefachen Angelegenheit zu Euch, Herr Burggraf. Einmal soll ich Euch verkünden, daß der alte Handelsherr Zurmühlen in Münster Klage wider Euch erhoben hat, wegen böslichen Ueberfalls und Erschlagung seines einzigen Sohns. Mein Ohm läßt Euch dabey sagen, daß das ganze Volk Münsters über diesen Vorfall im höchsten Grade erbittert ist, und laut von ihm Rache für das Blut des Erschlagenen fordert, und daß mein Ohm daher nicht mehr im Stande ist, Euch ferner zu schützen. Vorausgesetzt indeß, und das ist mein zweyter Auftrag, daß ich ihm günstige Antwort auf das Schreiben bringe, das er Euch heute Morgen gesandt hat.

Er sprach diese Worte mit einer unverhehlten Anmaßung, die durch seine widerliche Stimme und sein grinsendes Lächeln, womit er dann und wann Seitenblicke auf die junge Gräfin warf, noch empörender wurde. Die Zornmuskeln im Gesichte des Grafen zuckten, und nur mit Mühe hielt er sich. Doch antwortete er ihm gelassen: Was den ersten Gegenstand Eurer Sendung betrifft, so ist die Erschlagung des jungen Zurmühlen gegen mein Wissen und Willen geschehen; ich kann daher um so weniger verantwortlich dafür seyn, als dieß Unglück wohl Niemanden mehr geschmerzt hat, als mich.

Der Herr, unterbrach ihn Wevelinghoven, ist immer für die Handlungen seiner Diener verantwortlich.

Wir wollen hierüber, fuhr der Burggraf fort, nicht ferners streiten. Denn am Ende bin ich Herr in

meinem Lande, und kann erschlagen lassen, wen ich will. Was aber euren zweyten Auftrag anbetrifft —

So, fiel der Wevelinghover ein; so wollt Ihr damit mich unmittelbar an Eure schöne Tochter verweisen.

Und ohne den Grafen ferner zu beachten, wandte er sich zu dieser, und fragte sie: Und Ihr, schöne Gräfin? Welche Antwort habt Ihr für mich? Euer Herr Vater hat doch mit Euch gesprochen? —

Die Gräfin stand, am ganzen Körper zitternd, und schlug ihre Auge zu Boden; auf einmal hob sie es wieder empor, und blickte zum Himmelsgewölbe auf; nur einen kurzen Moment; aber es war ein Blick, der alles ausdrückte, was das menschliche Herz in der entsetzlichsten Angst nur zu fühlen und zu bitten vermag.

Der alte Burggraf sah ihn, und er zerschnitt ihm das Herz. Eine Sekunde lang stand er noch schwankend, unschlüssig, dann trat er rasch vor, ergriff die Hand seiner Tochter, nahm, von seinem Gefühle überwältigt, die Erbleichte in seine Arme, und sagte zu dem Herrn von Wevelinghoven: Ich habe meiner Tochter noch nicht alles gesagt; erlaube, daß ich es nachhole! In einer Viertelstunde holet die Antwort!

Er sprach diese Worte in einem stolzen, befehlenden Tone. Der Wevelinghover wurde davon betroffen; allein er verstand sie, und mit einem halb wüthenden und halb höhnischen Blicke verließ er das Zimmer.

Vater! sagte die Gräfin, als er fort war: Ich bin bereit! Rufe ihn zurück! Ich will die Seinige werden. Meine Angst war eine Thorheit. — Sie suchte sich stark zu machen, allein sie fiel erschöpft auf einen Stuhl zurück.

Doch der Graf ging mit starken Schritten im Gemache auf und nieder; sein beleidigter Stolz wurde immer lauter in ihm, sein Zorn immer heftiger. Einzelne Worte: Frecher Bube! Unverschämter! In meinem eignen Hause! — entfuhren seinen Lippen. Auf einmal ging er zu seiner Tochter; seine Züge waren ruhiger geworden.

Du liebst, Sophie? fragte er sie mit milder Stimme. Du liebst Hermann von Morian? Geahnt habe ich es lange; diese Stunde hat mir Gewißheit gegeben!

Ein dunkler Purpur überglühete das bleiche Gesicht der Jungfrau. O mein Vater! sagte sie flehend; ich will ja Deinem Befehle gehorchen!

Du liebst Hermannen? fragte der Graf noch einmal, und noch milder, liebevoller.

Das Mädchen wagte, ihre Augen zu ihm zu erheben; sie sah nur Güte und Liebe in seinem Gesichte. Da ging eine hohe, beseligende Freude in ihrem Herzen auf. Ich liebe ihn, Vater! lispelte sie leise; und er auch. Eine selige Stunde raubte uns heute Morgen das Geständniß.

Ich hatte es geahnt! erwiderte der Graf, trat an das Fenster, und rief mit lauter Stimme den Namen Hermann in den Burghof hinunter.

Nach wenigen Sekunden trat der Gerufene herein.

Der Burggraf trat ihm ernst entgegen. Du bist ein braver Bursch, redete er ihn an, und muthig und edel; ich selbst habe Dich zum Ritter geschlagen. Aber hättest Du auch den Muth, meiner einzigen Tochter Gut und Blut zu vertheidigen, und, wenn sie alles

verloren hätte', sie in Noth und Elend nicht zu verlassen? —

Herr! sagte der überraschte Jüngling, und sah fragend bald den Vater, bald die hoch erröthende Tochter an.

Hättest Du den Muth? fragte jener noch einmal.

Da sah ihn der junge Ritter mit seinem kühnen und treuen Auge fest an, und erwiderte mit lauter Stimme: Ja, Burggraf, den Muth habe ich, so wahr der Himmel mir seinen Segen schenken möge!

So nimm sie hin, die Du liebst! sagte der Graf, zog seine Tochter empor, und legte sie in die Arme des Geliebten, und hatte selbst in den alten Augen Thränen stehen, als er sah, wie die Beyden mit Thränen der Wonne und des Entzückens sich fest und innig umarmt hielten.

Dann ging er heraus und ließ die Glücklichen allein. Nach einer Weile aber kehrte er zurück, gefolgt von dem Ritter von Wevelinghoven. Ihr wollt Eure Antwort holen, sagte er zu diesem, und zeigte auf die Liebenden, die sich noch umarmt hielten. Seht sie dort! Und Eurem Ohm sagt, ich und mein Schwiegersohn hofften, unsere Burggrafschaft besser beschützen zu können, als der freche und naseweise Bursch, den er mir geschickt habe!

Burggraf, das sollt Ihr bereuen! rief der lange Ritter, und stürzte mit dem Flammenblicke der Wuth und der Rache aus dem Gemache, und nach wenigen Minuten aus der Burg.

Der Burggraf freuete sich sehr, daß er diesem gemeinen und widerwärtigen Menschen nicht die einzige Tochter geopfert habe, und setzte sich mit erleichterter

Brust zu seinen Kindern, und hörte lange ihren Liebesgesprächen zu, und erquickte sich daran und an den Erinnerungen, die still, und süß und wehe aus seinem Jugendleben in ihm aufstiegen.

Dann aber berathschlagte er sich mit dem jungen Ritter über die Anstalten, die zum Empfange des mächtigen und erbitterten Feindes, den sie jetzt erwarten, und zur Ausdauer in dem Kampfe, dem sie entgegensehen mußten, erforderlich waren.

Der Bischof Florenz von Münster hatte wirklich den kayserlichen Achtbrief gegen den Burggrafen von Stromberg schon seit einiger Zeit in Händen. Obgleich er früher, wie bereits angeführt ist, Jahrenlang mit dem Burggrafen in der engsten Freundschaft gelebt hatte, die oftmals durch die wichtigsten Dienste, welche der Burggraf dem Bischofe, und dieser wieder jenem leistete, geprüft und bekräftigt worden war, so war er doch späterhin von allen Fürsten Westphalens der Erste gewesen, der öffentlich den Gewaltthätigkeiten Burchards sich entgegenstellt, auf deren Ahndung angetragen, und bey dem Kayser den Achtbrief wider ihn ausgewirkt hatte. Als einen Grund für dieses strenge und allerdings etwas auffallende Verfahren gegen seinen ehemaligen Freund, Beschützer und Bundesgenossen hatte er freylich die arge Gewalt und Bedrückung angegeben, die der Burggraf sich namentlich gegen *seine*, des Bischofs Unterthanen erlaubt hatte, und die seine Gerechtigkeitsliebe nicht länger ungestraft dulden könne. Besonders dem Kayser Carl IV., der noch jetzt wegen seines Geizes, seiner Feigheit und seiner Schwäche in

der Geschichte verächtlich dasteht, waren jene von dem Bischofe vorgetragenen Umstände, auch ohne fernerern Beweis, so wichtig gewesen, daß er von seinen Räthen die größtentheils aus Geistlichen bestanden, und die der gewandte Florenz leicht auf seiner Seite hatte, ohne Schwierigkeiten verleitet werden konnte, gegen einen Fürsten, selbst ohne dessen Vertheidigung zu hören, die hohe Reichsacht auszusprechen, der nicht nur Unterthanen des Reichs geplündert, festgenommen und erschlagen, sondern der auch dadurch ein noch größeres Verbrechen begangen, daß er es gewagt hatte, die Verfügungen der goldenen Bulle, deren sich dieser schwache Kayser bekanntlich mit vieler Eitelkeit als eines höchst wohlgerathenen Kindes, rühmte und annahm, durch Wort und That mit Füßen zu treten. Indeß leuchtete es doch Manchen, besonders Unbefangenen, die näher die Sache ins Auge faßten, ein, daß jener öffentlich von dem Bischofe angegebene Grund, nicht der einzige, hauptsächliche seines Verfahrens seyn könne; daß vielmehr auch noch andere Umstände, dieß zu bestimmen, mitwirken müßten. Welche dieß waren, darüber war man in höchster Ungewißheit, obgleich man wohl vermuthete, daß sie in dem persönlichen, vertrauteren Verhältnisse der beyden ehemaligen Freunde liegen dürften. Wir glauben, in dem Obigen bereits eine nähere Andeutung derselben gegeben zu haben.

Obgleich der Graf Engelbert von der Mark, damals kayserlicher Marschall in Westphalen war, so hatte der Bischof Florenz es doch zu Wege zu bringen gewußt, daß nicht jenem, sondern ihm, die Exekution der kayserlichen Reichsacht aufgetragen wurde. Er zögerte jedoch, obgleich er schon lange im Besitze des

Achtbriefs war, mit Publikation und Vollstreckung derselben, bis sich hinzu eine sehr passende Gelegenheit finden würde, indem er dann gegen den mächtigen Burggrafen um so mehr auf Unterstützung seiner Nachbarn rechnen konnte. Diese Gelegenheit hatte sich jetzt gefunden, als der junge Zurmühlen auf seinem friedlichen Zuge, kaum an der Grenze der Grafschaft Stromberg, von den Leuten des Burggrafen ohne alle Veranlassung war erschlagen worden; und als dessen unglücklicher Vater und mit ihm die ganze Bürgerschaft Münsters jetzt vor dem Pallaste des Bischofs erschienen, von diesem laut Rache für das Blut des Erschlagenen forderten, und mit ihrer ganzen streit- und waffenfähigen Mannschaft das Heer des Bischofs zu unterstützen versprachen.

Eine solche Stimmung und einen solchen Zeitpunkt hatte der kluge Bischof abgewartet; und alsbald fertigte er jetzt einen Herold, der den Achtbrief zuerst dem Burggrafen und dann dem Adel Westphalens bekannt machen solle, nach Stromberg ab. —

Nur wenige Tage waren seit der Abreise des Ritters von Wevelinghoven ruhig und ungestört vergangen; der Burggraf, der sie wohl für Vorläufer eines gewaltigen Sturmes ansah, hatte sie dazu benutzt, sich in völlig wehrhaften Zustand zu setzen. Die Burg Stromberg und das ungefähr drey Stunden nordwestlich von derselben gelegene feste Schloß Krassenstein waren mit Lebensmitteln und Vertheidigungswaffen aller Art versehen; besonders auf der Burg Stromberg herrschte ein reges, kriegerisches Leben. Die große Rüstkammer der Burg war geleert worden und Waffen von allen Gattungen und aus allen Zeiten des

Mittelalters waren auf den Burghof transportirt, um dort entweder geputzt und ausgebessert, oder dahin vertheilt zu werden, wo sie ihrer Natur und ihrer Bestimmung nach die besten Dienste leisten konnten. Panzer, Helme und Schilde, große Schwerter und breite Flammberge, Piken und Lanzen, Streitärte und Morgensterne lagen dort bunt zerstreut durcheinander, wurden von ihrem Roste gesäubert, polirt, geschliffen, geschärft und reparirt. Schanzkörbe wurden ausgebessert und gefüllt, große Kessel, aus denen das siedende Wasser auf die Stürmenden geschüttet wurde, wurden herangeschleppt, Felsstücke, um sie von den Mauern zu schleudern, herbeygewälzt; dann wurde alles vertheilt in Schießscharten, an die Thore, auf die Mauerzinnen.

Der Burggraf selbst leitete alle diese Zurüstungen, zwar finster und still, aber mit Ruhe und Besonnenheit. Er hatte alle seine Vasallen aufbieten lassen, mit ihren Mannen ihm schleunigst zu Hülfe zu eilen, und ihm in einem Kampfe beyzustehen, dessen er stündlich gewärtig seyn müsse. Und wirklich hatte er auch die Freude, keinen Einzigen ausbleiben zu sehen. In froher Kampflust ritt Ein Ritter nach dem Anderen, von tapferen Zähnleins gefolgt, in die Burg Stromberg ein, und freudig boten sie dem angestammten Lehnsherrn ihre Dienste an, ihn gegen jeden Angriff, gegen jede Unbill zu vertheidigen. Das Auge des Burggrafen hätte wohl freudig lächeln können, wenn er die Tausende von streitbaren und kampflustigen Männern sah, die in der Burg und rund um dieselbe gelagert, nur von seinem Winke abhingen, und die bereit waren, seine Person und seine Rechte bis zu ihrem letzten Blutstropfen zu beschützen; allein dennoch erheiterte es

sich nicht, sondern blieb finster und trübe, als wenn die Kampfluft, die sonst so oft darin geblitzt hatte, auf einmal von einem schweren, drückenden Gefühle einer Schuld oder eines Verbrechens, oder auch von einer schwarzen, verderbendrohender Ahnung verdrängt worden wäre.

Vier oder fünf Tage waren auf diese Weise verflossen. Auf den Fünften folgte eine warme, stille Nacht, die alles in der Burg und deren Umgebung früh in Ruhe wiegte. Die Wachtfeuer, welche rund um die Burg von allen Seiten angezündet waren, waren verloschen; die Krieger schliefen ruhig auf ihren Waffen, neben ihren Rossen; die Ritter auf der Burg ruheten aus von einem fröhlichen Gelage, bey dem man nur den Wirth nicht fröhlich gesehen hatte. Alles lag in Schlaf und Ruhe. Nur die Schildwachen an den Thoren der Burg und auf den Mauern wandelten, eingedenk ihrer Pflicht, auf ihren Posten auf und ab, und riefen sich zuweilen an, um sich aufzumuntern, oder auch gelegentlich einander einen Witz oder eine Merkwürdigkeit mitzutheilen. —

Auf einmal wurde oben auf dem Thurme über dem Haupteingangsthore die Stimme des Wärters laut. Er rief mit gedämpfter Stimme der Schildwache unten am Thore zu, wie er einen einzelnen Menschen von dem Oelder Wege her, sich pfeilschnell durch die Gebüsche auf die Burg zuschleichen sehe; manchmal stehe die Figur, die er wegen der Dunkelheit der Nacht nicht genauer erkennen könne, eine halbe Minute lang still, und scheine dann spähend nach allen Seiten sich umzusehen. Der Thurmwart forderte die Wache auf,

von dieser allerdings verdächtigen Erscheinung weitere Meldung zu machen.

Diese schickte sich auch schon dazu an, als plötzlich hinter einem Vorsprung der inneren Mauer der mit behenden aber schweren Schritten Jemand näher kam. Es war eine kleine, bewegliche Figur, mit langen Armen und einem großen Höker auf dem Rücken, das Haupt mit einem Helme bedeckt und den Körper in einen schweren Panzer gehüllt, von dem es fast unmöglich schien, daß der schmächtige, kleinliche, verkrüppelte Bau ihn tragen könne; daher hatte die ganze Erscheinung des Mannes etwas Seltsames, und auf den ersten Anblick fast possirliches, wogegen sie, wenn man die Kraft sah, mit der er sich unter der schweren Last der Rüstung leicht und als wenn er nichts zu tragen habe, bewegte, und wenn man von dem stechenden Blicke zweyer kleiner, aber fast wie Sterne leuchtender Augen durch das Visir des Helmes getroffen wurde, grausenhaft und beynahe gespensterartig wurde.

Was gilts? trat dieser Mann die Schildwache rasch an.

Der Lanzenknecht schrack beynahe über die unerwartete Erscheinung zusammen. Ihr da, Ritter Bömmelingen? rief er mehr erschrocken als erstaunt aus, und berichtete dann schnell, was der Thurmwart gesehen hatte, indem er die Frage hinzufügte, ob er Lärm schlagen solle?

Der Ritter antwortete auf diese Frage nicht, sondern ließ nur ein unterdrücktes Lachen hören. Freylich, sagte er dann leise für sich; man sollte sie aufwecken, aus süßem Schlafe, aus gaukelnden Träumen, die Verliebten, wie die Betrunkenen! Gesichter und

Verlegenheit würden köstlich seyn! — Doch sey still! rief er dann lauter der Schildwache zu, und bestieg die Wendeltreppe, die zum Thurmwart führte.

Als er oben angekommen war, sah er sich nach allen Seiten flüchtig um und folgte dann der Richtung, die ihm der Wärter still mit dem Finger angab. Er sah in derselben den verdächtigen Menschen, der so eben rasch aus einem Gebüsche hervortrat, vorsichtig mitten durch einen Haufen Lanzenknechte schritt, die dort im Grase ruheten, und dann mehr springend als gehend, sich geradeswegs der Burg nahete. Der Ritter beobachtete ihn schweigend. Der Thurmwart aber fragte ihn leise: Sollte man den Kerl nicht fast für ein Gespenst halten, so leise und keck schritt er über die Schlafenden weg?

Da lachte der Ritter Bömmelingen recht höhnisch. Du hast Recht, alter Narr! sagte er; es ist mein Theodorus, der auf Kundschaft ausgewesen ist. Ich kenne ihn an den langen Beinen und langen Sprüngen. — Zugleich rief er, als der Gegenstand ihrer beyderseitigen Aufmerksamkeit jetzt schon fast das Thor erreicht hatte, mit halblauter Stimme herunter: Gibts etwas, Theodorus?

Dachte ichs doch, Herr, erwiderte der Gefragte daß Ihr schon auf seyn würdet. Nun nur rasch aufgebrochen. Von der Warendorfer Straße her nahet ein Häuflein seltsam vermummter Reisige; sie haben den geraden Weg hieher eingeschlagen; wer sie sind und was sie wollen, weiß ich nicht, denn sie reiten still, aber auch langsam wie ein Leichenzug, und keinen Laut hört man bey ihnen, als den ihrer Pferde.

Wie viele? fragte Bömmelingen kurz.

An zwanzig! war die Antwort.

Und sonst?

Alles leer! entgegnete der Knappe, kein Roß und kein Mann und kein Geräusch auf drey Stunden die Runde.

Bleibe dort! rief der Ritter; ich bin gleich bey Dir; vor Sonnenaufgang müssen wir sie haben.

Er stieg rasch den Thurm herunter, verbot dem Thurmwart und der Schildwache, Gewach zu machen, ging in die Ställe, wo die Reisigen schliefen, weckte zwanzig Mann von diesen, befahl ihnen, leise ihre gesattelten Pferde herauszuziehen, zog dann sein eignes schwarzes Roß ebenfalls hervor, saß in einer Minute auf und ritt an der Spitze eines kecken Zuges langsam zum Burgthore hinaus. Draußen sprach er noch einige leise Worte mit seinem langen Knappen; dann wandte er sich an seine Reisigen zurück und rief: Haltet Euch brav, Stromberger, und hauet frisch drein; wenn mich nicht alles trügt, so werden wir einen guten Fang machen. Voran! rief er dann, und während Theodorus mit seltsamen Sprüngen vor ihnen herlief, setzte sich der ganze Zug in schlankem Trabe in Bewegung; die schlafenden Krieger, die um die Burg lagerten, wurden durch das Geräusch wach, allein ehe sie aufblicken konnten, war schon alles aus ihrem Gesichtskreise verschwunden.

Sie waren noch nicht gar lange so geritten, als sie nicht weit von sich Pferdegetrappel vernahmen, das ihnen entgegen zu kommmen schien. Der Ritter ließ seine Leute anhalten. Da sind sie! sprach er leise zu ihnen; sie kommen geschwind, um sich den Tod zu

holen! Würden auch, fuhr er widerlich lachend fort, langsamer reiten, wenn sie wüßten, was sie hier erwartet. — Vertheilt Euch hier, befohl er dann, ins Gebüsch; zu jeder Seite zehn, und so wie sie mitten zwischen uns sind. —

Spart Euch die Mühe, Herr! rief plötzlich der lange Theodorus dazwischen, der voraus gewesen war, und mit seinen langen Beinen jetzt zurückgesprungen kam. Unsere Erwarteten sind das nicht, die müssen dort rechts herkommen; dieß ist etwas anderes; laßt es vorbey ziehen, damit uns jene nicht entgehen!

Wömmelingens Augen glüheten vor Zorn. Esel! rief er, mein Schwert hat noch Niemanden vorbeygelassen, den es erreichen konnte. Packe Dich zum Teufel, oder es möchte heute auch Dich noch treffen! — Thut, wie ich Euch befohlen habe! rief er dann seinen Leuten zu, und theilte sie in zwey Theile, die im Gebüsche sich versteckten; er selbst ritt an eine dicke Eiche. Dort standen sie harrend eine Minute; das Pferdegetrappel kam näher.

Auf einmal kam des Ritters langer Knappe, der sich unterdeß wieder entfernt hatte, noch einmal zurückgesprungen, dießmal laut lachend. Drauf, gestrenger Herr! rief er: sie kommen! Haut sie nieder; laßt ja Niemanden vorbey, den Euer gutes Schwert erreichen kann!

Mit der Behendigkeit eines Hirsches sprang er wieder fort, und faß in demselben Augenblicke wurde ein Haufen Reuter sichtbar, in dem jedoch plötzlich eine derbe Stimme Halt kommandirte, worauf Alle ihre Rosse anhielten. Seyd auf Eurer Hut! rief dann

dieſelbe Stimme; es ſcheint mir nicht richtig hier im Gebüſche!

Da ſprengte raſch der Ritter Bömmelingen hinter ſeinem Baume hervor und lachte laut auf, daß ſeine Gefährten, die ihm folgen wollten, vor Verwunderung nicht wußten, was ſie thun ſollten. Bömmelingen aber ritt geradezu auf den fremden Haufen los, und rief, als er bey dieſem ankam, mit lachender Stimme: Es iſt hier richtig genug, alter Albert! Laßt nur ruhig Eure Schwerter ſtecken, Ihr trefft hier gute Freunde. Aber wo kommt Ihr denn in der finſteren Nacht her?

Der Ritter Albert von Oer ſchien nicht ſehr erfreut, als er Bömmelingen erkannte. Wir kommen von Kraſſenſtein, ſagte er kalt und kurz, wohin der Burggraf uns vorgeſtern geſchickt hat, um das Schloß in feſten Stand zu ſetzen.

Und Ihr habt es wohl recht feſt gemacht? fragte Bömmelingen.

Ich kenne meine Pflicht! antwortete Oer noch kürzer.

Das iſt brav! erwiderte in ſpöttiſchem Tone und mit einem ſtechenden Blicke Bömmelingen: Sehr brav! denn die Tage kommen, wo der Burggraf Männer von Muth und Treue nöthig hat.

Solch ein Achtbrief, den, wie alles Land ſagt, der fromme Biſchof von Münſter gegen ihn in der Taſche hat, iſt ein fatales Ding, das ſchon manche Treue wankend machen kann.

In Weſtphalen kennt man keine wankende Treue! fiel Oer ruhig ein.

Und doch, fuhr jener fort; habe ich die felſenfeſteſte Treue durch einen Achtbrief ſchon erſchüttert geſehen.

Wer will auch einem ehr- und rechtlosen Menschen, dessen Haupt nicht mehr werth ist, als das eines jeden Mörders und Diebes, sein Wohl und sein Leben opfern, ohne daß man dafür anderen Dank einärndten kann, als selbst ehr- und rechtlos zu werden, wie jener auch!

Oer sah ihn mit einem scharfen, verachtenden Blicke an; Bömmelingen hielt ihn aus, würde dann auf einmal sehr ernst, und indem er Oers Hand drückte, sagte er mit veränderter Stimme und verändertem Wesen: Wir Beyde wanken nicht, alter Freund! Verzeihet mir meine Sprache von eben. Es steigt zuweilen ein bitterer Hohn gegen das ganze Menschengeschlecht in mir auf, den ich alsdann unmöglich unterdrücken kann. So gings mir auch eben. Aber für den Burggrafen lasse ich mein Leben wie Ihr.

Oer gab ihm seine Hand, aber ohne den Händedruck zu erwidern. Ich weiß es, sagte er nach einer Pause mit warmem Tone, Ihr seyd ein tapferer Mitter, und dem Burggrafen treu, und er hält auch viel auf Euch; aber. —

Aber? fragte Bömmelingen den Stockenden.

Oer bedachte sich einen Augenblick. Aber er liebt Euch nicht, sagte er dann schnell, wie Ihr ihn nicht liebt.

Bömmelingen antwortete nicht, in sein erdfahles Gesicht stieg eine dunkle Röthe, von der man nicht wußte, ob man sie der aufgehenden Morgenröthe oder einem heftigen Gefühle seines Innern zuschreiben solle.

Sie kommen! rief auf einmal die Stimme des langen Theodorus, der mitten zwischen ihnen stand, ohne daß sie ihn hatten ankommen sehen, und der jetzt

auf die Landstraße zeigte, die sich rechts in das dichtere Gebüsch zog.

Macht Euch fertig! rief Bömmelingen seinen Leuten zu; aber nur gerade darauf los, wir sind ihnen jetzt überlegen. Denn nicht wahr, wandte er sich an Oer, Ihr leistet uns wohl Hülfe, in dem kleinen Strauße, den wir bestehen sollen!

Was gibts! fragte Oer verwundert.

Einen Fang! rief Bömmelingen, gab seinem Rosse die Sporen, und flog, von allen Anwesenden gefolgt, die bezeichnete Straße hinauf. Ein Trupp geharnischter Reuter kam ihnen langsam entgegen, als sie um die Ecke bogen. Ergebt Euch! schrie Bömmelingen, während sein Trupp ein furchtbares Geheul erhob. Aber rasch hatten die fremden Reuter ihre Rosse gewendet, und mit Blitzesschnelle stürzten sie davon, nach allen Seiten in die Büsche hinein.

Nur Einer, der den Zug angeführt hatte, entfloh nicht. Mir nach, Gefährten! rief er, glaubend, die Seinigen hielten noch hinter ihm, riß sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf die Ueberfallenden ein. Mit kräftigem Arme hieb er um sich, allein, ohne Unterstützung, mußte er bald den, von allen Seiten nur auf ihn Eindringenden unterliegen. Ein gewaltiger Hieb Bömmelingens warf ihn vom Pferde.

Schneidet dem Narren den Hals ab! rief Bömmelingen laut lachend, als er fiel, und rasch sprangen einige Knechte vom Pferde, um diesen Befehl auszurichten. Doch jener besann sich eines anderen. Halt! rief er dazwischen, sprang ebenfalls zur Erde, und nahete sich dem Gefangenen. Wer bist Du, Gesell? fragte er diesen, und wohin wolltest Du?

Zu Deinem Herrn, dem Burggrafen von Stromberg! antwortete eine tiefe, dumpfe Stimme. Wer ich bin, kann Euch gleichgültig seyn!

Und Du kennst doch uns? fragte Bömmelingen.

Ey, erwiderte der Fremde höhnisch, fallen dann, seyt im tiefen Landfrieden, noch andere, als Straßenräuber und Stromberger über den wehrlosen Reisenden her? Daß Ihr zu den ersteren nicht gehöret, sieht man leicht. Und zu dem, wer sollte Dich, Ritter Bömmelingen nicht kennen? Den Ritter vom Galgen, wie Stadt und Land Dich nennt?

Hund! knirschte Bömmelingen, und hieb mit seinem Schwerte nach dem Wehrlosen. Aber Oer fing mit seinem Schilde den Hieb auf. Laßt ihn! sprach er zu Bömmelingen, er ist auf ritterliche Art in Gefangenschaft gekommen. Unsere Ehre hängt an seinem Leben.

Aber der Gereizte lachte wild. Reißt ihm den Helm ab! befahl er seinen Knechten, und dann macht ihn um seinen Kopf kürzer!

Niemand rühre ihn an! sprach Oer mit ruhiger, aber streng befehlender Stimme, und stellte sich vor den Gefangenen. Die Knechte standen unentschlossen. Selbst Bömmelingen schien zu schwanken und mit sich selbst zu kämpfen. Mag er laufen! sagte er nach einer Weile; das Burgverließ auf dem Stromberge ist auch kein Paradies; aber eine Hölle, guter Freund! setzte er höhnisch lachend hinzu, indem er den Gefangenen auf die Schulter klopfte.

Dieser, dessen rechter Arm durch einen schweren Hieb, den er darauf bekommen, gelähmt war, wurde jetzt durch Oers Fürsorge auf ein Pferd gehoben

und Alle setzten sich dann gen Stromberg in Bewegung.

Die Sonne ging eben auf, als sie hier anlangten. Der Burggraf war schon auf und stand auf dem Burghofe neben dem jungen Hermann von Merrian, mit dem er angelegentlich sprach.

Sein Gesicht war aufgeheitert, und freundlich ging er den Ankommenden entgegen. Wie stehts auf Krassenstein? fragte er den Herrn von Oer.

Gut! antwortete dieser; ich komme nur, um mir mehr Mannschaft von Euch auszubitten. Die hundert Mann, die ich dort habe, möchten es nicht lange vertheidigen können!

Nimm Dreyhundert hinzu! erwiderte der Burggraf; wir haben hier Leute genug. Und dann halte Dich vier Wochen, damit der Münsterländer sich nachher nicht rühmen kann, einen Ziegel in der Burggrafschaft Stromberg sein genannt zu haben.

Vier Wochen, Herr? fragte Oer bedenklich. Glaubt Ihr, Burggraf, in vier Wochen sey diese Fehde zu Ende?

Doch, erwiderte Burchard ruhig. Wir sind nirgends müßig gewesen, während Du auf Krassenstein warst. Merrian ist bey meinen Freunden gewesen; so eben kommt er zurück, und bringt gute Nachrichten. Der Graf Otto von Tecklenburg ist schon auf dem Wege nach Lübeck, wo der Kayser sich jetzt aufhält, um ihm die Gerechtigkeit meiner Sache vorzustellen; spätestens in vier Wochen muß er fertig seyn. Und so lange werden wir uns wohl halten können, zumal da auch der rechtschaffene Bischof zu Paderborn die

Zusicherung gegeben hat, nicht die Waffen gegen mich zu ergreifen.

Und Ihr vertrauet auf diese Sendung? fragte Oer, noch immer bedenklich.

Der Tecklenburger ist angesehen bey Kayser und Reich! entgegnete der Burggraf; und die gerechte Sache siegt stets!

Wohl gesprochen, Burggraf von Stromberg; aber übel für Euch! rief auf einmal die dumpfe Stimme des gefangenen Ritters, der unbemerkt in dem Haufen gestanden hatte.

Der Burggraf schrack fast über ihren Ton zusammen. Sein Auge spähete in die Richtung, woher er kam. Da trat der Fremde unerschrocken hervor, stellte sich dicht vor den Grafen, und schlug das Visir seines Helmes auf; und der Burggraf erbleichte sichtlich, als er in das blasse Gesicht und in die strengen Augen des Greises sah, der jetzt so nahe vor ihm stand. Unglücksrabe! rief er unwillkührlich, und trat einen halben Schritt zurück.

Bin ich das jetzt erst? fragte der Ritter mit strengem Vorwurfe. Burggraf, warum war ich es Euch nicht früher? — Sein Auge streifte verächtlich den Ritter Bömmelingen, der ebenfalls als er das Gesicht des Gefangenen sah, auffallend betroffen worden war, und jetzt verlegen da stand. Ruhig fuhr er dann, sich wieder zu dem Burggrafen wendend, fort. Doch lassen wir unsere Sachen — ein anderes Geschäft führt mich zu Euch! — Burggraf von Stromberg! sprach er dann mit verstärkter Stimme; ich frage vor Euch im Namen des Kaysers Caroli IV., und meines Herrn

des Bischofs Florenz von Münster, um Euch zu verkünden, wie das Oberhaupt des Staates, nachdem es vergeblich mit väterlicher Milde Euch angemahnet, von Eurem Morden wehrloser Bürger abzustehen, sich endlich gezwungen gesehen hat, wegen Euren genannten Missethaten und Verbrechen, und wegen Eures langjährigen Verhöhnens alles Landfriedens, die oberste Reichsacht über Euer schuldiges Haupt zu verhängen. Demgemäß erkläre ich im Namen meines obersten Herrn des Kayserś, Euch Burchard Burggrafen zu Stromberg und Herrn zu Krassenstein, als überführt gemeiner Straßenräuberey, schmählicher Mordthaten und öfteren Landfriedensbruchs, für ehr- und rechtlos, Euer Haupt für vogelfrey, und alle Eure Güter, Lehne und Besitzungen dem Reiche, von dem sie herstammen, zurückverfallen. Und soll es einem Jeden, er sey, weß Standes er wolle, erlaubt und befohlen seyn, ohne Urtel und Fehdeansage, Euch zu fangen oder zu erschlagen, wie er es am besten vermag, und Euren Leib den Vögeln des Feldes zu überliefern, da er in geweiheter Erde nicht ruhen darf. Allen denen aber die von diesem Augenblicke an noch eine Stunde lang mit Euch halten, und ihre Hände und ihre Hülfe nicht von Euch abwenden, denen verkünde ich ein gleiches Schicksal, und sollen auch sie ehrlos und rechtlos seyn und ein Jeder sie erschlagen können, wo er sie findet. — Zum Vollstrecker dieser Acht hat des Kayserś Majestät meinen Herrn, den Bischof Florenz von Münster ernannt, der in wenigen Stunden hier seyn wird, um zu thun, was seines Amtes ist. — Und nun, Burggraf, ist mein Auftrag zu Ende; jetzt verfahret mit mir, wie es Euch gutdünkt!

Die Stimme des Greises wurde mit jedem Worte nachdrücklicher, ernster, feyerlicher; er stand da, in seiner würdevollen Haltung, mit seinem blitzenden Auge, seinem furchtlosen Gesichte und bedeckt von seiner einfachen, schwarzen Rüstung, wie ein überirdisches Wesen, wie ein rächender Strafvogel. Kein Laut wurde um ihn her hörbar, obgleich alle Ritter, die auf der Burg waren, nach und nach herbey gekommen waren, und einen Kreis um ihn geschlossen hatten. Alle standen ernst und sinnend da, und hörten seinen Worten; selbst Bömmelingen, aus dessen Gesichte jede Spur eines Hohns verschwunden war, blickte nachdenklich vor sich nieder. In des Burggrafen Gesicht aber war mehr als Ernst zu lesen; es spiegelte sich ein heftiger Kampf seines Innern darin ab, wie wenn der Augenblick, der jetzt gekommen war, obgleich er ihn lange vorher gesehen und erwartet hatte, ihn dennoch mit Gewalt träfe und das Gefühl einer schweren, auf ihm lastenden Schuld mit erneuerter Kraft in ihm weckte, wogegen sein Stolz und seine angeborne Kraft jedoch die höchsten Anstrengungen machten, um jede Ueberwältigung dieses Augenblicks zu unterdrücken und zu zerstören. Sein Gesicht war blaß und abgespannt, sein Auge in sich gekehrt; wenn es aber plötzlich den greisen Ritter traf, dann war es, als wenn er von einem inneren Grauen, das wie ein electrischer Schlag auf ihn wirkte, getroffen werde.

Als der fremde Ritter schwieg, stand auch er noch eine ziemliche Pause schweigend, und kein Laut war in dem gedrängten Kreise zu hören. Dann aber richtete sich auf einmal seine Gestalt auf, sein Auge bekam wieder Feuer, sein Gesicht den Ausdruck des Muths,

der Kraft. Mit schnell errungener Ruhe überschaute er die Versammlung der Ritter, dann sprach er kurz, aber stolz, im Gefühle seiner großen Seele: Ritter und Vasallen! Ihr habt gehört, welches Urtheil über mich und über Euch gesprochen ist! Ich entlasse Euch Eurer Pflicht und Eurer Lehnstreue gegen mich. Ziehet in Frieden, und möge Euch ein besserer Herr nach mir werden, als ich es Euch seyn konnte! — Er sprach die letzten Worte mit weicher Stimme, und wollte, ohne Jemanden ferner anzublicken, in die Burg eilen.

Da trat ihm der alte Ritter von Oer entgegen, riß sein Schwert aus der Scheide und schwang es hoch in der Luft, und sprach dann mit lauter, kräftiger Stimme: Burggraf, wir verlassen Dich nimmer! So lange unser Arm noch ein Schwert führen kann, führen wir es für Dich!

Und alle Ritter, die auf dem Platze waren, folgten seinem Beyspiele, hoben hoch ihre Schwerter empor, und schworen laut und feyerlich, ihren Burggrafen nicht zu verlassen, sondern wie treue westphälische Ritter, ihn zu beschützen bis zu ihrem letzten Athemzuge, und sollte auch nur Schmach und Verfolgung ihr Lohn seyn!

Da ergriff eine hohe Rührung den Burggrafen, in seinem Auge zitterte eine Thräne. Freunde! rief er; jetzt erkenne ich es, die Treue ist das Höchste im Leben. Ich nehme Eure Schwüre an; so lange noch eine Muskel und eine Sehne unseres Körpers hält, wollen wir uns vertheidigen; denn nun laßt es mich Euch sagen: ohne Vertheidigung und ohne Recht bin ich verurtheilt worden, auf die einseitige Anklage eines gleisnerischen Räubers, den nach meinen Besitzungen

gelöstete. — Und nun, Du Unglücksrabe, wandte er sich dann an den fremden Ritter, gehe heim in Frieden, und melde Deinem Herrn, was Du gesehen hast; und sage ihm, er möge kommen, um zu erproben, was fester sey, der Verrath oder die Treue!

Der fremde Ritter schloß sein Visir und entfernte sich langsam von der Burg; Bömmelingen sah ihm schweigend nach, aber er machte keine Miene, ihn aufzuhalten oder zurückzuholen.

Der Burggraf machte dann seinen Rittern seine Hoffnungen und seine Pläne bekannt, wie er durch die Verwendung des Grafen von Tecklenburg und dessen Freunde in wenigen Wochen die Reichsacht von seinem Haupte abgeschüttelt zu haben, bis dahin aber mit seinen muthigen Schaaren sich zu halten hoffe. Den Ritter von Oer beorderte er mit hinreichender Mannschaft zum Schlosse Krassenstein, um dieß zu vertheidigen. Er selbst übernahm die Vertheidigung des Stromberges; Morrian wurde mit Befehligung des Heeres beauftragt, das außer den beyden festen Oertern bleiben, das münsterische Belagerungsheer, das man erwartete, beunruhigen und im Nothfalle sowohl die Stromberger als die Krassensteiner unterstützen sollte.

Schnell wurde überall seinen Anordnungen Folge geleistet; und als nun nach einigen Stunden alle Höhen und Felder um den Stromberg herum lebendig wurden von den Schaaren des münsterschen Bischofs, und unzählige Waffen und Rüstungen in der hellen Morgensonne blitzten und leuchteten, da forderten alle Stromberger Ritter, beseelt von frischem, fröhlichem Muthe und hohem Eifer, den Burggrafen einmüthig auf, sie auf der Stelle gegen den Feind, der den Strom-

berg vielleicht unbesetzt wähne, und daher, wenn er ihnen auch an Macht überlegen, auf einen solchen Empfang doch unvorbereitet sey, zu Felde zu führen, um so mit Einem kräftigen Schlage dieser Zehde ein Ende zu machen.

Der Burggraf konnte ihnen nicht widerstehen, und mit einem lauten Jubel wurde sein Befehl zum sofortigen Aufbruche aufgenommen. In Zeit von einer halben Stunde zog das ganze Heer kampffertig und kampflustig aus der Burg, der blutigen Stunde entgegen. Der Ritter Morrian war der Letzte, der die Mauern der Burg verließ, der Abschied von seiner geliebten Sophia, die Thränen, die sie in banger Ahnung an seiner Eisenbrust vergoß, hatten ihn aufgehalten; allein der Erste war er, als nach kurzem beyde Heere feindlich aneinander geriethen. Vater! rief er mit aufflammendem Muthe, als der Burggraf ihm die Anführung der Reuter übertrug. Heute, mein Vater, verdiene ich Deine Tochter! Nur als Sieger siehst Du mich wieder!

Er hielt Wort. Mit rasender Wuth stürzte er der Reuterwasse des Feindes entgegen, während der Burggraf sich an die Spitze des Fußvolks stellte und dieses zum langsameren, aber desto hartnäckigeren Kampfe führte. Die Münsterschen hatten ihren Feind nicht so vorbereitet und kampffertig vermuthet. Ueberraschung und Müdigkeit von dem beschwerlichen Nachtmarsche trugen daher dazu bey, daß sie die heranstürmenden Stromberger nicht mit dem Muthe und dem Feuer empfingen, welches Rache für vergossenes Mitbürgerblut und glänzende Versprechungen des Bischofs in ihnen entzündet hatten. Sie kamen sogar fast in

Unordnung, als die Schaaren der Stromberger, in größeren Massen, als sie es hatten erwarten können, mit wildem Kampfgeschrey und siegreichem Ungestüm auf sie eindrangen. Allein, wenn auch der Burggraf und der junge Morrian diese Verwirrung durch raschers res, kühneres Eindringen zu benutzen suchten, so war es doch nur ein kurzer Moment, den dieselbe dauerte; denn schnell wußten der Bischof Florenz, der, einen Panzer unter seinem geistlichen Kleide, selbst im Heere war, so wie sein tapferer Feldhauptmann Clemens Droste, am meisten aber der alte Zurmühlen, der die Anführung der Stadt Münsterschen Lanzenknechte hatte übernehmen müssen, durch kräftige Worte und durch kühnes Beyspiel der schon verzagenden Muth der Ihrigen wieder zu entflammen, und so einen Kampf in den Gang zu bringen, der an Erbitterung und Hartnäckigkeit selbst in jener Zeit wohl vergeblich seines Gleichen suchen mochte. Keine Partey wollte einen Fußbreit weichen, und doch war es das Ziel einer jeden, voran zu dringen, und entweder den Tod oder den Platz des Gegners zu gewinnen. Mehrere Stunden dauerte, nach den Berichten der Chroniken, dieser furchtbare, grausame Kampf, und nicht die ermüdenden Anstrengungen, nicht das Aufthürmen von Leichen, nicht das Brennen der senkrecht glühenden Sonnenstrahlen schienen ihm ein Ende machen zu können.

Da sollte der junge Ritter Morrian sein Wort halten. Das Gefecht hatte sich, wie das damals immer gebräuchlich war, in unzählige Haufen vertheilt, die jeder einzeln für sich, und ohne um das Ganze sich zu bekümmern, ihren Sieg verfolgten. Lange hatte Morrian mit einem Häuflein Reisige gegen einen ihm

überlegenen Haufen gefochten, der seinem Glanze und seinem Muthe nach, aus der Blüthe des Münsterschen Adels zu bestehen schien. Manches Opfer hatte den Tod auf beyden Seiten verschlungen, aber Niemand wich. Da wandte auf einmal Morrian sein Pferd, rief den Seinigen zu: Mir nach! und stürzte auf ein seitwärts befindliches einzelnes Gebüsch zu. Sein scharfes Auge hatte in diesem geistliche Kleidung entdeckt, und seine Ahnung ihn nicht betrogen. Noch ehe die über die plötzliche, unbegreifliche Flucht eines so ausgezeichnet tapferen Feindes im höchsten Grade erstaunten Münsterschen, Anstalten zum Verfolgen machten, waren Morrian und die Seinigen, mit Blitzesschnelle in das Gebüsch gedrungen, den darin sich sicher wähnenden Bischof schon zum Gefangenen gemacht, und kehrten im Triumpfe jetzt mit ihm in die Reihen der Ihrigen zurück.

Der Bischof ist gefangen! erscholl es augenblicklich in beyden Heeren, und verbreitete Freude in dem Einen, und Schrecken in dem Anderen. Zwar machten die angeführten Münsterschen Edelleute sich pfeilschnell auf, und schnitten dem jungen Morrian den Weg ab, ehe er die Seinigen noch erreichen konnte; auch gelang es dem angstvollen Bischofe glücklich, während des Gefechts, das jetzt mit entsetzlicher Wuth sich um seine Person entspann, diese durch lange Flucht in Sicherheit zu bringen. Allein die Nachricht seiner Gefangennehmung hatte doch einmal sein ganzes Heer durchdrungen, und wenn auch nicht Aller, doch der Meisten Muth und Ausdauer gelähmt. Schaarenweise sah man Münstersche Reuterey und Fußvolk die Flucht ergreifen und in den Gebüschen sich zerstreuen; und die Verwir-

rung würde allgemein geworden seyn, wenn nicht der edle Zurmühlen in zürnendem Muthe die Fliehenden aufgehalten, sie wieder in Ordnung gestellt und gegen den muthigek vordringenden Feind zurückgeführt hätte. Doch auch sein Stündlein wie des so manches Braven, sollte heute schlagen. Geswin Bömmelingen, der mit fast an das Uebermenschliche grenzender Kraft überall, wo es Noth that, wo er ein Vordringen der Münsterschen, ein Schrecken der Stromberger sah, sich in das Gedränge warf, und, als wenn für ihn keine Gefahr und kein Tod sey, wie ein vernichtender Würgengel Schrecken und Tod um sich her verbreitete, Bömmelingen hatte kaum erspähet, wie Zurmühlen die Fliehenden aufhielt, als er mit seinem langen, gewaltigen Arme sich Bahn zu ihm machte, und mit der Wuth und Schnelligkeit eines Raubvogels auf ihn zustürzte. Alter Narr! rief er, als er ihn erreicht hatte, und begleitete die Worte mit seinem widerlichen Lachen. Lebst Du noch? Habe ich doch Dein Söhnlein erschlagen, wird es mir auch mit Dir gelingen! — Lachend, aber gewaltig hieb er mit seinem langen Schwerte auf ihn ein. Aber dem alten Zurmühlen war Furcht etwas fremdes. Mit besonnenem Muthe fing er die Hiebe des Gegners auf seinem Schilde auf, indem er verächtlich zu ihm sprach: Das Blut des Erschlagenen bekommt heute ein grosses Opfer! Möge die ewige Gerechtigkeit nur Dich nicht verschonen!

Doch da lachte Bömmelingen noch höhnischer als vorher. Alter Narr! mit mir hats noch Zeit! Sorge Du für Dich! rief er, und seine Hiebe fielen rascher, schneller, gewaltiger, und Einer von ihnen, da das durch mannigfache Anstrengungen des Tages erschöpften

Zurmühlen Kräfte zu erliegen anfingen, traf so gewaltig und unparirt dessen Helm, daß dieser mitten von einander sprang, und der Unglückliche mit bis zum Rumpfe gespaltenem Haupte zur Erde rollte. Noch einmal lachte Bömmelingen laut auf.

Als aber die Münsterschen Lanzenknechte den Fall ihres Anführers sahen, da kam von neuem bleiche Furcht in ihre Gemüther; mit lautem Angstrufe, die Waffen von sich werfend, flohen sie Schaarenweise in die Gebüsche; vergebens waren alle Bemühungen des tapferen Clemens Droste, sie zu halten oder zurückzubringen, vergebens sein Rufen, sein Bitten, sein Drohen; vergebens sprengte selbst der Bischof den Flüchtigen nach und bedrohete sie mit Bann und Exkommunikation; wie ein Strom, der einmal die Schranken durchbrochen hat, nicht mehr in seinem rasenden Fortschießen zu hemmen ist, so war auch hier an kein Einhalten der jeden Augenblick allgemeiner werdenden Flucht mehr zu denken. Alles Söldnervolk folgte bald dem Beyspiele der Lanzenknechte. Nur die Münsterschen Ritter, auf Einen Haufen zusammengedrängt, waren zuletzt noch auf dem Wahlplatze und wehrten sich, wie Verzweifelte, gegen eine ihnen zehnmal überlegene Macht; allein der Feldhauptmann Droste sah leicht ein, daß ein Sieg nicht mehr zu gewinnen sey und jeder Bluttropfen ferner unnütz vergossen werde, und er selbst gab daher das Zeichen zum Rückzuge. Nur ungern gehorchten ihm die Ritter, und auch im Zurückziehen noch tapfer, Mann bey Mann haltend. Bömmelingen, der nach Zurmühlens Fall sich schnell dahin geworfen hatte, wo der Kampf noch heiß war, wollte sie zwar verfolgen, allein der junge Morrian verbot das, und der

Burggraf, ebenfalls den Muth der Geschlagenen ehrend, trat freudig der Meinung seines edlen Schwiegersohnes bey.

So hatte wirklich schon der erste Tag eine Fehde entschieden, die aller Wahrscheinlichkeit nach von langer Dauer hätte seyn müssen; denn daß der Bischof mit seinem muthlosen und zum größten Theile aufgeriebenen Heere nicht rückkehren und Belagerung oder Feldschlacht zum zweytenmale nicht wagen könne, war unzweifelhaft; und bevor er vom Kayser zur Unterstützung in Vollstreckung von dessen Befehlen andere Hülfe bekommen konnte, ehe mußte, das durfte der Burggraf hoffen, der Tecklenburger seinen Zweck erreicht und die Aufhebung der Acht bewirkt haben.

Dennoch überschaute der Burggraf von Stromberg mit tiefsinnigem und trübem Blicke die Wahlstatt, auf der er Sieger geblieben war; nur rein menschliche Gefühle schienen sich schmerzlich in seiner Brust zu regen, wenn er die vielen Erschlagenen, Verkrüppelten und Verwundeten sah, die das Feld bedeckten; eine drohende Stimme schien ihm zuzurufen: Sie sind um Deinetwillen erschlagen, um Deiner Verbrechen willen. Er schauderte unwillkührlich zusammen, als Bömmelingen jauchzend die große Anzahl der getödteten und zum Tode verwundeten Feinde ihm meldete, und schnell, indem er dem alten Oer die Vorsorge für die Verwundeten übertrug, befahl er die Rückkehr zur Burg. Erst als er hier die Freude sah, mit der die entgegenspringende Tochter sich erst ihm und dann lange und mit lauten Thränen dem Bräutigam in die Arme warf und dem Himmel für die Errettung Beyder dankte,

erst da wagte es ein freudiges Gefühl, sich unter die schmerzlichen seines Innern zu mischen. —

Die Fehde schien in der That beendigt zu seyn. Tage und Wochen vergingen, ohne daß der Stromberg beunruhigt wurde, oder daß ein Feind sich in seiner Nähe sehen ließ, oder daß man auch nur von Rüstungen oder Vorbereitungen des Bischofs zu einem neuen Kampfe etwas vernommen hätte. Allgemein war man geneigt, diese Ruhe den Bemühungen des Grafen von Tecklenburg in Lübeck zuzuschreiben; selbst der Burggraf gab sich gern dieser Hoffnung hin, obgleich er von seinem Freunde noch nicht die geringste Nachricht bekommen hatte, und schon war er manchmal im Begriff, seine Vasallen und ihre Leute wieder zu entlassen und sich blos auf einen Vertheidigungszustand seiner Bürger einzuschränken. Indeß unterblieb dieß auf Anrathen des vorsichtigen Oer, der in der herrschenden Ruhe nur immer eine schwüle Gewitterstille sehen wollte.

Ein sorgloseres und fröhlicheres Leben griff jedoch unterdeß auf dem Stromberge um sich. Spiele und Bankete füllten alle Tage, Frohsinn und Heiterkeit alle Herzen, am meisten die der beyden Liebenden, die mit dem Tage der Aufhebung der kayserlichen Acht ihrer völligen Verbindung entgegen sehen durften. Nur der Burggraf blieb trübe und nachdenklich, und sein Blick finster. Am unzufriedensten aber war Bömmelingen; das ruhige, unthätige Leben auf der Burg konnte ihm unmöglich gefallen. Er zog daher jeden Tag mit einem auserlesenen Haufen seiner gewohnten Beschäftigung, der Wegelagerung nach; allein kein Fremder ließ sich auf dem Strombergischen Gebiete oder an dessen Grenzen sehen; die Nachricht, daß ein

großes, wildes Heer am Stromberge hatte, war zu allgemein verbreitet und verursachte zu großen Schrekken, als daß nicht jeder Reisende die größten Umwege sollte genommen haben, um nur nicht diese Gegend der Gefahr berühren zu müssen. Bömmelingen mußte daher jeden Tag unverrichteter Sache zurückkehren, was ihn jeden Tag mehr verstimmte. —

Es war ein warmer Nachmittag des Spätsommers; der Burggraf ging in tiefem Nachsinnen in dem Garten hinter der Burg umher, das finstere Auge starr an den Boden geheftet. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schienen wechselsweise vor seinem Geiste vorüber zu schweben, aber nicht in angenehmen, heiteren Bildern. Zwar hatte er wenige Tage vorher von dem Grafen von Tecklenburg, der sich noch immer in Lübeck bey dem Kayser befand, Nachricht erhalten, daß er die besten Hoffnungen habe, daß er mehrere Großen des Reichs, die sich im Gefolge des Kaysers befanden, für seine Sache gewonnen, daß selbst der Herzog von Bayern und der Graf von Würtemberg ihn unterstützten, und der Kayser daher schon angefangen habe zu schwanken, bald aber seinen ungerechten Ausspruch einsehen und ganz zurücknehmen werde. Nichtsdestoweniger war jedoch die Stimmung des Burggrafen durch das lange gespannte Harren und durch die lange Stille, in der auch er jezt immer mehr eine drohende Gewitterschwüle sah, von Tag zu Tag trüber geworden. So lange ein Gegenstand des Hasses und Neides seiner geistlichen Nachbaren, und einmal auf ungerechte Weise verurtheilt, konnte er, zumal bey dem ihm nur zu wohl bekannten erbärmlichen, weibischen Charakter des Kaysers, sich nicht überreden, daß sein Schicksal

eine günstige Wendung mehr nehmen könne. Die Reichsacht wurde nicht wieder aufgehoben, strengere Maßregeln mußten im Gegentheile folgen, um sie gegen ihn in Ausübung zu bringen. Und was war dann sein Loos, und das der Seinigen, seiner Angehörigen, seiner Freunde, seiner Vasallen und Bundesgenossen? Eine entsetzliche Uebermacht fiel über sie her, die nur Einen Zweck kannte: Zerstörung, Vernichtung.

Welches, auch noch so muthige, entschlossene Gemüth hätte nicht unruhig und verstimmt werden sollen bey einer solchen Aussicht? Zumal, wenn das Bekenntniß hinzukommen mußte: Du trägst selbst die Schuld deines Geschickes; und wenn auch ganz Deutschland ruft: Du bist wider Recht und Sitte verurtheilt! so ist in Deiner eigenen Brust doch ein höherer Richter, der dein Urtheil nicht verwerfen kann!

Er schritt immer tiefsinniger weiter. Da sah er in einer Laube seine Kinder, Sophie mit ihrem Bräutigam; er sah, wie sie sich umfangen hielten, er hörte ihr leises Liebesgeflüster, sie sprachen von ihren Wünschen und Hoffnungen, ein stilles, überseliges Glück leuchtete aus ihren Augen. Aber in das Herz des Burggrafen konnte dieser Anblick keinen Balsam gießen. Im Gegentheil verrieth der Ausdruck seines Gesichts einen vermehrten Sturm seines Innern. Schnell schritt er vorüber. Arme Bethörte! sprach er im Gehen; Glück und Freude hofft Ihr vom Leben, und es gibt doch nur Gram und Sorge und Elend; und wenn es Euch auch noch so sehr anlächelt, doch nur die Furcht, daß es anders werden könne, müsse! Auch Euer Traum wird zu nichte werden. Und durch wen? —

Auf einmal blieb er stehen, seine Rede stockte. Er war an die nordöstliche Seite des Gartens gekommen, die durch eine Schlucht des Gehölzes die freye Aussicht nach der Gegend von Rheda gewährte. Seine Augen hefteten sich starr auf einen Haufen Reuter, die er des Weges her auf die Burg zukommen sah. Lange stand er unbeweglich; auf einmal röthete sich sein Gesicht, sein Herz klopfte hörbar. An der Spitze des Haufens ritt ein stattlicher Ritter in glänzender Rüstung, den er zu erkennen glaubte. Er betrog sich auch nicht; es war sein lange ersehnter, treuer Freund, der Graf Otto von Tecklenburg. Mit stärker klopfendem Herzen, mit erregteren, stürmischeren Gefühlen eilte er aus dem Garten, auf den Burghof; aber dennoch mit ausgebreiteten Armen flog er ihm hier entgegen.

Das schöne kräftige Gesicht des Grafen Otto hatte heute einen trüben Ausdruck, sein lebendiges Auge konnte nur mit Wehmuth und Mitleiden auf seinen Freund blicken. Der Burggraf bemerkt es. Du bringst mir keine gute Nachrichten, Otto? fragte er, nicht ohne einige Unruhe.

Der Freund nahm ihn unter den Arm. Laß uns in Dein Gemach gehen? antwortete er; ich habe Dir mancherley zu sagen? — Er begleitete die Worte mit einem bedenklichen Blicke auf die Umgebung von Rittern und Knappen.

Allein in des Burggrafen Gesichte entwickelte sich ein edler, hoher Stolz. Ich habe keine Geheimnisse vor meinen Rittern! sagte er. Sprich alles, was Du auf dem schwer belasteten Herzen hast. Ein Jeder mag, soll es hören!

Er ließ alle Ritter und Vasallen zusammenrufen, und einen Kreis um ihn und seinen Freund bilden. Dann forderte er diesen noch einmal auf zu erzählen.

Ich habe nur Trauerbotschaften zu verkünden! begann der Graf von Tecklenburg. Ich habe mich redlich bemühet; ich habe gethan, was der Burggraf von Stromberg gethan hätte, wenn der Graf von Tecklenburg in seiner Lage gewesen wäre. Meine Bemühungen sind fruchtlos geblieben. Einmal zwar schiene sie Früchte tragen zu sollen: Viele Große des Reiche unterstützten mich, und sprachen laut von ungerechten Verurtheilungen, in denen der ganze deutsche Fürstenstand beleydigt sey. Der Kayser schwankte auch schon, und war nur um einen Ausweg verlegen, auf dem er mit guter Art seinen Rückzug nehmen könne. Ich triumphirte. Auf einmal erschienen in der kayserlichen Pfalz die Bischöfe von Minden, Osnabrück und Münster, eingeführt von dem Falschen Erzbischof Friedrich von Cöln, und alles war vorbey. Der schwache, eitle und geizige Kayser unterlag ihren Ueberredungen, ihren Schmeicheleyen und Bestechungen. Die Reichsacht blieb beschlossen, dem Bischofe von Münster wurden ausgedehntere Vollmachten übergeben, sie zu vollstrecken.

Der Graf von Tecklenburg endete hier seinen kurzen, aber Inhaltschweren Bericht, und blickte dann theilnehmend in das Auge seines Freundes. Allein dieser hatte mit der Entscheidung und Gewißheit seines Geschicks schnell wieder seinen festen, frohen Muth bekommen. Vernichtet soll ich also werden! sprach er mit Ruhe, mein Geschlecht soll untergehen, mein Land zerrissen werden, mein Leib eine Beute der Thiere des Waldes, der Vögel der Luft? — Sey es! Eine strenge,

blinde Macht bestimmt die Schicksale der Menschen, und erliegen muß der Mensch ihr, denn sie ist eine höhere Macht. Aber nicht unterwerfen soll er sich ihr. Einen Triumph kann sie ihm nicht rauben, den der inneren Kraft; sie gebürt nur äußere Nothwendigkeit! — Ich danke Dir, Freund! wandte er sich an den Grafen von Tecklenburg. Du hast Recht, Du hast gehandelt, wie ich für Dich gethan hätte. Die Worte sind unser Beyder schönster Stolz! — Ich danke Euch Allen, wandte er sich dann an den ganzen Kreis um ihn her; meine Freunde und meine Vasallen! Ihr habt mir treu und redlich beygestanden, wie westphälische Ritter! Ihr habt Gut und Blut für mich geopfert. Empfangt meinen herzlichen Dank! — Von diesem Augenblicke an seyd Ihr frey, ledig Eurer Pflicht, Eures Worts! Kehret heim zu Euren Bürger, und wenn Ihr in Noth kommt, so möget Ihr die Treue finden, die Ihr mir bewiesen habt!

Er schwieg hier mit fast feuchten Augen. Ein dumpfes Gemurmel erhob sich unter den Rittern. Der alte Oer drängte sich aus ihren Reihen hervor, auf den Burggrafen los, und ergriff dessen beyde Hände. Burchard! rief er, soll das unser Lohn für treue Dienste und Aufopferungen seyn? — Thränen standen in seinen alten Augen.

Der Burggraf drückte ihn, von Rührung überwältigt, an seine Brust. Alter Freund! sprach er; Wir haben manchen Strauß zusammen bestanden, manche Gefahr getheilt. Aber auch von Dir muß ich scheiden.

Da erhoben alle Ritter laut ihre Stimmen. Soll das unser Lohn seyn? riefen sie. Wir verlassen Dich nicht, Burggraf! Dein Schicksal ist das unsrige!

Der Graf von Tecklenburg aber nahm jetzt das Wort. Du hattest Recht, Burchard! sprach er. Der Mensch soll sich dem feindseligen Schicksale nicht blind unterwerfen. Auch Du wirst das nicht. Ich ahne Deinen Plan, Du willst untergehen, wie ein Held, aber allein, ohne Deine Freunde mit in Dein Verderben zu ziehen. War es nicht so? —

So ist es! antwortete der Burggraf fest.

So ist es nicht! erwiderte der Graf; So soll es auch nicht seyn, so kann es nicht seyn. Wie Du nicht ohnmächtig Dich unterwerfen kannst, so können wir auch nicht ohnmächtig zusehen, wie Du zu Grunde gehest. Würdest Du es an unsrer Stelle können? —

So wollen wir denn bey Dir ausharren, so lange unser Arm noch ein Schwert führen kann. Ich und alle diese Ritter sind bereit dazu.

Und was hilfts? fragte der Burggraf.

Viel! rief der Graf Otto. Hat doch wohl eher ein kleines Häuflein große Heere besiegt. Der Stromberg ist fest, unüberwindlich, so lange er auch von außen vertheidigt wird. Jahrelang kannst Du Dich darin halten, und in einem Jahre kann viel verändert werden, selbst der hartnäckigste Sinn des Menschen! —

Er sprach noch lange, die Ritter unterstützten ihn, und endlich gab der Burggraf nach.

Der Bischof von Münster säumte nicht lange, die Reichsacht, mit deren Exekution er von neuem beauftragt war, nunmehr mit verdoppeltem Eifer und ver-

doppelten Kräfte gegen den Burggrafen zu vollſtrecken. Wie wenig er für ſich allein gegen dieſen kräftigen und unternehmenden Feind vermochte, hatte er zu ſeinem argen Schaden und bitteren Verdruſſe eingeſehen; er war daher darauf bedacht, zu der neuen Fehde ſich Bundesgenoſſen zu erwerben. Zuerſt wandte er ſich an den Grafen Engelbert von der Mark, der vermöge ſeines Amts, als Marſchall von Weſtphalen, verbunden war, in dieſer ihm vom Reiche aufgetragenen Exekution ihm beyzuſtehen, und den er daher, nach erreichtem Zwecke, mit einer geringen Entſchädigung abzuſpeiſen hoffte. Allein Engelbert, wenn er ſich auch ſeiner Verpflichtung nicht ganz entziehen konnte, zeigte dabey doch ſo wenig Eifer, daß der Biſchof ſich endlich gezwungen ſah, andere Hülfe in Anſpruch zu nehmen, von der er mehr Kraft und Thätigkeit erwarten konnte. Dieſe fand er auch bey den Biſchöfen zu Osnabrück und Paderborn. Der Erſte von dieſen, Diederich von Horn, ein frommer Mann, war gleich zum Beyſtande bereit, nachdem Florenz die Fehde ihm als eine Sache der durch den Burggrafen auf das ſchwerſte beleidigten Kirche geſchildert hatte, und nahm mit dem Verſprechen einer geringen Entſchädigung vorlieb. Heinrich Spiegel aber, Biſchof zu Paderborn, ein Mann, der mehr den Krieg als den Chorrock liebte, und der daher der erſte Biſchof in Weſtphalen war, welcher zur Ausübung ſeiner geiſtlichen Amtsgeſchäfte ſich einen Weihbiſchof hielt, konnte nicht ſo wohlfeilen Kaufs gewonnen werden, und ließ ſich vor ſeinem Beytritte, als Antheil an der Beute, das ſchöne Amt Delbruck verſprechen, das in ſein Bisthum weit hineinreichte und ihm daher doppelt gelegen war.

Mit diesem mächtigen Bundesgenossen und mit seiner eigenen bedeutenden Macht rückte der Bischof von Münster noch im Herbste des Jahrs 1375 vor Stromberg. Wie wenig der Schrecken einer Reichsacht auf die Freunde und Untergebenen des Burggrafen wirkte, hatte er erfahren; er that daher, um außer den genannten auch noch einen ferneren Bundesgenossen zu haben, gleichzeitig mit seinem Auszuge aus Münster den Burggrafen, als einen Kirchenschänder und Klosterräuber feyerlich in den Bann, und sagte eben so alle die von der Gemeinschaft mit der Kirche los, die es noch länger mit ihm halten würden. — Allein auch dieß machte auf die treuen Strom'erger keinen Eindruck.

Der Burggraf, mit dem er Graf Otto mit seiner ganzen Macht sich schon vereinigt hatte, sah seine Feinde mit einer Ruhe ankommen, die, wenn sie auch ungewiß ließ, ob sie von einem Vertrauen auf eine höhere Macht, oder von einer resignirter Unterwerfung herrühre, doch auf jeden Fall davon zeugte, daß er in seinem Innern mit sich selbst einig sey. Mochte der Graf von Teckenburg, als man die Massen sich um Stromberg lagern sah, gegen welche das Heer des Burggrafen nur ein Häuflein war, das sie erdrücken konnten, auch bedenklich werden, mochte des alten Oer Bedenklichkeit fast an Angst grenzen und mochte Bömmelingen auch wüthen, der Burggraf blieb besonnen und gelassen, und keine Spur irgend einer Gemüthsbewegung oder in ihm zehrenden Leidenschaft war an ihm zu entdecken. Mit der größten Ruhe traf er seine Anstalten zur Vertheidigung, und war dann auf alles gefaßt.

Angriffsweise durfte er jetzt nicht zu Werke gehen; er mußte sein ganzes Augenmerk darauf richten, sich

desto länger und nachdrücklicher vertheidigen zu können, und hiezu war Vermeidung aller Gefechte in freyem Felde nöthig, die nur dazu dienen konnten, sein Heer zu schwächen. Die Verbündeten schienen eben so wenig zu einem offenen Angriffe Lust zu haben, wahrscheinlich, weil sie, um mit Einem vernichtenden Schlage das Haupt ihres Gegners zu treffen, vorher die Ankunft des Grafen von der Mark abwarten wollten. Alle Feindseligkeiten der beyderseitigen, einander im Angesichte liegenden Heere waren daher darauf beschränkt, daß der immer unruhige Bömmelingen von Zeit zu Zeit plötzlich mit einem Haufen ihm Gleichgesinnter aufbrach, um entweder neue Lebensmittel in die Burg zu schaffen, oder dem Feinde einen durch seine Kundschafter verrathenen Transport von Lebensmitteln abzunehmen, wobey er in der Regel glücklich war. Außerdem geschah nichts; nicht einmal wurde ein Angriff auf das von dem alten Oer mit einer auserlesenen Schaar vertheidigte Krassenstein gemacht.

Wochenlang hatte diese Ruhe gedauert. Eine einzige Nacht sollte sie zerstören, und der ganzen Lage der Sache eine andere, aber schreckliche Wendung geben. Es war ein kalter, stürmischer Novemberabend. Die Ritter auf der Burg Stromberg saßen in dem großen, ungeheuren Rittersaale, und erwärmten sich durch edle Weine und durch Erzählungen von Fehden und Abentheuern. Die Gemeinen lagen in den Erdgeschossen der Burg, oder in Hütten, die sie sich auf dem Burgplatze erbauet hatten, oder in den Häusern des bis an die Burg sich erstreckenden Dorfes Stromberg, und suchten Schutz gegen das Unwetter. Von den Feinden hatte man den ganzen Tag nichts gese-

eder gehört; ſie lagen ruhig in ihren Hütten eder in den einzelnen Bauernhöfen, in denen ſie ihre Quartiere genommen hatten. Der Graf von Tecklenburg war gegen Abend mit einer kleinen Bedeckung nach Rheda geritten, um ſeine Gemahlin und Kinder zu ſehen, und dort einige Anordnungen zu treffen.

Der Burggraf befand ſich allein mit ſeinen Kindern in dem kleineren Rittersaale der Burg. Alle drey ſaßen ſchweigend um dem Kamin, und blickten nachdenklich in die knisternde Flamme. Auch in den Augen der Liebenden leuchtete heute jenes ſchöne Feuer nicht, das ſiegreich über Gram und Sorgen ſtrahlt. Schwere Seufzer entfuhren oft unwillkührlich ihren Lippen, und ſchreckten den Burggrafen jedesmal aus ſeinem tiefen Sinne heraus.

Der Ritter Morrian nahm zuletzt das Wort. Mit einer lebhaften Unruhe in Blick und Bewegung wandte er ſich an den Burggrafen. Vater, ſprach er, wie lange ſoll dieſe todte Unthätigkeit noch dauern? Wann willſt Du ſchlagen laſſen, und uns mit Einem Male aus dieſem peinigenden Zuſtande des Harrens und der Ungewißheit befreyen? — Die Feinde werden nicht den Anfang machen; es ſind Pfaffenknechte! Aber wir, edle, freye Ritter! Und laſſen uns Monden lang von ſolchem Geſindel einſchlieſſen! Und wagen nicht einmal, uns ihnen zu zeigen!

Der Burggraf blieb ruhig bey dieſen Vorwürfen. Wir dürfen, antwortete er, nicht wagen und nicht kämpfen. Wir müſſen die Elemente für uns kämpfen laſſen; der Winter iſt nahe, jede Nacht wird kälter. Wir ſind in warmen Häuſern, und können ihn erwarten; aber unſere Feinde, ohne Obdach, im Felde und in

Wäldern, müſſen ihm weichen. In wenigen Wochen wird der Stromberg keine feindliche Lanze mehr ſehen.

Die Elemente? erwiderte der Jüngling blitzenden Auges. Tapfere Ritter ſollen die Elemente für ſich kämpfen laſſen?

Wenn der eigne Kampf Unbeſonnenheit iſt, ja, verſetzte der Burggraf faſt ſtrenge. Mit milderer Stimme ſetzte er aber hinzu. Bey der Uebermacht unſerer Feinde und bey der Kleinheit unſeres Häufleins gilt jeder Mann uns jetzt viel. Jeder Kampf muß uns zernichten.

Der Muth, antwortete der Jüngling, gilt im Kampfe, nicht der Mann! Vater, fuhr er feuriger fort; Dich beſeelte ja ſonſt ein ſo ſchöner, friſcher Muth! Warum denn jetzt ſo bedenklich, ſo zögernd, ſo vorſichtig? — Sprich das entſcheidende Wort. Laß uns den Kampf wagen; alle Deine Ritter bitten Dich darum! Wage, und zwinge noch einmal Dein Glück, das noch nie Dich verlaſſen hat, an Deine Seite!

Der Burggraf ſchrack bey den Worten faſt zuſammen, und ſah ſtarr vor ſich nieder. Glück! ſprach er tonlos in ſich hinein. Das Glück iſt von mir gewichen! Eigne, ſchwere Schuld hat es verbannt! Er ſprang unruhig auf, und ging mit heftigen Schritten in dem Saale herum. Der Ritter und die Gräfin ſahen ihm erſchrocken nach. Woher dieſe entſetzliche Wirkung eines einzigen Wortes? Morrian ſtand auf und folgte ihm. Was fehlt Dir, Vater? fragte er theilnehmend. Auch die Gräfin trat an ſeine Seite und faßte liebreich ſeine Hand.

Der Sturm, der in ſeinem Innern ſo plötzlich aufgeregt war, ſchien ſich nach und nach zu legen.

Beruhigter faßte er nach einer Weile die Hände seiner Kinder, und führte sie zum Kamine zurück. Du hast Recht, Hermann! sprach er hier. Wir wollen schlagen. Besser, edel und auf einmal unterzugehen, als in schnöder Ruhe Jahrelang gemartert zu werden, jeden Tag denken zu müssen, es ist der letzte, an dem die Sonne Deines Glückes leuchtet. Laß uns morgen schlagen. Morgen sey der Tag unseres Unterganges!

Unseres Sieges! Vater! rief der Ritter.

Aber der Burggraf schüttelte das Haupt, und sah lange schweigend vor sich nieder. Auf einmal ermannte er sich, mit einem freyen Blicke sah er seine Kinder an. Ihr werdet, hob er an, mein Betragen und meinen Zustand nicht begreifen können. Ich will ihn Euch erklären. Höret mich an, und erfahret zugleich eine entsetzliche Geschichte, die ich nicht länger in meinem Busen verschließen kann; die wie mit giftigen, glühenden Krallen ihn zerfleischt, um sich hinauszuarbeiten. Aber wenn Ihr sie gehöret habet, so verdammet mich nicht, sondern schreibt sie tief in Eure Herzen ein, damit das Elend Eures Vaters Euch ein Sporn sey, glücklicher zu werden als er.

Ich wurde von einem strengen, harten Vater erzogen, der nur *seinen* Willen kannte, keinen anderen gelten ließ, am wenigsten den meinigen. Ich führte das eingezogenste, abhängigste Leben. Auf einem Turniere zu Cassel lernte ich eine edle Dame kennen; wir liebten uns; allein mein Vater hatte mir eine andere bestimmt. Ich wurde vermählt gegen meine Neigung, und mußte noch abhängiger leben, als vorher. Eine unbegrenzte Sehnsucht nach Freyheit, nach Glück drohete meine Brust zu zersprengen.

Endlich wurde sie erfüllt; mein Vater starb; ich war eigner, unumschränkter Herr. Schnell warf ich mich von Vergnügen zu Vergnügen, von Abentheuer zu Abentheuer. Mein braves, aber von mir nicht geliebtes Weib saß einsam daheim, während ich von Fehde zu Fehde, von Turnier zu Turnier, von Bankett zu Bankett flog. Dem Bischofe von Münster gelang es endlich, durch Väterliche Milde, und durch eine Liebe, die zu schön war, als daß ich sie für erheuchelt halten konnte, meine Lebensart wieder zu regeln. Aber nur auf kurze Zeit, bald erblickte ich in seiner Milde und Liebe nur Bande, schwer und beengend wie die, in denen mein Vater mich gehalten hatte. Unter Vorwürfen gegen mich selbst, daß ich ihm so viele Gewalt über mich eingeräumt hatte, suchte ich sie abzuschütteln. Lange gelang mir dieß nicht, seine Liebe für mich war zu aufrichtig.

Da rettete Bömmelingen, ein abentheuernder Ritter, in einer Fehde, in der ich dem Bischofe gegen die Friesen beystand, auf eine überaus edle und unerschrokkene Art mir das Leben. Dankbarkeit, noch mehr aber sein freyes, ungebundenes Leben, und seine leichten Grundsätze zogen mich zu ihm, und fesselten mich bald so an ihn, daß er mir unentbehrlich wurde. Die Bande des Bischofs wurden nun jeden Tag mehr abgeworfen, mein Leben immer unregelmäßiger, Sitten und Gesetze immer mehr verhöhnt; der Bischof und seine Ermahnungen verspottet, zuerst blos von Bömmelingen, bald auch von mir.

Auf einem Bankette lernte ich die Tochter eines Ritters im Niederstift kennen; Ittling hieß er. Agnes war sein einziges Kind, und da er arm war, sein Al-

ten. Eine glühende, unbändige Leidenschaft zu der schönen, frommen, keuschen Jungfrau setzte sich in meiner Brust fest. Bömmelingen gewahrte sie, und bald war ein Plan zu ihrer Befriedigung entworfen. Mit Gewalt beschlossen wir, das Mädchen zu entführen. In einer stillen Nacht drangen wir in die schwach besetzte Burg. Unsern Zweck und unsere Beute erreichten wir bald. Aber indem wir sie in Sicherheit bringen wollten, stürzte der mit Schrecken erwachte Vater auf uns zu. Mit Gewalt wollte er die Tochter uns entreißen; doch, unbewehrt, wurde er bald überwältigt, und, ohnmächtig zu helfen, mußte er den Raub seines Liebsten ansehen. Er wüthete nicht in seiner Ohnmacht, aber mit einer dumpfen Grausen erregenden prophetischen Stimme rief er mir noch: Burggraf, diese Stunde ist der Saamen Deines Unterganges! Einst werde ich vor Dich treten wie der Engel der Rache, und Dich an sie mahnen! Dann wirst Du sie verfluchen, aber sie wird Dich vernichten!

Ich lachte damals über diese Worte, Bömmelingen spottete über sie. Aber oft, in stiller Mitternacht, traten sie wie drohende Gespenster vor mich. Agnes von Ittling wurde bald von mir verlassen; Bömmelingen brachte sie in ein Kloster. Neue Leidenschaften; neue Gewaltthaten besonders da mein Weib bald starb, bezeichneten mein Leben, und verdrängten auch bald das Bild des alten Ittling aus meinem Innern. Desto fürchterlicher, mahnender sollte ich ihn wieder sehen. Er war es, der mir die Acht des Kayserś verkündete. Eine doppelte Vernichtung sprachen seine Worte und sein Blick über mich aus.

Er ſchwieg hier, und bedeckte ſein Geſicht mit beyden Händen. Morrian ſah ihn mit innigem Mitleide an; Sophie ſchwamm in Thränen. Auf einmal erhob er ſich wieder. Und doch, ſprach er feſt; der gewiſſe Untergang iſt ein Himmel gegen dieſe Hölle der Selbſtqual, der Ungewißheit. Morgen ſchlagen wir. Alle unſere Macht ſoll gegen den Feind.

Der Untergang des Stromberger Geſchlechts ſoll ſo groß ſeyn, wie ſein Glanz es war!

In Morrians Augen leuchtete ein kräftiger Muth. Ja, wir wollen ſchlagen! rief er. Aber nicht um unterzugehen, ſondern um zu neuem Glanze uns zu erheben!

Eine Pauſe, die jetzt eintrat, wurde durch die plötzliche Ankunft des Ritters von Bömmelingen unterbrochen. Eilig trat dieſer in den Saal. Seine kleinen Augen brannten, ſein ganzes Weſen drückte einen hohen Grad von Aufregung auf. Einen kurzen, höhniſchen Blick warf er im Saale umher, auf die Liebenden. Auf, Burggraf! rief er dann. Auf junger Rittersmann, aus den Armen der Minen! Andere Arme erwarten Euch, aber eiſerne, kalte, und nicht die warmen, weichen der Liebe!

Die beyden Männer waren aufgeſprungen; die Gräfin umfing erblaßt den Geliebten. Was gibts? fragte der Burggraf ſchnell.

Erlöſung! erwiderte Bömmelingen; Erlöſung aus dieſer Schlaffſucht. Die Pfaffen kommen den Rittern zuvor. So eben kommt mein Theodorus aus ihrem Lager. In der Stille ſind ſie aufgebrochen, waffnen ſich, und werden in kurzer Zeit an unſeren Mauern ſtehen, um uns zu überrumpeln; während der Graf

von der Mark, der heute mit einem Kriegsherre heran-gerückt iſt, das Schloß Kraffenſtein ſtürmt.

Morrian jauchzte hoch auf über dieſe Nachricht. Voran, rief er; das Heer geweckt; in einer Minute muß alles fertig ſeyn, bereit, die Pfaffenknechte zu empfangen.

In des Burggrafen Geſicht aber trat ein hoher Ernſt. Eine Zeitlang ſah er ſchweigend und ſinnend vor ſich nieder. Sey es! ſprach er dann entſchloſſen. Laß das Heer bereit ſeyn, Bömmelingen! wandte er ſich an dieſen. In einer Viertelſtunde bin ich bey Euch. Und damit der Feind ſieht, daß wir ſeine Uebermacht nicht fürchten, wollen wir ihn draußen empfangen, nicht hinter unſeren feſten Mauern!

Brav geſprochen, Burggraf! rief Bömmelingen, und ſprang aus dem Zimmer, um den empfangenen Befehl zu vollziehen.

In wenigen Minuten ſtand das ganze Heer gerüſtet und kampffertig. In einer Viertelſtunde rückte es aus den Thoren der Burg, und ſtellte ſtill und ohne Geräuſch ſich auf, um den Feind, den man im Thale ſchon raſch aber leiſe ſich herannahen hörte, zu empfangen. Der Burggraf behielt den Oberbefehl über das Ganze; Morrian führte die Reiterey an, wie bey dem neulichen Gefechte. Mit einem ſchweren Herzen hatte er Abſchied von ſeiner Braut genommen, die ihn immer wieder von neuem umarmte, ihn mit ihren Thränen bedeckte, und ihn nicht von ſich laſſen wollte, weil eine ſchwarze Ahnung ihr ſagte, ſie ſolle ihn nicht wiederſehen. Auch ihn hatte ihre Angſt auf einen Augenblick verſtimmt; als er aber jetzt durch die Dunkelheit der ſtürmenden Nacht den Feind heranrücken

hörte, kehrte plötzlich und schnell sein alter, so oft erprobter Schlachtenmuth zurück.

Die Feinde, als sie den Fuß erreicht hatten, machten Halt, ruheten wenige Minuten aus, und klommen dann still, aber eilfertig die Anhöhe hinan. Bis auf zwanzig Schritte ließ der Burggraf sie heran kommen, ohne daß sie, wegen des Geräusches des Sturms, gewahrten, daß ein Feind sie erwarte. Auf einmal aber rief der Burggraf mit starker Stimme: Jetzt drauf! Und so wie der Ruf durch die finstere Nacht ertönte, erhob sich von allen Seiten ein furchtbares Kriegsgeschrey, und mit einer rasenden Wuth stürzte das ganze Heer der Stromberger den Berg hinunter auf die erschrockenen Feinde. Diese aber flohen nicht, denn der tapfere Clemens Dreste war an ihrer Spitze; und es erhob sich jetzt ein Kampf, der so erbittert, hartnäckig und blutig auf diesem Berge noch nicht mochte gefochten seyn. Fürchterlich hieben die Stromberger mit ihren Schwertern, Streitärten und Morgensternen auf den andringenden Feind; fürchterlich setzte aber auch dieser sich zur Wehre. Weithin durchdrang das Geräusch der Waffen, und das Geschrey der Kämpfenden die dicke Finsterniß.

Eine Stundelang dauerte dieser entsetzliche Kampf; das Blut rann den Berg hinunter, Leichen waren auf Leichen gethürmt; aber kein Theil war gewichen. Doch das Häuflein der Stromberger wurde immer geringer, schmolz mit jeder Minute mehr zusammen, wogegen die Bischöflichen jeden Augenblick wie Pilze aus der Erde zu wachsen schienen. Da ertönte frisches Kriegsgeschrey durch die Nacht, und die Herzen der Stromberger wurden mit neuem Muthe erfüllt. Der Graf

von Tecklenburg kam mit seinem Haufen von Rheda zurück. Es waren zwar nur wenige Mann, die er in den Kampf brachte, aber sie waren tapfer und nicht ermüdet. Mit wilder Lust, von ihrem kühnen Herrn angeführt, warfen sie sich in das Schlachtgetümmel, und wirklich war ihr Angriff so ungestüm, daß die Bischöflichen zum Weichen gebracht wurden, und, den Berg verlassend, sich in das Thal zurückzogen. Die Stromberger jubelten, ohne Aufenthalt verfolgten sie den Feind, der einmal in Unordnung gebracht, zumal in der finsteren Nacht, wo Ordnung doppelt Noth that, keinen kräftigen Widerstand mehr leisten konnte, in Ungewißheit über seine eigene Lage gerieth, und bald nicht mehr wußte, ob er mit seinen Streichen sich gegen Feind oder Freund wende. Der Sieg schien nicht mehr zweifelhaft; schon jagte Morrian mit seiner geschlossenen Reuterschaar ganze Haufen von Münsterschen, Osnabrückern und Paderbörnern, in wilde, ungeregelte Flucht.

Aber ist jedes Glück unbeständig, das Kriegsglück ist es am meisten. Schnell sollte es hier sich wenden.

Fern in Nordosten stieg plötzlich eine hohe Feuersäule am dunklen Horizonte empor, die ihren Schein bis zu dem Kampfplatze warf. Rheda brennt! erscholl zugleich eine starke Stimme aus dem Haufen der Feinde. Und hundert Stimmen riefen hinten drein: Graf von Tecklenburg, rette Dein Weib, Deine Kinder!

Der Graf Otto erblaßte. Zögernd stand er eine Sekunde lang, und ließ Arm und Schwert sinken. Da sprengte der Burggraf auf ihn zu. Rette Dein Weib, Deine Kinder! rief auch er, und wollte den Ueberraschten fortdrängen. Aber der edle Graf von Tecklenburg

wich nicht. Gott wird ſie retten! rief er, ſchnell wie der entſchloſſen, mein Poſten iſt hier! Und mit neuem Muthe ſtürzte er in die Reihen der Feinde.

Dennoch ſollte kein Glück dem Burggrafen und ſeinem Freunde aufgehen. Denn auch von der anderen Seite rötzete ſich jetzt plötzlich der Himmel, und wie noch kaum das Geſchrey erſchollen war: Der Kraffenſtein brennt! Die Märker haben ihn genommen! — ſo kam auch ſchon neues Geſchrey und Waffengeräuſch und Pferdegetrappel nahe. Es war der Graf Engelbert von der Mark mit ſeinen Leuten, die Kraffenſtein wirklich erobert und die Mannſchaft darin erſchlagen hatten. Der alte Der hatte ſich gewehrt wie ein Löwe, allein der furchtbaren Uebermacht mußte er unterliegen; mit unzähligen Wunden bedeckt, fiel er todt auf dem Kampfplatz nieder.

Die Markaner entſchieden den immer ungleicher werdenden Kampf ſchnell. Der Kriegserfahrne Engelbert wußte bald die entſcheidenden Anſtalten zu treffen. Von allen Seiten wurden die Stromberger umringt und zuſammengedrängt, im Rücken, im Geſichte und von beyden Seiten wurden ſie von zahlloſen Feinden angegriffen. Dennoch entſank ihnen der Muth nicht; ſie wehrten ſich wie Verzweifelte, und die beyden hellen Flammen am Horizonte beleuchteten mit jedem Momente eine gräßlichere Szene. Berge von Todten bedeckten das Feld, Hunderte von Verwundeten winſelten in die Nacht hinein. Alte, immer muthig geweſene Ritter riefen dem Burggrafen zu, einen Rückzug in die Burg zu nehmen, weil hier auf kein Heil mehr zu hoffen ſey. Aber Burchard hörte nicht auf ſie; er war trüb und blind gegen alle Schrecken und Gräuel, die

ihn umgaben; ohne Wort und ohne Laut drang er, ſtill, aber deſto furchtbarer in die dichſten Haufen der Feinde, und mähete alles nieder, was in den Bereich ſeines Schwertes kam. Morrian und Bömmelingen waren an ſeinen beyden Seiten, furchtbar und vernichtend und unwiderſtehlich wie er. Alle Drey bluteten allein ſie achteten keines Bluts und keiner Wunden.

Da ſtellte ſich ein hoher Ritter in ſchwarzer Rüſtung Bömmelingen gegenüber, und dieſer gewahrte bald, daß er einen Kämpfer gegen ſich habe, wie ſein Schwert heute noch keinen gefühlt hatte. Deſto wüthender drang er auf ihn ein. Allein der fremde Ritter blieb ruhig, und nach wenigen Minuten eines fürchterlichen Kampfes deckte Bömmelingens Leiche den Boden.

Fahre hin, Du Unhold! rief der Ritter mit einer tiefen, dumpfen Stimme, die den Burggrafen bis ins Mark erſchütterte, ging um dieſen herum, und ſtellte ſich mit der nemlichen Kälte, die er gegen Bömmelingen gezeigt, dem Ritter Morrian entgegen. Aber kräftiger griff er dieſen an, ſchneller, ſchwerer fielen ſeine Hiebe auf Schild und Helm und Panzer des Jünglings, der, ermüdet durch ſo viele Anſtrengungen, vergebens ſeine letzten Kräfte aufbot. Ein gewaltiger Hieb des Ritters ſtreckte ihn zu Boden.

Da ſtellte der ſchwarze Ritter ſich vor den Burggrafen, hoch ſeine Geſtalt emporgerichtet, das blutige Schwert in der Hand. Burggraf! ſprach er, mein Kind iſt gerächt! Du biſt zernichtet! Und ſpurlos war er unter der Menge verſchwunden.

Der Burggraf war wirklich zernichtet. Sein tapferſter Arm, Bömmelingen, lag rechts neben ihm.

eine ſtarre Leiche, links ſein einziger Sohn, der Geliebte, der Bräutigam ſeiner Tochter; Kraffenſtein ſtand in Flammen, ſein Heer war vernichtet, ſein Freund ſah um ſeinetwillen Hab und Gut brennen. Die ſtärkſte Kraft mußte durch ſolche Unfälle gebrochen werden. Mit einer großen Thräne im Auge beugte er ſich über den gefallenen Morrian; aber das Herz des Jünglings ſchlug nicht mehr, ſein Athem ſtockte, ſeine Lippen waren kalt. Fahre wohl! ſprach der Burggraf leiſe; dann verſammelte er den kleinen Reſt ſeiner Seinigen um ſich, und während er den Grafen von Tecklenburg beſchwor, nach Rheda zurückzukehren, und dieſer endlich nachgeben mußte, ſchlug er mit den wenigen Hunderten, die ihm übrig geblieben waren, durch die zahlloſen Reihen ſeiner Feinde ſich durch, und gewann glücklich die ſchützenden Mauern der Burg.

In ſtarres Schweigen verſunken, ſaß am folgenden Abend der Burggraf in ſeinem Gemache, und ſchaute in die Flamme des Kamins, die im Begriffe ſtand zu verlöſchen. Nahe weit von ihm lag auf einem Ruhebette ſeine Tochter blaß, entſtellt, die Augen von Thränen geſchwollen; oder die Unglückliche weinte jetzt nicht mehr, im Gegentheile ſie lächelte, und in Momenten wurde ihr Lächeln zu einem wilden, lauten Lachen; die Schrecken der Nacht hatten ihren ſchönen, kräftigen Geiſt zerſtört, ihr Herz gebrochen. Der Burggraf achtete nicht auf ſie. Von außen her ſchlug von Zeit zu Zeit ein heller feſtiger Knall in das Gemach, dem jedesmal eine Erſchütterung der ganzen Burg folgte. Es war der Knall von zwey Doppelhaken, welche, ſeit wenigen Jahren in Deutſchland erſt bekannt

geworden, die Bischöflichen mitgebracht hatten, und womit sie, den ganzen Tag nur auf Einen Punkt der Burgmauer zielend, diese zu zerstören und so sich einen leichteren Weg in die Burg zu bahnen strebten. Auch darauf achtete der Burggraf nicht; er saß starr und unbeweglich, und schien nur mit dem Kampfe beschäftigt, der in seinem Innern wüthete.

Lange saß er so, und nur der Knall der Donnerbüchsen von außen und der Gräfin lautes Lachen unterbrachen auf fürchterliche Weise die tiefe Stille. Zuletzt trat ein Knappe herein, und meldete mit bleichem Gesichte die furchtbare Wirkung des sindlichen Geschützes; die starke Mauer war nach der Etlichen Seite bereits gesprungen, einzelne große Steine rissen sich bey jedem Schusse los und rollten den Berg hinunter, noch wenige Kugeln und ein großes Loch war in die Mauer gebrochen; schon zogen sich die Feinde nach dieser Gegend hin zusammen, schleppten Haken und Sturmleitern bey einander, und schienen jeden Augenblick im Begriff, einen fürchterlichen Sturm zu wagen.

Während des Anfangs dieses Berichts wich der starre Gleichmuth nicht aus dem Gesichte des Burggrafen; auf einmal blitzte aber ein kühner, wilder Muth darin auf. Er sprang auf, warf seinen Helm auf den Kopf, gürtete das Schwert um seinen Leib und wollte aus dem Gemache stürzen, den Stürmenden entgegen. Die Stunde der Vernichtung ist da! rief er, aber sie soll theuer erkauft werden!

Er drängte den Knappen hinaus, und wollte ihm folgen. Da bannte ein wildes Gelächter ihn auf die Stelle, auf der er stand. Es war seine unglückliche Tochter; ein entsetzliches Lachen entfuhr ihrer

Bruſt, ihrem krampfhaft verzerrten Lippen. Luſtig, Vater! rief ſie; zum Hochzeitsfeſte! Draußen im Walde, wo mein Liebſter wohnt! — Sie wollte aufſpringen, zu ihm hin; aber ſie vermochte es nicht, und mit einem ſtillen Lächeln ſank ſie zurück, indem ſie leiſe ſprach: Meine Füße tragen mich nicht mehr. Ich glaube, ſie ſind todt. Trage Du mich in den Wald, Väterchen!

Sie ſprach die Worte mit flehender Stimme, wie ein Kind, das die Mutter bittet. Dem Burggrafen ſchnitten ſie durchs Herz; der wilde Muth wich aus ſeinem Geſichte, ſtill kehrte er an der Thüre zurück, und ging mit großen Schritten im Gemache auf und ab; ein heftiger Kampf ſchien wieder in ihm zu wüthen. Ein zweyter Knappe kam, und meldete, die Mauer ſey zerfallen, die Feinde am Stürmen: Ich komme! antwortete er, und der Knappe ging. Aber er kam nicht. Still ſetzte er ſich an den Kamin und ſah in die Kohlen, die geſtorben waren. Ein dritter Knappe kam, und meldete, die Feinde ſeyen ſchon mit Uebermacht in der zerſtörten Mauer, und beſchwor ihn, den Seinigen zu Hülfe zu kommen. — Ich komme! antworte er noch einmal, aber er blieb ſitzen, und blickte ſtarr in die todten Kohlen.

Auch ſeine Kraft war gebrochen. Es war ein furchtbarer Anblick, ihn da ſitzen zu ſehen, äußerlich ſtark und kräftig, in der blutigen Rüſtung, aber von innen kraftlos, ausgeſtorben; und neben ihm die ohnmächtige und wahnſinnige, die an Geiſt und Körper zerrüttete Tochter.

Auf einmal ſprang er auf, noch einmal blitzte Muth in ſeinen Augen. Rächendes Schickſal! rief er,

auch Die kann der Mensch trotzen! Ich will es! — Er wollte fortstürzen; da fiel unwillkührlich sein Blick auf die arme Wahnsinnige, und er stand. Unglückliche! sprach er mit sanfter Stimme; kann ich Dich denn allein lassen, in den Graus der Zerstörung und des Mordens? — Mein Kind! Mein Kind! rief er heftiger, und die Vaterliebe hatte über seinen Stolz gesiegt. Rasch stand jetzt ein entscheidender Entschluß in ihm fest.

Unter seiner Rüstung zog er einen schweren Schlüssel hervor, dann hob er eine Diele des Fußbodens auf, sprang, als er schon wildes Geräusch der siegreichen Feinde im Burghofe hörte, schnell zurück, ergriff ein Licht, zündete die gewirkten Decken des Zimmers an, daß sie prasselnd anfingen zu brennen, faßte gleichzeitig seine Tochter unter den Arm und stürzte sich mit ihr in den dunkeln Gang, zu dem die verborgene Thür führte. Diese warf er hinter sich zu, in dem nemlichen Augenblicke, als die Feinde die Thüre des Gemaches aufrissen, aber wegen der Flamme, die ihnen entgegenschlug, zurückstürzten.

Lange tappte er in dem finstern, unterirdischen Gange herum, seine schreckliche Bürde auf dem Arme. Endlich erreichte er den Ausgang, tief unten im Thale, an einer dicht mit Bäumen und Strauchwerk bewachsenen Stelle. Er legte seine Last nieder, als er im Freyen war, um einige Augenblicke frische Luft zu schöpfen. Seine Burg stand in hellen Flammen; es kümmerte ihn nicht; im Gegentheile, es war ihm ein wohlthätiges Gefühl; konnte er doch jetzt da nicht verhöhnt werden, wo er früher geherrscht hatte!

Auf einmal naheten sich Gestalten unter den Bäumen. Er hielt sich ruhig, um nicht entdeckt zu wer-

den; allein sie kamen auf die Stelle zu, wo er sich befand, und bald sahen sie ihn.

Dachte ich doch! rief jauchzend eine widerliche Stimme, und mit entblößtem Schwerte stand der lange Ritter von Wevelinghoven vor ihm, der bisher sich nicht hatte sehen lassen, jetzt aber, da Kampf und Gefahr vorüber waren, die schützende Nähe seines Ohms verlassen hatte. Drohend schwang er sein Schwert. Ergib Dich, Burggraf! rief er, Du und Dein Dirnlein!

Er wollte auf den Burggrafen losstürzen; aber in demselben Augenblicke fühlte er seinen Arm festgehalten. Er sah sich um; ein schwarzer Ritter stand hinter ihm. Es ist genug! sprach dieser strenge. Kein Mord mehr!

Ittling! rief der Burggraf, als er die Stimme erkannte.

Da nahete sich ihm der Ritter. Burggraf! sprach er, gehe mit Gott! Mein Kind ist gerächt! Ich wollte ein Rachengel seyn, aber kein Teufel!

Er zog den Wevelinghoven mit sich fort, und entschwand in der Nacht.

Noch eine Weile stand der Burggraf und blickte stumm vor sich nieder, dann hob er sein Kind auf, und wandelte langsam damit in den Wald hinein, durch die finstere Nacht, durch den stürmenden Regen, hinter sich die brennende Burg, das jauchzende Geschrey seiner Sieger. Es war Mitternacht, als er an dem Schlosse zu Rheda ankam. Mit wenigen Worten befahl er dem Thurmwart, den Grafen Otto zu wecken, dann setzte er sich still auf einen Stein unter dem Thore, sein wahnsinniges Kind neben sich. Als der

Graf kam, übergab er ihm seine Tochter. Halte sie gut! sprach er leise, und wollte die Burg wieder verlassen. Der Graf hielt ihn; allein er schüttelte schweigend den Kopf. Der Graf beschwor ihn, zu bleiben; er bot ihm alle Hülfe an; er versprach, ihn bis zu seinem letzten Athemzuge zu beschützen; er stellte ihm die Verwendung der Reichsfürsten, die Begnadigung des Kayfers vor.

Allein der Burggraf war nicht zu bewegen. Ich kann nicht! sprach er; in meiner Brust ist keine Gnade; was hilft mir die Gnade der Menschen!

Still verließ er die Burg und kehrte in die stürmende Nacht zurück. Man hat ihn nie wieder gesehen. Alte Chroniken behaupten, er sey über die Weser gegangen, und habe bey dem Grafen von Grubenhagen Schutz und Unterkommen gefunden; aber mit Gewißheit weiß man nichts hierüber. Dagegen versicherten gleichzeitig Westphälische Rittter, am heiligen Grabe einen Pilger gesehen zu haben, der an Gesicht und Figur dem Burggrafen geglichen habe. Allein auch dieß ist nicht ausgemittelt.

Seine Burggrafschaft theilten die Bischöfe von Münster, Paderborn und Osnabrück; der Graf Engelbert von der Mark dachte zu edel, um von dem Raube etwas anzunehmen.

Die Rache des Bischofs von Münster ging soweit, daß der Graf von Tecklenburg die Gräfin Sophie nicht einmal bey sich behalten durfte. Er wurde durch eine langwierige Belagerung gezwungen, sie von sich zu lassen. Doch wirkte er aus, daß sie dem Kloster Herzebrock durfte übergeben werden. In diesem war eine blasse, freundliche Nonne, die nahm sich der Un-

glücklichen an, und brachte nach Jahren ihren Verſtand wieder in Ordnung. Sophie nahm den Schleyer und wurde die Freundin ihrer Retterin, der frommen Agnes von Ittling. Sie erreichte ein hohes Alter und ſtarb als Abtiſſin des Kloſters. Ihr Bildniß wird noch jetzt in Herzebrock verwahrt; es ſtellt ein ſchönes, aber tief leidendes Geſicht dar, und führt die Unterſchrift: Sophia Filia unica Burchardi ultimi Burggrarii in Stromberg Abbatissa. 1426. —

Die Zerſtörung der Irmenſäule.

Es ſind ſchon tauſend Jahre und mehr verfloſſen, ſeitdem einſt auf der Halbinſel Jütland ein Vetter des Dänenkönigs Godbrick, Namens Elodoald, als Statthalter herrſchte. In früheren Zeiten war er ein glücklicher Mann geweſen, geliebt von ſeinem Könige, ſeinen Unterthanen und ſeiner Familie. Allein ein Sieg, den er über die Normanen erkämpfte, indem er ihre räuberiſchen Einfälle in Jütland mit Gewalt zurückſchlug, ſollte auf einmal ſein Glück und ſeine Zufriedenheit zerſtören. Dieß grauſame Volk ſann auf eine entſetzliche Rache für den erlittenen Unfall, und führte dieſe dadurch aus, daß es dem Statthalter ſeine beyden Kinder, Elodoald, einen Knaben von zehn und Hildegardis, ein Mädchen von acht Jahren, mit Liſt raubte. Der arme Vater ward untröſtlich, denn er liebte die Kinder ſehr, und ſein Herz hing an ihnen

Er rüstete Kriegsschiffe und Heere aus, um sie zurückzugewinnen; er sandte Boten und Gesandten in alle Weltgegenden, in alle Länder. Allein alle seine Bemühungen und Sorgen waren fruchtlos; nicht einmal eine Spur der Geraubten konnte er entdecken. Jahre verschwanden und verschwanden wieder, Ein Bote kehrte nach dem Anderen zurück, aber von den geraubten Kindern brachte Niemand Kunde.

Die Zeit war wohl im Stande gewesen, das Haar des unglücklichen Vaters zu bleichen, allein seinen Gram konnte sie nicht vertilgen und nicht vermindern. Vierzehn Jahre waren vergangen, der Letzte seiner Boten war zurückgekehrt, umsonst wie die Uebrigen Da entschloß sich der Greis, der noch Kräfte zu einem solchen Unternehmen in sich spürte, selbst die gefahrvolle Reise anzutreten und seine geliebten Kinder aufzusuchen. Mit seinem, nach dem Raube seiner Erstgebornen, ihm noch nachgebornen Knaben Hyazinth machte er sich auf den Weg, und durchstrich die Länder Europa, Asien und Afrika von Einem Ende bis zum andern, und fragte und forschte überall nach den Geraubten, und bekam nirgends Bescheid und nirgends eine Spur von ihnen. Da erkannte er in Demuth den Willen der Götter, die ihm sein Liebstes nicht zurückgeben wollten, und, wenn auch mit zerrissenem Vaterherzen, doch diesen höheren Willen ehrend, machte er sich auf den Rückweg in die Heimath.

Sein Weg führte ihn durch das Land Westphalen, wo er bey einem theueren Verwandten einkehrte, um sich einige Tage auszuruhen, und zu dem Ende seiner Reise zu stärken. Der Verwandte nahm ihn mit auf eine große Jagd, die er in den ungeheuren Forsten der

Gegend veranſtaltet hatte. Auf dieſer verirrte ſich Clodoald, in der Hitze des Verfolgens, und gerieth in einen unermeßlichen, undurchdringlichen Wald, von dem er kein Ende und keine Grenzen erſpähen konnte. Allein er achtete nicht hierauf, und, von Jagdluſt getrieben und von ſeinem Sohne Hyazinth gefolgt, drang er immer tiefer in das Dickicht des Waldes. Bald ſah er auch ſeinen Eifer belohnt, denn ein ungeheurer Eber wurde von ihm aufgetrieben.

Der Wald aber, in den er gerathen war, war der heilige Hayn der Weſtphalen, in dem die Altäre ihrer vornehmſten Gottheiten und die Sitze ihrer oberſten Prieſter und Prieſterinnen waren; der Eber aber, deſſen Fährte er verfolgte, war der geheiligte Eber des Hayns; das Schlachtbild der Deutſchen. Der unglückliche Clodoald wußte dieß nicht; eifriger hitziger verfolgte er das gewaltige Thier, holte es ein, beſtand einen ſchweren Kampf mit ihm und erlegte es.

Aber wie das Thier ſeinen Geiſt aushauchte, da brüllte es fürchterlich, daß der ganze Wald erbebte, und alle Thiere des Waldes brüllten mit ihm, und der Tag wurde zur Nacht, und ein furchtbares Unwetter erſchütterte den weiten, unendlichen Forſt; Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, Krach auf Krach. Menſchenſtimmen miſchen ſich darein, und ſchrieen und wehklagten fürchterlicher, als Thiere und Elemente, und der entſetzliche Ruf nach Rache durchſchallte den Wald und hallte tauſendfach von allen Seiten wieder.

Entſetzt ſchmiegte der Knabe Hyazinth ſich an den Vater, und ſuchte Hülfe gegen dieſe Schrecken; allein der Greis ſtand ſelbſt ſchwankend und zitternd, denn

alle Kraft der Sehnen und Muskeln fühlte er urplötzlich aus seinem Körper entweichen, und seine Augen waren mit ewiger, undurchdringlicher Nacht bedeckt. Das Rachegeschrey kam unterdeß immer näher und näher, und füllte schauerlicher den Wald, und in wenigen Minuten waren der Greis und Knabe von einem zahllosen Haufen Priester und Krieger umringt, deren Augen Wuth, Rache und Mordgier sprüheten. Von neuem wehklagten sie, und zerrissen ihre Kleider, zerrauften ihre Haare, zerschlugen ihre Waffen, als sie den heiligen Eber starr, in seinem Blute schwimmen sahen. Dann fluchten sie dem Frevler, der dieses gethan, und unter Androhung der entsetzlichsten Martern ergriffen sie Clodoald und seinen Knaben.

Es geschah dieses gerade zu einer Zeit, als der große Carl auf dem Reichstage zu Worms die Vertilgung der Heiden und die Einführung des Christenthums in Sachsen beschworen hatte, und zur Lösung seines Schwurs ein gewaltiges Kriegsheer jetzt rüstete und im Begriffe stand, mit demselben in das Herz des Sachsenlandes einzufallen. Der Herzog Wittekind und die Priester hatten wohl Kunde davon bekommen, und während jener im Lande umherzog, um Vertheidiger des väterlichen Heerdes zu werben, verkündeten die Priester und ihre Orakel schwere Beleidigung der Götter und entsetzliches Unheil der Völker, das daraus folgen werde, und feuerten durch Gesänge und Wunderzeichen den Muth des Volks zur rasenden Wuth an. Was Waffen tragen konnte, versammelte sich in dem heiligen Hayne, am Altare der Irmensäule, und brannte vor Begierde, den beleidigten Göttern zahlreiche, blutige Opfer zu bringen.

Daher kam es, daß das Wehklagen der Prieſter und Krieger, die den armen Globoald umringt hielten, bald verſtummte, und eine wilde Freude dafür den Wald erfüllte. Man ſchlachte ſie als Opfer des erzürnten Gottes, den Greis und den Knaben! riefen laut die Prieſter, und Knechte ſtürzten herbey, die Unglücklichen in Feſſeln zu ſchlagen und ſie an den Altar Irmins zu ſchleppen. Doch der blinde Globoald ſtrengte ſeine letzten Kräfte an, um ſich und ſein Kind zu retten, und einem ſo entſetzlichen Tode zu entgehen. Allein er hatte nur Ohnmacht der wilden Kraft entgegenzuſtellen. Da bat und flehete er. Er ſtellte ſein Alter, und die Jugend ſeines Knaben vor, und ſeine Verwandtſchaft mit dem Könige Godbrick und mit dem Herzog Wittekind, der ſein Vetter war.

Wirklich legte ſich die Wuth der Prieſter, ſie wurden ruhiger und traten berathſchlagend zuſammen; nach einer Weile aber verkündeten ſie dem Greiſe, der, von den Göttern mit plötzlicher Blindheit geſtraft, kein untadeliges Opfer mehr ſeyn konnte, ſeine Freyheit; den Knaben Hyazinth aber nahmen ſie mit, am Fuſe der Irminſäule ihn der beleidigten Gottheit zu ſchlachten. Vergebens flehete der elende Greis, vergebens bat er, ihn anſtatt des unſchuldigen Knaben zu opfern; umſonſt füllten ſeine erloſchenen Augen ſich mit Thränen, der Wald ſich mit ſeinem Wehklagen. Unter wilden Geſängen zogen die Heiden mit dem Kinde fort, und ließen den Greis allein in dem dunkeln Walde.

Lange noch irrte er hier einſam umher und weinte und wehklagte, und forderte umſonſt von den Göttern ſein Kindlein zurück. Endlich begegneten ihm zwey

fremde Ritter, die des Weges kamen, und die sein Jammern in seine Nähe lockte. Sie erkundigten sich nach seinem Elende, er theilte es ihnen mit, und schnell waren die Ritter entschlossen, den Knaben zu befreyen und ihn dem armen Vater zurückzugeben.

Früh am anderen Morgen wurde der Knabe Hyazinth aus den Wohnungen der Priester zum blutigen Opferaltare geführt. Er war festlich geschmückt mit weiten, glänzenden Kleidern, eine goldene Binde umgab seine bleiche Stirne, frische Blumen hingen in sein blasses Gesicht. Haufen von Priestern führten ihn in ihrer Mitte und sangen Lieder zum Lobe der Götter. Schon nahen sie sich dem furchtbaren Altare, schon sieht der Knabe auf hoher Säule den kolossalen Gott mit Helm und Rüstung, in der rechten Hand die wehende Fahne, in der linken den grausigen Sperr; schon erblickt er zu den Füßen desselben der furchtbaren Henker, Mordlust in allen Zügen, hoch das Mordbeil emporschwingend. Die Gesänge der Priester werden wilder, als sie sich dem Gotte nahen, das Herz des Knaben schlägt ängstlicher, lauter. Da stürzen auf hohen Rossen, mit geschwungenen Schwertern, zwey Ritter in den feyerlichen Zug, und verlangen mit lauter, befehlender Stimme die Herausgabe des zum Opfer bestimmten Knaben. Die Priester erheben ein furchtbares Geschrey um Hülfe, das den ganzen Wald durchdringt und von allen Seiten Gewaffnete herbeyführt. Allein die Schwerter der Ritter fallen zerschmetternd und vernichtend, zerstreuen die Haufen der Götzendiener, brechen sich überall blutige Bahn, und dringen siegend in die Nähe des gefesselten Knaben. Da drängen sich die Priester in dichten Reihen und in immer engern

Kreiſen um ihr Opfer, und ſuchen es ſchnell zu erſtik-
ken, ehe die freche Hand der Räuber es erreichen können.

Als das die beyden Ritter ſahen, lieſen ſie vom Kampfe nach, und baten mit milderer Stimme um Freylaſſung des Knaben, und erboten ſich, dafür mit den wilden Thieren, den Bären, Wölfen und Löwen zu kämpfen, die den Gott bewachten. Ihr Erbieten wurde angenommen, und die Ungethüme fielen brüllend unter den nervigen Fäuſten der Ritter. Aber anſtatt den Knaben freyzulaſſen, erhoben die Prieſter jetzt von neuem wildes Geheul und wehklagten über die Beleidigungen, die ihren Göttern widerfahren ſeyen. Und wie nun von allen Seiten neue Haufen von Kriegern herbeyſtürzten, ihren Gözen zur Hülfe, da wurden die Ritter von der Macht der gegen ſie Anſtürmenden faſt erdrückt, ihre Roſſe ſanken todt unter ihren beiden dahin, und die durch ſo vielfache und ſchwere Anſtrengungen Erſchöpften mußten ohnmächtig erleiden, wie auch ſie in Feſſeln geſchlagen wurden.

Laute Freudengeſchreye durchjubelten jetzt den Weeh, und jauchzend wurden der Knabe und die beyden Ritter zu dem Altare geſchleppt, um auf der Stelle der beleidigten Gottheiten geopfert zu werden. Aber da trat hinter einer heiligen Eiche die Oberprieſterin des Gottes hervor, ernſt und majeſtätiſch, eine hohe Geſtalt, angethan mit weiſen, wallenden Kleidern, das Antlitz mit einem dichten Schleyer bedeckt, und überſchaute mit einem ernſten, klaren Auge den empörten Haufen, und kein Laut wurde mehr gehört, und keine Geſtalt bewegte ſich mehr.

Lange dauerte dieſe Stille, wie des Grabes. Da trat der erſte Prieſter hervor und ſprach mit dem Tone

der Demuth: Heilige Jungfrau, wir bringen die drey Opfer, dem beleidigten Gotte zur Sühne! Befiehl, daß sie geschlachtet werden, damit ihr Blut den Ewigen angenehm sey, und sie unserm Waffen Sieg verleihen mögen.

Die Blicke der Jungfrau weilten lange auf den drey unglücklichen Schlachtopfern, anfangs kalt und ruhig, als wenn Beruf und Gewohnheit sie gegen den schrecklichen Anblick schon abgestumpft hätten. Auf einmal aber wurden sie unruhig, und dunkle Gluth färbte schnell ihre bleichen Wangen, um einen Augenblick darauf der Blässe des Todes Platz zu machen. Sichtbar durchzuckte ein tiefer Schmerz ihre Seele, allein mit bewunderungswürdiger Gewalt sammelte sie sich rasch, und, indem sie das Auge zum Himmel emporhob, und dann langsam auf die Versammlung vor sich wieder niedersinken ließ, sprach sie mit fester, ruhiger Stimme: Der Opferplatz ist entheiligt durch frechen, wilden Kampfgetümmel! Heute darf den Göttern kein Blut hier fließen! Kehret morgen zurück. Wenn der Mond heute Nacht seinen höchsten Punkt erreicht hat, werde ich den Willen der Götter erforschen, und morgen ihn Euch verkünden! Entfernt Euch jetzt, damit der Hayn von den heutigen Gräueln gereinigt werden könne.

Die Menge wollte ehrerbietig dem Befehle der den Göttern heiligen Jungfrau gehorchen. Aber der Oberpriester hielt sie. Er hatte das Erbleichen der Priesterin bemerkt, und seine tückische Seele ahnte Verrath. Jungfrau! sprach er hastig, aber ohne die Ehrfurcht aus den Augen zu setzen, die er der Oberpriesterin schuldig war. Es sind schon größere Gräuel

hier verübt worden, und doch floß Blut den Göttern, und es war ihnen angenehm!

Eine halbe Sekunde lang ſenkte ſich das dunkle Auge der Prieſterin, wie aus Verlegenheit, ſchnell aber erhob es ſich wieder klar und mit zürnendem Strahle. Verwegener! rief ſie; Mögen die Götter ein Zeichen geben, um ihren Willen zu verkünden!

Und wie ſie kaum die Worte geſprochen hatte, erhob ſich fernes dumpfes Getöſe im Walde, das immer näher kam, und immer lauter und verwirrter wurde. In angſtvollem Harren ſtand der ganze Kreis, der das von der heiligen Jungfrau herabbeſchworene Zeichen der Götter herannahen zu ſehen fürchtete.

Fliehet! Fliehet! riefen tauſend herandringende Stimmen auf einmal, und die Nähe des Altars füllte ſich mit bleichen Geſichtern. Der große Schlächter naht, hoch das Chriſtenſchwert ſchwingend, Tauſende unſerer Brüder ſind ſchon vor ihm gefallen! Fliehet, Ihr Prieſter und Prieſterinnen! Fort mit den Heiligthümern vor ſeinen entweihenden Händen!

Blaſſe Furcht ergriff das Chor der Prieſter. Sie rafften zuſammen, was ſie greifen konnten, Heiligthümer und Koſtbarkeiten, und flüchteten damit in die nahe feſte Fresburg. Auch die Gefangenen vergaßen ſie nicht, ſchleppten ſie mit ſich, und warfen ſie in die Gefängniſſe der Burg, um bey der erſten Gelegenheit, wo es einer Erregung, einer öffentlichen Anfeuerung des Volkes bedurfte, ihr grauſames Schickſal an ihnen zu vollziehen.

Das gewaltige Heer Kayſer Carl des Großen überſchwemmte jetzt den heiligen Wald. Siegreich war der Kayſer von Franken bis an die Diemel gekommen,

jeder Widerſtand gegen ſeine ungeheure Macht war vergeblich geweſen, alles hatte ſich vor ihr demüthigen, ſich ihr unterwerfen müſſen. Hier an der Diemel aber fand er zuerſt einen kräftigen Widerſtand, der um ſo nachtheiliger auf ſein Heer wirkte, je unerwarteter er war. In den undurchdringlichen Urwäldern Weſtphalens fand das Heer keine Lebensmittel; Hunger und Durſt griffen mit entſetzlicher Gewalt um ſich, und entkräfteten den Krieger, der gerade hier, um aus dem Gewinde der Waldungen zu kommen, die meiſten Kräfte nöthig hatte. So kamen ſie in den heiligen Wald, erſchöpft vor Hunger, noch mehr aber vor brennendem Durſte. Als ſie aber das Ungethüm der Irmiſäule auf hohem Altare vor ſich erblickten, da erwachte, trotz Erſchöpfung und Ermattung, noch einmal ihr wilder Muth. Herunter mit dem Götzen! rief der große, fromme Kayſer! Und tauſend Hände und tauſend Waffen waren beſchäftigt, ſchneller ſeinem Befehl zu vollſtrecken, als er ihn ausgeſprochen hatte. Zerſchmettert, mit weithin durch den Wald ſchallendem Donner ſtürzte der Gott von ſeinem Geſtelle, flog der Altar auseinander.

Und ſiehe! in demſelben Augenblicke öffnete mit fröhlichem Gemurmel ſich ein reicher Quell, und ſtrömte ſein klares Waſſer dem erſtaunten Carl entgegen. Es war der Bullerborn, den die Prieſter, um das Volk durch einen verſpiegelten Zorn der Götter deſto mehr zu entflammen, durch eine im Altare der Irmenſäule angebrachte Vorrichtung aufgehalten hatten. Der fromme Kayſer aber glaubte ein Wunder zu ſehen und fiel auf die Knie und dankte laut Gott, während das Heer jauchzte und an der köſtlichen Gabe des Himmels ſich erquickte.

Wie ſie aber noch ſich freuten und labten, da wankte mühſam ein blinder Greis herbey; der rief mit jammernder Stimme: O gebt mir mein Kind wieder! Gebt mir meinen Knaben zurück! — Die Stimme des Greiſes durchſchnitt die Herzen Aller, die ihn hörten. Der Kayſer ließ ihn vor ſich kommen, und als er die Schickſale des unglücklichen Clodoald erfahren, ſchwur Carl, ihm ſein Kind zurückzugeben.

Bald darauf meldeten Kundſchafter dem Kayſer, daß das ganze Heer der Sachſen, ihre Vornehmen und Heerführer und Prieſter ſich in die Veſte Fresburg geworfen hätten, und dort jedem Angriffe zu trotzen bereit wären. Schnell ließ Carl ſein Heer gegen die Veſte aufbrechen und dieſe ſtürmen. Der Kampf war hart, blutig, grauſam, aber das Heer der Chriſten ſiegte über die blinde Verzweiflung der Heiden. Die Veſte wurde genommen, die am Leben gebliebenen Sachſen mußten ſich unterwerfen.

Der Kayſer hatte ſeines Verſprechens, das er dem blinden Clodoald gegeben, nicht vergeſſen. Alsbald nach der Einnahme der Fresburg ließ er die Gefängniß derſelben durchſuchen, und Hyazinth und die beiden Ritter, die ihn hatten befreyen wollen, Fauſtinus und Ilchycion mit Namen, wurden aus dunkler Kerkernacht an das Licht der Freyheit hervorgezogen. Mit ihnen der auch die Oberprieſterin, die von unerklärlichem Mitleid für die gefangenen Jünglinge ſich hatte hinreißen laſſen, einen Verſuch zur Befreyung derſelben zu machen; dieſer war jedoch durch den Verrath einer Prieſterin mißglückt, und auch ſie darauf in ſtrenge Haft gewahrt worden.

Thränen der Wehmuth und Freude entſtürzten den blinden Augen des Greiſes, und den frommen des Knaben Hyazinth, als ſie ſich wieder hatten, und einander wieder an die liebenden Herzen drücken konnten. Laut dankte der edle Greis dem Himmel, daß er ihm die zwey Erſtgebornen genommen, ſein Alter doch nicht ganz hülflos gelaſſen habe.

Die Ritter des Kayſers, die Zeugen des Auftritts waren, wurden auf das innigſte gerührt, die beyden fremden Ritter aber und die Oberprieſterin wurden ſehr unruhig. Und die letztere und der Ritter Ischyrion naheten ſich dem Greiſe, und fragten ihn gleichzeitig, ob ſeine verlorene Erſtgebornen nicht Clodoald und Hildegardis geheißen, und ob er nicht der Statthalter Clodoald von Jütland ſey.

Wohl bin ich der! Und wohl tiefen meine armen Kindlein ſo! antwortete der Greis, von Schmerzen der Erinnerung ergriffen.

Da ſahen die beyden fragend, zuerſt voll Verwunderung ſich an, dann warfen ſie ſich weinend vor den blinden Greiſe nieder, umſchlangen ſeine Knie und küßten ſeine Hände, und entdeckten ihm, daß ſie ſeine geraubten und wieder gefundenen Kinder ſeyen.

Clodoald und Hildegardis waren von den räuberiſchen Normanen, jener nach Afrika an einen Sclaven, dieſe in das Herz von Sachſen an Prieſter verkauft. Clodoald war mit dem Sohne ſeines Herrn, ſeinem Begleiter Fauſtinus, in allen ritterlichen Künſten und Uebungen auferzogen worden, und befand ſich jetzt auf dem Zuge, ſein Vaterland und ſeine geliebten Eltern wieder aufzuſuchen. Hildegardis war zum Dienſte der Götter geweihet worden, und vergebens hatte ſie ſein

langen Jahren auf ein Mittel geſonnen, aus den dichten Wäldern in ihre mit Schmerzen zurückerſehnte Heymath zu entfliehen.

Wer wagt es, die Freude der Glücklichen zu beſchreiben! Eine Umarmung folgte der Anderen, und lange lagen ſie ſich an den liebenden, überſeligen Herzen. Der Greis aber erkannte, daß hier eine höhere Hand gewirkt habe, als die ſeiner heidniſchen Götzen; und er bat den Kayſer, ihm und allen den Seinigen das heilige Waſſer der Taufe geben zu laſſen. Und wie nun nach einiger Zeit in Gegenwart des kayſerlichen Hofes und des ganzen Heeres der Franken ein frommer Prieſter den Statthalter und ſeine Kinder mit dem heiligen Waſſer einſegnete und ſie in den Schooß der Kirche aufnahm, da entſchwand plötzlich das Dunkel, das auf den Augen des Greiſes gelegen hatte; er ſah wieder das reine Himmelslicht, und doppelt frey floſſen die Dankgebete der Glücklichen.

Lange hat er noch in Freude und Freudigkeit gelebt, umgeben von ſeinen Kindern, zu denen auch bald, mit Hildegardis vereinigt, der Ritter Fauſtinus gehörte.

Kleinere Sagen.

I.

Der heilige Lebuinus.

Der heilige Lebuinus war ein frommer und eifriger Bekehrer der heidnischen Westphalen und scheute keine Mühe und keine Gefahren, um in seinem heiligen Berufe zu wirken; denn so viele Verfolgungen er auch von Geringen und Vornehmen zu erdulden hatte, so ließ er doch niemals von seinem gottseligen Werke ab. Einstmals kam er in die Nähe der Weser, in der Gegend, wo jetzt die Stadt Herford steht. Es war hier damals eine große Menge Westphälinger, Priester, Krieger und Heerführer versammelt, welche ihren alten heidnischen Gottesdienst hielten und dabey über Krieg, Frieden und Gesetze berathschlagten. Auf einmal erschien der heilige Apostel Lebuinus in ihrer Mitte, sonder Furcht und Angst, und forderte mit lauter Stimme sie auf, ihrem heidnischen Götzendienste zu entsagen, und Einen Gott, den ewigen und wahren anzubeten; er drohete ihnen mit fürchterlichen Strafen,

wenn sie seinen Ermahnungen nicht Folge leisten würden. Doch da erhob sich der ganze Haufe, der zuerst verwundert das Wagniß des einzelnen Mannes angestaunt hatte, mit großem Geschrey, und schlug die Waffen an einander, und wollte in empörter Wuth den heiligen Priester erschlagen und den Götzen opfern. Aber Gott der Herr verließ seinen Diener nicht, und in dem Augenblicke, als sie ihn ergreifen wollten, öffnete sich ein Baum, an dem er stand, nahm ihn in seine Mitte und schloß sich wieder zu, also daß er gerettet und noch zu manchen heiligen Werken aufbehalten wurde. — Der Baum ist noch jetzt bey Herford zu sehen, allein er hat so wunderbarliche Blätter, daß kein Mensch erkennen kann, was für ein Baum es ist. (Wittins Hist. Westph.)

II.

Der heilige Suederus.

Ein eben so eifriger Apostel der Westphalen war Suederus. — Zu einer Zeit speiseten zu Soest viele heidnische Westphälinger; zu solchen begab sich der heilige Suederus. Als nun jene von der Macht ihrer Götter und von der Ohnmacht des Christus sprachen, den man ihnen dafür aufdringen wolle, da trat Suederus muthig auf, vertheidigte den Heiland, und erzählte besonders die Wunder, die Christus der Herr durch die Verdienste des heiligen Suibertus gethan. Als nun den Heiden daraus kund wurde, daß Suederus ein Christ

sey, wurden sie wider ihn ergrimmt, griffen, schlugen und peinigten ihn, stießen ihn endlich heraus und rissen ihm die Zunge aus. — Kaum aber waren sie voller Freuden und in der Meinung, daß sie ein großes Werk gethan hätten, zu ihrem Schmause zurück gekommen, so wurden ihre Speisen zu Steinen, sie aber ihres Augenlichtes beraubt. Wie sie nun dadurch zur Erkenntniß ihres Unrechts, an Christo und seinem Knechte Sueder verübt, gebracht wurden, ließen sie sich zu demselben führen und bat ihn demüthig um Verzeihung. Hiezu war nun Suederus nicht allein willig, sondern er versprach ihnen auch Hülfe und Rückkehr ihres Augenlichtes, wo sie sich mit ihm nach Werden zum Grabe des heiligen Suibertus begeben würden. Der Vorschlag wurde zu Werke gerichtet, und sie reiseten zusammen auf Werden. Kaum waren sie daselbst angekommen, so wurden sie Alle, nebst dem Sueder, welcher in seinem Herzen den H. Suibertus angerufen hatte, durch dieses Verdienste geheilet; Sueder bekam seine Zunge, und die Heiden ihre Augen wieder. Wodurch denn nicht allein sie, sondern auch hernach Viele in Soest und der Gegend bekehret wurden.

(v. Steinen Gesch.)

III.

Das Grab der heiligen Ida.

Nachdem die heilige Ida ihren Gemahl, den tapfern Herzog Egbertus durch den Tod verloren hatte, ließ sie neben der Kirche zu Herzfeld an der Lippe ein

Einſiedlers Häuslein bauen, aus welchem ſie durch ein Fenſterlein auf den Altar der Kirche ſehen konnte. Hier ließ ſie ihren Eheherrn begraben, und nahm auch ihre Wohnung darin und trauerte um ihn. Zugleich ließ ſie ihren eignen Todtenſarg aus Marmorſtein hauen, und ſtellte ihn in dieß Häuslein, und füllte ihn alle Tage zweymal mit Allmoſen, welche ſie Vor- und Nachmittags den Armen freudig austheilte. Als ſie nun viele Jahrelang alſo in Gebet und frommen Werken zugebracht, erkrankte ſie gar heftig, und ſtarb ſeliglich am vierten September um das Jahr Achthundert, und ward in ihrem marmorſteinernen Sarge begraben. — Hernachmals geſchahen viele Wunder an ihrem Grabe. Denn als im Jahre 915 die Ungarn in Weſtphalen einfielen und auch nach Herzfeld kamen, und daſelbſt die Kirche, die unterdeß über dem Grabe der H. Ida erbauet war, zerſtören und niederbrennen wollten, gelang ihnen dieſes auf keine Weiſe, indem das Feuer, das ſie anlegten, alles Anſchürens zum Trotze, jedesmal wieder ausging und nichts verzehrte. Und wie ſie nun darauf auf das Dach der Kirche ſtiegen, um dieſes einzureißen, und die ſchönen Glocken, die allda hingen, wegzunehmen, da kam eine gewaltige Furcht über ſie, ſo daß ſie weder einen Balken anrühren, noch eine Glocke von der Stelle bringen konnten. Daher blieb die Kirche zu Herzfeld in gutem Stande, obgleich ringsumher alle Kirchen und Kapellen von den heidniſchen Ungarn zerſtört waren. — Nachgehends wohnte zu Herzfeld ein vornehmer Graf, Namens Ludolf, der aber ſchlechten Gottesdienſt hielt. Als dieſem ein Kindlein geſtorben war, ließ er es in das Grab der H. Ida begraben. Aber am folgenden Tage fand

man das Kind draußen vor der Thüre deſſelben. Sie begruben es wiederum in gemeltes Grab, es ward aber am anderen Tage, wie auch am Dritten, wiederum vor der Thüre gefunden. Da erkannte der Graf und die Seinigen die Heiligkeit der Ida, und fingen an, dieſelbe zu verehren und gottesfürchtiger zu werden.

(Wittins. v. Steinen.)

IV.

Die Wundertropfen zu Lünen.

Ein gewiſſer Ritter, mit Namen Lübert von Schwansbell, von dem Orden des heiligen Gregorius in Liſland, wurde im Kriege wider die Ruſſen gefangen und ſehr übel gehalten. Weil er in ſeinem Gefängniſſe von keinem Menſchen Troſt hatte, wendete er ſich zu Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. Als ihm nun zu einer Zeit ein Stück Fleiſch, darin eine Rippe war gebracht wurde, nahm er dieſelbige, und kratzte damit auf einen Klotz, der im Gefängniſſe war, das Bild der Maria mit ihrem Kinde auf dem Arme, ſo gut er konnte, und betete täglich vor demſelben um Erlöſung aus der Gefangenſchaft. Einſt als er auch vor dieſem Bilde ſeine Andacht verrichtete, und der Kerkermeiſter unverhofft dazu kam, ſuchte er zwar das Bild mit ſeinem Mantel zu verbergen; weil aber der Kerkermeiſter meinte, er wolle etwas verſtekken, womit er ſich aus dem Gefängniß erlöſen könne,

riß er ihm den Mantel weg, wurde des Bildes gewahr, und fragte ihn nach der Bedeutung. Wie ihm Lübbert solche gab, von der Kraft der Maria Vorstellung that, und ihn zu bekehren suchte, sprach der Kerkermeister: Ich will erfahren, ob du die Wahrheit redest! — Darauf zog er einen Dolch heraus, und stieß dreymal in das Bild. Und wunderbarer Weise flossen bey jedem Stoße drey Tropfen Bluts aus dem Holze, neun im Ganzen, so daß der Mensch bestürzt davon ging. Lübbert aber nahm seinen Mantel und fing das Blut damit auf. Nachmals wurde er aus seinem Gefängnisse befreyet, und wie er nun glücklich wieder nach Westphalen kam, hat er von diesen Wundertropfen drey nach Altenlünen, drey nach Derne und drey nach Waltrop 'an die Pfarrkirchen geschenkt, wo sie auch viele Wunder verrichtet haben

(v. Steinen.)

V.

Die Familie Hackenberg.

Im Jahre des Herren 1402 wurden von den Hamburgern zwey berüchtigte Seeräuber, mit Namen Storteberker und Göddert Michaelis gefangen und hingerichtet. Von den Schätzen, die man bey dem Storteberker gefunden hat, ist die goldene Krone verfertigt, so die Thurmspitze an St. Catharinenkirche in Hamburg ziert. — Einer von den mitgefangenen Schiffer-Knechten, Hackenberg geheißen, wurde wegen seiner Ju-

gend von der Stahe freygesprochen. Dieser kaufte von den Hamburgern eins von den alten eroberten Schiffen, dessen Mastbaum, wie er nur allein wußte, mit eitel Golde angefüllt war. Als er nun seinen Schatz in Sicherheit gebracht hatte, kam er endlich nach Hagen in Westphalen, schlug daselbst seine Wohnung auf, und stiftete von diesen ihm so unverhofft zugeflossene Reichthümer viele milde Werke. Dieser ist der Stammvater der noch jetzt in Hagen und der Umgegend vorhandenen Hackenberge, und ist auf solche Art ein nochmals ansehnliches Geschlecht nach Westphalen gekommen.

(v. Steinen.)

VI.

Johann mit den Bellen.

Johann I. Herzog zu Cleve und Graf von der Mark hatte den Beynamen: Mit den Bellen. Dieser rührte davon her: Denn als sein Herr Vater Adolf, als er den Sohn aus Frankreich nach Hause gerufen, und gesehen, daß er mit prächtigen Gezeuch, sonderlich vielen mit Bellen (Schellen) behangenen Maulthieren angekommen, hat aus Verdruß, und um dem Sohne dessen Thorheit aufzurücken, ausgerufen: Da kömmt Johanneken mit den Bellen!

(v. Steinen.)

Die

Volkssagen

Ostpreußens, Litthauens

und

Westpreußens.

Gesammelt

von

W. J. A. von Tettau

und

J. D. H. Temme.

Berlin, 1837.

In der Nicolaischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Ist den wissenschaftlichen Bestrebungen der neuesten Zeit irgend ein Verdienst hoch anzurechnen, so ist es ihre Vielseitigkeit. So wie sie überall, selbst bis nach Indien und in das verschlossene China hinein, sich einheimisch machten, so gewannen sie auch intensiv an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit. Längst bei Seite gelegte, ja verachtete Zweige des Wissens wurden hervorgeholt und sorgfältig gepflegt. Vorzugsweise aber ward diese Gunst dem zu Theil, das, seiner Entstehung nach, gerade der Wissenschaft entgegengesetzt, unter denen zuerst aufgewachsen ist, welche aller Schulbildung fremd waren und das daher die Gelehrten von Fach auch bisher nur mit Mitleiden betrachten zu müssen geglaubt hatten — der Volkssage, dem Mährchen, dem Volksliede. — Kaum ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seit man zuerst begann, diesem Zweige geistiger Thätigkeit Aufmerksamkeit zu widmen, und schon sind wenige Länder, wo nicht wenigstens etwas geschehen wäre. Und läugnen läßt es sich nicht, daß die Volksliteratur dieser Pflege wohl werth war. „Obgleich," sagt Selden (bei Percy Reliques of ancient english poetry) „Manche die Flugschriften verachten, so kann man doch aus ihnen sehen, was für ein Wind weht. Nimm einen Strohhalm und wirf ihn in die Luft empor, so wirst du daraus entnehmen, woher der Wind kommt, was du nicht vermagst, wenn du einen Edelstein emporwirfst. Schwerere Dinge geben den

Geist der Zeiten nicht so erkennen, als Lieder und Flugschriften."

Dies gilt nun vorzugsweise von den Volkssagen. Sie sind es, die uns von dem Geiste und der Gemüthsart der Nation das treueste, sprechendste Abbild gewähren. Denn, dem Volke entwachsen, tragen sie den Charakter seiner Individualität an sich; und ebendieselbe Verschiedenheit, welche, von der Uranlage, von Clima, Bodenbeschaffenheit, bürgerlicher Verfassung, Religion, den bisherigen Schicksalen und sonstigen physischen und moralischen Einflüssen bedingt, in der geistigen Befähigung und Richtung, in der sittlichen Bildung und Gemüthsbeschaffenheit der Volksstämme obwaltet, findet sich auch in ihren Sagen wieder. So charakterisirt düstere Gluth die spanischen, witzige und sanguinische Heiterkeit die französischen, Genialität und Schwermuth die britischen, sinniger Ernst die germanischen; in den nordischen prägt sich die starre, großartige Natur ihrer Heimath aus, in den italienischen die frische Ueppigkeit und der ewig unbewölkte Himmel der Umgebungen, unter welchen sie erwachsen.

Theilen nun die Volkssagen diese Seite ihres Werths meist mit den Volksliedern und Volksmährchen, so ist doch der, welchen sie für die Geschichte bieten, ihnen eigenthümlich, und je höher hinauf ihr Ursprung steigt, um so bedeutsamer werden sie in dieser Beziehung. Ueber den Urzustand des Landes und Volkes verbreiten sie ein viel helleres Licht, und bieten ein Gemälde in viel treueren Farben, als dies selbst die ältesten schriftlichen Zeugnisse vermögen, deren Ueberlieferer, meist einem fremden Volke angehörig, gewöhnlich die Dinge nicht mit unbefangenem Auge, sondern durch Okulare anschauten, welche die Farben mannigfach brachen und die Gegenstände bald zu klein, bald zu groß erscheinen ließen. Ja, die Urgeschichte jedes Landes besteht mehr oder

minder aus Volkssagen. Vorzugsweise wichtig werden diese aber, wenn, wie bei Preußen, die Urbewohner gar keine schriftlichen Denkmäler hinterlassen, wenn die ältesten Berichterstatter nach Volksstamm, Gottesverehrung und durch Gelübde deren erbitterte Gegner waren, wenn überhaupt ältere schriftliche Quellen so äußerst sparsam fließen, daß sie weite, zwischen inne liegende Gebiete ganz unberührt lassen und das Ganze einer großen Wüste gleicht, wo wenige Oasen dem Wanderer einen Haltpunkt gewähren.

Berücksichtigt man endlich noch, wie die Volkssagen in hohem Grade geeignet sind, den Nationalsinn zu wecken und zu fördern, so bedarf die Herausgabe einer Sammlung gerade solcher, die sich auf Preußen beziehen, wohl um so weniger einer Rechtfertigung, als für dieses Land in der gedachten Beziehung noch so gut wie nichts geschehen ist.

Um nun aber das beim Sammeln beobachtete Verfahren zu rechtfertigen, scheint es vor allem nothwendig, die Gränzen des Gebietes genau zu bestimmen, welches der Volkssage angehört.

Auf der einen Seite gränzt dasselbe an das der Geschichte, auf der andern an die des Mährchens und des Volksliedes. Der Geschichte gehört alles an, was urkundlich bewähret ist; die vorhistorische Zeit fällt daher ganz in den Bereich der Sage und bildet in dieser den Kreis der sagenhaften Geschichte, denjenigen Theil der letzteren, der, von den ersten Ueberlieferern dem Munde des Volks entnommen, in der Tradition sein Fundament hat, mithin bei kritischer Sichtung von dem Historiker, als nicht vollkommen beglaubigt, bei Seite geschoben werden muß. Von der eigentlichen Sage unterscheidet sich die sagenhafte Geschichte auch namentlich dadurch, daß bei ihr das Unbegreifbare kein nothwendiges Element ist.

Erst von da an, wo gleichzeitige Gewährsmänner vorhanden sind, gewinnt die Geschichte vollkommen sicheren Boden, aber neben ihr wuchert die Sage noch fort. Hier verwachsen beide oft so innig in einander, daß es schwer wird zu bestimmen, welche Sprößlinge dieser, welche jener angehören. Denn es ist nicht noch alles, was bei strenger Kritik ungerechtfertigt bleibt, Sage; Irrthümer, Erdichtungen der Schriftsteller gehören nicht in deren Gebiet. In so weit sich nun nicht wirklich ein volksmäßiger Ursprung ergiebt, bleibt hier nur Ein Kriterium: das Wunderbare, der Natur der Dinge nach Unmögliche. Wenn bei allem Uebrigen die Vermuthung gegen eine Entstehung aus dem Volke her spricht, so zeugt sie hier dafür, und nur wo andere Thatsachen diese Präsumtion entkräften, es sich, z. B. bei den Legenden, nachweisen läßt, daß sie von denen, welche sie überliefern, selbst ersonnen sind, wird eine Ausschließung erfolgen müssen. Das Wundebare, als nothwendiges Element für die Volkssagen der historischen Zeit, ist es denn auch, was dieselben von den geschichtlichen Anekdoten, von denen auch gewiß viele einer vollkommen zuverlässigen Beglaubigung ermangeln, scheidet. Obwohl die preußischen Chronisten deren eine große Zahl und theilweise nicht eben uninteressante enthalten, so haben wir dennoch geglaubt, dieselben, in so fern sich nicht wirklich etwas Volksthümliches in ihnen kund that, ausscheiden zu müssen, so die Erzählungen von der Bestrafung des ungerechten Richters durch den Hochmeister Ludger von Braunschweig, von der Jungfrau, die um ihre Ehre zu retten, sich selbst der Augen beraubt, von der Bekehrung des Sudauerfürsten Skomand, von dem gottlosen Wucherer und frommen Masuren, von dem Maurenkampfe des Hans von Bapsen, von den Preußischen Messerschluckern u. a. m.

Von dem Volksliede unterscheidet sich die Sage nicht

sowohl dadurch, daß jenes lyrischer, diese epischer Natur ist, denn auch das Volkslied hat einen epischen Zweig: die Ballade; sondern, daß die Sage sich beständig als einen Theil der Geschichte betrachtet wissen will, das Volkslied dagegen sich bewußt ist, ganz der Welt der Dichtung anzugehören. Jene ist objectiv; sie haftet immer an einer bestimmten Localität, einem durch die Geschichte gesicherten Namen; das Faktische, wenigstens das, was sie dafür hält, ist ihr so sehr Hauptsache, daß sie, wenn es ihr genommen wird, alle Bedeutung verliert. Das Volkslied ist subjectiv; es ist selbstständig und hat seinen Werth in sich, es bedarf keiner örtlichen und persönlichen Beziehungen; für die politische Geschichte der Nation ist es daher auch ohne allen Werth. Denn wir sehen, wie die Volkslieder von einem Volksstamme zu anderen, selbst über Meere und Gebirge ziehen, so daß es zuletzt unmöglich wird, ihr ursprüngliches Vaterland auszumitteln. So können sich Deutschland (des Knaben Wunderhorn Th. II. S. 19), Schottland (Percy Reliques Vol. III. p. 127) und Schweden (vergl. Geijer in der Einleitung zu seiner und Afzelius Sammlung schwedischer Volkslieder) um die Ehre streiten, die erste Heimath jener durch Bürgers Leonore so berühmt gewordenen Dichtung zu sein. Die schaudervolle altschottische Ballade: Edward und seine Mutter (Percy Reliq. I. p. 59) finden wir in Schweden (der Knabe im Rosenhain bei: Geijer und Afzelius Svenska Folk-Visor III. 3 – 4) und in Finnland (der blutige Sohn, in Schröters finnischen Runen S. 124) wieder. Dieser Uebereinstimmung, die sich noch mit unzähligen Beispielen belegen ließe und die sich selbst bis auf kleine Nüancen erstreckt, begegnet man nicht nur bei verwandten, sondern selbst völlig fremden, so den germanischen und slavischen Volksstämmen. Es vergleicht Swoboda (Königshofer Handschrift S. 36) daher auch

treffend die slavischen Volkslieder mit freundlichen Tauben, die von Einem Stamme zu andern Brüderstämmen flogen.

Anders ist es mit der Sage; sie ist stets an den Boden gefesselt. „Aus dieser ihrer Gebundenheit" sagt Grimm (deutsche Sagen Th. I. S. 7) „folgt, daß sie nicht gleich dem Mährchen überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommen vorhanden sein würde."

Das Mährchen hat es mit dem Volksliede gemein, daß es nicht auf bestimmtem Boden ruht, dieselbe Gränze scheidet beide von der Sage, doch so, daß diese dem Volksliede noch näher liegt, wie dem Mährchen. Denn letzteres reißt sich absichtlich von allem Concreten los; es setzt sich zum Zweck, aller Wirklichkeit zu spotten. Entfernen sich Sage und Volkslied von dieser, so ist das unwesentlich; dem Mährchen aber ist dieser Gegensatz nothwendiges Element. Es gehört ganz dem Reiche der Dichtung an, und nur in so weit die poetische Anlage der Nationen überhaupt von den äußeren Einflüssen bedingt ist, wird sich bei ihm noch ein Merkmal des Ursprunges kund thun.

Finden sich auch Beispiele, daß Volkssagen fast übereinstimmend bei verschiedenen Nationen angetroffen werden, wie z. B. die Sage von der Jungfrau, welche, um ihre Unschuld zu retten, sich selbst von ihrem Verfolger, unter dem Vorgeben, ihm ein Mittel, das ihn hiebfest mache, lehren zu wollen, tödten läßt, außer in Preußen auch in der Mark Brandenburg und selbst in Italien vorkommt, wie Aeneas Sylvius (Europa c. 20) von der Umhauung einer heiligen Eiche in Litthauen durch Hieronymus den Prager ganz dasselbe berichtet, was von der Entstehung Heiligenbeils erzählt wird, wie ferner der preußische Glaube von dem Erdmännlein in Deutschland, an dem von den Kobolden, Kurd Chimgen oder Heinzchen (Prätorius Welt-

Beschreibung I. 315—320, Grimm deutsche Sagen Th. I. S. 90 fgg.) und im ganzen Norden (Voigt Gesch. Preußens Th. I. S. 594) ein Seitenstück hat, wie sich überall Sagen von, durch Versinken von Kirchen oder Schlössern gebildeten Seen (vergl. z. B. Grimm l. c. S. 201); von Steinen, in denen des Teufels Krallen abgedrückt (Grimm l. c. S. 275), oder in die Brod (Derf. S. 326) oder Menschen (Derf. S. 308) verwandelt sein sollen, finden, welche alle wir auch unter den preußischen antreffen, so ist doch durchgängig eine bestimmte Oertlichkeit, eine Begebenheit, die in das Gebiet der Geschichte fällt, an die sie angeknüpft sind, vorhanden, welche sie wesentlich von dem Mähechen unterscheiden und ihnen im Gebiete der Sage ihren Platz anweisen.

Ist nun aber die letztere so innig mit dem Boden und den Erlebnissen des Volkes verbunden, so müssen auch beide auf sie von dem wesentlichsten Einflusse sein, und in der That erhält sie von derselben überall nicht nur ihren Stoff, sondern auch ihre Form.

Hier zeigt sich nun aber, daß Preußen in doppelter Beziehung sich in ungünstigen Verhältnissen befindet. Zuvörderst sind es nämlich stets die gebirgigen Länder gewesen, in denen dieser Zweig der Volksthümlichkeit am reichsten und mannigfaltigsten aufgeblüht ist. Ein weites Tiefland bietet in seinen räumlichen Bestandtheilen zu wenig Wechsel, als daß das, was auf ihm emporkeimt, was das Gepräge seines Ursprungs nicht verläugnen kann, eine bedeutende Vielseitigkeit zu zeigen vermöchte. Wie die Vegetation eines solchen Landes einen einförmigen Charakter an sich tragen muß, so wird es auch mit den Sagen der Fall sein. So sind in Deutschland es immer nur die Gebirgsgegenden, der Harz, Thüringen, Tyrol, Salzburg, Schwaben, die Rheinthäler, welche einen Reichthum in dieser

Beziehung besitzen; die weiten Ebnen Niedersachsens, Brandenburg, Pommern gewähren geringe Ausbeute und noch weniger der Zahl wie besonders dem Inhalte nach; die Ortssagen wenigstens zeigen hier überall die größte Einförmigkeit.

Auf die geschichtlichen und Geschlechtssagen haben die Bodenverhältnisse nun zwar nicht einen so unbedingten Einfluß; hier hat sich Preußen aber eben so wenig einer besondern Begünstigung zu erfreuen. Es ist nämlich im eigentlichen Preußen kein Volk, vielleicht kein Geschlecht mehr vorhanden, was eine Erinnerung an die Urzeit des Landes hätte bewahren können. Mit den Urbewohnern mußte auch ihre Geschichte, in so weit sie in der Tradition lebte, untergehn; nur das, was die Einzöglinge schon aufgenommen und selbst überlieferten, aber natürlich nach ihrer eigenen Individualität umgestaltet, und was gewiß nur einen geringen Theil des, wenn man nach dem Gebliebenen schließt, einst großen Reichthums ausmacht, ward aufbewahrt. Aber für den so erlittenen Verlust entsch[illegible]te kein neuer Erwerb. Denn da die Volkssage am [illegible]haftet, so kann sie nicht gleich einer fahrenden Habe mitgeführet werden. Sie gehört zu den unbeweglichen Besitzthümern eines Volkes. Die Erinnerungen aus der Heimath, an die Geschlechtsgenossen mußten in der Fremde verlöschen.

„Es bleibt überhaupt", sagt Grimm (deutsche Sagen Th. II. S. IX.) „bei der Frage, auf welchem Boden die epische Poesie eines Volkes gedeihe und fortlebe, von Gewicht, daß sie sich in urdeutschen Geschlechtsfolgen am liebsten zeigt, hingegen auszugehen und zu verkommen pflegt, da wo Unterbrechungen und Vermischungen mit fremden Völkern, selbst mit andern deutschen Stämmen vorgegangen sind. Dies ist der Grund, warum die in Deutschland eingezogenen und allmählig deutsch gewordenen slavischen Stämme keine Geschlechtssagen aufzuweisen haben, ja auch

an örtlichen gegen die ursprünglichen Länder enthlößt dastehn. Die Wurzeln greifen in das ungewohnte Erdreich nicht gern ein, ihrem Keime und Blättern schlägt die fremde Luft nimmer an."

In dem eigentlichen Preußen gestalteten sich die Verhältnisse noch ungünstiger, wie in den ehemals slavischen Ländern. Denn in den letzteren blieb doch, mehr oder minder, der Stamm des Lebens, wie er im Ablauf der Zeiten im Geiste Wurzel geschlagen und in seinen Verästungen sich fortgebildet hatte, auch für die Zukunft stehen, und ihm ward Germanismus und Christenthum nur als eine geistige Veredlung aufgepfropft, so daß die frische Jugendkraft, welche in dem Stamm lebte, noch dazu diente, das veredelte Reis zur Blüthe und Frucht heranreifen zu lassen; in Preußen aber ward der alte Baum ganz ausgerissen und an seine Stelle ein neuer Pflänzling gesetzt, der nun selbst erst Wurzel schlagen und sich unmittelbar aus dem Boden sein Mark hinaufziehen mußte, so daß er um so später zur Blüthe und Frucht zu gelangen vermochte.

Wie wahr die obige Bemerkung sei, zeigt sich am deutlichsten, wenn wir das eigentliche Preußen (Ostpreußen) mit den beiden zugehörigen Nachbarländern Litthauen und Westpreußen vergleichen. Im ersteren ist vom Urvolke nichts geblieben, darum fehlen auch alle Erinnerungen an die vorchristliche und vordeutsche Zeit ganz; was sich an Sagen erhalten hat, ist entweder neuer oder schon zu einer Zeit, die jenem Untergange voranging, aufgezeichnet. In Litthauen treffen wir wenigstens Spuren der Urbewohner; noch ist ihre Sprache nicht ganz verklungen, so ist denn auch noch nicht jede Ueberlieferung aus der Vorzeit erloschen, obgleich der gebliebene Urstamm wenig Anlage und Neigung für geschichtlich-epische Poesie zeigt, und nur das leichte, tändelnde Lied ihn anspricht. Am reichsten hat diese sich aber in Westpreußen erhalten; denn hier bildet, wenig-

stens in einzelnen Theilen, das slavische Urvolk noch den fast unvermischten Volksstamm. Darum fehlt es hier nicht an mancherlei Stimmen, die an die frühste Vergangenheit mahnen. Aber der Slave hat, eben so wie der Litthauer, wenig Anlage und Neigung für geschichtlich-epische Poesie, und darum ist auch hier die Ausbeute ziemlich dürftig.

So nachtheilig nun auch die vorstehend berührten Verhältnisse gewirkt haben, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Geschichte Preußens im Mittelalter ein höchst eigenthümliches Gepräge an sich trägt. Einen geistlichen Kriegerstaat der Art finden wir sonst nirgends; der Kampf, wie er hier zur Verherrlichung und Ausbreitung der Kirche fast zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft ward, hat nie etwas Gleiches gehabt; nirgends begegnet man so vielen Beispielen von dem glühendsten, alles opfernden Glaubenseifer. Auf die Gestaltung der Volkssage konnte dies nicht ohne Einfluß bleiben. Wie der rothe Faden, zieht sich durch sie die Glaubenssache hindurch; überall treten die Beziehungen auf die Religion, auf den zu ihrer und der Schutzpatronin des Ordens geführten Streit hervor.

Aus allem bisher Entwickelten lassen sich nun die Eigenthümlichkeiten der preußischen Volkssagen herleiten. Meistens beziehen sie sich auf die Einführung des Christenthums und den Kampf bei der Eroberung des Landes durch den deutschen Orden, gehören daher in die Klasse der Legenden; die Ortssagen knüpfen sich großentheils an Naturereignisse und Naturspiele, und wie beide Gattungen überhaupt nicht sehr mannigfaltig sein können, sind auch die einzelnen, denen wir begegnen, ziemlich einförmig; Geschlechtssagen sind fast gar nicht vorhanden, sagenhafte Geschichte nur so weit, als sie von den ersten christlichen Berichterstattern überliefert ist. Unter den Bewohnern selbst erhielten sich bis zur Zeit des Aufblühens der Wissenschaften in Preußen, d. h. bis zur Secularisation des Landes und der Stif-

tung der Universität Königsberg, aus der Urzeit her fast nur einzelne abergläubische Meinungen.

Hiernach zertheilen sich die Sagen in folgende Klassen. A. Historische. Charakteristisch ist ihnen, daß sie sich an eine bestimmte Localität entweder gar nicht knüpfen oder solche doch völlig außerwesentlich ist. Sie sind theils vorchristlich und zerfallen dann in die Ueberlieferungen aus der Geschichte der Urzeit und in die einzelnen abergläubischen Meinungen, die aus dem Heidenthum herübergewuchert sind; theils christliche älterer Zeit, wo sie dann sich entweder auf die Einführung des Christenthums und die Eroberung des Landes, oder auf spätere Heilige und einzelne Wunderzeichen, oder endlich auf den deutschen Orden und dessen Kämpfe mit den Nachbarvölkern beziehn; ferner solche, die späterer Zeit angehören, zuletzt Geschlechtssagen.

In die erste Untergattung gehört insbesondere die ganze Geschichte bis zur Ankunft des Ordens, die wenigen spärlichen Nachrichten abgerechnet, welche sich bei den auswärtigen Geschichtschreibern früherer Zeit finden, insbesondere also das, was aus der Chronik des Bischofs Christian in die späteren Schriftsteller übergegangen ist. Wenn dieser Ereignisse erzählte, die sich mehr als ein halbes Jahrtausend vor ihm ereignet haben sollten, so konnte nur die Sage seine Quelle sein, wogegen er von dem, was er vom Gottesdienste und den Sitten berichtet, aus unmittelbarer Kunde sprechen mochte. Letzteres gehört daher auch nicht mehr in das Gebiet der Volkssage.

Bei den Legenden im Allgemeinen ist wohl gewiß, daß sie weniger in dem Volke als in der Kirche ihre erste Entstehung gefunden und von letzterer dem ersteren überliefert sind, weshalb es denn auch durchaus angemessen ist, wenn sie sonst nicht in die Sagensammlungen Aufnahme erhalten. Anders ist es bei Preußen. Von seinen Wunderthätern, die ersten Begründer des Glaubenswerkes, Adal-

bert und Bruno, abgerechnet, hat die römische Kirche stets so gut wie gar keine Kenntniß genommen; ist es doch nicht einmal gelungen, für die heilige Dorothea vom päpstlichen Hofe die Heiligsprechung zu erreichen, und nur dem Volke verdankt sie ihre Canonisation. Preußen zur Ordenszeit hat aber auch gar keine theologische Literatur; was von Denkmälern jene Periode uns überliefert hat, ist fast durchgängig historischen Inhalts. Ueberhaupt war der Einfluß des Klerus hier nie von hoher Bedeutung, gewiß in keinem Staate der römisch-katholischen Christenheit geringer als in diesem geistlichen. Der Ritterorden ließ die Mönchsorden es entgelten, daß sie so lange seiner Entfaltung widerstrebt, wies ihnen, als sie nun bei ihm eine Heimath suchten, eine ziemlich untergeordnete Stellung an, und machte es ihnen unmöglich, irgend eine Gewalt über das Volk zu gewinnen. So erscheint es denn auch wohl gerechtfertigt, wenn man die preußischen Legenden den Volkssagen zurechnet. Was letzteren nicht unbedingt überwiesen werden konnte, wie z. B. manche Erzählungen vom heiligen Adalbert, die sich blos bei den Kirchenscribenten finden, ist ausgeschieden.

B. Bei der zweiten Hauptgattung, den geographischen oder localsagen, ist das örtliche Hauptelement, das Zeit- und persönliche Verhältniß außerwesentlich. Sie verlieren im Gegensatz gegen die historischen alle Bedeutung, wenn ihnen jenes entzogen wird. Theils beschäftigen sie sich mit der Entstehung der Ortschaften, und hier ist es insbesondere, wo die Sage, wenn die Geschichte schweigt, gern eintritt; theils knüpfen sie sich an auffallende Naturformen. Einen See von unergründlicher Tiefe, oder auf dessen Grundfläche sich besondere Gestaltungen zeigen, glaubt man durch das Versinken von Orten erklären zu müssen; Steine, die einer menschlichen Figur gleichen, hält man für versteinerte Personen. So erklärt es sich, daß dergleichen Sagen nicht

selten, aber in einer Gegend, wo die Bodenverhältnisse wenig Abwechselung bieten, meist einförmig sind.

Wie hier die Gattungen und Klassen der Volkssagen aufgeführt sind, so haben sie auch bei der nachfolgenden Sammlung zum Faden, an den die einzelnen angereiht worden, gedient.

Bei der geographischen Begränzung hielten wir uns nun zwar im Allgemeinen an der politischen, welche gegenwärtig die Provinz Preußen hat; da jedoch Westpreußen, obwohl dem Volksstamm und der Geschichte nach meist von dem übrigen geschieden, nicht ausgeschlossen ward, so mußte auch das, was, wenn auch jetzt davon gesondert, bisher ihm zugehört hatte, wie die Länder Lauenburg und Bütow, berücksichtigt und selbst bei der Begränzung gegen die übrigen Länder polnischer Zunge zuweilen von der gegenwärtigen administrativen Scheidelinie abgewichen werden.

Um nun der Quellen, aus denen die Sammlung geschöpft worden, noch zu gedenken, so besitzt Preußen bis jetzt noch kein Werk, was sich speciell diesem Gegenstande widmete, aber besonders die früheren Chronisten enthalten einen nicht unbedeutenden Vorrath an Material.

Was die Sagengeschichte des Landes betrifft, so verdanken wir sie fast ganz dem Apostel der Preußen, dem Bischof Christian von Culm. Sein Werk ist zwar nicht mehr auf unsere Zeit gekommen, hat jedoch im sechszehnten Jahrhunderte noch existirt und ist namentlich von Simon Grunau und Lucas David benutzt. Weniges andre hierher Gehörige kommt auch bei Aeneas Sylvius und Erasmus Stella vor, die zwar schon im funfzehnten Jahrhunderte schrieben, aber Bischof Christians Werk nicht kannten und daher auch von diesem vielfach abweichen.

Für die frühere Ordenszeit ist Hauptquelle Peter von Dusburg, selbst noch Zeitgenosse des Kampfes mit den Urbewohnern; für die spätern sind es Simon Grunau,

Lucas David und Caspar Schütz; der Erstere aus der Zeit, wo das Land zur weltlichen Herrschaft überging, die beiden Andern wenig später. Simon Grunau ist aber in Bezug auf seine Glaubwürdigkeit, besonders in der neuesten Zeit, mit so bittern Vorwürfen und in dem Grade überhäuft, daß man alles das, was sich an Volkssagen bei ihm findet, geradezu für seine bloßen Erdichtungen erklärt hat, daß er auch nicht einmal hier als Gewährsmann genannt werden könnte, wenn nicht der eine der Herausgeber dieser Sammlung es bereits in einer besonderen Schrift versucht hätte, Grunau's Glaubwürdigkeit in der vorliegenden Beziehung zu rechtfertigen. Daß dieselbe von dem Geschichtsforscher nur mit großer Vorsicht benutzt werden darf, ist nicht zu läugnen, aber gerade das, was für diesen seinen Werth schmälert, der gänzliche Mangel an Kritik, verleiht ihm einen um so bedeutenderen für den Sammler von Volkssagen. Wäre Simon Grunau bei der Zusammenhäufung seines Materials, denn viel mehr hat er nicht gethan, mit mehr Umsicht, Besonnenheit und Sichtung zu Werke gegangen, so würde er schwerlich eine solche Ausbeute an Volkssagen gewähren.

Etwas Aehnliches gilt von Henneberger, dem Hauptschriftsteller für das sechszehnte Jahrhundert; da es ihm selbst keine Mühe kostete, die allerwunderbarsten Dinge für wahr zu halten, so stand er auch nicht an, sie aufzunehmen. Seine ganze Persönlichkeit leistet unbedingt Gewähr, daß auch nicht die unbedeutendste seiner Erzählungen sein eignes Machwerk sei. Die Reisen, die er Behufs Anfertigung seiner großen Landtafel durch alle Gegenden des Landes unternahm, brachten ihn mit den verschiedensten Personen in Berührung. So erklärt sich die große Anzahl volksthümlicher Erzählungen, die sich bei ihm findet.

Einen geringeren Werth hat Löwe; theils ist er in seinen Nachrichten überhaupt weniger eigenthümlich, theils

macht ihn seine Stellung in der katholischen Kirche, als Kanonikus zu Guttstadt etwas verfänglich. An Leichtgläubigkeit giebt er jedoch Simon Grunau und Henneberger wenig nach.

Die Ausbeute aus den übrigen älteren Historikern, Johannes von Riesenburg, der Ordenschronik, der Daubmannschen und Dietmarschen Chronik, Waissel u. s. w., ist geringe; doch sind auch sie berücksichtigt worden.

Bald nach Löwe, namentlich mit Hartknoch, beginnt die kritische Bearbeitung der preußischen Geschichte; die Volkssagen wurden daher auch als etwas Ungehöriges bei Seite geschoben, und nur selten findet sich noch eine beiläufige Andeutung.

Ueberall, wo wir einen Vorgänger hatten, haben wir ihn genannt. Dies schien durchaus nothwendig, um der Beurtheilung den erforderlichen Standpunkt anzuweisen. Es kam natürlich nicht darauf an, alle Schriften, in welche die Erzählung schon hinübergenommen, anzuführen; nur die ersten von einander unabhängigen Gewährsmänner mußten angegeben werden.

Die zweite Hauptquelle war die mündliche Ueberlieferung; sie möglichst zu benutzen, haben sich die Sammler nach Kräften angelegen sein lassen. Hier konnte man auch bei der Auswahl minder schwierig sein. Denn theils war der volksthümliche Ursprung hier unzweifelhaft, theils schien auch selbst das Unbedeutende um deshalb der Aufnahme werth, weil es außer dem Kreise seiner bisherigen Umgebung noch ganz ungekannt war, und weil sonst bei der geringen Anhänglichkeit, die jetzt das Volk für dergleichen Ueberlieferungen der Vorzeit, von deren Wahrheitsmäßigkeit es meist nicht mehr überzeugt ist, hegt, sein baldiges gänzliches Erlöschen zu befürchten steht. Alle die Sagen in unserer Sammlung, bei denen keine Quelle angeführt ist, sind dem Munde des Volkes unmittelbar entnommen.

Einer besonderen Erwähnung bedarf noch der Anhang,

der eine Sammlung verschiedener abergläubischer Meinungen enthält. Soll von dem Volksglauben ein vollständiges Bild entworfen werden, so können auch sie nicht fehlen; man kann sie als die Dogmatik der Sage betrachten; in so enger Verbindung sie aber auch mit der letzteren stehn, deren Basis sie gewissermaßen bilden, so ließen sie sich doch in deren einzelne Rubriken nicht unterbringen. Vieles stammt gewiß noch aus vorchristlicher Zeit, es ist aber mit dem Späteren so zusammengeflossen, daß man es nicht mehr zu sondern und bis zur ursprünglichen Quelle zu verfolgen vermag. Zwar hat nur wirkliches Eigenthum gerade der Bewohner Preußens Aufnahme erhalten, aber bei Vielem ist es wahrscheinlich, bei Anderem sogar gewiß, daß es nicht auf dessen Gränzen, selbst nicht auf die Deutschlands beschränkt ist. — So mag das Gelieferte denn ein Beitrag zu einer allgemeinen Darstellung des Volksglaubens bei den Völkern des Abendlandes sein. Erst durch Erweiterung und Vergleichung wird es seine wahre Bedeutung erhalten. Schriftliche Quellen boten hier wenig; dem Munde des Volkes unmittelbar wurde das Meiste entnommen; kein Theil unserer Sammlung wird aber auch so sehr wie dieser der Vervollständigung bedürfen.

So wie wir uns dem Inhalte nach unbedingt an unsere Quelle halten zu müssen und von dem Unsrigen, da es kein Werk der bloßen Unterhaltung galt, auch nicht das Mindeste beifügen zu dürfen glaubten, so sind wir auch rücksichtlich der Form von unsern Gewährsmännern möglichst wenig abgewichen; wo es ohne Anstoß geschehen konnte, sind selbst die Worte, wenn auch abgekürzt, beibehalten. Bei Uebertragungen aus fremder Zunge und bei den früher noch nicht mitgetheilten Sagen, bemühten wir uns in möglichster Einfachheit und Schmucklosigkeit das Ueberlieferte wiederzugeben.

Inhaltsverzeichniß.

Sagen.

Seite

1. Der Name Preußen. 3
2. Die alten Preußen. 3
3. Herkunft der Cymbrier nach Ulmigerien. 4
4. Wie Ulmigerien ein Königreich ward. 6
5. Von der Zwietracht der Cymbrer und Urbewohner. . 6
6. Der Streit mit den Masoviern um den Zins. . . 7
7. Wie Widewuto das Land theilte. 8
8. König Widewuto's Ende. 12
9. Nadro's Tod. 14
10. Die Töchter Hoggo's. 15
11. Der Tod Pomeso's. 15
12. Ermia. 16
13. Thelmo. 17
14. Der König Waidewuttus. 18
15. Die heilige Eiche zu Romove. 19
16. Die Eiche zu Wehlau. 22
17. Der eilfjährige Krieg mit den Masoviern. . . . 22
18. Wie die Prutener um ihren Namen kämpften. . . 23
19. Die Galinder. 25
20. Das Geisterheer. 26
21. Das fischreiche Schloß bei Ragnit. 27

Seite

22. Lohn der Gastfreundschaft. 28
23 Sonne und Mond. 28
24. Die Anbetung des Hammers. 28
25. Strafe der Lieblosigkeit. 29
26. Die Erfindung des Bratens. 30
27. Wie die Preußen zuerst Christen geworden. . . . 31
28. Der heilige Adalbert in Preußen. 31
29. Der heilige Bonifacius. 34
30. Heiligenbeil. 35
31. Thorn. 37
32. Macko der Pomesanier. 38
33. Das Teufelsopfer. 38
34. Verherrlichung des deutschen Ordens. 38
35. Die Jungfrau Maria auf der Wahlstatt. . . . 40
36. Die Bekehrung der Poggesaner. 41
37. Die Unterwerfung der Samländer. 41
38. Die Bekehrung der Samländer. 42
39. Der Sturm auf Rehden. 44
40. Der leichte Sieg. 44
41. Die Teufelsplage. 45
42. Sagen von Schwentipol. 46
43. Die muthige Culmerin. 48
44. Die Hülfe der heiligen Barbara. 49
45. Das segnende Crucifix. 51
46. Der St. Marienritter. 51
47. Die Lichter auf der Wahlstatt. 53
48. Hanno's von Sangerhausen Rettung. 53
49. Das Stahlhemde. 54
50. Volrad Mirabilis. 54
51. Die Hülfe vom Himmel. 56
52. Die Hülfe der heiligen Jungfrau. 57
53. Hercus Monte und Hirschhals. 57
54. Das Nonnenkloster zu Thorn. 59
55. Der Riese Miligedo. 60
66. Der Streit um den Fischkessel. 61

Seite

57. Der Läufer ohne Kopf. 62
58. Der ſtarke Ritter. 63
59. Die zwei Grafen von Mark und von Jülich. . . . 63
60. Die Auferſtehung in Schöneck. 64
61. Der weiſſagende Rabe. 66
62. Meinhard zu Querfurt. 67
63. Der Biſchof von Fiſchhauſen. 68
64. Das Todtenglöcklein. 68
65. Die Belagerung von Fiſchhauſen. 70
66. Der Feuertod der beiden Brüder. 70
67. Das gerettete Marienbild. 71
68. Albert von Meiſſen. 71
69. Michael Rimpitz. 72
70. Die Freunde. 73
71. Vertreibung der Juden aus Preußen. 74
72. Anmahnung zur Buße. 74
73. Heinrich von Kunzen. 75
74. Kraft des Gelübdes. 77
75. Williger von Korneburg. 77
76. Das ſchwarze Roß. 79
77. Das Grab des Bruders Guntram. 80
78. Der Biß des Teufels. 80
79. Der Tod Siegfrieds von Feuchtwangen. 81
80. Der Polenwürger. 81
81. Das Gelübde zur Jungfrau. 82
82. Der himmliſche Schutz. 83
83. Der Hund des Barto. 83
84. Der Streit um die Jungfrau. 84
85. Die Rettung der jungfräulichen Ehre. 84
86. Der ruheloſe Leichnam. 85
87. Des Teufels Gehorſam. 86
88. Der wunderbare Pfeil. 86
89. Hans von Sagan. 87
90. Herr Wolfgang Sauer. 88
91. Die Nebelſchlacht. 90

Seite

92. Des Hochmeisters Ehrentisch. 90
93. Der reiche Bauer aus Niclauswalde. 92
94. Die hochmüthigen Bauern zu Lichtenau. . . . 94
95. Der Bote aus der andern Welt. 98
96. Die Tannenberger Schlacht. 99
97. Die Christburg. 100
98. Der Remter zu Marienburg. 103
99. Heinrich Reuß von Plauen. 104
100. Der entdeckte Kirchendieb. 105
101. Ladung vor Gottes Gericht. 106
102. Die Sonntagsgespenster. 107
103. Das Thornsche Fastnachtspiel. 108
104. Der Dammbruch bei Sommerau. 109
105. Der Graf von Nassau. 110
106. Der Bischof Dietrich von Cuba. 110
107. Hans von Tiefen. 112
108. Strafe der Habgier. 113
109. Die Ueberrumpelung von Elbing. 114
110. Die bewährte Unschuld. 116
111. Die Belagerung von Holland. 116
112. Das Teufelsbündniß. 117
113. Die heilige Jutta. 118
114. Heiligenlinde. 119
115. Die Eiche des heiligen Jodocus. 122
116. Das Bild der heiligen Barbara. 122
117. Heinrich Knotte, der Teufelsbanner. 123
118. Das fromme Gespenst. 124
119. Die heilige Dorothea. 125
120. Das Bernsteinrecht. 126
121. Strafe der Gotteslästerung. 127
122. Die Luftreise. 127
123. Der heilige Andreas. 129
124. Strafe der Teufelsbeschwörer. 129
125. Die Schnabelschuhe. 130
126. Der gute Engel. 130

Seite

127. Die erhängten Gäße. 131
128. Valtin Supplit. 133
129. Die entheiligte Christnacht. 135
130. Das Nachtmahl in Thorn. 136
131. Strafe des Kirchenraubes. 136
132. Der Ritt auf dem Teufel. 137
133. Das Schmerlenfließ. 137
134. Stasy die Weidlerin. 138
135. Der Irrlehrer Osiander. 139
136. Das Erdbeben in Thorn. 139
137. Die Lösung aus der Haft. 140
138. Der blutschwitzende Topf. 140
139. Der Bauer aus Plibischken. 141
140. Der Schatz bei Elbing. 141
141. Der verschüttete Milchtopf. 142
142. Die gestörten Schatzgräber. 142
143. Des Teufels Buhlin. 143
144. Der ungerathene Sohn. 144
145. Der Versucher. 144
146. Das Gelag des Teufels. 146
147. Der Kirchendieb. 149
148. Die Schmodittenschen Mägdlein. 149
149. Strafe des Fluchens. 150
150. Die Mönchgespenster. 151
151. Die fromme Magd zu Königsberg. 151
152. Rettung der Stadt Thorn. 153
153. Der Thornsche Poltergeist. 153
154. Das Blutwunder zu Rudau. 154
155. Der alte Dessauer in Litthauen. 155
156. Die Braut des Fingerlings. 157
157. Der Spuk im Schlosse zu Schlodien. 158
158. Das Licht in der Kirche zu Zaeskendorf. . . . 159
159. Der Schloßvoigt bei Tilsit. 159
160. Der Opferstein vom Rombinus. 162
161. Die weiße Frau auf der Baierburg. 165

Seite

162. Der Leichenbesuch. 167
163. Die Stadt Gumbinnen. 168
164. Der Name Stallupönen. 169
165. Der Kamövikus. 169
166. Die Einäugigen zu Narpischken. 170
167. Die Kirche zu Engelstein. 171
168. Der Glomsack zu Memel. 171
169. Die singende Meeresjungfrau. 172
170. Das Teufelswerder. 173
171. Die Rählsche Säule. 173
172. Die Messer im Dome zu Königsberg. 174
173. Die wunderbare Münze. 175
174. Die wandernde Traube zu Königsberg. 175
175. Das Kreuzthor zu Königsberg. 176
176. Der heilige Brunnen zu Königsberg. 176
177. Die sonderbare Leiter an dem Dome zu Königsberg. . 177
178. Das Bild der Eva zu Königsberg. 177
179. Der Rinau. 178
180. Die Schätze des Rinau. 179
181. Das Dorf Germau. 180
182. Die Neue Sorge. 181
183. Die Vierbrüder-Säule. 181
184. Das Archiv zu Tapiau. 183
185. Die wandernden Steine bei Ketteinen. . . . 183
186. Die Gründung von Gerdauen und Wartenburg. . 184
187. Der Bartel. 184
188. Das versteinerte Mädchen. 185
189. Der Glommensche Kesselteich. 185
190. Die 12 Ritter und die 12 Nonnen zu Kreuzburg. . 186
191. Der Schloßberg bei Kreuzburg. 188
192. Die Schätze des Kreuzburger Schlosses. . . . 189
193. Der unfruchtbare Eichwald. 191
194. Die Ausländer aus Zinten. 191
195. Die bluttriefende Hostie. 192
196. Die Gründung der neuen Kirche zu Glottau. . . 192

		Seite
197.	Die Stadt Wormditt.	193
198.	Die Krügerfrau zu Eichmedien.	193
199.	Die Männlein zu Allenstein.	196
200.	Der große Krebs zu Mühlhausen.	197
201.	Der Wurf mit dem Teufel.	197
202.	Die Kapelle auf dem Tannenberger Wahlplatz.	198
203.	Die Kirche zum Leichnam Jesu in Elbing.	198
204.	Die Teufelssteine.	199
205.	Der Kartenstein.	199
206.	Die Blutseen.	200
207.	Der Seeteich bei Elbing.	201
208.	Ursprung der Stadt Danzig.	201
209.	Erbauung der Städt Danzig.	205
210.	Der Marienbrunnen zu Danzig.	206
211.	Das Crucifix in der Marienkirche zu Danzig.	206
212.	Adam und Eva zu Danzig.	207
213.	Der Brödstein zu Danzig.	208
214.	Der Brodstein zu Oliva.	209
215.	Der Grundstein der St. Marienburg.	210
216.	Das Gnadenbild zu Marienburg.	210
217.	Die versteinerten Liebenden.	212
218.	Der Teufelsstein.	212
219.	Der unterirdische Gang im Schlosse zu Marienwerder.	212
220.	Der Todtenberg bei Marienwerder.	213
221.	Der Irrgarten bei Riesenburg.	213
222.	Die Pfarrkirche zu Culm.	214
223.	Das vermauerte Thor.	215
224.	Das flüchtende Marienbild.	215
225.	Der Schwedenstein.	216
226.	Der heilbringende Quell.	216
227.	Das englische Packhaus zu Culm.	217
228.	Die Wanderung des Marienbildes.	218
229.	Ursprung der Stadt Thorn.	218
230.	Die feindlichen Brüder.	219
231.	Die schwarze Jungfrau.	220

***

Seite

232. Die umgehenden Feldmeſſer 221
233. Urſprung des Namens Conitz 221
234. Die eingeſperrte Peſt 222
235. Die Hülfe 222
236. Der Bauer aus Konarzyn 224
237. Der Schreckenbrunnen 224
238. Der Schloßer bei Kenſau 225
239. Das Geſpenſt in der Tuchelſchen Haide . . . 226
240. Die Görzdorfer Glocke 227
241. Das Glockenbruch 227
242. Die lederne Brücke 228
243. Das Marienbild zu Jacobsdorf 229
244. Die Glocken zu Jacobsdorf 231
245. Das Geſpenſt auf dem Ostrowitſchen See . . . 232
246. Die verſteinerten Tänzer 232
247. Das Schmochthal 233
248. Die Schlangenberge 233
249. Urſprung der Stadt Baldenburg 234
250. Die goldene Wiege 235
251. Der See Sbonkowo 236
252. Der See bei Luczmin 237
253. Die Gründung des Kloſters Polniſch Krone . . 238
254. Der Looſee 239
255. Der Pfaffenſee 240
256. Die Entſtehung des Namens Pelplin 241
257. Das Grab des Rieſenweibes 241
258. Die Bekehrung der Ordſter 242
259. Die Staroſt von Seekath 243
260. Der wilde Jäger auf dem Bullerberge . . . 244
261. Die Jungfrauen in dem Braheflusſe 244
262. Der Bau der evangeliſchen Kirche zu Schöneck . . 245
263. Urſprung der Stadt Berend 246
264. Das Berendſche Wappen 247
265. Der König im Lauenburger Berge 248
266. Der Schloßberg bei Bütow 248

Seite

267. Die Jungfernmühle 250
268. Der Hexensee 251
269. Das versteinerte Ehepaar 251
270. Die versunkenen Jäger 251
271. Die versunkene Orgel 252

Anhang.

Meinungen und Gebräuche.

1. Litthauische Hochzeitsgebräuche 255
2. Das Speckopfer 257
3. Die Barstucken 258
4. Die Schlangen 258
5. Die Wachholderbäume 259
6. Die Entdeckung eines Diebes 259
7. Der Seelentisch 260
8. Das Bockheiligen 261
9. Das Viehaustreiben 263
10. Der Hexenglaube 263
11. Das Beschwören 267
12. Die Nachtwandler 273
13. Die Blutsauger 275
14. Die bedeutungsvollen Tage 277
15. Vorbedeutungen und Anzeichen 279
16. Sympathetische Mittel und Kuren 282
17. Die Todtenurnen 283
18. Vermischtes 285

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	1	Zeile	1 v. u.	statt Luc. David 1.	ließ Luc. David 1
—	28	—	8 v. u.	— Celtische	— Lettische,
—	36	—	1 v. o.	— Waidewutis	— Waidewutas.
—	40	—	19 v. o.	— S. 1.	— §. 1.
—	44	—	10 v. o.	— Par. III. c. b. fol.	— Trakt. III. c. 6.
—	—	—	5 v. u.	— Switrigail	— Switrigail.
—	48	—	6 v. u.	— historic.	— historia.
—	61	—	6 v. o.	— Annentag	— Agnestag.
—	79	—	3 v. o.	— Onkaim	— Oukaim.
—	92	—	3 v. u.	— Jüngingen	— Jungingen.
—	136	—	10 v. u.	— Zerneke	— Zerneke.
—	154	—	12 v. o.	— Zerneke	— Zerneke.
—	174	—	11 v. u.	— Relnensl	— Rehlensi.
—	221	—	2 v. u.	— Chronic.	— Conic.

Die Volkssagen

Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens.

---

1. Der Name Preußen.

Man hat viele Sagen und Meinungen darüber, woher der Name Preußen entstanden sei. Eine davon ist folgende: Der Name stammt her von dem lateinischen Worte Borussia. Dieses Wort aber ist auf folgende Weise entstanden: die Preußen wohnen unterhalb den Russen; unterhalb oder unten heißt im Polnischen pod und im Altpreußischen po, und daraus hat man [illegible] gemacht Porussi oder Borussi, das heißt: die unterhalb den Russen Wohnenden. (Vergl. Nr. 18. unten.)

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen, Th. 3. 73. — Voigt, Gesch. Preußens, I. 607 flg.

2. Die alten Preußen.

In dem Lande zwischen der Weichsel und Memel haben in uralten Zeiten viele Völker gewohnt, die allerlei Namen hatten; sie hatten aber keine Städte, keine Dörfer, keine Häuser. Sie waren wild und barbarisch; sie brauchten nur Kleider, die sie aus Schilf machten; ihre Fürsten nannten sie Masos. Diesen gaben sie als Steuer ihre schönsten Kinder. Ihre Zeit brachten sie zu mit Schlafen. Mit den Weibern waren sie ganz ohne Schaam, sie vertauschten sie wie es ihnen gefiel; sie hatten viele Weiber, aber sie zeugten wenige Kinder.

Lucas David, 1. 10—11. — Simon Grunau, tractatus 2. c. 1.

3. Zug der Cymbrier nach Ulmigerien.

Nachdem die Gothen von Marsés aus Italien verjagt waren, zogen sie zuerst nach Westphalen und wohnten in einem Orte, der noch jetzt von ihnen den Namen Göttingen führt; aber sie wurden auch von dort vertrieben und nach Cymbria oder Dänemark gewiesen. Es herrschte zu der Zeit in diesem Lande ein Fürst Theudott genannt. Diesem grauete vor den Gothen; und als sie zu ihm Botschaft geschickt hatten, ihn zu bitten um einen Ort Landes, in welchem sie gegen Entrichtung eines Tributes wohnen könnten, antwortete er ihnen: wie in seinem Reiche eine Insel wäre, Klein-Cymbria genannt, welche ein aus Scandia verjagtes Volk inne hätte, das ihm zum Trotze darin säße und ihn nicht als Herrn anerkennen wolle; wenn die Gothen ihm einen Tribut geben und die Scandianer vertreiben wollten, so möchten sie das Land einnehmen. Die Scandianer aber hatten vorher in Albion gesessen, und waren um ihrer Untreu willen von dem Könige Drusius nach Norwegen in die Verbannung geschickt, was damals Scandia hieß, von dem sie den Namen erhielten. Von dannen waren sie nach Cymbria gezogen, und hatten zuletzt auf der Insel Klein-Cymbria ihren Wohnsitz genommen.

Die Gothen gingen den ihnen von Theudott gemachten Vorschlag ein, und ihr Fürst Wißbo schickte zu den Scandianern nach Klein-Cymbrien und ließ ihnen sagen, wie ihm Theudott das Land, darin sie wohnten, verliehen hätte, dieweil sie ihn nicht als ihren Herrn erkennen wollten, und die Gothen es um einen Tribut angenommen; sie möchten sich also entscheiden, ob sie das Land gutwillig räumen, oder ob sie darin ferner wohnen wollten und davon zinsen, oder endlich ob sie um selbiges kämpfen wollten. Das Volk in Klein-Cymbria hatte zwei Herren, die

es für Könige hielt, genannt Bruteno und Widewuto; diese hielten mit ihren Edelingen einen Rath: was zu thun; sie, die geborne Herren wären, möchten sich nicht entschließen unterthan zu werden; auf einen Kampf könnten sie sich nicht einlassen, da es ihnen unmöglich war, den mächtigen Gothen Widerstand zu leisten; so beschlossen sie das Land zu räumen, und sie machten einen Vertrag darüber mit den Gothen, welche beschworen: daß sie die Scandianer in den neuen Sitzen ungekränkt lassen würden. Die Insel Klein-Cymbria ward nachgehends von den Gothen, die sie einnahmen, Gothland genannt; und dieselbigen bauten dort ein Schloß, das sie nach ihrem Fürsten Wyesboa nannten, und heißt noch heutigen Tages Wisby.

Bruteno aber und sein Bruder Widewuto setzten sich auf Flöße und fuhren durch Cronus (die Ostsee) und Hailibo (das frische Haff) und kamen in das Land Ulmigeria, wo sie ein Volk fanden ganz unerfahren. Hier schlugen sie ihre Gezelte auf, bauten nach ihrer Weise Schlösser und Dörfer, und warfen sich theils mit Güte, theils mit Gewalt, theils mit Hinterlist zu Herren des Landes auf. In selbigem fanden sie Honig, von dem sie ein Getränk bereiteten, während sie von Anbeginn Molken getrunken. Die Ureinwohner von Ulmigeria wurden auch von den Cymbrern zu ihrer Lebensweise geführt, so daß mit der Zeit beide Theile dem Trunk heftig ergeben waren und zugleich gewaltige Kriegsmänner wurden.

Chronik des Bisch. Christian bei Simon Grunau. Tract. II Cap. 2. (ungedruckt) und Luc. David Th. I. S. 15. 16.
Waissel's Chronika alter Preussischer Historien fol. 8
Dusburgs kurzer Auszug der preuss. Chroniken. c.

4. Wie Ulmigerien ein Königreich ward und einen andern Namen erhielt.

Die Ulmigerier waren dem Fürsten von der Masau vor der Ankunft der Cymbrer tributpflichtig gewesen, letztere aber wollten keinem denn einem selbstgewählten Herrn dienen. Und deshalb versammelten sich zu einer Zeit alle Kriegsmänner und beschlossen einen König zu küren. Die Wahl aber fiel auf Bruteno. Dieser sprach jedoch: er könne solche nicht annehmen, da er sich zum Dienste der Götter verpflichtet habe, und brachte seinen Bruder Widewuto in Vorschlag, der ein sehr beherzter Mann sei und das Volk brüderlich regieren werde. So wählten sie letzteren und krönten ihn zum Könige. Widewuto aber mit allem Volke verwilligten Bruteno zu haben zum Oberherrn, und nannten ihn Kriwe Kriwaito, das ist: unser Herr nächst Gott, und versprachen ohne seinen Willen nichts zu thun, sondern ihn zu hören wie Gott selbst; das Land aber nannten sie Brutenia und beschlossen niemandem zu dienen und zu opfern als ihren Göttern. Darauf baute Bruteno bei einer sechs Ellen dicken Eiche für die Götter Pakollo, Potrimpo und Pikollo, für den Kriwe Kriwaito und die Waidelotten oder Priester eine besondere Wohnung, die er Rikaito nannte. Widewuto aber baute zwischen Creno und Hailibo ein Schloß und nannte es Roytto, später Reitenburg auf der Rerung, von welchem aus er das Land regierte.

Chron. des Bisch. Christian b. Sim. Grunau Tr. II. Cap. 2. und Luc. David Th. I. S. 17.

5. Die Zwietracht der Cymbrer und Urbewohner.

Als der König Widewuto den Meth zu bereiten erfunden, ergaben sich die Cymbrer bald der Trunkliebe. Da

überhoben sie sich ihrer Macht und hielten die alten Bewohner mit hartem Zwange zur Dienstbarkeit an. Darüber wurden diese zuletzt unwillig, machten einen Aufstand und verbrannten der Cymbrer etliche hundert, sammt ihren Häusern, Weib u. Kind, denn sie meinten, dies wäre nicht erschlagen, was durch die von Bruteno aufgerichteten Satzungen der Götter untersagt war. Um dieser Dinge willen hielten Widewuto und Bruteno zu Rikaito vor den Göttern einen Rath. Da wurde bestimmt: daß niemand den andern verachten, und auch keiner einem andern zur Arbeit verpflichtet sein sollte; bedürften die Edelinge fremder Hülfe, so sollten sie solche erbitten und zur Entgeltung dafür Meth darreichen; zu Edelingen wurden aber die gemacht, welche am schnellsten zu Pferde waren; dieselben übten sich auf Fechten und Reiten, wie bei andern Völkern Sitte ist, und während sie früher einfältig gewesen, wurden sie nun tückisch und verschlagen.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 3. und L. David Th. I. S. 19—20.

6. Der Streit mit den Masoviern um den Zins.

Als die Cymbrer sich Ulmigeriens bemächtigt, da beschlossen sie, dem Fürsten der Masau, Andielaus oder Anthonos genannt, den bisher mit den schönsten Kindern entrichteten Tribut nicht länger zu gewähren. Da nun dieser mehrmals vergeblich solchen in Güte gefordert, so ließ er ansagen, wie er selbst kommen werde, ihn zu holen. Dies nahmen Bruteno und Widewuto an und warteten sein an der Gränze. Anthonos war unerschrocken und erlangte mächtige Hülfe von Roxolanien, jetzt Rußland, mit welcher er die Brutener schlug und viele Jünglinge gefangen hinweg führte. Nachdem solche aber bei ihm die Kriegeskunst erlernt hatten, entflohen sie wieder in ihre

Heimath und theilten das Erlernte ihren Brüdern mit. Da entbot Bruteno den ganzen Adel des Landes nach Rikaito. Als sie nun alle versammelt waren, kam ein mächtig Gewitter mit Donner und Blitzen, in welchem sie meinten, daß Gott Perkunos vom Himmel niedersteige. Dies nahm sich Bruteno zum Wahrzeichen, und sagte: wie die Götter befohlen hätten, sie alle sollten auf Anthenos und sein Volk ziehen; die Götter würden sie geleiten. Dann gab man allen, die versammelt waren, genug des Methes zu trinken. Darauf brachen sie in das Land des Feindes und erwürgten Anthenos sammt Zweyboch, den Fürsten von Rogolanien, erschlugen viel Volk in der Masau, und kehrten mit reicher Beute heim. Des Anthenos Sohn, Czanwig, erkannte wohl, daß er den Brutenern im Streite nicht gewachsen sei, und kam deshalb zu Bruteno und Widewuto, opferte den Göttern derselben und schwor, daß er solche für seine gnädigsten Götter halten wolle, bat auch um Volk, daß er zur Bezeugung seiner Andacht den Göttern ein großes Opfer thäte. Als ihm dies vergönnt war, ließ er auf einem freien Felde ein weißes Pferd zu Tode rennen und danach verbrennen. Von da kam es, daß Niemand im Lande ein weißes Pferd mochte reiten, sondern man mußte sie für die Götter halten. So ward Friede zwischen dem Volke der Masovier und Brutener; jedoch ist eins dem andern nicht gut bis auf diesen Tag.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 3. und L. David. Th. I. S. 42 fg.
S. Grunau's Chronik. Tract. III. Cap. 5.
Chronic. Sebast. Möleri Canonic. Gutstad. (ungedruckt).

7. Wie Widewuto das Land unter seine Söhne theilte.

Als Widewuto 116 und Bruteno 132 Jahr alt war, da wollten sie die Ihren versorgen, damit jeder wohl wisse,

was auf ihn treffe, und kein Hader über die Theilung entstehe. So versammelten sie alles Volk zu Rikaito und verkündeten, was geschehen solle.

Zum ersten nahm der Krive Kriwaito einen Beck und tödtete ihn vor der heiligen Eiche um ihrer aller Sünde willen; das Fleisch brieten sie mit den Blättern der Eiche, verzehrten es und tranken dazu Meth. Am andern Morgen früh setzten sich Widewuto und Bruteno vor der Eiche nieder und riefen zuvörderst jenes ältesten Sohn herbei, welcher hieß Lytpho oder Litthuo, und sprachen zu ihm: Gelobest du unsern gnädigen Göttern Andacht und ihrem Kriwaito Gehorsam und daran zu setzen Leib und Gut, so jemand sie verringern wollte in ihrer Ehre? worauf Litthuo sprach: ich gelobe es bei der Strafe meines Gottes Perkuno, der mich tödten soll durch sein Feuer, so ich meinen Eid nicht halte. Da sprach Bruteno: so lege deine Hand auf das Haupt deines Vaters und danach rühre die heilige Eiche an. Und also that er. Danach sprach Widewuto: du sollst Herr sein im Lande von Boiko (Bug) und Noemo (Niemen), den fließenden Wassern bis an Thamsoan den Wald. Und er nahm es mit der Zeit ein, und bauete sich eine Feste, die nannte er nach seinem Sohne Gartho (Grodno); das Land aber erhielt von ihm selbst den Namen Litthauen. Gartho gewann auch mit der Zeit ein mächtig Land und hielt sich ganz königlich, hatte auch viele Bajoren zu Söhnen.

Danach theilte Widewuto dem Samo, seinem zweiten Sohne, das Land von Crono und Hailibo bis auf Skara das Wasser, und er nahm es mit der Zeit ein, und ward nach ihm Samland genannt. Er bauete sich auf einem mächtigen Sandberge, der zum Theil geschüttet ward, die Feste Gailgarwo (Galtgarben). Dieser Samo hatte mit den Seinen eine sonderliche Lebensweise; denn sie waren

andächtiger wie die übrigen Brutener und wählten auch einen besonderen Eichwald zu ihrer Andacht aus, in welchem sie einen Haufen Schlangen zu Ehren ihrer Götter unterhielten. Samo ließ weniger Kinder als seine Brüder, denn sein Weib Pregolla ertrank in dem Flusse Skara, davon dieser den Namen (Pregel) erhielt.

Der dritte Sohn Sudo bekam das Land zwischen Crono, Skara und Curtono (das kurische Haff), was er zu seiner Zeit einnahm und nach seinem Sohne eine Feste Perpeylko erbaute; das Land aber ward nach ihm Sudauen genannt. Das Volk, das darin wohnte, hielt sich von Anbeginn ehrbar und däuchten sich alle Edelinge, weil sie allein mit Sudo einen mächtigen König des Venederlandes, jetzt Russisch Litthauen, besiegt. Die Sudauer aber sind bis auf den heutigen Tag ein lustig Volk geblieben, das seine größte Freude im Trinken hat.

Radeau, der vierte Sohn, huldigte auch, wie seine Brüder, und ihm ward zugetheilt das Land zwischen Skara, Boiko und Curtono, was von ihm Radrauen genannt ward und in dem er eine Feste, genannt Staymto, erbaute.

Scalawo, dem fünften Sohne, ward gegeben das Land zwischen Pregolla, Curtono, Niemo und Rango dem Wasser. Er nannte selbiges Scalawonien (Schalaunen). Die Bewohner aber sind von Anbeginn gewesen ein unlustiges Volk und ungetreu und fanden ihre größte Seligkeit im Schlafen, so daß ihre Trägheit im ganzen Lande zum Sprichwort ward.

Ratango, der sechste Sohn, huldigte wie seine Brüder, und ihm ward zugeeignet das Land zwischen Pregolla, Alla, Bassaro (Passarge) und Hailibo, und er nahm es mit der Zeit ein und wohnte auf Honeda (Balga) dem Schlosse; das Land aber ward Ratangen genannt. Ratango hatte einen Sohn Lucygo, dem zugeeignet ward

Royto die Burg, und Crono, das Waſſer; denn er war ein Mann, dem Fiſcherei lieb war. Dieſer fand auch zuerſt den Bernſtein.

Barto, der ſiebente Sohn, erhielt das Gebiet die Alla aufwärts bis an Licko (Lyck) das Waſſer, und bis an das Land ſeines Bruders Lytpho, nannte es Bartenland und baute darin eine Feſte Barto (Bartenſtein). Dieſer hatte viel Kinder, deren jegliches ein König war und ſich eine Feſte baute. Denn ſie waren ſehr haderhaftig und hatten viel Feindſchaft, ſonderlich mit den Erben Natango's, um Lucygo's willen, dem Widewuto etwas Beſonderes zugeeignet hatte, da ſie doch ſo nahe daran geweſen wären, wie Natango's Sohn.

Der achte Sohn, Galindo, bekam die Lande gelegen von Kaboſo bis an die Gränzen der Maſau; das Land hieß von ihm Galindien, und die Burg nannte er Galindo, ward auch nachgehends Galinderberg genannt. Das Volk wurde mit der Zeit mächtig und führte viel Kriege mit den Maſuren.

Dem neunten Sohne Warmo verlieh der König die Lande an der Rava (Nariensee) und Baſſora. Er baute ſich eine Feſte, die er Tolo nannte. Von ihm ward das Land zu lateiniſch Warmia genannt, zu deutſch aber heißt es Ermeland von ſeiner Gattin Ermia.

Hogge, dem zehnten Sohne, überwies der König das Land zwiſchen Weſeke, Baſſaro, Druſino (Drauſen) dem Waſſer. Er baute ſich eine Feſte Tolko (Tolkemit), nachher Schafsberg genannt. Das Land aber ward geheißen das Hoggerland (Hockerland) oder auch nach ſeiner Tochter Poggezana Poggeſanien.

Dem elften Sohne des Königs, Pomeſo, ward zugetheilt das Land zwiſchen Weſeke, Mokra (Oſſa) Royta (Rojath) Iſtula (Weichſel) bis an die Gränzen der Ma-

sau, und es ward nach ihm Pomesanien genannt. Er hatte keine Burg, die ihm zur festen Wohnung diente, sondern wo es ihm am besten gefiel, da wohnte er unter einem Gezelte. Er hatte sehr viel Kinder, die alle wie der Vater Riesen und Könige waren, und diese bauten sich die Festen zu Risno (Risenburg), Bolto, Weso und Nargoltons.

Der zwölfte Sohn Widewuto's, Chelmo, erhielt das Gebiet zwischen Mokra, Istula und Driwantza (Drewentz). Er baute sich eine Feste und nannte sie nach seinem Namen Chelmo, jetzt Althaus Culm, und eine andere, die er nach seinem Sohne Potto hieß (Potterberg). Das Land aber heißt noch heute von ihm Culmerland.

Chron. des Bisch. Christian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 59 fg.

8. König Widewuto's Ende.

Als König Widewuto ob seines hohen Alters nicht mehr wie sonst seine Heere zum Siege zu führen vermochte, da richteten des Landes Feinde ein großes Bündniß auf, daß sie die Brutener mit Heeresmacht überzögen. Als Widewuto dies kund ward, und er gegen die großen Ausrüstungen der Feinde keinen andern Rath bei sich befand, denn daß er sich den Göttern selbst opfere, um so den Seinen mehr Herzens zu machen und sie anzufeuern, seinen Tod zu rächen, so eröffnete er seinem ältesten Sohne sein Vorhaben, ihm zu Gemüthe führend, wie die Benachbarten fast rings umher in Ausrüstung wären, die Brutener zu überziehen oder gar zu vertilgen, er aber mit hohem Alter beladen und unvermögend sei, solchen schweren Krieg durchzuführen, demnach er beschlossen habe, sein nunmehr unnützes Leben im Feuer zu opfern, auf daß er mit den Göttern sich unterreden und Hülfe zu diesem Kriege

erbitten könne. Befahl also dem Sohne, wenn sein feierliches Begängniß gehalten und seine Asche verwahrt sei, den Kampf rühmlich zu beginnen und die Götter im Uebrigen walten zu lassen, deren Hülfe ihm dann nicht entstehen werde.

Darauf ließ Widewute vor der großen Eiche zu Romove einen hohen Holzhaufen aufrichten, auf den das Volk brennende Fackeln warf, so daß die Flamme mit großem Gepraſſel in die Luft stieg. Demnächst brachten sie die Opfer an kleinem und großem Viehe, sonderlich Ochsen mit vergoldeten Hörnern, deren Eingeweide sie in die Gluth warfen. Der König selbst stand herrlich bekleidet, eine goldne Schaale mit Meth, den er einer großen schwarzen Kuh zwischen die Hörner goß, haltend; den rechten Fuß und den linken Arm hatte er unbekleidet, und sprach also ein feierliches Gebet: „Ihr Götter des Meeres und der Erden, ihr Götter der Nacht und Finsterniß, ihr, die ihr in diesen Wäldern und an diesem geheiligten Orte euren Tempel und eure Wohnung habt, die ihr den feurigen Blitz vom Himmel hinabwerfet und mit Donner der Menschen Herz erschrecket, die ihr Ungewitter und Regen aussendet, die ihr unter den Wolken und bei dem lichten Monde euren Haushalt habt und mit schnellen Flügeln durch die Luft fahret, schauet an dies Opfer, schauet an mich, der ich zur Aufopferung bei diesem heiligen Altare geweiht werde, und nehmet mich, als den König, der sich für sein Volk im Flammentode dargiebt, gnädig an; aber unsre Feinde sendet Schrecken, Furcht, Flucht und Kraftlosigkeit im Kampfe; verleihet meinen Brutenern Sieg, so will ich mich freiwillig für mein Land opfern.“ Nach dieser Rede stürzte er sich sonder Zagen inmitten der Flammen. Darauf führten die Obristen des Volks und die Jünglinge einen Kriegsreigen mit kläglichem Jammer und Geschrei um den

Scheiterhaufen und ſchlugen dreimal mit den Waffen an einander, daß es durch die Luft ertönte und durch die Wälder weit und breit erſchallte. Alſo entbrannten ihre Herzen, daß ſie kühn wurden, und ſie ſchrieen Alle, jung und alt, zu den Waffen und verbanden ſich zuſammen, der Götter Hülfe durch ihres Königs Opfer gewärtig, gegen den Feind zu ziehn.

Eine andere Sage aber berichtet: daß ſich außer Widewuto auch Bruteno, ſein Bruder, freiwillig im Feuertode geopfert, und das Volk beide nachher als Götter, jenen unter dem Namen Iſſwambrato, dieſen unter dem Wurßkaito verehrt habe.

Casp. Schütz Historia fol. 4 fg.
S. Grunau Tr. II. C. 5. Tr. III. C. 3.
L. David. Th. I. S. 78 fg.

9. Nadro's Tod.

Nach dem Tode Bruteno's, des Kriwe Kriwaito, entſtand ein Zwiſt darüber, wer ſein Nachfolger ſein ſolle. Denn ein Theil der Waidelotten ſagte aus: daß die Götter aus der heiligen Eiche verkündigt hätten: Brudona, der Bruder von Nadro's Weib, ſolle Kriewe ſein, Andere aber: ſie hätten Apeles, den Bruder von Lytpho's Weibe, verlangt. Nadro jedoch, in deſſen Gebiet Rikaito lag, ſetzte ſeinen Schwäher ein. Darüber entbrannte Lytpho in Zorn und begann ſeinen Bruder feindlich zu verfolgen, ſo daß dieſer von deſſen Knechten in den Fluß Boyko gejagt ward, allwo er ertrank. Um dieſes Frevels willen ward Lytpho von dem Heiligthume in Rikaito gebannt, darum er in ſeinem Lande einen Kriwaito ſonderlich erwählte und ein eignes Heiligthum gründete. Doch die wichtigſten Opfer

ſendete man auch nachgehends noch nach Rikaito und leiſtete den Geboten der dortigen Götter Gehorſam.

Chron. des Biſch. Chriſtian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David. Th. I. S. 64. Anm. und S. 79.

10. Die Töchter Hoggo's.

Hoggo hinterließ keinen Sohn, ſondern drei Töchter: Mita, Cadina und Poggezana. Mita vermählte ſich, wohnte auf Tolko, der Feſte ihres Vaters, und hatte viel Kinder. Auch Cadina vermählte ſich und hatte viele Kinder; ſie erbaute eine Burg, die ſie nach ihrem Namen nannte. Die dritte, Poggezana, wohnte in einem Eichwalde und blieb Jungfrau Zeit ihres Lebens. Sie war eine Waidelottin und ward darum geehrt von ihren Schweſtern und Schwähern, ſo daß, was ſie gebot, wie Gottes Wort gehalten ward. Noch in ſpäteren Jahren konnte das Volk nicht genug erzählen, wie milde ſie geweſen, und wie ſie mit den Göttern getanzt habe, welche um ihretwillen den Leuten alles gaben, was ſie begehrten. Von Geſtalt war ſie aber eine Heunin; denn ihr Hauptring, der noch im Jahre 1499 in dem Nonnenkloſter zu Elbing, das von ihrem Wohnſitze nur viertauſend Schritte entfernt war, gezeigt ward, war inwendig eine Elle weit, und von der Breite einer guten Mannshand; er war von ſolchem Stoff und ſolcher Arbeit wie die Armbrüſte; vorn hatte er einen Stein und ein viereckiges Blech mit einem Bilde, Fingers dick und einer Spanne lang.

S. Grunau Tr. II. Cap. 4. zum Theil nach Biſch. Chriſtian. L. David Th. I. S. 73.

11. Der Tod Pomeſo's.

Pomeſo und ſeine Söhne waren den Maſoviern feind um des Zinſes willen, den ſie von ihnen forderten, und

ſie thaten einen Zug in die Maſau, bei dem Pomeſo mit ſeinen ſechs Söhnen gefangen ward. Doch entkam er ſelbſt bald wieder aus der Haft, die Söhne aber tödteten die Maſovier. Nicht lange danach begab es ſich, daß, als Pomeſo's Tochtermann Quidzino, dem ſelbiger eine Burg gebaut und nach ſeinem Namen Quidzin (Marienwerder) genannt, auf der Jagd einen Eber verfolgte, letzterer über den damals gerade gefrornen Weichſelſtrom in das Land Welida (Pommerellen) ſeine Flucht nahm. Quidzino, nicht nachlaſſend, kam gleichfalls in dies Land und traf dort auf deſſen Fürſten, welcher ihn fragen ließ, was er da wolle, und als Quidzino eine ſpöttiſche Antwort gab, denſelben erſtach. Pomeſo, um dieſen Mord zu rächen, ſammelte die Seinen, fiel in das Land Welida ein und verheerte ſolches weit und breit. Als er aber mit dem geraubten Gute zurückkehren wollte, war der Strom aufgegangen. Darüber ereilt ihn der Fürſt von Welida, nimmt ihm alles ab, und erſchlägt ihm ſein Volk, Mann bei Mann. Pomeſo ſelbſt ſtürzt ſich mit ſeinem Pferde in die Weichſel um durchzuſchwimmen, doch der Fluß reißt ihn fort, ſo daß er ertrinken mußte. Widewuto und Bruteno, der Kriwaito, brachten darauf ihren Göttern Opfer und fragten an, ob ſie Pomeſo's Tod rächen ſollten an dem Fürſten von Welida. Die Götter aber verboten es.

Chron. des Biſch. Chriſtian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 72.

12. Ermia.

Warmio, der neunte Sohn Widewuto's, ſtarb noch vor dem Vater und hinterließ ſeine Gattin Ermia mit kleinen Kindern. Da nahm ſich Ermia der Herrſchaft an, und regierte das Land lange und mit großer Klugheit, gab auch viele weiſe Geſetze, die noch vorhanden ſind. Den

Tod der Söhne des Pomeſo, ihres Mannesbruders, rächte ſie an den Maſoviern. Denn ſie fing den Sohn des Fürſten, Lottko, mit Weibern und Kindern und ließ ſie alleſammt zu ſechsundzwanzig tödten. Dies machte ihr einen größeren Namen. Ermia hatte aber eine Magd von großer Schönheit. Dieſe gewann ihr Sohn lieb und begehrte ſie von der Mutter zum Weibe. Ermia wollte jedoch um des geringen Standes nicht darein willigen. Die Liebenden waren aber ſchon zu weit gegangen, und die Magd tödtete in der Verzweiflung ihres Herzens die Herrin.

Chron. des Biſch. Chriſtian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und bei L. David Th. I. S. 71.

13. Chelmo.

Chelmo, der zwölfte Sohn Widewuto's, gerieth in einen Zwiſt mit den Sarmaten oder Polanern, fiel in ihr Land ein, zerſtörte daſſelbe weit und breit und trieb eine Menge Volks mit ſich zurück, das er in ſeinem Lande hin und her vertheilte. Um ſich vor einer Entgeltung zu ſichern, machte er Freundſchaft mit den Maſoviern, und nahm die Tochter des Fürſten der Maſau zum Weibe. Dieſelbige brachte ihn aber zur Anbetung ihrer Götter, ſo daß er die ſeines Vaters und ſeiner Brüder verachtete. Deshalb und um anderer Urſachen luden ihn Widewuto und der Kriwaito vor nach Rikaito, um den Göttern Antwort zu geben. Es begab ſich aber, daß, als er, der Ladung folgend, aus ſeinem Reiche abweſend war, die Sarmaten in ſelbiges einfielen, die Feſten eroberten und zerſtörten, alles Volk erſchlugen, das ganze Land verwüſteten, und, bevor Chelmo heimzukehren vermochte, unverſehrt wieder zurückzogen. Dies legten ihm der Vater und die Brüder als eine Strafe dafür aus, daß er ihre Götter verachtet hätte, und gewährten ihm keine Hülfe. Dadurch ward Chelmo

ſo arm und geringe, daß er nach dem Tode Widewuto's ſich zu den Maſuren begeben mußte, welche ihm, nachdem er ſich zu Dienſtbarkeit und einem Tribut verpflichtet, halfen, daß er ſich aus Sarmatien Volk und Güter wiederholte und damit ſein Land beſetzte. So geſchah es, daß die Maſovier in das Land kamen, und es ſich zuletzt zu eigen machten.

Chron. des Biſch. Chriſtian bei S. Grunau Tr. II. Cap. 4. und L. David Th. I. S. 77.

14. Der König Waidewuttus.

Wir haben oben mehrere Sagen von Widewuto oder, wie er auch genannt wird, Waidewuttus, mitgetheilt, namentlich die, wie er König ward. Hierüber lebt auch noch folgende Sage: Ungefähr vierhundert Jahre nach der Geburt Chriſti (375) wurde das wilde Volk der Alanen, das am kaſpiſchen Meere wohnte, von den Hunnen geſchlagen. Sie durften Schande halber nicht in ihr Vaterland zurückkehren, ſie zogen daher weit weg, durch viele Länder und über viele Ströme, und ſetzten ſich endlich in dem Lande feſt, das jetzt Preußen heißt. Sie waren aber ſehr ſtreitſüchtig, und konnten ſich daher nicht unter ſich, viel weniger mit den alten Einwohnern dieſes Landes vertragen. Da war unter ihnen Einer mit Namen Waidewuttus. Der trat auf, und ſprach zu ihnen und den Einwohnern des Landes, ſie ſollten keinen Krieg unter ſich anfangen, ſondern friedlich zuſammentreten und berathſchlagen, was zu thun ſei, um den Frieden unter ſich zu behalten. Das thaten ſie. Als ſie nun Alle beiſammen waren, und keinen Rath finden konnten, da ſprach zu ihnen Waidewuttus, der ein ſehr verſtändiger Mann war: Sehet an die Bienen: ſie haben alle ihren Bojotevas (das iſt König), dem gehorchen ſie, und darum iſt es ſo ordentlich und

ruhig bei ihnen. Wählet auch Ihr einen König, dem Ihr Alle gehorchet: dann werdet Ihr Ruhe unter einander haben! — Das sahen alle versammelten Völker ein, und weil Waidewuttus den verständigen Rath gegeben hatte, riefen sie Alle mit Einer Stimme: Waidewuttus soll unser König seyn! — Er nahm das an, weil er dazu gerathen hatte.

Kojalowitz Historia Lith. P. I. L. I. p. 10.
Erasmus Stella Antiq. Borr. L. 2.

13. Die heilige Eiche zu Romove.

In dem Lande Preußen, da wo nachher das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit stand, war vor Zeiten eine berühmte preußische Stadt, die hieß Romove. Den Namen hatte sie daher: die alten Preußen hatten einen Feldzug nach Rom gemacht; als sie nun zurückkehrten, bauten sie eine neue Stadt, welche sie, zum Andenken an die Stadt Rom, Roma nova nannten. Daraus entstand nachher der Name Romove. In dieser Stadt stand eine uralte Eiche, welche vor allen heiligen Eichen des Preußenlandes besonders in Ehren gehalten wurde, und unter welcher sie ihre vornehmsten Götter anbeteten. Dieselbe Eiche ist 6 Ellen dick zwergüber gewesen, oben sehr breit, und so dicht, daß weder Schnee noch Regen hat hindurchdringen können. Was aber am meisten zu verwundern war, so ist sie im Winter und Sommer grün geblieben. Um sie her waren gezogen seidene Vorhänge, 8 Ellen hoch; diese wurden von den Waidelotten oder Priestern nicht abgezogen, es sei denn an den größten und vornehmsten Festtagen, oder wenn von weit her ein vornehmer Preuße mit reichen Opfern gekommen war. Die Götter, welche dort verehrt wurden, waren drei, und hießen: Perkunos, Pikollos und Potrimpos; Perkunos war der vornehmste, der Gott des Don-

ners, er war von mittelmäßigem Alter, sein Bart und Haar waren kraus und schwarz, mit Feuerflammen gekrönet, das Angesicht war feuerroth, aufgeblasen und zornig. Pikollos war der Gott des Todes; er war ein alter langer Mann mit einem grauen Barte; das Gesicht von bleicher Todtenfarbe, das Haupt mit einem Tuche umwunden; er schaute von unten nach oben. Potrimpes war der Gott des Getreides und des Krieges. Er war ein junger Mann und schaute das Bild des Perkunos an mit einem fröhlichen lachenden Gesichte; er hatte keinen Bart, sein Gesicht war mit Kornähren gekrönt. Die Götter wurden verehrt mit allerlei Gaben und Geschenken; das angenehmste Geschenk war ihnen das Blut der Feinde, vornehmlich der Christen; und wenn ein Christ in das Innere der seidenen Vorhänge und das Angesicht der Götter geschaut hatte, so waren diese den Ihrigen nicht früher wieder zum Heile, als bis ihnen das Blut desselbigen Christen geopfert war. Die Eiche selbst war so heilig, daß ein Mensch oder sogar ein Stück Vieh, welches von ihren Blättern eins am Halse trug, dadurch allem Unglücke entging. Sie hat noch lange zu des Ordens Zeiten gestanden, und die Preußen beteten sie noch heimlich an, selbst nachdem sie Christen geworden waren. Derohalben ließ auf Bitten des Bischofs von Ermeland, der Hochmeister Winrich von Knipprode durch den Obersten Heinrich von Schnidekopf sie umhauen. Aber wie nun auch die Eiche zerstört war, da wollte doch noch lange von dem Platze das Blut nicht weichen, welches von den vielen daselbst geopferten Menschen herrührete, und man hörte, wahrscheinlich auf Anstiften des Teufels, der die Preußen wieder zum Heidenthume verführen wollte, gar oft um denselben Ort grausame Ungewitter, Donner und Blitz und ein Sausen und Stürmen, als wenn die Zweige und das Laub der

Eiche noch weheten. Dabei ließen ſich allerlei unförmliche und ſchreckliche Geſtalten blicken, welche bald ausſahen wie Menſchen, bald wie Waldmänner, bald wie Drachen oder Schlangen oder Feuer. Da ließ endlich Petrus Rugel von Sohr auf dem Orte das Kloſter der heiligen Dreifaltigkeit bauen. Doch auch jetzt wollte der Satan, der dort durch die Abgötzen herrſchte, aus ſeinem Sitze ſich nicht vertreiben laſſen, und er trieb in dem neuen Kloſter allerlei Spuk und Rumor, hoffend dadurch die Diener Gottes zu erſchrecken und zu verjagen, daher man genöthigt worden, einen Teufelsbanner aus Deutſchland zu verſchreiben, welcher dem Satan das Handwerk legen möchte. Dieſer Teufelsbanner verfertigte aus reinem Golde ein Cruzifix, etwa eines Fingers lang, und einen dreieckigen Ring, auf welchen er vielerlei Worte einſchrieb; beides vergrub er unter den Eckſtein der Kirche. Seitdem hatte der Teufel und ſeine Abgötzen an jenem Orte keine Gewalt mehr, und es war Ruhe im Kloſter und in der Gegend.

Die Stadt Romove iſt ſchon lange zerſtört; auch das Kloſter und die Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit ſind zertrümmert. Als aber im Jahre 1708 der Herr von Killitz zu Groß-Waldeck, dem das Land gehörte, einige Mauerſtücke des zertrümmerten Kloſters abbrechen ließ, hat man das Cruzifix und den Ring unter den Trümmern gefunden. Der Herr von Killitz ſchenkte ſie der Stadt Königsberg; die Worte, ſo auf den Ring geſchrieben, kann niemand verſtehen.

Lucas David. I. 25 fg.
Leo, Histor. Pruss. pag. 4.
Schütz, Historia pag. 4.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 131.
Simon Grunau II. S. 5.
Erläutertes Preußen III. S. 284 fg.

16. Die Eiche bei Wehlau.

Eine andre heilige Eiche, so die heidnischen Preußen verehrten, ist gewesen unweit Welau, über dem Pregel, in dem Dorfe Oppen, in einem Garten an der Landstraße von Königsberg nach Ragnit. Sie war von fast unerhörter Dicke und Höhe, so daß ein solcher Baum wohl seit der Sündfluth nicht gewesen ist; sie war inwendig hohl und so weit, daß Einer mit einem großen Gaul hineinreiten und darinnen mit dem Gaule sich herumwerfen und tummeln konnte. Unten an der Erde war sie 27 Ellen dick. Unter dieser Eiche wurden viele Götter verehrt, denen man Schlangen hielt und Milch vorsetzte. Sie hat gestanden bis noch vor 100 Jahren; da soll sie, wie man sich erzählt, in einer Nacht plötzlich verdorrt und umgefallen sein.

Henneberger Erklärung S. 472.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 108.
Prätorius, Schaubühne (Handschrift) S. 267.

17. Der elfjährige Krieg mit den Masoviern.

Viele Jahre hatte Friede gewaltet zwischen den Brutenern und Masoviern, da begab es sich, daß der Fürst der Masau das Weib eines seiner Edelinge liebgewann und um ihre Gunst buhlte. Der Edeling warnte ihn drum, daß, wo er ihn auf der That fände, er ihn erschlagen würde, der Fürst aber schlug das in den Wind. Da traf ihn einst der Edeling in der Umarmung seines Weibes, durchbohrte beide mit dem Spieße, den er, wie dies das Vorrecht der masovischen Edlen war, bei sich trug, auf der Stelle, und entfloh dann nach Brutenia zum Kriwaito, indem er im Heiligthume Schutz zu finden hoffte. Der Bruder des ermordeten Fürsten, wie er die That erfuhr, fiel in Brutenia

ein, und als er den Mörder in Rikaito fand, ließ er ihn selbst grausam zu Tode martern, während er den Kriwaito und die Waidelotten in ihren Wohnungen einsperren und diese dann anzünden ließ, daß sie alle jämmerlich verbrannten. Darauf verwüstete er das Heiligthum und die ganze Gegend umher.

Ueber diesen Frevel empört, erhoben sich die Stämme Samo und Sudo, überfielen die Masovier und jagten sie in die Flucht; doch konnten sie selbige nicht verfolgen, denn sie mußten erst einen neuen Kriwaito wählen und Waidelotten einsetzen. Nachdem dies geschehen war, fielen sie mit den übrigen Stämmen der Brutener in Masovien ein und zerstörten weit und breit das Land. Die Masovier aber sammelten sich mittlerweile, brachen, ehe jene es sich versahen, in ihr eigen Land ein, und hauseten dort wie die Brutener in Masovien gethan. So währte der Kampf mit wechselnden Einfällen elf Jahre hindurch, zuletzt aber wurde man beiderseits seiner überdrüßig und richtete Frieden auf. Doch die Brutener konnten es nicht vergessen, daß man also ihre geweihten Priester getödtet hatte, obwohl die Masovier durch reiche Opfer, die sie ihren Göttern darbrachten, ihre Gunst wieder zu gewinnen suchten.

S. Grunau's Chronik. Tr. III. Cap. 6.
L. Davids Chronik. Th. I. S. 92 fg.

18. Wie die Brutener um ihren Namen kämpften.

Die Masovier, welche schon früher als ihre Nachbarn, die Brutener, das Christenthum angenommen und in Folge dessen größere Fortschritte in der Gesittung gemacht hatten, nannten dieselben um ihrer Rohheit, insbesondere aber ihrer Trunksucht willen die Bruten d. i. die Unsinnigen oder die unvernünftigen Thiere. Dies verkündete ein edler

Maſovier, der aus ſeinem Lande hatte flüchten müſſen, den Brutenern, die darüber ſo erbittert wurden, daß ſie den Maſoviern die Fehde anſagten. An einem vorher beſtimmten Orte, da wo jetzt Neidenburg liegt, kamen beide Heere zuſammen. Als der Streit ſchon lange gewähret hatte, ermüdeten die Maſovier und ſchickten Abgeordnete zu den Brutenern, um anzufragen, wie doch ihr Zorn zu beſänftigen ſei. Dieſen ward die Antwort: die Maſovier ſollten ihre, der Brutener, Götter ehren und den ſchmählichen Namen nicht fürder brauchen. Sie entgegneten hierauf: ihre Abgötter könnten ſie nicht ehren, wo ſie aber das Bild Chriſti auf die heilige Eiche nehmen würden, ſo wollten ſie derſelben Ehrfurcht bezeigen; was aber den Schmachnamen anbetreffe, ſo ſähen ſie nun wohl, daß die Brutener witzig worden und wollten ſie ferner Praescii d. h. die vorwiſſenden Leute nennen. Dies gefiel den Brutenern übermaßen wohl, und ſo ſchieden beide Theile friedlich von einander. Aus dem Worte praescii aber iſt, wie einige ſchreiben, der Name: Prusci, auf deutſch Preußen, entſtanden, wie denn auch das alt-preußiſche Wort: prussia, ſo viel bedeutet als: er wird verſtehen.

Auf Bromberg ſaß dazumal ein weiſer Herr. Als der hörte, daß die Brutener ſich einen ſo ſtolzen Namen beigelegt, ſagte er zu ſeinen Freunden: wenn meine Hunde Rehe würden, ſo möchten ſie ſolche praescii auch werden. Als dies die Brutener vernahmen, wurden ſie übermaßen zornig, fielen in Polen ein, und verwüſteten rings weit und breit alles Land. Da der Herr auf Bromberg merkte, daß dies um ſeinetwillen geſchehe, zog er ihnen entgegen, Gnade begehrend. Aber er erlangte keine andre, denn daß ſie ihn auf ein Pferd banden und ſammt dieſem ihren Göttern zu Ehren verbrannten.

S. Grunau's Chronik Tr. IV. C. 2.

Daubmann, kurtz. Auszug der preuß. Chronik Chij fgg. Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen S. 72 fg.

19. Die Galinder.

Das Land der Galinder war viele Jahre lang wüste und ohne Bewohner, obgleich es früher sehr volkreich gewesen ist. Dies trug sich folgendermaßen zu: Zur Zeit als die ersten Christen nach Preußen kamen, war das Galinder-Land so bevölkert, daß es den Einwohnern darin endlich zu enge wurde, deshalb befahlen die Vornehmsten im Lande den Wehemüttern, alle Mägdlein so zur Welt kämen umzubringen. Die Wehemütter konnten das aber nicht über das Herz bringen; da ließen die Vornehmen den Weibern die Brüste abschneiden, damit sie nicht säugen konnten; darüber entstand großes Wehklagen unter den Weibern. Sie gingen also zu einer Wahrsagerin, welche im Lande lebte, und beriethen sich mit derselben, wie sie an den Männern sich rächen könnten. Die Wahrsagerin beschickte darauf die Vornehmsten im Lande, und sagte zu ihnen: der Götter Wille sei es, daß sie in das Land der neuen Christen einfallen und diese berauben sollten; sie sollten aber keine Waffen mitnehmen. Dem Spruche der Prophetin gehorchten die Heiden, und Jung und Alt stand auf, und fielen des Nachts in das Land Masuren, in welchem die Christen wohnten; sie machten viele Leute zu Gefangenen und traten dann den Rückweg an. Einer der Gefangenen entlief aber, kehrte zurück zu den Seinigen, und zeigte ihnen an, daß die Galinder ohne alle Waffen seien; da brachen die Christen in Masurien eiligst auf, überfielen die Räuber und erschlugen sie sämmtlich. Als dieses ihre Nachbarn, die Sudauen, hörten, fielen sie in das Land der Galinder, in welchem sie jetzt keinen Widerstand fanden, und trieben Weiber, Mägde, Jung und Alt, fort. Also

wurde das Land leer und wüſt, wie es noch hundert Jahre nach Ankunft des deutſchen Ordens war.

Dusburg. Chron. P. II. C. 4.
Simon Grunau III. C. 2.
Schütz, Chron. pag. II. seq.
Henneberger, Erklärung S. 135. 465.
Hartknoch, Alt- und Neu-Preußen, S. 124.

20. Das Geiſterheer.

Als der Polenfürſt Boleslaw der Kühne in dem Kriege wider die Pommerellen im Jahre 1088 vor der Burg Nakel lag, zeigte ſich, nachdem die Belagerung ſchon einige Zeit gewährt, einſt, als die Nacht zu grauen begann, im Schein des Mondes den Feldwachen ein mächtiges Heer, das vom offenen Felde gegen das Lager vorrückte, gleich als wenn es ſelbiges überfallen wolle. Sobald aber die Polenvölker von den Wachen aufgerufen, auf die Wälle gerückt, das Lager gedeckt hatten, ſchienen jene den Angriff zu ſcheuen. Da es jeglichen Abend alſo geſchah, wurden die Polen zuletzt zornig, daß ſie ſo um ihre nächtliche Ruhe getäuſcht würden, und beſchloſſen, den Feind, da er den Angriff ſcheue, ſelbſt anzugreifen. Als nun am nächſten Abend die Wachen wiederum verkündeten, daß die Feinde ſich zeigten, brach das polniſche Heer mit großem Geſchrei aus dem Lager hervor und auf ſie los. Doch da ſie nahe hinzu kamen, zerſtäubten jene in der Luft, ſo daß ſich darthat, wie man nur Schemen vor ſich habe. Unterdeſſen hatten aber die in der Burg den Tumult vernommen, brachen, um ihn zu nützen, heraus, erſchlugen die wenigen im Lager Gebliebenen, und ſteckten daſſelbe in Brand, ſo daß der von der Verfolgung der Geiſter zurückkehrende Haupttrupp ſelbſt die Flucht zu ergreifen gezwungen war. Dieſe Strafe war von dem Himmel über die Polen deswillen

verhängt, weil sie in dem vorhergegangenen Kriegszuge mit Verachtung der Satzungen der Kirche die Fasten nicht gehalten hatten.

Leo, Histor. Pruss. p. 52.

21. Das fischreiche Schloß bei Ragnit.

Nicht weit von der Stadt Ragnit an der Memel hat vor Zeiten ein Schloß gestanden, welches sehr fest war und von den alten Preußen als der letzte Zufluchtsort gegen die benachbarten Russen gehalten wurde. Viele Jahre vor Ankunft des deutschen Ordens hatten einst die Russen mit großem Volke einen Ueberfall in Preußen gemacht; sie hatten die Preußen geschlagen und in dieses Schloß zurückgetrieben; dasselbe belagerten sie nun 9 Jahre lang, und hatten es so fest eingeschlossen, daß keine Maus, geschweige ein Mensch heraus oder hinein konnte. Gleichwohl konnten sie es auf keine Weise erobern. Da gingen sie endlich an die Mauern heran, und fragten die Preußen, wovon diese denn die ganzen 9 Jahre über gelebt hätten. Wurde ihnen zur Antwort, es wäre ein Teich im Schlosse, der wäre so fischreich, daß die Belagerten alle sich davon ernähren könnten. Darauf sahen die Russen ein, daß sie nichts ausrichten könnten, und sie hoben die Belagerung auf und zogen ab. —

Der Teich ist noch unweit Ragnit, aber es sind keine Fische mehr darin, sondern nur Frösche und Kröten, und die Litthauer sagen: das seie so, seitdem blos Christen im Lande wären.

Duisburg, Chronik III. Cap. 176.
C. Schütz, histor. pag. 39.
Lucas David, Th. 5. S. 5.

22. Der Lohn der Gastfreundschaft.

Perkunos, der Gott des Donners, und Pikollos, der Gott der Unterwelt, zogen einst, als Wanderer verkleidet, auf der Erde umher, um sich zu überzeugen, ob das Feuer gehörig bewacht werde. Da gelangten sie auch zur Wohnung Semas oder Seminas, der Erdgöttin, von der sie freundlich aufgenommen und gastfrei bewirthet wurden. Zum Lohn dafür gewährte ihr Perkunos unvergängliche Jugend, Pikollos aber schenkte ihr eine Anzahl heiliger Mädchen, die des Nachts für ihre fleißigen und keuschen Verehrer deren Arbeiten vollenden.

Rhesa Prutena S. 174.

23. Sonne und Mond.

Die alten Preußen erzählten: daß die Sonne an den Mond verheirathet gewesen sei; aus dieser Ehe wären die ersten Sterne entsprossen. Als aber der Mond seiner Gattin später ungetreu ward und dem Morgensterne seine Verlobte entführete, ward er zur Strafe von dem Gotte des Donners, Perkunos, mit einem scharfen Schwerdte zerhauen. Die zwei Hälften, in die er gespalten ward, sind noch in den beiden Mondsvierteln zu sehen.

Stenders Celtische Sprachlehre S. 266.

24. Die Anbetung des Hammers.

Zur Heidenzeit ward in einer Gegend Litthauens die Sonne und ein eiserner Hammer von ungeheurer Größe heilig gehalten. Als Veranlassung berichteten die Eingebornen Folgendes: Einst habe man viele Monate hindurch die Sonne nicht gesehen, indem ein mächtiger König sie in einem festen Thurm in Verließ gehalten. Endlich hätten

die Zeichen des Thierkreises ihr Hülfe gebracht, mit dem eisernen Hammer die Pforte des Thurms aufgesprengt und so die befreite Sonne den Menschen zurückgegeben. Wohl wäre das Werkzeug, durch das diese das Licht wieder erhalten hätten, der Anbetung würdig.

Aeneas Sylvius Europa cap. 26.

25. Strafe der Lieblosigkeit.

Die Litthauer berichteten folgende Ursache davon, daß das Pferd, selbst auf der fettesten Weide, ununterbrochen frißt, das Rind aber, bald gesättigt, mit Gemächlichkeit wiederkäut und die Verdauung abwartet.

Zu der Zeit, als die Thiere noch reden konnten, wandelte Perkunos einst in der Gestalt eines Reisenden auf der Erde umher. Er traf zuerst auf das stolze Pferd und bat dieses, ihm den Weg nach einem Flusse zu zeigen. Das Pferd antwortete jedoch hochmüthig: ich habe keine Zeit, dir den Weg zu zeigen, ich muß fressen. In der Nähe des Pferdes weidete aber ein Rind. Das hatte nicht alsobald das Begehr des Wanderers vernommen, als es ihm zurief: Komm, Fremdling, ich will Dir den Weg nach dem Flusse zeigen. Da sagte der Gott zum Pferde: weil du des Fressens wegen dir nicht Zeit nahmst, mir einen Liebesdienst zu erweisen, so sollst du zur Strafe nimmer satt werden; zum Ochsen aber: du gutmüthiges Thier sollst gemächlich deinen Hunger stillen und dann der Ruhe pflegen können, weil du bereitwillig warst, mir zu dienen.

Die jetzigen Litthauer aber haben das auf den Heiland bezogen, was ihre Altvordern von Perkunos dem Donnergotte berichtet haben.

26. Die Erfindung des Bratens.

Die Art, wie die Menschen das Fleisch zu braten erfunden haben, erzählen die Litthauer folgendermaßen.

Ein reicher Mann machte einst eine Reise und verirrte sich. Er mußte die Nacht in einem unwirthbarem Walde zubringen und auch am folgenden Tage irrte er mehrere Stunden wegelos umher. Endlich gelangte er an eine Höhle, die von einem Waldbruder bewohnt ward, der sein Leben in stiller Beschauung und im Dienste der Götter zubrachte. Der Einsiedler nahm den ermüdeten und hungrigen Wanderer gastlich auf, und setzte ihm seine beste Kost vor, die aber, da sie nur aus Wurzeln und Kräutern bestand, dem Reisenden wenig munden wollte. Der Waldbruder, der dies wahrnahm, dachte darüber nach, wie er seinem Gaste eine Speise bereiten könne, die dessen Geschmacke zusage. Er hatte in seiner Höhle ein Kaninchen, und würde, so lieb ihm das Thier auch war, es gern dargebracht haben, wenn ihm nicht ein Topf, es zu kochen, gefehlt hätte. Doch sein Wunsch, den Wanderer gut zu bewirthen, machte ihn erfinderisch; er schlachtete das Kaninchen und machte es vermittelst eines, aus einem Baumaste verfertigten Spieses am Feuer gar. Der hungernde Reisende fand diese Speise so lecker, daß er, heimgekehrt, sich das Fleisch auf ähnliche Weise bereiten ließ und auch seinen Freunden das neuerfundene Gericht mittheilte, die es, weil es auf der Tafel eines reichen Mannes stand, sehr schmackhaft fanden und diese bis dahin ungekannte Zubereitungsart allenthalben anprieſen, wodurch denn bald der Braten das Hauptgericht auf jeder gut besetzten Tafel wurde.

27. Wie die Preußen zuerst Christen geworden.

Dazumal, als in Jerusalem der heilige Geist sichtbarlich über die Apostel kam, waren daselbst auch etliche Leute aus dem Lande Preußen, die da hörten und glaubten. Dieselben kamen hernach wieder zu Hause, brachten das Evangelium mit und predigten es unter den Ihrigen, was auch vielen Segen brachte. Allein es hatte der Teufel damals noch viele Gewalt in diesen Gegenden, und er wußte den Sinn der Leute zu verkehren, daß sie bald zu ihren Götzen zurückkehrten. Erst mehr als tausend Jahre später konnte der christliche Glaube hier dauernd Wurzel fassen.

Stanislaus Lubiensky Vita episc. ploc. in proëm. et in vita Marruli sec. episc. Damalevicius. Vartes de vita episc. Wladislav. Cap. I. pag. 16 seq.

28. Der heilige Adalbert in Preußen.

Nachdem der heilige Adalbert die heidnischen Polen in dem christlichen Glauben bestärkt, begab er sich zu demselben gottseligen Zwecke in das Land Preußen. Zuerst predigte er das Wort Gottes in dem Culmischen Lande; von da ging er nach Pomesanien. Als er nun über den Fluß Ossa setzte und nicht soviel hatte, wovon er das Fährgeld bezahlen könnte, so gab ihm Einer der Schiffer mit dem Ruder einen harten Schlag über den Kopf, daß er davon schwer erkrankte. Dieses war ihm kein gutes Zeichen, und er mußte auch in der That bald unverrichteter Sachen aus Pomesanien weiter ziehen. Er kam zuerst nach Danzig, von dannen er nach Saamland reiste. Hier fand er nicht weit davon, wo jetzt die Stadt Fischhausen steht, die glorreiche Marterkrone; denn es überfielen ihn die heid-

nischen Pfaffen, welche ihm sieben Wunden beibrachten, und ihn also jämmerlich erschlugen. Als solches Boleslaus Gorvin, König in Polen, erfuhr, begehrte er den Körper des Heiligen von den heidnischen Preußen. Diese wollten aber denselben nicht anders herausgeben, es seie denn, daß ihnen der König dafür so viel Gold gäbe, als der Leichnam schwer sein werde. Das war der fromme König zufrieden; aber wie nun der Körper gewogen wurde, da ward er überaus leicht gefunden, und keines Pfundes schwer.

Eine andre Sage berichtet: daß alles Gold, welches der polnische König gesendet, noch nicht einmal vermogt habe, die Schaale, auf welcher der Leichnam des Heiligen gelegen, von der Erde zu bewegen. Es hatten darauf die Abgesandten schon alles Gold in die Waage geworfen, welches sie für sich selbst mit sich führten. Aber auch dieses war nicht genug; da kamen noch Preußen heran, so Adalbert getauft hatte, und legten auch ihr Gold hinzu; aber auch dieses reichte nicht aus, und man gab schon die Hoffnung auf, daß man Gold genug herbeischaffen könne, um den Körper aufzuwiegen. Da kam eine alte Frau dazu, die hatte nur zwei Pfennige in ihrem ganzen Vermögen, diese warf sie in die Schaale zu dem Golde, und siehe, es flog jetzt auf einmal die andre Schaale so in die Höhe, daß man alle das Gold, was der Polen-König geschickt, was die Gesandten dazu gelegt und was die bekehrten Preußen gebracht, wieder herausnehmen konnte und allein die zwei Pfennige der armen Frau den Leichnam des Heiligen genugsam aufwogen.

Matth. a Michovia, Chron. Pol. Lib. II. Cap. 8.
Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historie S. 276.
Simon Grunau, Tract. 4. Cap. II.

Eine andre Sage berichtet noch Folgendes über den Tod und Leichnam des heiligen Adalbert: Nachdem diesen nehmlich die heidnischen Preußen am Ufer der Ostsee erschlagen hatten, zerhackten sie seinen Körper in unzählige Stücke und ließen die Stücke unbeerdigt am Ufer liegen, unter andern hieb ihm ein Preuße einen Finger ab, an welchem der Heilige einen goldenen Ring trug. Den Finger warf er in das Meer, den Ring aber steckte er zu sich. Denselben Finger hat hernach ein Sperber aufgenommen, und während er über dem Meere flog in das Wasser fallen lassen, worauf ihn denn ein Hecht aufgeschlucket. Da geschahe es nun, daß der Fisch, wo er nun hingeschwommen, ein sonderbares Licht von sich gegeben. Als die Fischer dieses Lichtes ansichtig wurden, haben sie den Hecht gefangen und den Finger des Heiligen in seinem Bauche unversehrt gefunden. Die Fischer waren Christen und sie erkannten bald, daß der Finger einem heiligen Manne gehören müsse; daher gingen sie an das Ufer zu suchen, und sie fanden die Leiche. Die zerhauenen Stücke hatten sich aber wunderbarer Weise von selbst schon wieder zusammengefügt, so daß bloß der Finger noch an dem Körper fehlte. Denselben setzten die Fischer nun an, und er wuchs schnell fest, also daß der Körper wieder ganz wurde. Der Leib hatte schon ganzer dreißig Tage so gelegen, es [illegible]te ihn aber ein Adler die Zeit über bewacht, und es hatte kein Vogel noch anderes Thier dazu kommen können.

Wieder eine andre Sage berichtet, dem Heiligen sei bloß das Haupt abgeschlagen worden, sonst aber der Körper ganz geblieben. Da war nun der Leichnam von selbst aufgestanden und hatte sein Haupt in seine beiden Hände genommen und es so vor sich hergetragen, zu der Kapelle, in welcher der Heilige gewöhnlich die Messe gelesen hatte. Unterweges sang das Haupt mit lauter, schöner Stimme

allerlei geistliche Lieder. Von der Kapelle ging der Heilige weiter, von einem Orte zum andern, immer sein Haupt vor sich hertragend und fromme Lieder singend, bis er in die Gegend von Danzig kam, wo jetzt noch die Kirche des heiligen Adalbert steht; dort nahmen ihn die heidnischen Preußen, um ihn ihren Göttern zu Ehren zu opfern. Allein es kaufte ihn der Polen-König Boleslav, wie dies bereits vorhin gemeldet.

Hartknoch a. O.
Simon Grunau a. a. O.
Anonym. chron. bohem. apud Menken script. Tom. III. pag. 1648.

29. Der heilige Bonifacius in Preußen.

Als ein frommer Mönch Benedictiner-Ordens, Namens Bonifacius, vernommen, daß der heilige Adalbert von den heidnischen Preußen erschlagen sei, da bekam er große Begierde, zu demselben Volke zu gehen, um ihm von Neuem die Lehre Christi zu predigen. Er ging derohalben nach Rom, um sich vom Papste die Erlaubniß zu holen. Dort wurde er zum Erzbischof eingeweiht. Von dannen begab er sich nach Preußen, ganz barfuß, in der strengsten Kälte und unter großen Mühseligkeiten. Er trug alles mit Geduld und predigte mit vielem Eifer und Erfolge. Eines Tages trug es sich zu, daß er zu einem mächtigen Fürsten des Landes kam. Demselben predigte er ebenfalls das Wort des Herrn; der Fürst aber, als er des Bonifacius schlechte Kleidung betrachtete, wollte mit solch einem elend aussehenden Menschen nichts zu schaffen haben. Darauf ging Bonifacius in seine Herberge, zog seinen bischöflichen Ornat an und trat also wieder vor den Fürsten; dieser ließ ihn jetzt vor sich kommen und sprach zu ihm: Wenn du willst, daß wir dir glauben, so mußt du mitten

durch das Feuer gehen und unverletzt bleiben. Das sagte ihm Bonifacius mit Freuden zu. Es ließ darauf der Fürst zwei große Haufen Holz dicht neben einander setzen; die ließ er anzünden, und als beide lichterloh brannten, da war es, als wenn sie nur eine einzige große Flamme ausmachten. Durch dieses Feuer sollte der Heilige gehen; der war aber unerschrocken und freudig in Gott; er hob an zu beten, besprengte sich mit Weihwasser und beräucherte das Feuer mit Weihrauch, dann ging er durch dasselbe, mitten durch, getrost und unverletzt, daß auch nicht ein Härchen auf seinem Haupte war angesengt worden. Als dieses der Fürst gesehen, ist er mit allen den Seinigen dem heiligen Manne zu Füßen gefallen und hat ihn um Verzeihung gebeten, und alle ließen sie sich taufen.

Der Fürst hatte noch zwei Brüder, welche bei ihrem heidnischen Götzendienste verblieben. Bonifacius suchte derohalben auch sie zu bekehren. Allein der Eine von ihnen ließ ihn gefänglich einziehen, und ihm in Gegenwart einer großen Menge Volks den Kopf abschlagen. Allein von Stund an ward dieser Fürst blind, und Alle, so dabei standen, erstarrten also, daß sich Niemand von der Stelle bewegen konnte. Sie wurden auch nicht eher wieder gesund, als bis der bekehrte Bruder kam, und für sie betete, und sie sich nun Alle zum christlichen Glauben bekehrten. Dieses ist geschehen im Jahre Ein Tausend, und in der Provinz Litthauen.

Wie Andre erzählen, soll dieser fromme Mann nicht Bonifacius, sondern Bruno von Querfurth gewesen sein.

Petrus Damiani in vita S. Romualdi.
Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historie.

30. Heiligenbeil.

Nächst der Eiche zu Romove war die heiligste Eiche im Lande die, welche da stand, wo jetzt das Städtlein Hei-

ligenbeil liegt. Waidewuttis selbst, der erste König der Preußen, hatte sie geheiligt; sie war so groß wie die Eiche zu Romove, und gleich dieser grünte sie im Winter wie im Sommer. Unter ihr hatte seine Wohnung und wurde verehrt Gorcho, ein Gott des Essens und des Trinkens. Sein Bildniß wurde alle Jahre zerbrochen, und nachdem die Früchte eingesammelt waren, wieder neu gemacht, so wie er auch nach verrichteter Ernte absonderlich verehret wurde. Solche Abgötterei dauerte bis zu den Zeiten des Ermeländischen Bischofs Anselmus. Dieser begab sich an den Ort der Eiche und predigte wider dieselbe, und vermahnte die Leute, von ihrem Götzendienste abzustehen und die Eiche umzuhauen. Er richtete jedoch nichts damit aus, und nun befahl er einem Christen, den er mitgebracht hatte, den Baum umzuhauen. Als der aber den ersten Hieb thun wollte, schlug das Beil um, und verwundete den Christen, daß er auf der Stelle starb. Da entstand ein großes Frohlocken bei den Preußen, welche dieses Ereigniß als eine Strafe ihrer Götter ansahen, und die Christen, die Anselmus mitgebracht hatte, entsetzten sich sehr und wollte keiner mehr Hand an die Eiche legen. Wie dieses der fromme Bischof sah, wurde er im Geiste entzündet, und er selber nahm eine Axt zur Hand, ging mit großem Eifer an die Eiche, und hieb getrost hinein; und es geschah ihm kein Leides, so lange er auch hieb, denn der Satan und seine Götzenbilder hatten keine Gewalt über den heiligen Mann. Darauf befahl er, Feuer herbei zu tragen, und er verbrannte die Eiche mit sammt dem Götzen, weil es zu lange gedauert hätte, sie vollends umzuhauen. Nachher ließ der Bischof an dem Orte eine Stadt bauen, und in der Kirche derselben das Beil aufbewahren, womit die Eiche umgehauen. Die Stadt nannte er Heiligenbeil. Das Beil selbst ist nicht mehr zu sehen, aber die Stadt führt noch jetzt

in ihrem Wappen ein Beil zum Andenken an das Ereigniß.

Caspar Schütz, hist. pag. 4.
Henneberger, Erklärung S. 156.
Lucas David I. S. 83.

Nach einer andern Sage hat Heiligenbeil Namen und Wappen davon, daß das Beil, mit welchem der heilige Adalbert getödtet worden, über das Haff und an der Stelle, wo nachher die Stadt erbaut ward, ans Land geschwommen ist.

Simon Grunau tractat. 9.
Leo histor. Pruss. pag. 45.

31. Thorn.

Eine vierte heilige Eiche stand an der Stätte, wo nachher die Stadt Thorn erbauet wurde. Sie war von unglaublicher Größe, und wurden viele Götter der alten heidnischen Preußen darin verehrt. Herrmann von Balke, der erste Landmeister in Preußen, fand sie, als er in das Land kam; er eroberte sie nach vielem Widerstande der Preußen, und weil sie so gar groß war, so ließ er sie befestigen, daß sie ihm anstatt eines Thurmes und einer Festung wider die Preußen diente, welche unaufhörlich versuchten, sie wieder zu erobern. Er nannte sie auch seinen Thurm.

Hernach wurde um diese Festung herum eine Stadt gebauet, welche ebenfalls Thurm oder Thorn genannt wurde. Dies ist aber nicht die jetzige Stadt Thorn; denn jene Stadt wurde alljährlich überschwemmt, und wurde daher die Stadt eine Meile weiter versetzt, da, wo noch jetzt die große und schöne Stadt Thorn steht. Die Rudera des alten Thorn findet man noch in der Erde. Die Sage geht im Volke, daß es dort nicht richtig sei, und von der Mit-

ternacht bis zum Hahngeschrei naht man nicht gern dem gefährlichen Orte.

Duisburg Chron. P. III. C. I. pag. 64.
Lucas David II. pag. 46.
Hartknoch, Alt- und Neupreußen, S. 365

32. Der getreue Macko.

Zur Zeit, als der deutsche Orden zuerst nach Preußen kam, wohnte im Lande Pomesanien ein vornehmer Häuptling, Pipin, der den Brüdern lange vielen Schaden zufügte, zuletzt aber durch Verrath seines Schwähers, des Hauptmanns auf Rogau, in deren Hand fiel und jämmerlichen Todes starb. Der Sohn dieses Pipin, Macko, wandte sich zur christlichen Lehre und ließ sich taufen. Der Teufel war aber über diesen Abfall so erboßt, daß er ihm, gleich nachdem die Taufhandlung geschehen, erschien und ihn erwürgen wollte. Da ward dem Neubekehrten plötzlich von unsichtbarer Hand ein Kreuz dargereicht, vor dem der Teufel alsbald zurückwich, so daß er ihm nichts anhaben konnte. Dies Kreuz zeigte Macko hernach seinen Freunden und erwarb so viele Anhänger dem Orden und dem christlichen Glauben. Er selbst aber blieb beiden stets hold und getreu, so daß, als im Kriege wider Swantopolk, den Pommernherzog, alle andern pomesanischen Häuptlinge von den Brüdern abfielen, er allein diese nicht verließ und ihnen durch seine männlichen Thaten eine sonderliche Stütze im Lande ward, auch bei seinem Tode ihnen alle seine Güter zueignete.

L. Davids Chronik. Th. III. S. 18.

33. Das Teufelsopfer.

Unter dem Landmeister Herrmann Balke sind die Preußen, welche bereits die christliche Religion angenommen

hatten, in ihren Götzendienst zurückgefallen. Ihre Götter aber waren ihnen nicht gleich wieder gnädig, weil das Volk ihnen war abgefallen gewesen, sondern ließen sie ihren schweren Zorn empfinden, also daß besonders die Weiber ihre neugebornen Kinder den Göttern zu Ehren verzehren mußten. Um solchem Jammer endlich zu entgehen, begaben die Priester sich an die heilige Eiche zu Romove und fragten dort die Götter, wie doch ihr Zorn möge abgewendet werden. Und sie erhielten zur Antwort: die Götter könnten nur dann versöhnt werden, wenn ein christliches Weib von deutscher Art und Zunge, und welches hochschwanger, sich frei- und gutwillig für sie verbrennen ließe. Als dies das Volk hörte, jammerte es sehr, denn es verzweifelte, ein solches Weib zu finden. Doch versuchten sie es, und ließen es an keinem Golde und Kosten fehlen, und zuletzt fanden sie wirklich ein armes, elendes Weib, welche aller Sünden und Laster voll war. Die ließ sich erkaufen durch vieles Gold, das verprasste und verschlemmte sie zuerst mit ihren Schandbuben und ließ dann freiwillig den Göttern, oder vielmehr dem Teufel zum Opfer sich verbrennen.

31. Verherrlichung des deutschen Ordens.

Auf dem Schlosse Rheden war ein Ordensbruder, genannt Eunibert von Dagken. Dieser hatte einen Kummer, ob die Brüder auch zu Gott kämen, dieweil sie so gern Menschenblut vergössen, und die Regeln seines Ordens minder streng wären, als die anderer, und er beschloß darum, in einen von diesen überzutreten. Darüber fiel er in eine Verzückung, und da war es ihm, als wenn er sich im Himmel befände, und dort von allen geistlichen Orden welche sähe, aber niemand von den Seinen. Er ward darüber

tief betrübt. Da kam ein Engel zu ihm und fragte ihn, weshalb er weine, und als er es erzählt, führte ihn selbiger zur Jungfrau Maria, die ein großes weißes Velum anhatte, und um die herum die Brüder des deutschen Hauses standen. Sie aber sprach zu ihm: wenn auch die Regeln deines Ordens minder streng sind, wie die der andern, so ist er doch um nichts geringer; und indem sie die Mäntel der Einzelnen aufhob, zeigte sie ihm die Wunden, mit welchen sie von den Heiden getödtet waren. Dann sprach sie weiter: erkennst du nun, daß diese deine Brüder für den Namen Jesu Christi gelitten haben? Bei diesen Worten entschwand das Gesicht. Der Bruder aber stellte sich am nächsten Morgen im Kapitel dar, und bekannte, welche Versätze er gehegt, wie herrlich jedoch der Orden vor seinen Augen verklärt worden wäre. Nicht lange darnach ward auch ihm in einer Schlacht gegen die heidnischen Preußen die Märtyrer-Krone zu Theil.

Duisburg Chronic. P. III. c. 12. p. 95.
Sim. Grunau's Chron. Tract. X. Cap. 1. S. 1.

35. Die Jungfrau Maria auf der Wahlstadt.

Als nach der Schlacht am See Rondsen, wo Herzog Swantepolk die Ordensbrüder so aufs Haupt geschlagen, daß ihrer nur zehn entkommen waren, ein Weib mit den übrigen Bürgern der Stadt Culm zur Beerdigung der Todten nach der Wahlstadt sich begaben, fand sie ihren Ehegatten noch halb lebend. Doch wollte ihr selbiger nicht zur Stadt folgen. Als sie darüber verwundert war und ihn schalt, erzählte er, wie die Jungfrau Maria an selbigem Tage unter Vorgang von zwei, brennende Kerzen tragenden Jungfrauen, mit einem Rauchfasse in der Hand gekommen wäre, und solches über jeden Gebliebenen geschwenkt, als sie aber an ihn gelangt und ihn noch lebend

gefunden, gesagt habe: am dritten Tage wirst du sterben, aber freue dich, denn deine Seele wird mit den Seelen der übrigen Erschlagenen zur ewigen Freude eingehen. Und in die Stadt Culm gelangt, starb der Mann am dritten Tage, wie er es voraus verkündigt hatte.

Duisburg Chronic. P. III. c. 41.

36. Die Bekehrung der Poggesaner.

Bald nachdem der Orden die Burg zu Elbing gebaut hatte, war sie wegen ihrer Festigkeit den benachbarten Poggesanern sehr zum Verdruß. Sie zogen daher mit starker Heeresmacht vor dieselbe, um sie zu zerstören. Dieses wollte ihnen aber nicht gelingen. Daher raubten und plünderten sie in der ganzen Gegend, so viel sie nur konnten. Wie sie nun, mit Raub beladen, sich auf den Zurückweg machten, da dachten die Ritter in der Burg, obgleich ihrer nur Wenige waren, die Räuber würden mit so vielerlei geraubten Sachen beladen, sich ihnen nicht so recht zur Wehre setzen können, sie machten sich daher auf und verfolgten sie. — Da geschah' ein großes Wunder; denn den Heiden war es auf einmal, als ob ein unzählbar großes Heer gegen sie anrücke, so daß ihnen jeder der Ordensbrüder wenigstens wie zehn vorkamen, und sie ließen eilends ihren Raub im Stiche und liefen davon. Als sie aber nachher gewahr wurden, wie wenige ihrer Verfolger gewesen, da erkannten sie, daß Gott es mit den Brüdern des Ordens halte, und sie boten diesen Frieden an, unterwarfen sich ihnen, und wurden also Christen.

Leo Histor. Pruss. p. 104.

37. Die Unterwerfung der Samländer.

Als die Kreuzfahrer nach ihrer Ankunft in Preußen schon so weit gekommen waren, daß sie das feste Schloß

Balge erbauet, haben die benachbarten Samländer, um zu sehen, was sie an solchen Nachbarn haben, Einen von ihren Aeltesten nach Balge zu den deutschen Brüdern geschicket, welcher unter dem Schein eines Gesandten sollte auf deren Thun und Treiben und Sitten genaue Achtung geben. Die Brüder haben denselben Gesandten auch freundlich empfangen und ihn ihre Eßstuben, Schlafkammern und Küche sehen lassen. Da dieser nun sich alles dessen, was ihm von seinen Landsleuten mitgegeben war, recht erkundiget zu haben vermeinet, kehret er wieder nach Hause und spricht zu seinen Landsleuten dieses: „die deutschen Brüder haben etwas im Gebrauche, das uns den Hals brechen wird. Sie stehen alle Nacht aus ihrem Bette auf und kommen in ihrem Bethause zusammen, darin sie ihrem Gotte Ehre erweisen, welches wir nicht thun. Sie essen auch Gras (er hatte sie Salat essen sehen), wie das unvernünftige Vieh. Wer könnte ihnen widerstehen, die in den Wildnissen ohne Mühe ihre Speise finden können.“ Als solches die Samländer gehöret, haben sie beschlossen, sich freiwillig dem Orden zu unterwerfen.

Duisburg, Chron. Par. III. cap. 69.
Luc. David, Bd. IV. S. 1—3.
Leo, Histor. Pruss. p. 104.
Henneberger, S. 413.

38. Die Bekehrung der Samländer.

Den Göttern der alten Preußen waren alle Thiere verhaßt, welche eine weiße Farbe hatten, daher hielten, wie es auch jetzt noch in manchen Gegenden Preußens der Brauch ist, die alten Preußen auf ihren Höfen kein weißes Vieh. Nun trug es sich zu, daß, nachdem der deutsche Orden Samland sich unterworfen hatte, daselbsten ein

Vogt war, geheißen Thammin von Gersleben. Derselbe war nicht anders gewohnt, als einen weißen Gaul zu reiten. Dieser reitet nun eines Tages nach Geilgarben, wo der preußische Fürst Dorgo wohnte, mit dem er große Freundschaft hielt, und den er zu besuchen kam. Er kam dort gegen Abend an, und blieb die Nacht zu Gaste. Dorgo gerieth zwar in Sorge ob des weißen Pferdes, allein er ließ sich nichts davon merken. Am andern Morgen jedoch wurde der weiße Gaul des Vogts todt im Stalle gefunden. Da sprach Dorgo zum Herrn Vogt: der Unfall thut mir sehr leid, denn du bist zu mir in aller Freundschaft gekommen, mein lieber Gast; darum nimm meinen besten Gaul für den deinigen! Ich bitte auch, daß du deinen Freund oft wollest besuchen, aber daß du kein weißes Pferd mitbringest, denn meine Götter lassen es hier nicht lebendig bleiben.

Nach einiger Zeit kam der Vogt wieder zum Dorgo, und ob aus Vergessenheit oder mit festem Fleiß, wiederum auf einem weißen Pferde. Auch dieses wurde am andern Morgen todt im Stalle gefunden. Dorgo beklagte den Unfall wiederum sehr, der Vogt aber erwiederte ihm: Ich sage dir, wo es zum drittenmale geschieht, werde ich an deine Götter glauben. Dem entgegnete Dorgo: Und ich verspreche dir, so du zum dritten Male ein weißes Pferd zu mir bringst, und meine Götter lassen es am Leben, so will ich an deinen Gott und Jesum Christum glauben, und mich taufen lassen! — Da nun dreizehn Wochen vergangen waren, reitet der Vogt wiederum auf einem weißen Rosse zum Dorgo. Er hatte aber seinen Dienern befohlen, den Sattel nicht von dem Gaule zu nehmen; an den Sattel hatte er ein Kreuz gehangen. Wie nun in der Nacht Herren und Knechte waren zur Ruhe gegangen, da erhob sich im Stalle ein groß Gerumpel und Getümmel, daß alle

davon erwachten, und es war nicht anders, als wenn das ganze Schloß sollte über den Haufen geworfen werden. Wie man aber am andern Morgen aufstand, da war das weiße Pferd ganz frisch und gesund. Da zeigte der Vogt dem Dorgo das Kreuz, welches am Sattel hing, und Dorgo glaubte von Stund' an an Christum, und ließ sich taufen mit all' seinem Volk. Also sind die Samländer Christen geworden.

Dusburg Chronic. Par. III. c. 2.
Simon Grunau, Par. III. c. b. fol.

39. Der Sturm auf Rheden.

In dem Kriege, den die heidnischen Sudauer wider die Ordensbrüder führten, machten sie einst einen Zug gegen Rehden. An einem Sonnabende Morgens, während der Frühmette, langten sie vor dem Schlosse an und begannen auch alsbald den Sturm. Da nun aber die Brüder und die Knechte, welche sich auf der Burg befanden, gerade sämmtlich in der Kirche waren und das Salve sancta parens zu Ehren der Gebenedeiten sangen, so nahmen sie von dem Feinde nichts wahr. Statt ihrer erschienen jedoch auf den Wehren himmlische Männer, die mit feurigen Pfeilen auf den Feind schossen und so eine ganze Stunde hindurch das Schloß schirmten, bis der Gottesdienst beendigt war und die Brüder nun selbst den Kampf fortsetzen konnten.

Luc. David Th. IV. S. 118; vergl. auch Th. VI. S. 68, wo derselbe Vorfall bei dem Angriff der Litthauer unter Switrigail auf die Ordensburg Gotteswerder berichtet wird.

40. Der leichte Sieg.

Da einst ein mächtiges Heer der heidnischen Poggesanen die Ordensbrüder aus Elbing mit wenigem Volke

verfolgte, und es schon zum Treffen kommen sollte, ergriffen Erstere plötzlich alle die Flucht bis auf Einen, der gefangen ward. Als dieser so wenige Kämpfer in dem Heere der Brüder sahe, so fragte er: wo denn die übrigen wären? und als ihm gesagt ward: mehrere wären nicht, so erzählte er: daß sie das ganze Feld voll von bewaffneten Männern gesehen, die an Bekleidung und Rüstung den Brüdern ganz gleich gewesen wären, weshalb sich die Preussen denn auch in die Flucht begeben, was die übrigen Pogesanen, die im Heere sich befunden, nach ihrer Bekehrung denn auch gleichfalls öffentlich bekannten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 17.

41. Die Teufelsplage.

Als im Jahre 1247 die Pomesanen wieder vom Orden und dem christlichen Glauben abgefallen, wurden sie zwar von dem Landmeister Heinrich von Weida in einer gewaltigen Niederlage, in der, wie Einige schreiben, an elftausend von ihnen umgekommen, niedergeworfen, der Himmel glaubte aber, daß sie hierdurch noch nicht hinlänglich gezüchtigt sein möchten, und sendete ihnen daher noch eine sonderliche Plage. Denn es stellten sich bei ihnen die Geister, welche Succubi oder Incubi sonst genannt werden, ein, maßten sich ihrer ehelichen Lagerstätten an, und hielten mit ihren Weibern zu, darüber denn manche von den Pomesanen, da sie den Geistern nichts anhaben mochten, schier unsinnig wurden und ihre Weiber selbst ermordeten. Darauf nahmen die Teufel sogar menschliche Gestalt an, gingen umher, warfen diesen ins Feuer, jenen ins Wasser, etliche aber hingen sie an die Bäume in den Wäldern und hielten hin und wieder gar schrecklich Haus. In dieser Noth traten die Preußen zusammen und gingen ihren obersten Priester, den Kriwaiten an, daß er die Götter darum

frage: wie sie der Unholde ledig werden möchten. Dieser aber antwortete: die Plage käme von ihren eigenen Göttern her, darum, daß sie ihrer Vorfahren Satzung und Glauben treulos geworden, und einen andern Gott angenommen, und dieselbe würde auch nicht eher aufhören, als bis sie zu ihren alten Göttern ganz zurückgekehrt wären. Die Leute aber glaubten den trüglichen Worten des Priesters und verschwuren sich mit einander, sie wollten sich eher alle erwürgen lassen, denn fürderhin einen andern Gott annehmen, und die neuen Herren sammt ihrem Gotte mit Hülfe der alten Götter ganz aus dem Lande treiben, auch keinen Christen, dessen sie mächtig würden, leben lassen. Da nun aber den Christen der Sieg beschieden war, so hatte jenes Gelöbniß der Heiden den Ausgang, daß sie selbst zuletzt sammt und sonders vertilgt wurden.

Casp. Schütz, Historia fol. 25.

42. Sagen von Schwentipol.

Zur Zeit, als der fünfte Hochmeister des deutschen Ordens regierte, der Landgraf Conrad von Hessen, im Jahre 1247, lebte Schwentipol, ein Herzog in Pommern und Cassuben. Er war selbst ein Christ und hatte es anfangs mit den deutschen Brüdern gehalten. Aber er war im Grunde verboßten und nicht gut christlichen Sinnes, dabei von großer Vermessenheit, falsch und behenden Betruges. Er fiel derohalben von dem Orden ab, machte heimlich Freundschaft mit den Preußen, und suchte den Orden und die Christen wieder aus dem Lande zu vertreiben. Er befestigte zuvor alle seine Burgen an der Weichsel, dann zog er in das Land des Ordens, dem er überall und vielen Schaden that. Er tödtete die Christen, wo er konnte, und ging besonders mit dem Orden auf eine gar grausame Weise um. Aber einige Male wurde er dennoch angeführt,

insbesondere einmal durch Weiber, und das andere Mal durch sich selbsten.

Eines Tages nämlich war er mit großem Kriegsvolke vor die Stadt Culm gerücket, selbige zu belagern. Weil er aber zum Sturme nicht gefaßt war, so sahe er wohl ein, daß er die Stadt nur durch List bekommen würde. Er zog sich daher von der Stadt zurück, und versteckte sein Volk hinter einem Moraste, Ronsen genannt, hoffend, die Belagerten herauszulocken; hierin betrog er sich auch nicht, die belagerten Ordensbrüder glaubten wirklich, Schwentipol sei ganz von dannen gezogen, und verließen die Stadt bis auf wenige Mann, um neuen Proviant zu holen. Sie fielen aber dem Schwentipol in die Hände, der sie Alle erschlug. Dieser glaubte jetzt, die Stadt gehöre ihm, denn es sei kein Mann mehr darin, sie zu vertheidigen. Aber Einer von den Belagerten war in die Stadt zurückgelaufen, und hatte Kunde gegeben von dem Unfalle der Brüder. Da thaten sich alle Weiber und Jungfrauen zusammen, die in der Stadt Culm waren, und zogen der Männer Kleider und Rüstungen an und stellten sich also muthvoll auf die Mauern. Als das Schwentipol sah, verwunderte er sich, daß noch so viele Männer in der Stadt seien, er verzweifelte, diese in seine Gewalt zu bekommen, und er zog von den Mauern sich zurück, durch die List der Weiber besieget. Noch heutiges Tages sind die Frauen und Jungfrauen in Culm wegen ihrer List und ihres Muthes wohlberühmt.

Ein andermal betrog Schwentipol sich selbsten. Er hatte sich im Pomesanischen an einem lustigen Orte, nicht weit von der Weichsel gelagert, und war fröhlich und guter Dinge. Dazumalen war unter seinen Gefährten ein Hofmann, der sich sehr vor den deutschen Rittern fürchtete, so daß Schwentipol ihn schon öfters mit solcher Furcht

aufgezogen hatte. Auch dieſesmal wollte er ſeinen Scherz mit ihm treiben. Als er daher befohlen hatte, die Mittagstafel anzurichten, ſchickte er, um über Mahlzeit etwas zu lachen zu haben, ſeinen Diener heimlich fort, mit dem Befehle, wenn er bemerken werde, daß ſie ſchon bei Tiſche ſeien, ſo ſolle er mit Schrecken gelaufen kommen, und ſchreien, daß die Kreuzherren im Anzuge ſeien. Den Anderen aber ſagte er, was er vorhabe, und wie er ſolchen Boten abgeſchickt habe. Deſſelben Tages aber waren die Kreuzherren wirklich gekommen, um Schwentipol zu überfallen, den ſie ihrer nicht zu warten wähnten. Als nun dieſer mit den Seinigen kaum angefangen hatte zu eſſen, da kam der Diener, der die Ritter geſehen hatte, mit großem Schrecken und Schreien gelaufen, die Kreuzfahrer ſeien da und folgen ihm auf den Fuße, ein Jeder möge ſich retten wie er könne. Als dieſes der furchtſame Hofmann hörte, ſprang er eilends hinter dem Tiſche weg und lief dem nächſten Buſche zu, rettete auch damit ſein Leben; Schwentipol und die Anderen aber lachten ſeiner, und jemehr der Diener ſchrie, die Ritter ſeien da, deſto mehr lachten ſie, bis ſie auf einmal das Ordensvolk ganz nahe bei ihnen ſahen. Da verkehrte ſich ihr Lachen in Angſt, und ſie wollten davon laufen, allein die Ritter erſchlugen ſie alle, bis auf Schwentipol und einen Gefährten, welche beide behende der Weichſel zuliefen, ſich hinein warfen, und ſich durch Schwimmen retteten.

Casp. Schütz, historic. f. 22 f. 23.
Duisburg, Chronic. P. III. c. 47 sqq.

43. Die muthige Culmerin.

Wir haben geſagt, die Frauen und Jungfrauen zu Culm ſeien wegen ihres Muthes wohlberühmt. Hier iſt ein anderes Beiſpiel davon: Zu einer Zeit zogen die heid-

nischen Sudauen gen Culm, um es zu belagern. Auf dem Wege dahin plünderten und raubten sie stark. Als sie nun plötzlich nahe vor Culm kamen, da gewahrte ein sehr großer und starker Sudaue eine Frau aus Culm, die in einen nahen Bruch flüchtete. Der Sudaue eilte ihr nach und holte sie bald ein. Wie nun die Frau sah, daß sie ihm nicht mehr entlaufen könne, drehet sie sich auf einmal um und gab dem Sudauer so hart sie konnte, einen Stoß auf die Brust, wovon er rücklings in den dort befindlichen Morast fiel; darauf warf sie sich auf ihn, und drückte ihm mit aller Macht den Kopf in den Morast, daß er ersticken solle. Der grimmige Sudaue wehrte sich heftig, faßte auch mit seinen Zähnen ihren Daumen und biß daran, aber die Frau ließ ihn nicht los, und drückte ihn immer tiefer, bis er ersticken mußte, obgleich er den Daumen ihr abbiß. Darauf entkam sie glücklich nach Culm.

Duisburg Chron. P. III. c. 157.
Henneberger Erkl. S. 56.
Leo hist. Pruss. S. 112.
Luc. David, Th. IV. S. 118.

44. Die Hülfe der heiligen Barbara.

Unweit der Stadt Schwetz an der Weichsel steht ein Dorf Namens Sartowitz. Dort hatte vor vielen hundert Jahren, nämlich im Jahre 1245, der Pommern-Herzog Schwentipol sein festestes und bestes Schloß, welches er mit starker Mannschaft besetzt hielt, und aus welchem dem Orden viel Schaden geschah. In dem gedachten Jahre am Sanct Barbara-Tage rückte vor dieses Schloß der Marschall Diedrich von Bernheim; er nahm bloß mit sich vier andre Brüder des Ordens und 24 Knechte. Er nahm nur so wenige Mannschaft mit, weil im Geiste ihm die heilige Barbara erschienen war, und ihn also geheißen hatte.

Es war Mitternacht, als er in aller Stille vor dem Schlosse ankam; ohne alles Geräusch wurden die Leitern angesetzt und die Mauern erstiegen. Die in dem Schlosse wurden hiervon nichts gewahr, als bis sie schon unter den Streichen ihrer Feinde fielen. Die Sieger machten anderthalbhundert Frauen und Jungfrauen zu Gefangenen, darauf wurde die ganze Burg nach Schätzen durchsucht, und dabei kam man an ein großes Gewölbe, welches sehr fest mit eisernen Schlössern und Riegeln verwahrt war. Darin glaubten sie gar viele Schätze zu finden. — Sie fanden aber darin nur ein silbernes Kästchen, welches einen gar wundervollen Schein in dem dunkeln Gewölbe von sich gab. Wie sie das öffneten, da fanden sie darin das Haupt der heiligen Barbara und einen Zettel, der dies besagte; da erkannten die Brüder, wem sie ihren wunderbaren Sieg zu verdanken hatten. Und sie trugen das Haupt in die Schloßkirche zu Culm, von wo es nachher gen Marienburg und von da nach Danzig kam. Dieses Haupt hatte vorher der Papst Innocentius IV. dem Könige von Dänemark zum Geschenk bestimmt, und er schickte es diesem durch einen gelehrten Mann, Sedensa, den er zum Legaten in Dänemark ernannt hatte. Dieser aber, als er nach Pommern kam, wurde er von Schwentipol überfallen, der ihm alles, und auch das Haupt der Heiligen raubte. Schwentipol schickte dasselbe nach Sartowitz, aber die Heilige wollte nicht länger dort im Gewölbe liegen, und daher hatte sie den Marschall Diedrich von Bernheim zu ihrem Befreier auserkoren.

Duisburg Chronic. P. III. c. 36.
Sim. Grunau Tract. VIII. c. 4.
Henneberger Erkl. S. 419.
Leo hist. Pruss. p. 80.
Luc. David, Th. III. S. 52 fgg.

45. Das segnende Crucifix.

Auf dem Hause Christburg saß zur Zeit Poppo's von Osterna des Hochmeisters, ein Comthur, Heinrich von Stangen, von großer Frömmigkeit. Als dieser einst in der Burgkapelle vor dem Altare knieend, sein Gebet verrichtete, bat er Gott, daß er ihm ein Zeichen gäbe: ob er seiner Gnade theilhaftig worden sei. Siehe, da breitete das hölzerne Crucifix, vor dem er lag, seine Arme aus und segnete ihn mit dem Zeichen des Kreuzes, zum Beweise, daß seine Bitte gewährt sei. Bruder Heinrich, der Burgkaplan, der damals gerade selbst sein Gebet sprechend, verborgen in einem Winkel der Kapelle stand, sah dies und hat es nachher kund gethan.

Duisburg Chronic. P. III. c. 68.

46. Der St. Marienritter.

Zu derselbigen Zeit befand sich in dem Convente zu Königsberg Bruder Hermann, der Saracene genannt, ein schwäbischer Ritter, der die Jungfrau Maria so hoch hielt, daß er Niemandem, was selbiger um ihretwillen bat, versagte. Als er, um in den Orden zu treten, gen Marburg zog, traf er unterweges an einem Orte ein prächtiges Turnier, bei dem ein Ritter durch den Herold männiglich herausfordern ließ, um den Preis der Waffen und des Rosses zu Ehren seiner Dame mit ihm eine Lanze zu brechen. Da Niemand sonst es wagen wollte, so trat Hermann in die Schranken. Aber die Dame, welche er meinte, war die Gebenedeite, und mit deren Hülfe warf er denn auch den Gegner beim ersten Anlauf ohne Mühe nieder. Schwert und Rüstung, so er gewonnen, schenkte er den Armen.

Als Bruder Hermann schon das Ordenskleid empfan-

gen hatte, und seine Frömmigkeit noch wunderbar stetig zunahm, da zeigte sich ihm oft die Jungfrau und hielt mit ihm Zwiegespräch. Einstmals erschien sie ihm mit ungewöhnlich trüben Antlitz, und als nun Br. Hermann nach der Ursache forschte, antwortete sie ihm: „Das bekümmert mich, daß meine geliebten Söhne, deine Brüder vom deutschen Hause, die bei ihren Mahlzeiten einst nur von meinem Sohne, von mir und von den Werken der Heiligen sprachen, sich jetzt von nichts als von den Thaten der Könige und Fürsten und von der Eitelkeit der Welt unterhalten, so daß meines Sohnes, meiner und des Lebens der Heiligen selten oder nie gedacht wird."

Als Br. Hermann zum kurischen Kriege sich rüstete, erschien ihm die Jungfrau wiederum, und sprach zu ihm: „Ich lade dich, Hermann, zu dem Mahle meines Sohnes" Dieser nahm denn auch, als er fortzog, von seinen Freunden für diese Welt Abschied, wie er auch wirklich in diesem Feldzuge sein Leben ließ.

Einem Drescher, einem einfältigen und gottesfürchtigen Manne, zeigte sich um die Zeit dieses Auszuges, als er eines Tages vor seiner Thür stand, in der Luft ganz deutlich das Heer der Brüder, wie es mit den Litthauern kämpfte. Er rief deshalb die Seinen herbei, und sprach zu ihnen: „Seht ihr nicht, wie unsre Brüder mit den Ungläubigen streiten? Nun flichen sowohl die Preußen wie die Litthauer; jetzt aber die Brüder und wenige stehen mit ihnen, die rings von Feinden umwallt, treu im Kampfe aushalten. Wehe! jetzt werden sie erschlagen. Nun sehe ich die gebenedeite Jungfrau Maria und die Engelein Gottes mit ihren Seelen in den Himmel hinaufsteigen. Unter diesen ragen zwei über die übrigen hervor, die des Br. Hermann des Saracenen, und des Br. Glisberg." Und wirklich blieben nicht nur letztere beide in diesem Feldzuge,

sondern es kam auch das ganze Ordensheer um. Glisberg aber war ein Ordensbruder im Convente zu Christburg, der ein so heiliges Leben geführt, daß, als man einst am Charfreitage während der Messe das Kreuz niedergelegt hatte, und die Brüder der Reihe nach herantraten es zu küssen, und Glisberg auch herzu kam, das geschnitzte Crucifix beide Arme vom Holz und Nagel ablös'te, um ihn zu umfangen. Der demüthige Held aber weigerte sich dessen und sprach: „Ach Herr, es geziemet sich nicht, daß du einen so gar großen Sünder, der deß durchaus unwürdig ist, umfangest".

Duisburg Chron. P. III. c. 78 und 82.

47. Die Lichter auf der Wahlstatt.

An der Stelle, wo im Jahre 1263 die gewaltige Schlacht bei Löbau geschlagen worden, in welcher der Landmeister Helmerich von Rechenberg mit all den auserlesensten Gebietigern des Ordens ihr Leben gelassen, sah man nachher zu nächtlicher Zeit brennende Kerzen, wie ein Einsiedler, der sich auf der Wahlstatt späterhin ein Hüttlein gebaut, oftmals gesehen, und die deutlich darthaten, wie den Erschlagenen die Märtyrerkrone von Gott verliehen sei.

Duisburg Chronic. P. III. c. 118.

48. Hanno's von Sangerhausen Rettung.

Hanno von Sangerhausen, der nachherige Hochmeister, befand sich als Wappner im deutschen Ordensheere in der großen Tartarenschlacht bei Liegnitz. Muthig kämpfend unterlag er endlich der feindlichen Menge, und sank, von einem Tartarschwerte getroffen, zur Erde nieder mit dem Ausrufe: Jesus Maria! da soll eine weiße Lichtgestalt

über ihn einen Schild gehalten haben, darob die Feinde erschrocken entflohen.

(Bergenroth) St. Marienburg S. 253.

49. Das Stahlhemde.

Im Schlosse Brandenburg befand sich zur Zeit Hanno's von Sangerhausen, des Hochmeisters, Bruder Hermann von Lichtenburg, aus hochadligem Geschlechte entsprossen, der neben andern Abstinenzien und Kasteiungen, statt eines leinenen, beständig ein eisernes Hemde auf bloßem Körper trug. Als er nun, in den Krieg ziehend, darüber die Rüstung gelegt, und sich, wie dies dann gewöhnlich, ungestüm bewegen mußte, so ward seine Haut so zerfleischt, als wenn er von Scorpionen zerbissen sei. Wie ihn nun drob sein Beichtiger, der Priester Petrus schalt, da er im Kriege wegen der Schwere der Rüstung das Stahlhemde ablegen müsse, so antwortete Br. Hermann, daß ihn keine Noth dazu würde bringen können, sich lebend dessen zu entäußern. Und was geschah? In der nächsten Nacht erschien ihm die Jungfrau Maria, berührte ihn sanft mit ihrer Hand und heilte ihn dadurch so vollkommen, daß, als ihn der Beichtiger am folgenden Tage wiedersah, auch nicht die geringste Spur der Verletzung an seinem Leibe wahrzunehmen war.

Duisburg Chronic. P. III. c. 126.

50. Volrad Mirabilis.

In Natangen, auf dem Schlosse Lenzenburg saß Bruder Volrad Mirabilis als Hauscomthur. Diesem ward hinterbracht, wie seine Unterfassen ihm nach Leib und Leben trachteten. Er wollte dem anfangs keinen Glauben beimessen, weil er dieselben in nichts hart behandelt hatte,

vielmehr ein sanftmüthiges und gelindes Regiment führte vor allen Gebietigern, wie dies männiglich in allen preußischen Landen bekannt war. Wie nun aber die Warnungen häufig wiederkehrten, da beschloß er doch erst, bevor er strafte, sich aus eigner Wahrnehmung Ueberzeugung zu verschaffen. Zu dem Ende richtete er ein groß Gastgebot an, und lud dazu die Vornehmsten sammt etlichen Andern ein, und ermahnte sie, als sie nun beisammen waren, sich mit Speise und Trank wohl zu thun. Da es nun Mitternacht geworden, und der Meth ihnen zu Kopfe stieg, fing die Tücke an sich zu regen, daß sie, sich stellend als wenn sie unter sich einen Hader begönnen, alle Lichter auslöschten und dann auf den Hausherrn losstürzten, um ihn zu ermorden. Aber diesem, der zur Vorsicht ein Panzerhemde unterm Wamse verborgen, und der nicht ungewarnt war, glückte es, sich mit Gewalt durchs Gedränge zu machen, und seinen Dienern zuzuschrein, so daß ihm die Streiche der Verräther nicht großes schaden mogten. Da nun die Diener von Neuem Licht brachten, so hatte sich jeder schon wieder an seinen Platz begeben, und obwohl sich der Comthur zum höchsten der angethanen Gewalt beschwerte, so läugneten doch die Gäste, sonderlich die Vornehmsten, daß ein Anschlag wider ihn stattgefunden, und behaupteten, die Lichter wären nur deshalb ausgelöscht, daß die, welche zu zanken angefangen, nicht ferner an einander kommen könnten; es müßten daher etliche eidesvergessene Bösewichter im Haufen sein, die solches verrätherischen Stückes sich unterfangen. Da fragte Volrad, was dieselben Bösewichter wohl für Strafe verdient hätten, worauf die Gäste, die um so besser ihre Hinterlist zu verbergen meinten, antworteten: sie wären werth, daß man sie lebendig verbrenne. Volrad, hiermit zufrieden, stellte sich, als ob er den Vorfall nicht groß achte, weil er nicht beschädigt worden, er

mahnte die Gäste fürder zum Trinken und fröhlich zu sein, ließ sie auch letztlich wohlbezecht im Frieden nach Hause ziehn.

Etliche Zeit hernach, da nun Volrad ihren Anschlägen besser hatte nachgeforscht und alles genau erkundet, lud er sie wieder zu Gaste, sowohl die vorigen als andre, die neben ihnen im Bündnisse waren, und da ihrer viel zusammen gekommen, so richtete er das Gastgebot in einem großen Hause aus, das vor dem Schlosse lag, ließ genugsam auftragen und ermahnte stetig zu Trunk und Fröhlichkeit.

Die Verschwornen meinten, daß jetzt die günstigste Gelegenheit gekommen, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen, und nachdem sie sich tüchtig berauscht, begannen sie wieder wie das vorige Mal. Volrad aber, der diesmal besser auf der Hut war, entsprang, sobald jene die Lichter auszulöschen anfingen, vor die Thür, wo die Diener, die er zuvor abgerichtet, schon bereit standen, ließ Pforten und Fenster verschließen, verriegeln und verkeilen, so daß keiner derer, die drin waren, zu entkommen vermochte, steckte nachmals das Haus in Brand und ließ darin die Bösewichter alle verbrennen, gemäß dem Urtheil, das sie sich selbst gesprochen hatten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 83.
Casp. Schütz Historia fol. 28.

51. Die Hülfe vom Himmel.

Als im Jahre 1260 die heidnischen Preußen mit großer Heeresmacht die Stadt Elbing belagerten, da beschlossen die Christen, außer Stande in die Stadt Zufuhr zu schaffen, die Heiden durch einen Einfall in ihr eignes Land zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, was denn auch ins Werk gesetzt ward. Als nun beide Heere gegenüber standen, ergriff plötzlich, bevor es noch zur Schlacht gekom-

men, die Vorhut der Feinde die Flucht, stürzte sich auf das Haupttreffen und riß dies mit sich fort, so daß die nacheilenden Christen sonder Mühe viel Volks erschlagen mochten. Die Gefangenen bekannten nachher: sie hätten einige mit weißen Mänteln und schwarzen Kreuzen bekleidete Männer vom Himmel hinabsteigen sehen, die mit feurigen Schwertern die Ihrigen angegriffen und getödtet hätten. Dieses Wunder soll der heilige Anselmus, der sich in der belagerten Stadt befand, vom Himmel erfleht haben.

Leo Histor. Pruss. pag. 99.

52. Die Hülfe der heiligen Jungfrau.

Während des großen Aufstandes machte der Komthur von Christburg, Dietrich von Rhode, mit wenigen Rittern und Reisigen einen Zug durch Poggesanien, auf dem er viel glückliche Thaten vollführete. Auf der Rückkehr aber folgte ihm eine unzählbare Schaar von Feinden, die den Weg bald so verstellt hatten, daß ein Kampf unvermeidlich war. Kaum hatte Dietrich die Feinde aber angegriffen, als diese schon in wilder Flucht fortstürzten, so daß ihrer eine so große Menge erlag, daß noch nie in einem Tage von so wenigen so viele erschlagen worden sind. Die Gefangenen bekannten nachher: daß ihnen in der Luft eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit erschienen, die in der Hand das weiße Banner der Kreuzritter getragen, was sie so erschreckt habe, daß sie nicht zu kämpfen gewagt hätten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 136.

53. Hercus Monte und Hirschhals.

Unter den Natangern war in der ersten Zeit des Ordens ein tapferer Oberster, geheißen Hercus Monte. Der-

ſelbe machte eine Reiſe nach Deutſchland, und lernte unter andern in der Stadt Magdeburg einen Edelmann Namens Hirſchhals kennen, der ihn aus einer großen Gefahr errettete, wofür er ihm ewigen Dank verſicherte. Zu derſelbigen Zeit war Hercus Monte ein Chriſt geworden, und hatte den Namen Heinrich angenommen. Hernachmals aber, als er wieder zu ſeinen Landsleuten zurückgekehrt, fiel er vom chriſtlichen Glauben ab, und wurde wieder ein Heide. In dieſer Zeit trug es ſich zu, daß die Ratanger in Krieg geriethen mit den Kreuzfahrern. Hercus Monte war ihr Feldoberſter und er gewann eine große Schlacht. In dieſer machte er viele Gefangene und unter denſelben auch den Hirſchhals, der unterdeß ein Kreuzherr geworden war. Nach den Geſetzen der Ratanger mußten die Gefangenen unter einander das Loos werfen, wer von ihnen ſterben und den Göttern geopfert werden ſolle. Da iſt das Loos gefallen auf den gedachten Hirſchhals. Hercus Monte aber, eingedenk der vielen Wohlthaten, ſo er von Hirſchhals empfangen, ließ das Loos noch einmal unter ihnen werfen. Und ſiehe, daſſelbe traf wiederum den Hirſchhals, den jedoch Hercus Monte noch einmal davon losgemacht. Als nun aber das Loos zum dritten Male geworfen, und nochmals denſelben getroffen, da hat Hirſchhals ſelbſt loszukommen nicht begehret, ſondern war bereit zu ſterben, und er wurde angethan mit ſeinen Waffen, auf ſein Roß geſetzet und alſo den heidniſchen Göttern zu Ehren verbrannt.

Duisburg, Chronic. P. III. c. 86.
Casp. Schütz Historia fol. 29.
L. David Th. IV. S. 46.

54. Das Nonnenkloster zu Thorn.

Das Nonnenkloster zu Thorn ist zum Gedächtniß eines großen, wunderbaren Sieges über die Litthauer erbauet. Nachdem nämlich im Jahre 1312 der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen gestorben, fiel der Litthauer Großfürst Vithenes urplötzlich mit 4000 Mann in das Gebiet des Ordens ein, und verwüstete Samland und Ermeland dermaßen, daß er außer den Festungen nichts Ganzes gelassen. Menschen und Vieh wurden hinweggetrieben, und unter seinen Gefangenen befanden sich allein 400 Jungfrauen. Im Abzuge lagerte sich Vithenes mit seinem Volke in einem Walde. Sie waren allda fröhlich und guter Dinge, und Vithenes ließ die eroberte Beute unter ihnen austheilen. Unter diesen war auch eine Monstranz, mit einer geweiheten Hostie darinnen, die hob Vithenes selbst empor, zeigte sie den gefangenen Christen und verhöhnte diese damit, sagend: Wer ist nun euer Gott, daß er euch und sich selber beschützen mag? — Er nahm darauf die Hostie und warf sie zur Erde und trat mit seinen Füßen darauf, um zu verstehen zu geben, welch einen gar elenden Gott die Christen doch hätten. Aber er sollte für diesen Frevel bald die Strafe des Alleinigen, Allmächtigen Gottes fühlen, denn alsbald stürzte der Großcomthur Heinrich von Plötzke, welcher in der Eile ein Heer gerüstet, den Litthauern unbemerkt gefolgt war, und durch seine Kundschafter erfahren hatte, daß Vithenes hier an keinen Ueberfall denke, mit achtzig Brüdern des Ordens und zweitausend Knechten herbei, überfielen den heidnischen Fant, tödteten was ihnen vorkam, befreieten die gefangenen Männer, Weiber und Jungfrauen, und machten eine unermeßliche Beute. Nur Vithenes allein mit zweien Dienern kam le-

bendig davon, aber er war heftig am Haupte verwundet. Zur Gedächtniß dieses Sieges und aus der eroberten Beute wurde das Nonnenkloster zu Thorn gebauet.

Leo histor. Pruss. p. 118.
Duisburg Chron. P. III. c. 303.
Luc. David Th. V. S. 170 sqq.

55. Der Riese Miligedo.

Es lebte in Preußen, als der Orden ins Land kam, ein großer Riese, der hieß Miligedo, und war im ganzen Lande wegen seiner Größe und Stärke bekannt. Derselbe bekehrte sich zum christlichen Glauben, und trat unter das Heer der Ordensbrüder, und that seinen Landsleuten vielen Schaden. Darum, und weil er so ausnehmend stark war, fürchteten ihn die heidnischen Preußen sehr, und suchten ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Als nun zu einer Zeit die Kreuzherren das Schloß Bartenstein mit vierhundert Mann besetzt hatten, darunter auch dieser Miligedo war, belagerten die Preußen das Schloß unter ihrem Obersten Mattingo, und trachteten danach, wie sie den Miligedo mit List aus dem Wege räumten. Sie hatten Einen unter ihrem Haufen, der auch nicht klein war, aber dem Miligedo bei weitem nicht gleich kam. Dieser trat ins Feld und forderte den Miligedo aus dem Schlosse zum Zweikampf hervor. Miligedo ließ sich nicht lange nöthigen und kam ganz allein auf den Platz. Er trug bloß eine große Keule, deren Knopf voller Blei gegossen war. Wie er nun zu seinem Kampfgesellen antritt, ehe ihn dieser mit seinem Gewehre erreichen möchte, schlägt er ihm mit dem ersten Streiche den Hauptharnisch und den Hirnschädel in einander. Aber jetzt springen zwanzig Preußen aus dem Strauch hervor, die fallen ihn zugleich an; doch dieser achtete ihrer nicht groß und scharmützelte in Kurzem so unter

ihnen, daß ihrer funfzehn auf dem Platze blieben, die Uebrigen aber die Flucht nahmen, und er selbst in Frieden wieder auf die Burg zog. Bald darauf aber brachten ihn die Preußen doch in die Kluppen; denn als er gar zu kühn und keck war, und einesmals schon zehn Mann bestritten und erschlagen hatte, da ward er noch von funfzigen überfallen, die ihn, weil er allein und müde war, überwältigten und jämmerlich ermordeten.

Duisburg Chronic. P. III. c. 114.
Casp. Schütz Historia. fol. 35 b. sqq.
Hartknoch Alt- und Neu-Preußen, S. 87.
Luc. David Th. IV. S. 68.

56. Der Streit um den Fischkessel.

Zu einer Zeit im Jahre 1264 hatten die Preußen schon drei Jahre lang das Schloß Bartenstein belagert, in welchem der Ordensbruder Henning von Stalenberg nur noch mit wenigen Mannen lag und sich kaum mehr halten konnte, so daß das Schloß bald den Heiden übergeben werden sollte. Da geschah es eines Tages, daß Einer von den Preußen, der in einem Sturmhause lag, gute Fische bekommen, aber keinen Kessel hatte, worin er sie kochen konnte. Er lief daher aus seinem Sturmhause in ein anderes, darin seiner Mutter Schwester war, und bat diese, ihm ihren Fischkessel zu leihen. Das Weib wollte dies nicht, worauf der Preuße den Kessel mit Gewalt nahm, und damit fortlief. Das Weib aber rannte ihm nach mit jämmerlichem Geschrei. Als dieses die Preußen in dem Sturmhause hörten, woraus das Weib war gelaufen, da kamen sie ihr zu Hülfe, um ihr mit Gewalt wieder zu ihrem Kessel zu verhelfen. Aber nun kamen dem Preußen auch die aus seinem Sturmhause zu Hülfe, und es wuchs mehr und mehr die Hülfe von beiden Seiten, bis zuletzt

die Preußen aus allen Sturmhäusern zusammenliefen und ein Geschrei, Gezänk und Schlagen entstand, als wenn eine große Schlacht gekämpft würde. Es hatte aber keiner der Preußen Waffen in dem Streite. Als dieses nun Henning von Stalenberg ersah, da fiel er rasch mit den Seinen aus der Burg heraus, schlug die verwirrten Preußen, verbrannte die Sturmhäuser und befreiete also das Schloß.

Duisburg Chron. P. III. c. 175.
Leo Histor. Pruss. p. 102.
Lucas David Th. IV. S. 70.

57. Der Läufer ohne Kopf.

Als im Jahre 1261 die Preußen das Schloß zu Königsberg hart belagert hatten, suchten sie auch die darin liegenden Ordensbrüder durch Hunger zu zwingen. Derohalben baueten sie über den Pregel mehrere Brücken und auf jeder Brücke einen festen Thurm, also daß ohne ihren Willen auf dem Pregel nichts konnte in das Schloß gebracht werden. Solches litten aber die Ritter in dem Schlosse nicht lange, und sie fielen aus demselben heraus, auf die arbeitenden Preußen, schlugen diese in die Flucht, und zerstörten ihre Arbeiten. Bei dieser Gelegenheit trug es sich zu, daß ein Ordensbruder, Namens Gebhard, aus Sachsen gebürtig, einem flüchtigen Preußen nacheilet, und diesem so geschwinde den Kopf abhauet, daß, nachdem der Kopf schon auf die Erde gefallen, der Preuße noch 29 Schritte weit ohne denselben gelaufen, bevor er zu Boden gefallen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 98.
Luc. David IV. S. 62.

58. Der starke Ritter.

Bald nach dem so eben erzählten Vorfalle schickte der Comthur von Königsberg den Ordensbruder Ulrich von Magdeburg auf einem Schiffe vor das Tief, um die dort liegenden Schiffe und Waaren vor einem Ueberfalle der Preußen zu schützen. Auf einmal aber kamen fünf preußische Schiffe heran mit starker Mannschaft, die eilten sehr auf Bruder Ulrich zu, in Hoffnung, da er nur mit wenigen Leuten war, ihn und sein Schiff leicht in ihre Gewalt zu bringen. Allein Ulrich gerieth wenig in Furcht, denn es hatte ihm Gott eine solche Stärke des Leibes gegeben, daß er damit alle Männer übertraf. So wie er daher die Gefahr sah, und die Preußen ihm nahe gekommen waren, ergriff er den Mastbaum seines Schiffs, und schlug damit auf das nächste Schiff der Preußen, worin funfzig starke Männer waren, so heftig, daß das Schiff Wasser schöpfte, und unterging. Da das die Anderen sahen, nahmen sie die Flucht. — Dieser Ulrich hat oftmals zwei vollständig gerüstete Männer, wenn er sie nur beim Gürtel am Rücken erfassen konnte, auch wider ihren Willen mit zween Fingern in die Höhe gehoben.

Duisburg Chron. P. III. c. 121.
Henneberger Erklärung S. 169.
Leo Hist. Pruss. p. 107.
Lucas David Th. IV. S. 90.

59. Die zwei Grafen von Mark und von Jülich.

Im Jahre des Herrn 1261 am Agnesentage erfochten die heidnischen Preußen einen großen Sieg über den Orden unweit der Stadt Königsberg. Darauf stand ein alter Preuße auf, welcher prophezeihete, daß in dem fol-

genden 1262sten Jahre auf den Tag des heiligen Vincentius, welcher ist am Tage nach St. Agnes, die Preußen eine noch größere Niederlage erleiden würden. Nun trug es sich zu, daß in dem Jahre 1262 ein großes Preußenheer wieder vor Königsberg stand, und das Schloß der Ordensbrüder hart belagerte. Der St. Annentag war schon wieder gekommen, aber es war noch kein Heer da, welches den Preußen sich entgegenstellen, den wenigen Belagerten zu Hülfe kommen und die Prophezeihung des alten Preußen wahr machen konnte. Aber Gott hatte, ohne daß die Belagerten daran dachten, das Herz zweier tapferen Männer erwecket, daß sie das Kreuz nahmen und mit großem Volke nach Preußen zogen. Dieses waren die Grafen von der Mark und von Jülich. Diese kamen mit ihrem Heere am Abend des Agnesentages vor dem Schlosse zu Königsberg an. Noch desselbigen Abends griffen sie die Blockhäuser an, welche die Preußen vor Königsberg erbauet hatten, und stürmten dieselben. Am anderen Morgen aber, am Tage des heiligen Vincentius, fingen sie die Schlacht an. Sie theilten ihr Volk also, daß der von der Mark die Reisigen angriff, der von Jülich aber das Fußvolk. Die Schlacht dauerte viele Stunden, aber ehe die Sonne untergegangen war, hatten die Preußen das Feld räumen müssen, und 3000 Todte verloren. Also war die Prophezeihung des alten Preußen in Erfüllung gegangen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 93. 94.
Luc. David, IV. S. 56.

60. Die Auferstehung in Schöneck.

Nicht weit von Danzig liegt ein Städtlein, Schöneck geheißen, wo sich vor vielen hundert Jahren folgendes merkwürdige Wunder zugetragen:

Es kam dort eines Tages ein Mann an, welcher aus

Meissen gebürtig war; derselbe hatte zur Lösung eines Gelübdes nach Preußen sich begeben, um ein Jahr lang unter dem Orden gegen Schwentipol und die heidnischen Preußen zu streiten. Das Jahr war jetzt zu Ende gegangen und er war nun auf dem Rückwege in seine Heimath. In dem besagten Städtlein aber wurde er krank, starb auch allda und wurde auf dem Kirchhofe begraben. Weil der Mann nun nach verlaufenem Jahre nicht wieder in seine Heimath zurückkam, so machte sein Sohn sich auf gen Preußen, um ihn zu suchen.

Derselbe kam auch in dieses Städtlein Schöneck, grade an dem nämlichen Tage, als der Bischof dort war, um die Kirche und den Kirchhof zu weihen. Dem sah der Jüngling zu, weil es mit sonderlicher Pracht geschah. Als nun der Bischof auf den Kirchhof kommt und im Weihen mit dem Wasser hin und her sprenget, da öffnet sich plötzlich vor ihm ein Grab, und der Leichnam, so da begraben liegt, erstehet aus dem Grabe, geht voran und legt sich mit dem Rücken an die Mauer der Kirche, daß der Bischof und alles Volk ihn sehen konnte. Der Bischof aber trat zu dem Todten und beschwor ihn, daß er von sich sagen solle, warum er im Grabe keine Ruhe habe. Darauf antwortete der Leichnam, er habe im Leben seinen Nachbarn mit Unrecht ein Stück Ackers entzogen, und dafür müsse er nun, da ihm zwar die Pein der ewigen Hölle wegen seines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen geschenkt sei, so lange im Fegefeuer büßen, bis seine Erben das unrechte Gut zurückgegeben hätten. — Als solches der Jüngling, der aus Meissen gekommen, um seinen Vater zu suchen, gehöret, ist er plötzlich auf sein Angesicht gefallen, denn er erkannte seinen Vater in dem Leichname, und er hat geschworen, seinen Willen zu erfüllen. Worauf der

Bischof dem Todten befohlen, sich wieder in sein Grab zu legen, welches auch geschehen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 53. Luc. David, Th. III. S. 95. Simon Grunau, Tract. 10. Cap. 1 (der diese Geschichte aber von einem mächtigen Ritter, Gilbert von Eylen, der bei der Heimkehr aus Preußen in einem Dorfe bei Frankfurt gestorben sei, und von dem Bischofe von Lebus berichtet).

61. Der weissagende Rabe.

In der Stadt Culmsee stand vormals ein Schwarzmönchenkloster, in welchem die Mönche einen sehr ärgerlichen Lebenswandel führten. Der Abt dieses Klosters hatte einen Raben, den hatte er reden gelehret, so daß er viele Worte auf Polnisch, Lateinisch und Deutsch antworten konnte, je nachdem man ihn fragte. Eines Tages, als der Abt und der ganze Convent wieder stark gezechet hatten, sahe der Rabe seinen Herrn gleichsam als in tiefen Gedanken an. Das bemerkte der Abt und er fragte ihn: Rabe, was gedenkest du? — Der Rabe antwortet: der ewigen Jahre deiner Verdammniß! — Da erschrak der Abt und sagte, du bist nicht ein Rabe, sondern der böse Geist! und er brachte den Raben um. Dieses aber verdroß einen Mönchen, der sein Kurzweil mit dem Raben zu treiben pflegte; er ersahe seine Zeit und stach den Abt mit dem Messer todt. Als solche Gräuel der Bischof erfuhr, hat er die Mönche vertreiben und das Kloster zerstören lassen. Andere sagen, der Rabe habe dem Mönche gehöret, und nicht dem Abte, und dieses soll auch wohl wahrer seyn.

C. Schütz Historia fol. I. fol. 19 v. 25.
Luc. David, Bd. III. S. 36.
Henneberger Erklärung S. 54.

62. Meinhard von Querfurt.

Im Jahre Chriſti 1288 iſt an die Stelle Conrads von Tierberg zum Landmeiſter in Preußen verordnet worden Meinhard von Querfurt, ein tapferer Herr. Deſſen Mutter war geweſen Jutta, Gräfin von Querfurt. Als zu derſelben einſtmals eine Frau gekommen, welche drei Söhne auf einma' zur Welt gebracht, hat die Gräfin nicht glauben wollen, daß dieſes natürlich zugegangen, und geſagt, dieſelbe Frau müßte drei Väter dazu gehabt haben. Als aber die Gräfin ſelbſt darauf ſchwanger worden, brachte ſie neun lebendige Söhne auf die Welt. Da fürchtete ſie den Zorn ihres Eheherrn, der da auch glauben möchte, ſie hätte mit Anderen zugehalten, und ſie gab acht der Kinder einem Weibe, ſie zu erſäufen. Dieſem Weibe begegnete grade der Graf, fragte, was ſie trüge; dieſe antwortet: es hat mir die Frau acht Welfelein zu ertränken gegeben, — der Graf begehret dieſelben zu ſehen, und ließ davon nicht ab, bis er alles erfahren, verbot darauf dem Weibe bei Leibesſtrafe etwas zu ſagen, und ließ die acht Kinder heimlich bis in das ſiebente Jahr erziehen. Hernach ließ er ſie alle gleich kleiden mit dem, welches er im Hauſe hatte, ſtellte ſie eines Tages alle zugleich der Gräfin vor und fragte ſie, welches unter den Neunen ihr Kind wäre? Die Frau erſchrak ſehr, bekannte ihre Miſſethat und bat um Gnade, die ihr der Graf verlieh. Einer dieſer neun Söhne war der Landmeiſter Meinhard. Die Gräfin blieb Zeit ihres Lebens eine Büßerin, und als ihr Sohn Meinhard in den Orden getreten war, folgte ſie ihm nach Preußen und bauete das Kloſter zu Culmſee, woſelbſt ſie dienende Schweſter wurde, ihre ſchwere Sünde abzubüßen.

Andere erzählen diese Geschichte von Bruno von Querfurt.

Casp. Schütz histor. fol. 46.
Luc. David, Th. V. S. 78.
Henneberger Erklär. S. 53.
Die Geburt Meinhards von Querfurt in Preuß. Lieferungen Th. I. S. 265—290.

63. Der Bischof zu Fischhausen.

Da wo jetzt das Städtlein Fischhausen liegt, stand früher ein Dörflein Schönwike genannt. Daselbsten hatte einsmals Heinricus, der erste Samländische Bischof, seinen Sitz, welcher ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann war. Derselbe hatte eines Tages nicht mehr als zwei Personen in der Burg, nämlich einen Bruder des deutschen Ordens mit einem Knechte, als auf einmal ein ganzes Heer der heidnischen Preußen ankam, die Burg zu belagern. Sie fingen auch alsbald an zu stürmen, obgleich der Ritter und sein Knecht sich ihnen zur Wehre setzten. Der Bischof aber betete unterdeß zu Gott um Befreiung von den Heiden, und siehe, auf einmal wurden diese mit Blindheit geschlagen, so daß es ihnen vorkam, als wenn Tausende von Streitern auf den Mauern der Burg sich ihnen entgegenstellten. Da ergriffen sie eilig die Flucht, und liefen wie toll und thöricht von dannen, denn es war ihnen nicht anders, als wenn sie von vielen Reutern gejaget würden.

Dusburg, P. III. c. 129.
Henneberger, S. 134.
Luc. David, Th. IV. S. 99. 109.

64. Das Todtenglöcklein.

Vier Jahre lang hatten die Heiden schon vor der Burg Bartenstein gelegen, ohne daß sie solche zu bewäl-

tigen vermocht hätten. Aber drinnen waren längst alle Vorräthe und zuletzt sogar die Rosse mit ihren Fellen verzehrt. Da sahen die Kreuzritter, daß sie die Burg nicht länger halten könnten, und sie beschlossen selbige zu verlassen, zuvor aber dem Feinde noch eine herbe Wunde beizubringen. So hielten sie sich eine Zeitlang ruhig, daß die draußen meinten, der Hunger habe schon alle drinnen getödtet, und sorglos den Thoren naheten. Da stürzten die aus der Burg hervor und erschlugen der Feinde so viele, als sich in der Nähe befanden. Und also geschah es zu dreien Malen, daß die Feinde sich zuletzt nicht mehr durch die anscheinende Ruhe verlocken ließen. Hierauf beschlossen denn nun die Christen, durch eine Stimme vom Himmel, den ein frommer Bruder um Rath angefleht, dazu angewiesen, die Burg wirklich zu verlassen; und als sie noch beriethen, wie sie unbemerkt den Feinden entkommen möchten, entbot sich ein blinder Greis zurückzubleiben und regelmäßig zu den bestimmten Zeiten, beim englischen Gruß und an den canonischen Stunden das Glöcklein zu ziehn, daß die Feinde vermeinen sollten, die Burg sei noch wie sonst bemannt. Und also ward es vollführt. Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle des nächtlichen Dunkels, nachdem sie ihre Todten zuvor bestattet; der blinde Meßner aber ließ wie sonst Hora und Vesper erschallen, bis zuletzt das Verhallen des Glöckleins den Heiden das Zeichen gab, daß die Besatzung vom Hungertode hingerafft sei. Aber wie erstaunten sie, als sie, in die Burg gelangt, kein Zeichen des Todes erblickten, bis zuletzt einige, am Altare liegend, den Glockenstrang noch in der Hand, den Meßner fanden. Da wollte der Feldherr den Leichnam des Greises die That büßen lassen, aber als er zur Kirche kam, war dieser verschwunden. Boten des Himmels hatten ihn fortgeführt.

Duisburg Chronic. P. III. c. 116.
Leo Histor. Pruss. pag. 106.
(Bergenroth) St. Marienburg S. 241—246.

65. Die Belagerung von Fischhausen.

Zur Zeit Christians, des zweiten Bischofs von Samland, versuchten es die heidnischen Rinauer abermals, die Burg Fischhausen einzunehmen. Als sie vor selbige gelangten, war es gerade Mittag, und der Bischof mit allen, die in der Burg waren, pflegte des Schlafes. Die Pforte war nur mit einem Riegel, der durch ein Riemlein aufgezogen werden konnte, verwahrt, und dieses Riemlein hing sichtbar herab, so daß die Pforte ohne alle Mühe geöffnet werden konnte. Die Preußen waren aber so mit Blindheit geschlagen, daß sie das Riemlein nicht nur nicht wahrnahmen, sondern es ihnen sogar schien, als ob die Pforte von Erz sei. Unterdessen erwachte der Burgwart und rief denen drinnen zu, daß die Feinde da wären. Darob erschraken die letzteren so, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, indem es ihnen schien, als ob die Burg von einem großen Haufen Kriegsvolks besetzt sei, obwohl ihrer nur sehr wenige waren. Jene Pforte wurde nachmals zum ewigen Angedenken dieser Begebenheit vermauert.

Leo Histor. Pruss. pag. 101.

66. Der Feuertod der beiden Brüder.

In dem Kriege, den der Orden im Jahre 1279 mit den Litthauern führte, hatten diese zwei Brüder gefangen, welche sie im Feuertode opferten. Als nun aber die Körper von den Flammen schon verzehrt waren, da theilten diese sich mit einem Male, und die Seele des Einen, der an ein Roß gebunden, stieg zu aller Entsetzen in der Gestalt einer wunderholden Jungfrau, die des Andern, der

in einen gespaltenen und dann angezündeten Baum geklemmt war, als weißes Vögelein zum Himmel empor.

Leo histor. Pruss. p. 113.

67. Das gerettete Marienbild.

Zu Balga war zur Zeit des Hochmeisters Hartmann von Heldrungen ein edler Sudauer, Rossiganus genannt, getauft worden. Aber gleich nach der Taufe fühlte er sich krank und ließ deshalb den Schloßkaplan zu sich kommen, daß er ihn im christlichen Glauben unterweise. Als dieser ihn nun aufforderte zu beichten: was er vor seiner Bekehrung für Thaten verrichtet, da sagte jener: „Viele Christen habe ich erschlagen, von einer guten Handlung weiß ich nichts, außer daß ich einmal einem Sudauer ein Bild der Jungfrau Maria mit ihrem Knäblein auf dem Schooße, das er geraubt und nach welchem er mit seinen Pfeilen zur Schmach schoß, da mir solches leid war, entrissen und einem Christen mit den Worten gegeben habe: Nimm dies Bild deines Gottes und bringe es an einen Ort, wo es in gebührlicher Verehrung gehalten werden mag. In der nächsten Nacht erschien mir die heilige Jungfrau in herrlicher Schönheit und Kleidung und sagte mir: die Ehrerbietung, die du mir in meinem Bilde erwiesen, soll dir in dem Reiche meines Sohnes vergolten werden.“ Nachdem der Sudauer also erzählt, schlummerte er sanft noch selbigen Tages zum ewigen Leben ein.

Aehnliches wird auch von Skomand, dem bekehrten Sudauerfürsten, berichtet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 202. c. 219.

68. Albert von Meissen.

In Königsberg saß unter dem Hochmeister Burkard von Schweden als Comthur Albert von Meissen, ein ob

seiner Frömmigkeit hochgesegneter Mann, den in früheren Jahren, als er vom Stachel des Fleisches gepeinigt ward, eine Stimme vom Himmel selbst belehrt hatte, auf welche Weise er Widerstand zu leisten vermöge.

Einst verfiel selbiger in eine Krankheit, in welcher ihm die Haare des Hauptes, die Brauen und Wimpern gänzlich ausfielen, so daß er schrecklich anzusehen war und niemand mit ihm verkehren mochte. Da bat er in der Betrübniß seines Herzens Gott, daß er ihn von der Erde fortnehme; aber siehe, in der nächsten Nacht wuchsen ihm die Haare dergestalt wieder, daß am folgenden Morgen keine Spur der Krankheit mehr zu erblicken war.

Als er einst im Felde lag und nun der Tag herangekommen war, wo die frommen Brüder zum Tische des Herrn zu gehn gewohnt sind, da entfernte er sich von den übrigen und sprach seufzend: O Herr Jesus Christus! wenn ich jetzt daheim wäre, so würde ich deinen Leib empfahen. So wie er dies gesagt, erschien ihm in der Luft schwebend der Leib des Herrn in Gestalt der Hostie unfern seinem Munde. Als er dies sah, entsetzte er sich und sprach: O Herr Jesus Christus, wenn diese Oblate dein wahrer Leib ist, so möge sie in den meinigen übergehen. Und wie er hierauf den Mund öffnete, schwebte zu seinem unbeschreiblichen Entzücken die Hostie auch wirklich in denselben hinein.

Duisburg Chronic. P. III. c. 225.

69. Michael Rimpitz.

Unter den Ordensbrüdern war zur Zeit Conrads von Feuchtwangen ein Karmenshерr Michael Rimpitz genannt, der nie etwas abschlug, wenn er um Marien willen gebeten ward. Als dieser einst über Feld ging, fand er einen Elenden am Wege, der voller Aussatz und Schwielen war

und der ihn um Marien willen bat, daß er sich seiner erbarme. Da nahm er denselben mit in seine Klause, legte ihn Abends in sein eigen Bett, und ließ sich, so oft ihn der Kranke auch des Nachts weckte, bald dies, bald jenes begehrend, doch nicht verdrießen, ihn immer freudig zu bedienen. Am Morgen aber war der Kranke verschwunden und an seiner Stelle lag ein Crucifix, auf dem das Bild des Heilands in wunderbarem Schimmer glänzte. Dieses Crucifix ward nachher nach Königsberg gebracht, wo es sich noch 1526 neben dem Schlosse befand; durch seine Hülfe sollen auch viel Wunder geschehen sein.

Simon Grunau's Chron. Tr. X. C. 1.

70. Die Freunde.

In dem Convent zu Marienburg befanden sich zur Zeit Gottfrieds von Hohenlohe, des Hochmeisters, zwei Ordensbrüder, der Eine Heinemann, der Andre Friedrich genannt, welche sich in so inniger Freundschaft zugethan waren, daß sie nicht Einer ohne den Andern zu leben begehrten. Nun begab es sich, daß Friedrich auf einer Reise in Geschäften des Ordens mit dem Pferde stürzte und auf der Stelle todt blieb. Als dies Heinemann hinterbracht ward, sprach selbiger: Bruder Friedrich, das ist nicht gemäß unserem Verbündnisse, daß du solltest früher und ohne mich zur ewigen Freude eingehn, sondern beide sollten wir zugleich dahin kommen. Und alsbald ließ er einen Priester zu sich rufen, empfing Absolution und letzte Oelung, und verschied auch noch desselben Tages selig im Herrn, obwohl er bis auf einen leichten Ausschlag am Körper völlig gesund war.

Duisburg Chronic. P. III. c 271.

71. Vertreibung der Juden aus Preußen.

Unter dem Hochmeister Ludolph König wurden die Juden aus Preußen vertrieben, welches folgenden Grund hatte. Es lebte zu dieses Hochmeisters Zeiten in der Stadt Schwetz ein Fischer, der im Fischfange auf der Weichsel wenig Glück hatte und daher ganz arm war. Zu dem kam eines Tages ein Jude, der lehrte ihn, wie er solle eine geweihete Hostie nehmen und legen dieselbe in sein Netz, alsdann würde er damit so viel Fische fangen, als er sich wünschen könne. Der arme Mann folgte des Juden Rath; denn indem er zum Abendmahle ging, schluckte er den Leib des Herrn nicht hinunter, sondern nahm ihn aus dem Munde unbemerkt wieder heraus, fing auch viele Fische damit und ward ein reicher Mann. Das Jahr darauf ward der Jude wegen anderer Missethaten gefänglich eingezogen, und er bekannte nun auch, was er diesen Fischer gelehret. Als der Fischer dies hörte, warf er sich geschwinde in seinen Kahn und entrann. Der Jude aber ward gerichtet, und alle seine Glaubensgenossen wurden aus dem Lande verbannt. Es durften seitdem auch keine Juden wieder ins Land Preußen kommen, als bloß nach Thorn zum heiligen drei Königs-Jahrmarkt, und nur mit Geleit und mit einem Zeichen auf dem Kleide, daran man sie erkennen möge.

Simon Grunau Tract. 12. Cap. 13.
Henneberger Erklärung S. 431.
Luc. David, Th. VI. S. 152.

72. Anmahnung zur Buße.

Unter Conrad von Feuchtwangen war im Hause Marienburg Br. Gerhard, der zur Zeit seines weltlichen Stan-

des sich unter dem Hausgesinde des Marggrafen von Brandenburg befunden und der in Verfertigung von Kriegsmaschinen sehr geschickt war, deren er viele, mit denen Schlösser und Städte zerstört waren, bereitet hatte. Zu diesem kamen eines Nachts, da er noch wachend im Bette lag, ohne daß die verschlossenen Pforten sich öffneten, vier Männer mit brennenden Kerzen in der Hand, rückten ihm das viele Unglück vor, das er angerichtet, und verkündeten ihm, daß, wenn er nicht binnen gewisser Frist sein Leben bessern, er ein Kind des Todes sein würde; deß zum Zeichen bedeckten sie ihn mit einem weißen Gewande, wie man es auf die Leichen zu legen pflegt. Gerhard, hierüber baß erschrocken, zog, das weiße Gewand mit sich führend, nach Preußen, that dort Profeß und führete ein frommes Leben bis an sein seliges Ende.

Duisburg Chronic. P. III. c. 238.

73. Heinrich von Kunzen.

Im Jahre 1302 starb zu Ragnit Br. Heinrich von Kunzen aus Thüringen. Als dieser noch im weltlichen Stande lebte, hatte er viele Räubereien und andre schändliche Thaten verübt. Einst kam in der Dämmerung ein Mann auf einem schwarzen Rosse zu ihm, sprechend: Heinrich, komm allein mit mir, ich will dich nach einem Orte bringen, wo du reiche Beute erlangen wirst. Heinrich willigte ein und folgte ihm, nachdem er sein Roß bestiegen, auf mancherlei verschiedenen Wegen. Als dies eine Weile so fort gegangen, stand sein Pferd plötzlich, trotz alles Anspornens unbeweglich, bis er ihm zuletzt zornig zurief: Im Namen Gottes weiter! Da sprach sein Begleiter, der der Leibhaftige selbst war: Es ist dein Glück, daß du den Namen Gottes genannt hast, denn sonst lägst du jetzt mit zerschmettertem Gebeine in dem Abgrunde vor dir. Und wie

er dies gesagt, verschwand er. Heinrich aber, erschrocken, wagte es bis zu Tagesanbruch nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Da sah er zu seinen Füßen einen jähen Felsen und eine unendlich tiefe Schlucht, an die er hätte stürzen müssen, wenn sein Roß nur um ein Haarbreit fürder getreten. Da segnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes und dankte Gott, der ihn aus solcher Gefahr erlöset.

Als er nun aber wieder heimziehn wollte, umhüllte ihn plötzlich tiefes Dunkel, und er sah bei Fackellicht vor sich einen Richter zu Gericht sitzen, und um selbigen her eine Menge Volks, das alles schwere Anklagen und Beschuldigungen wider ihn anbrachte. Und Heinrich ward vor den Richterstuhl geführt, und der Richter fragte ihn, wie er sich von der Schuld zu reinigen vermöge. Er aber war so erschrocken, daß er nicht zu antworten im Stande war. Nachdem ihm nun viel Strafen gedroht worden, so legten die Beisitzer ein Fürwort ein, da er schon selbst sein Leben bessern wolle. Heinrich gelobte denn auch in den Orden der Brüder von dem Hause Maria's zu treten, und wie er diesen Schwur geleistet, verschwand plötzlich der Richter mit dem ganzen Haufen. Als es nun wieder hell ward, sah er um sich eine wildfremde Gegend und erblickte unfern einen Gemsschützen, der ihm auf seine Frage erklärte, er wäre über Lucern am Pilatusberge im Schweitzerlande; das war mehr denn zwei und achtzig Meilen von seinem Schlosse. Von dem Schützen geleitet, kam er denn wieder in das ebene Land und gelangte endlich nach Hause. Er war aber in der kurzen Zeit so grau, alt und ungestalt geworden, daß ihn niemand erkannte; doch sagte er seiner Frauen ein Wahrzeichen, daran sie ihn kennen mußte, daß er es wäre. Darauf nahm er von ihr Urlaub, zog nach Preußen, und nahm dort den Orden Mariä an.

Duisburg Chronic. P. III. c. 277.
Sim. Grunau's Chron. Tr. XI. C. 2. 1.

74. Kraft des Gelübdes.

Während des Krieges der Ordensbrüder gegen die Litthauer im Jahre 1306 ward ein Litthauer aus dem Lande Erogeln von seinem Könige gefangen eingesetzt. Dieser gelobte auf das Anrathen eines Russen, der mit ihm in demselben Verließe war, dem Christengotte ein gewisses Gewicht an Wachs, wenn er ihn der Haft entledige. Als er dies kaum ausgesprochen, zerbrachen plötzlich die Ketten, mit denen er gebunden war, und es sprang die Thür seines Kerkers von selbst auf, so daß er diesen ungehindert verlassen konnte.

Duisburg Chronic. P. III. c. 287.

75. Williger von Korneburg.

Zur Zeit des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen kam nach Preußen Ritter Williger von Korneburg, der früher ein ruchloses Leben geführt, den Gott aber auf wunderbare Weise zur Buße gebracht hatte. Denn er war ein Raubritter im Thüringschen Walde gewesen, und hatte den umliegenden Städten viel Schaden gethan. Als er einst allein war, da wurden ihn einige Knechte aus der Stadt Jena gewahr und machten alsbald Jagd auf ihn. Wie sie ihm schon auf den Fersen waren, und er einsah, daß er ihnen nicht mehr entkommen könne, wandte er sich zur heiligen Maria, gelobend: daß, wenn sie ihm diesmal helfe, er nach Preußen ziehn und ihren Orden annehmen wolle. Und es geschah. Denn seine Verfolger jagten an ihm vorüber, ohne ihn gewahr zu werden.

Als nun Williger heimgekehrt war, da erzählte er seiner Gattin, die ein junges, adliches und köstliches Weib,

und die er erst vor zwölf Wochen heimgeführet, was sich zugetragen. Diese aber wollte nicht in die Scheidung willigen und sagte: Wenn ihr ein Mönch werden wolltet, so hättet ihr mich nicht nehmen sollen, ich hätte wohl andre meines Gleichen gefunden. Als nun Williger noch mit sich kämpfte, welches Gelübde er erfüllen solle, ob das seinem Ehgemahl, oder das der heiligen Jungfrau gelobte, da erschien ihm eines Nachts der Teufel, mit königlichen Gewanden angethan und von einem großen Heerhaufen begleitet und sprach zu ihm: Williger, diesen Staat und ein würdiges Schloß und noch weit mehr will ich dir verleihen, so du mir dienst. Als dieser aber noch bei sich dachte, daß es wohl herrlich sei, einem so freigebigen Gebieter zu dienen, da erschien Jesus Christus mit seinen fünf Wunden und sprach: Williger, ich bin freigebiger denn jener, und diesen Staat (auf die Wunde an der Seite zeigend) will ich dir gewähren, welcher besser ist als der, den jener Verführer dir verspricht. —

Doch auch dieses Gesicht vermochte die Gattin noch nicht dahin zu bringen, ihn des Ehegelöbnisses zu entlassen. Da hörte man aber allnächtlich einen schrecklichen Ton, wie wenn mit einem Hammer an die Wand geschlagen würde, und eine Stimme, die da rief: Williger, stehe auf zum Gebet, weil deine Brüder sich schon erhoben haben. Durch diese Töne und die wunderbaren Worte erschreckt, willigte die Gattin endlich darein, daß ihr Gemahl sein heiliges Gelübde erfülle. Und wie er nun gen Preußen gezogen war und Profeß gethan hatte, da zeichnete er sich durch seine Frömmigkeit und seine Tugenden eben so aus, wie er es vorher durch Laster und böse Thaten gethan.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XI. C. 2. §. 2.
Vergl. Duisburg Chronic. P. III. c. 277.

76. Das schwarze Roß.

Als die Brüder von dem Kriegszuge, den sie 1304 gegen das Schloß Onkaim in Litthauen unternommen, heimzogen, stürzte Br. Heinrich von Wolfersdorf, der sich unter den vordersten befand, zwischen den Verhauen zu Boden. So schmal war aber der Pfad, daß niemand den Gefallenen umgehen konnte, alle vielmehr mit ihren Rossen über seinen Leib hinüber mußten. Und obwohl er zum Schutze seinen Schild über sich hielt, so war dieser doch in wenigen Augenblicken in unzählige Stücke zermalmt. Aber durch Gottes Hülfe erhob er sich, als nun der ganze Zug über ihn hinweg war, unverletzt. Und wie er nun ohne Roß sich befand, da sahe er mit einem Male von fern einen Troß-Buben heranreiten, der ein leeres Handpferd von schwarzer Farbe bei sich führte. Er sprach diesen daher an, daß er ihm eins von beiden Rossen leihen möge. Der Bube aber ergrimmte drob, sprengte auf Br. Heinrich ein, warf ihn wiederum nieder und ließ ihn abermals von den Hufen der Rosse zertreten. Aber auch diesmal beschirmte selbigen der Himmel, und es glückte ihm sogar, den Zügel des schwarzen Pferdes zu ergreifen, auf das er stieg und so zu dem Haufen der Brüder gelangte. Als er dort aber fleißig nachfragte, wem solches gehöre, fand er Niemand, der es kennen wollte, und wie er herabstieg, war auch so wie der Bube plötzlich das schwarze Roß verschwunden, und niemand konnte erkunden, was aus ihm geworden sei.

Duisburg Chronic. P. III. c. 283.

Simon Grunau's Chron. Tract. XI. C. 3. §. 5 (wo der Ritter aber Wolfgang von Miselbach heißt).

77. Das Grab des Bruders Guntram.

Im Jahre 1301 war im deutschen Orden Bruder Guntram, der, obgleich klein von Leibe, doch ein sehr tapferer Ritter war. Dieser zog in dem gedachten Jahre bloß mit neun Knechten von Christburg nach Litthauen. Als er nun die Litthauer in der Wildniß traf, fiel er alsbald über sie her. Er ward aber von einem starken Litthauer mit einem Spieß durchstochen, also daß die Eingeweide ihm aus dem Leibe herauskamen. Der fromme Guntram stopfte die Wunde zu und stritt weiter, bis daß die Litthauer alle erlegt und erschlagen waren, darauf fiel er von seinem Pferde und starb. Seine Diener nahmen seine Leiche und brachten sie nach Christburg, da er begraben ward. Auf dem ganzen Wege dahin flogen über seinem Sarge zwei weiße Tauben; wenn die Leiche voran gebracht wurde, flogen auch die Tauben voran, wenn man damit hielt, so schwebten sie still über derselben. Auch über seinem Grabe, an welchem viele Wunder geschahen, hat man nachher oft die Tauben gesehen.

Duisburg, P. III. c. 274.
Henneberger Erkl. S. 245.
Luc. David, Th. V. S. 142.

78. Der Biß des Teufels.

Vor vielen Jahren lebte in dem Schloße zu Ragnit ein Schütze, ein Baier von Geburt. Der hatte die Gewohnheit, wenn er Abends zu Bette ging, so machte er ein kleines Kreuz vor sich hin. Als er nun einsmals schläft, erwacht er von großen Schmerzen, denn er fühlet deutlich, daß ihn etwas am Gesäß beißt. Er fängt an zu schreien und frägt: wer beißt mich da? darauf bekommt er zur Antwort: Ich, der Teufel, beiße dich! — Der Baier frag

weiter: warum beißest du mich an diesem Ort? Und der Teufel antwortet: du machst das Kreuz zu kurz, wenn du dich segnest. Von da an machte der Schütz, wenn er zu Bette ging, das Kreuz vom Scheitel des Hauptes bis an die Sohlen der Füße, und er ist niemals wieder gebissen worden. Aber die Wunde, so ihm der Teufel gebissen, hat Zeit seines Lebens nicht geheilet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 308.
Simon Grunau Tract. XI. C. 5. 6.
Lucas David Th. V. S. 181.

79. Der Tod Siegfrieds von Feuchtwangen.

Von Siegfried von Feuchtwangen, dem Meister des deutschen Ordens, der zuerst die St. Marienburg zum Haupthause erkor, erzählten die Polen: er sei so gottlos und blutgierig gewesen, daß er während des Krieges um Pommerellen sich täglich, wenn er zu Roß gestiegen, eine große Anzahl von Stricken an den Sattelbogen habe binden lassen, schwörend: er wolle des Tags keine Speise zu sich nehmen, er hätte denn der Polen so viele, als der Stricke wären, zuvor aufhängen lassen. Zur Strafe dafür habe ihn aber endlich der böse Feind geholt, lebendig in den Rauchfang eines brennenden Ofens gesetzt und also von der Gluth langsam verzehren lassen.

Casp. Schütz Historia fol. 55.
Luc. David Chron. Bd. VI. S. 18, der dies aber nicht von dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen, sondern von dem Comthur Siegfried von Graudenz berichtet. Vergl. auch die Sage vom Polenwürger Nr. 80.

80. Der Polenwürger.

Im Jahre des Herrn 1410 (nach Anderen soll die Geschichte sich im Jahre 1310 zugetragen haben) lebte im

Orden Siegfried von Weißenfels, ein tapferer Ritter, aber auch ein sehr grausamer Mann, weshalb er ein jämmerliches Ende nahm. In dem damaligen Kriege des Ordens gegen die Polen nämlich, als das Heer des Ordens an der Polnischen Grenze stand, ließ er an einem Morgen seinem Pferde sechs Schock Stränge aufladen, und verschwur sich hoch, nicht eher zu essen, als bis er an jedem Strange einen Polen hätte aufhängen lassen. Dieses setzte er denn auch ins Werk, und er ließ an demselben Tage 360 Polen an den Füßen aufhängen. Nachdem er also seinen Schwur erfüllet, setzte er sich mit seinen Freunden zum Essen, und war anfangs wohl und guter Dinge. Auf einmal aber fragte er: wohin doch all' die Seelen der aufgehängten Polen hingekommen, ob auch alle in die Hölle? Es antwortete ihm Einer, daß man das nicht wissen könne. Da verdrehete er plötzlich die Augen, ward wild und sprach: Weil ihr es mir nicht sagen könnt, so muß ich es selbst erfahren; holla, aus diesem Feuer in jenes Feuer, auf daß ich meine Polen sehe! — Und er sprang also in das Feuer, an welchem das Essen gekocht wurde, und verbrannte sich, sichtbarlich von dem Herrn der Gnade für seine Grausamkeit gezüchtiget.

Leo histor. Prass. pag. 128.
Simon Grunau Tract. 11. C. 7.
Henneberger Erklärung S. 430.

81. Das Gelübde zur Jungfrau.

Zu Wasserburg im Baierlande saßen drei junge Edelleute unschuldigerweise in Haft. Diese hörten, wie große Gnade denen zu Theil werde, welche mit den Brüdern nach Preußen zögen. Da sprachen sie: O gebenedeite Jungfrau Maria, wie fröhlichen Herzens wollten wir, wenn wir nur unsrer Bande ledig wären, um deinetwillen in den Streit

ziehn. Und als sie also gesprochen, entschlummerten sie. Da trat im Traume ein Jüngling zu ihnen, der sprach: Stehet auf und ziehet gen Preußen um Maria willen. Und alsobald erwachten sie. Da befanden sie sich mitten unter dem Haufen Volks, der nach Preußen zog. Und sie begleiteten selbigen und thaten ihrem Gelübde genug.

Chron. Simon Grunau's Tract. X. C. 1.

82. Der himmlische Schutz.

Im Orden war ein Bruder, der täglich das Leiden Jesu bedachte und sich mit Ketten geißelte, bis ihm das Blut hinabfloß. Dem ward geboten, zu ziehn vor Jurgolo, das Schloß, das die Preußen inne hatten, um es zu erstürmen. Die Mannschaft drinnen war aber zu stark, so daß er es nicht überwältigen konnte. Als er nun davor lag und gerade einst seine tägliche Kasteiung begonnen hatte, da stürmten die Preußen heraus und überfielen ihn. Es kamen aber Engel vom Himmel, welche sie mit feurigen Schwerdtern zurückjagten, und als sie wieder drinnen waren, fielen Flammen vom Himmel herab, daß das Schloß mit der ganzen Bemannung verbrannte.

Simon Grunau's Chron. Tract. X. C. 1.

83. Der Hund des Barto.

In einem Kriegszuge gegen Szamayten ward ein Poggesane, Barto, erschlagen, der einst mit andern einen Aufruhr gegen die Brüder erhoben, bei welchem er den Comthur zu Elbing fing und dessen Kapellan nebst einigen Dienern erhenkte, auch dem Comthur sammt den übrigen Gefangenen ein gleiches Loos bereitet hätte, so er nicht wäre daran gehindert worden. Zur Strafe für diese Freveltat ward sein Leichnam von seinem eigenen Hunde, einem gro-

ßen und starken Rüden, überfallen, welcher ihm das Gewand auf der linken Brust auf der Stelle des Herzens fortriß, dann immer mit großem Geheule nach dem letzteren zu nagte, bis er solches aus dem Leibe herausgerissen, worauf er es mit großem Grimme zum Schrecken aller Anwesenden verschlang.

Luc. Davids Chronik. Bd. V. S. 67.

84. Der Streit um die Jungfrau.

Als im Jahre 1326 die Litthauer in Preußen einbrachen, befand sich unter den Gefangenen auch eine adlige Jungfrau von hoher Schönheit, um deren Besitz zwei von den Bojaren so in Hader geriethen, daß sie auf Leben und Tod darum zu kämpfen beschlossen. Dies ersah von ungefähr der Litthauer oberster Feldhauptmann, David von Garthen, des Großfürsten Gedimin Marschall. Den verdroß es sehr, daß um ein gefangen Weib zwei tapfere Helden sich selbst unter einander verderben sollten, legte sich bald dazwischen, sagend: sie sollten ihm die Sache anheimstellen, und als sie nun beide darein verwilliget, hieb er die Jungfrau vor ihrem Angesicht mitten von einander und sprach: es möge nun jeder von ihnen ein Stück, und also zugleich einer so viel als der andre von der begehrten Maid hinnehmen.

Duisburg Chron. P. III. c. 354.

85. Die Rettung der jungfräulichen Ehre.

Auf demselben Zuge hatte ein anderer Bojar eine schöne Jungfrau aus einem Kloster geraubt; die konnte er weder mit Bitten noch mit Drohungen dahin bringen, ihm zu Willen zu sein, weshalb er sie mit Gewalt dazu zu nöthigen strebte. Da die Jungfrau sah, daß auf die Dauer

ihre Kraft zum Widerstande nicht ausreiche, so bat sie ihn mit weinenden Augen: er wolle ihrer schonen, ihm dagegen eine Gabe verheißend, die ihn zum glückseligsten aller Menschen machen würde; und als er fragte: welche diese sei, antwortete sie ihm: es wäre eine bewährte Kunst; wenn sie ihn diese lehrte, so könne er mit keinerlei Waffen an seinem Leibe versehrt werden. Ob er nun wohl gänzlich entschlossen war, seiner Lust zu fröhnen, so verzog er doch noch, um die Kunst zu erlernen, sein Fürhaben, und sagte ihr zu: sie bei Ehren zu behalten, wofern sie ihn solches lehren würde. Es sind, sagte sie ihm, wenige Zauberworte, und kannst du sie selber alsbald an mir erproben. Damit kniet sie nieder, segnet sich mit dem Kreuze, und betet den Vers aus der heiligen Schrift: In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist. Welches jener aber nicht verstand, meinend, es wären die Zauberworte, darauf die ganze Kunst beruhe. Da sprach die Jungfrau ferner, den Hals ausreckend: er solle nun getrost zuschlagen, so werde er gewisse Bewährung der Kunst finden. Als er nun aber den Säbel zuckte, so flog mit einem Hieb das Haupt vom Rumpfe. Da erst erkannte er, daß sie die Ehre höher gehalten denn das Leben.

Duisburg Chronic. P. III. c. 354.

86. Der ruhelose Leichnam.

Als im Jahre 1343 die Pest in Preußen wüthete, entwich der Br. Steino von Retten, um ihr zu entgehen, von Marienburg; aber nach Lauenburg gelangt, erlag er dem Tode, welchem er hatte entfliehen wollen. Der Vogt von Lauenburg ließ ihn noch bei Abend feierlich bestatten; am folgenden Morgen ward jedoch die Leiche außerhalb des Grabmals gefunden. Und also ereignete es sich zu drei verschiedenen Malen. Nachdem dem Hochmeister dies Wun-

der berichtet worden, sandte er einen Comthur dorthin, welchen er den Leichnam mit dem Schwerte zu durchstoßen hieß und ihn dabei zum Gehorsam zu ermahnen, und anzubefehlen, daß er sich nicht ferner vom Orte bewegen solle. Erst als dies geschehen und die Leiche nun zum vierten Male bestattet war, hatte dieselbe Ruhe im Grabe.

Sebast. Moeleri Chronic. (MS.)
Leo histor. Pruss. p. 149.

87. Des Teufels Gehorsam.

Am Hofe des Hochmeisters Conrad Zöllner von Rothenstein befand sich ein Diener, Junker Sebald von Tharsen genannt, der dem Trinken und Fluchen unmäßig nachhing. Wenn er des Abends berauscht nach Hause kam, pflegte er seinen Knaben herbeizurufen, damit er ihm die Stiefel abziehe. Eines Abends aber war dieser so tief in Schlaf versunken, daß er auf den Ruf des Gebieters nicht erwachte. Da rief dieser nach gewohnter Art den Teufel herbei, damit der ihm den Dienst erweise. Der Teufel ließ auch nicht auf sich warten; in furchtbarer Gestalt erschien er und zog jenem die Stiefel aus, aber so, daß er zugleich die Haut von Bein und Fleisch mit abstreifte. Noch ein und zwanzig Wochen brachte der Unglückliche unter gräßlichen Schmerzen zu, bis er endlich den Geist aufgab.

Simon Grunau's Chron. Tract. XIII. C. 9.

88. Der wunderbare Pfeil.

Auf der Schloßbibliothek zu Königsberg befindet sich an einem silbernen Kettlein ein Pfeil, mit welchem es folgende Bewandniß hat:

Zu Zeiten Heinrichs Reffle von Richtenberg, des dreißigsten Hochmeisters, ist Erasmus von Reizenstein, Obrister

und Landmarschall in Preußen, vom Feinde mit diesem Pfeile in den Hirnschädel geschossen; der Pfeil war ganz in das Haupt gedrungen und konnte aus demselben nicht getrennt werden, so daß er darin vierzehn volle Jahre sitzen blieb und von dem Landmarschall getragen werden mußte. Da gelobte dieser endlich der Kirche zu Sanct Adalbert an der See einen neuen Altar, und desselbigen Tages fiel ihm der Pfeil zum Gaumen heraus. Darauf opferte der Landmarschall in der gedachten Kirche reichlich, und gelobete auch den Pfeil dahin mit silberner Kette und Schildlein. Aus jener Kirche ist der Pfeil nachher in die Bibliothek des Schlosses gekommen.

Hartknoch Dissert. de rebus Pruss. XIV
Leo hist. Pruss. pag. 324.
Voigt Gesch. v. Preußen Th. I. S. 665.
Erläutertes Preußen I. 762.

89. Hans von Sagan.

Der schönste Theil der Stadt Königsberg besteht bekanntlich aus dem Kneiphofe, welcher früher eine Stadt für sich war, und den Namen hatte von ihrem Erbauer, dem Hochmeister Winrich von Kniprode. Diese Stadt hat in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Aermel, welche eine Krone trägt, von den Seiten sind zwei Hörner. Der blaue Aermel schreibt sich her von folgender Geschichte: In der Rudauschen Schlacht ging es hart her für den Orden, und seine Streiter fingen an zu weichen. Da trat auf ein Schustergesell, genannt Hans von Sagan, eines Bürgers Sohn aus dem Kneiphof, der ergriff die schon niedergefallene Fahne, richtete sie wieder auf und machte dadurch und durch sein Zureden das schon flüchtig gewordene Ordensvolk wieder beherzt und freudig, so daß die Schlacht gewonnen und das Feld behauptet wurde. Derselbe Schu-

fiergesell trug aber einen blauen Aermel, deshalb verlieh der Orden der Stadt in ihrem Wappen eine Hand mit einem blauen Aermel, und gab der Bürgerschaft alljährlich am Himmelfahrtstage auf dem Schlosse ein groß Bankett und Abendmahlzeit, welches das Schmeckbier genannt worden. Das Letztere aber deshalb, weil Hans von Sagan, als der Hochmeister nach der gewonnenen Schlacht ihm befahl, sich eine Gnade auszubitten, nichts weiter verlangte, als daß jährlich am Himmelfahrtstage den Kneiphöfschen Bürgern zur Lust und Freude ein Gastmahl im Schloß, auf Unkosten der Herrschaft, gegeben werde. Auch auf dem Schlosse soll sich früher das Andenken an Hans von Sagan gefunden, nämlich auf dem Thurm nach der Schloßkirche hin soll sein Bildniß anstatt der Wetterfahne lange gestanden haben.

Rohde dissert. hist. de Rudavienst proelio et stat. Regiom. 1721. p. 15 sq.
Lucas David VI. S. 87.
Erläut. Preuß. I. S. 630.

90. Herr Wolfgang Sauer.

Zu der Zeit, als fast das ganze Land den Orden von seinen Schlössern verjagt hatte, hatten die Rastenburger auf dem Schlosse daselbsten noch ihren Gebietiger, Herr Wolfgang Sauer genannt. Dieser besorget sich vor den Bürgern und bauet dahero hinten in der Mauer des Schlosses ein besonderes Thor, und von da eine Brücke über den Graben, so daß er nicht durch das Stadtthor ein- und auszuziehen brauchte. Auf diesem Wege nahm er auch heimlich viel Volk ins Schloß. Allein die Bürger waren ihm doch zu stark, überfielen ihn und machten ihn mit den Seinen gefangen. Darauf schrieben sie nach Königsberg um Rath, und erhielten diese Antwort: vor den Anschlägen des

Ordens sollten sie sich ferner vorsehen; was aber Herrn Sauer anbelange, so würden sie ohne Zweifel es also machen, daß aufs Frühjahr die Vögel etwas zu essen bekämen. Auf solches führten sie Herrn Sauer durch sein neu gebautes Thor, auf das Eis, in welches sie eine große Wuhne (Loch) gehauen hatten, und befahlen ihm, sich hinein zu stürzen, weil er sterben müsse. Er aber verweigerte dies, und wie ihn nun niemand anfassen wollte, fürchtend, daß es ihnen und ihren Kindern zum Nachtheil gereiche, da ermannten sich endlich die Schuster, welche das vornehmste Handwerk in der Stadt waren; sie legten nämlich einen Wiesebaum mitten über die Wuhne und sprachen zum Herrn Sauer: so er über die Wuhne springen werde, sollte er sein Leben damit gerettet haben. Darauf hat Herr Wolfgang Sauer einen Zulauf genommen, und den Sprung gewaget; weil aber die Wuhne zu breit war, so sprang er mit dem einen Fuß auf den Wiesebaum, der in deren Mitte lag, in dem Gedanken, mit dem andern Fuße vollends hinüberzuspringen. Allein in demselben Augenblicke stieß ein Schuster mit dem Fuße den Wiesebaum fort auf dem glatten Eise, so daß der Herr Sauer rücklings in die Wuhne fiel, und ertrank. Im Zurückfallen fiel ihm auch sein Hut ab, den nahm der Bürgermeister, der auch ein Schuster war, und setzte ihn auf. Das Thor in der Mauer ließen sie darauf zumauern, und es ist noch jetzt vermauert. Allein dieser Verrath der Schuster trug ihnen schlechte Früchte, denn es sah bald Jedermann mit Verachtung auf sie, und es konnte von der Zeit an kein Schuster zu Rastenburg wieder in den Rath genommen werden, welches dauerte bis in die Zeiten des Irrlehrers Osiander, da kauften sie sich mit Gelde wieder ein.

Henneberger Erklärung S. 391 fgg.

91. Die Nebelschlacht.

Als im Jahre 1394 der Hochmeister mit dem Ordensheere die Litthauſche Hauptſtadt Wilna belagerte, nahm der Großfürſt Witoudt in der Nähe ſeine Stellung, um ſich an die zu machen, welche den Belagerern die Zufuhr brachten. Da ſandte der Meiſter vierhundert Mann in vier Bannern aus den Gebieten Balga, Brandenburg und Barten und dem Bisthum Ermeland aus zum Schutze für die Zufuhr. Als dieſe nun nach Redemynne gelangten, da kamen ihnen Witoudt und der Fürſt Karjebut von Sewerien mit dem ganzen Heere der Litthauer entgegen. Doch lag zwiſchen beiden Theilen noch ein Fließ und Bruch, ſo daß ſie nicht ſogleich an einander gerathen konnten. Die Kreuzritter aber zogen um dieſes herum. So ſahen ſie, daß der Feinde ſo viel waren, daß zehn auf ihrer einen kämen. Aber unverzagt ſtürzten ſie auf dieſelben und ſtellten ihre Sache Gott anheim. Und der verließ die Seinen nicht. Denn plötzlich erhob ſich ein ſo dichter Nebel, daß die Litthauer nicht die geringe Anzahl ihrer Gegner zu erkennen vermochten und in der Meinung, der Meiſter mit dem ganzen Ordensheere greife ſie an, eilig die Flucht ergriffen. Da ward ein großes Schlagen und viele der Feinde blieben in der Schlacht. So lange aber der Kampf währte, vermochten die Winde nicht den Nebel zu zerſtreuen.

Johannes von Rieſenburg Chronik S. 98.

92. Des Hochmeiſters Ehrentiſch.

Unter dem Hochmeiſter Conrad von Wallenrodt, welcher vom Jahre 1382 bis zum Jahre 1394 regierte, wurde ein gar glänzender Ehrentiſch gehalten, von dem man Fol-

gendes erzählet: Der genannte Hochmeister hatte zum Kampfe gegen die heidnischen Litthauer aus Deutschland viele Fürsten und Herren mit ihren Völkern zu Hülfe gerufen. Es kamen ihrer auf diese Weise 46000 Mann ins Land, Etliche um des Goldes, Etliche um der Ehre, Etliche um Marien willen. Der Hochmeister selbst hatte 18000 Mann. Mit diesem sämmtlichen Volke zog er nach Litthauen bis unter Kauen. Dort wurde auf Egidi Tag der Ehrentisch gehalten, welchen Engelbert Rabe, der Obermarschall, zugerichtet hatte. Er wurde gehalten in der Memel auf einem Werder, auf dem der Orden zuvor ein Schloß gehabt hatte, Marienwerder genannt, welches aber zu damaliger Zeit schon zerstöret war. Gegen Aufgang der Sonne über dem Flusse war der Ordens-Marschall mit dem Heere des Ordens; auf der andern Seite gegen Niedergang war der Groß-Comthur mit dem fremden Heere. In der Mitte auf dem Werder war der Hochmeister mit den Fürsten, Herren und Rittern, unter einem herrlichen und fürstlichen Gezelt. Unter dem Gezelt war auch der Ehrentisch für zwölf Personen gar prächtig zugerichtet. Als er fertig war, da nahm man das Gezelt hinweg, daß er von beiden Heeren möchte gesehen werden. Alles, was auf dem Tische war, das war golden oder von Silber und vergoldet, und es glänzete schön, daß man es weit sehen konnte. Man trug zehn Gerichte auf und es währete die Mahlzeit fünf Stunden lang, von neun Uhr Morgens bis um zwei Uhr Nachmittags. Zu jedem Gerichte hatte man neue silberne Teller und Löffel. Auch hatte man köstliche Getränke aus fremden Landen, und zu einem jeden Getränk waren besondere goldene und silberne Geschirre, und wer einen Trunk aus einem gethan hatte, der bekam ein anderes und behielt das, aus dem er getrunken, zu eigen. Unter dem Essen wurde einem Jeden ein großer breiter Hut von goldenem

Stoffe über dem Haupt gegen die Sonne gehalten. Auch kamen viele Herolde, welche allerlei ritterliche Thaten erzählten.

An diesem Ehrentisch hatte die erste Stelle Cirodius von Richardsdorf, ein Ritter aus Oesterreich, denn er hatte in einem Kriege gegen die Türken ganz allein sechszig gerüstete Mann erleget und umgebracht. Die andere Stelle hatte Markgraf Friedrich von Meissen, denn sein Geschlecht hatte den Orden in Nöthen niemals verlassen. Die dritte Hildermundus, ein Graf aus Schottland, dessen Vater sich für seinen König tödten ließ. Die vierte Rupertus, Graf von Würtemberg, so zum Kaiser erwählet, aber aus Demuth das Kaiserthum einem Andern übergab. Die fünfte Stelle hatte der Hochmeister selbst, Conrad von Wallenrodt, denn, obgleich reich, und obgleich ihm eine schöne Jungfrau, eine Gräfin von Habsburg, zur Ehe vorgeschlagen ward, nahm er doch den Orden an um Marien willen. Die sechste Stelle hatte Degenhardt, ein Bannerherr aus Westphalen, denn er hatte den Mördern seines Vaters vergeben, da sie ihn um Marien willen baten. Die siebente hatte Friedrich von Buchwalde, der Niemanden in seinem Leben etwas versaget, wenn er um St. Georg bat. Und also fort saßen auch die andern fünf. Dieser Ehrentisch kostete 500,000 Mark Preußisch.

Sim. Grunau Tract. XIII. Cap. 12.
Lucas David Chron. Th. VII. S. 242.
Waißel Chron. S. 127.
Schutz Historia pag. 81.

93. Der reiche Bauer aus Nielauswalde.

Unter dem Hochmeister Conrad von Jüngingen hatte der Orden einen hohen Grad von Macht und Reichthum erlanget, und auch das ganze Land war reich und zufrie-

den. Unter anderen lebte damals der reiche Bauer zu Riclauswalde, der hernachmals durch seinen Reichthum berühmt geworden. Es trug sich nämlich zu, daß etliche Gäste und Fremde aus Deutschland zu dem Hochmeister kamen, ihn zu besuchen. Diese sahen überall Ueberfluß und Reichthum und priesen deshalben den Hochmeister glücklich in seinem Regiment. Das hörte der Treßler (Schatzmeister zu Marienburg), Bruder Heinrich von Plauen, und er sprach zu den fremden Herren, der größte Reichthum des Hochmeisters sei der Reichthum seiner Unterthanen, als welcher einen Bauern hätte, der eilf Tonnen Goldes besitze. Das nahmen die Gäste in Scherz auf, da sie in Deutschland nicht gewohnt waren, den Bauern die Federn so lang wachsen zu lassen. Der von Plauen aber führete die Gäste seines Herrn darauf einige Tage später spazieren, und brachte sie nach Riclauswalde, wo sie bei einem Bauern einkehren mußten. Bei diesem hatte er das Mittagsmahl bestellt. Der Tisch war für die Gäste gedeckt, und rund um denselben standen zwölf Tonnen, darauf waren die Bretter gelegt zum Sitzen für die Herren. Wie sie nun am Speisen waren, da sagte der von Plauen, dies sei der reiche Bauer, von dem er ihnen erzählet. Der Hochmeister ließ also den Bauern kommen, und forderte ihn auf, seinen Reichthum zu zeigen, dessen er sich nicht zu schämen habe. Der Bauer antwortete: Ich weiß wohl, daß verläugnetes Gut dem Herrn gehöret, darum habe ich nichts zurückbehalten, sondern Euch Alles hingesetzet, was mir gehöret. Er hieß sie nun besehen, auf was für Bänken sie gesessen. Und als nun die Bretter weggenommen waren, da sahen sie, daß sie auf Tonnen gesessen, von denen eilf voll eitel Goldes waren, die zwölfte aber war noch leer. Die Gäste verwunderten sich des reichen Bauern, und dem Hochmeister gefiel es so wohl, daß er dem Bauern auch die zwölfte

Tonne aus dem Schatze füllen ließ, damit es die Gäste in Wahrheit nachsagen konnten, der Hochmeister habe einen Bauern, der zwölf Tonnen Goldes vermöchte. — Allein der Bauer in Niclauswalde hatte von seinem Reichthum keinen Segen. Denn sein Herz wuchs ihm an sein Geld, und er war der größte Geizhals im Lande, und als hernachmals Heinrich von Plauen Hochmeister wurde, rupfte ihm dieser die Federn dermaaßen, daß der reiche Bauer in seinem Alter betteln gehen mußte.

Simon Grunau Tract. 14. Cap. 8.
Schütz S. 97 fgg.
Henneberger Erklärung S. 336.

94. Die hochmüthigen Bauern zu Lichtenau.

Zu derselben Zeit waren aber auch die Bauern sehr hochmüthig und gottlos geworden, wie denn der Reichthum so gar leicht Ueppigkeit und allerlei Laster gebiert. Unter andern sind die Thaten der Bauern zu Lichtenau im großen Werder berühmt geworden. Wir wollen hier einige davon erzählen:

Es kam auf eine Zeit in dieses Dorf ein Dominikanermönch von Danzig, zum Betteln. Nachdem dieser das Dorf durchterminirt, kam er auch in den Krug. Weil es grade Frohnleichnamsabend war, so saßen allda viele Bauern am Zechen. Die Bauern empfingen ihn mit großer Ehrerbietung, setzten den Herrn oben an, und tranken ihm Einer nach dem Andern zu, welches alles ihm sehr wohl gefiel. Da nun aber der Trunk über ihn kam, glaubte er Affenspiele mit ihnen treiben zu können; das wollten die Bauern nicht leiden; worauf er ihnen gar unnütze Worte gab, sie schmähete und verfluchte, und zuletzt, kraft seines heiligen Ordens, sie in den Bann that. Das verdroß die Bauern sehr auf den Mönch, und sie beschlossen, ihm nichts zu

schenken. Nun durften sie ihn nicht schlagen, weil er ein geweihetes Haupt hatte, sie ersonnen daher etwas Anderes. Nahmen derohalben einen weiten Hopfensack, spannten denselben außen um die Stubenthüre, hoben dann unter sich einen falschen Streit an, ziehen vom Leder, und löschen die Lichter in der Stube aus. Da gedachte der Mönch, der auch seiner Haut sich fürchtete, es seie nun Zeit zu gehen; er rannte daher mit gebücktem Haupte eilend der Thüre zu, um sich davon zu machen, und läufet also recht den Bauern in den Sack hinein. Diesen banden die Bauern nun zu, hängten ihn über den Heerd, und machen von allerlei stinkenden Sachen ein Feuer an, welches den Mönch von allen Seiten so beräuchert, daß er fast den Athem verliert. Als er nun um Gotteswillen bat, sie sollten ihn aus dem Sacke lassen, da reichen sie ihm zwei Eier zu, die sie mit allerlei eklen Sachen gekocht, die mußte er in dem Sacke essen. Darauf ließen sie ihn los. Aber der Mönch hatte von der Mißhandlung einige Tage nachher seinen jämmerlichen Tod.

Ein andermal kam ein Pilgersmann in den Krug, da die Bauern dort am Zechen waren. Dieser ließ zuerst von den Bauern sich tractiren, und als er mehr als ihm nöthig getrunken, fing er an, von sich selbsten zu rühmen, was für weite Reisen er gemacht, wie er zu Compostella und beim finsteren Stern gewesen, und großen Ablaß verdienet habe; aber, sagte er zuletzt, ich habe noch an keinem Orte ärgere und gottlosere Leute gesehen, als Euch heillosen Bauern in diesem Dorfe, die ihr die fremden Pilger so wenig mit Almosen labet. Dieses sagte er, weil er seines Bedünkens beim Terminiren durch das Dorf nicht genug bekommen hatte. Die Bauern wollten es nicht gern mit ihm verderben, und setzten ihm daher zu dem Trunk nun auch Fleisch vor, welches theils getrocknet, theils gekocht war; das war

aber dem Jacobsbruder nicht genug, und er sagte: mit solchem Fleisch könnt ihr keine Gnade erlangen bei St. Jacob meinem Herrn, etwas Gebratenes müßt ihr mir vorsetzen. Da dachten die Bauern seinen Hochmuth zu bestrafen, sie beriethen sich kurz mit einander, fielen über ihn her, banden ihm Hände und Füße, thaten ihm einen Knebel in den Mund, sagten: Jetzt sollst du Gebratenes haben; banden ihn darauf nackend an einen Bratspieß, legten ihn an das Feuer, und beträufelten ihn mit Butter. Sie wollten ihm bloß etwas heiß machen, aber mittlerweile lief plötzlich ein Hase durch den Krug, welches ohne Zweifel der Teufel selbst gewesen, dem an der Seele des Pilgers wie der Bauern gelegen war. Diesem Hasen folgeten die Bauern alle mit großem Geschrei, und als sie zurückkommen, ist der Jacobsbruder am Spieße verschmachtet und gestorben.

Ein drittes Stück ist folgendes: Sie hatten einen Pfarrherrn, Wolfgang Lindau mit Namen, einen gelehrten und gottesfürchtigen Mann; der strafet sie öfters von der Kanzel wegen ihres üppigen und bösen Lebens und bedrohete sie mit Gottes Zorn und ernster Strafe. Das mißfiel den hochmüthigen Bauern, und sie warteten auf eine Gelegenheit, wie sie an dem Pfarrherrn sich rächen möchten. Der Pfarrherr aber merkte ihre Absicht gar wohl, und er wich ihnen überall aus. Endlich aber trug es sich zu, daß sie die ganzen Pfingstfeiertage hindurch im Kruge gesoffen, und zwar so viel Bier, daß von den Hefen, welche der Krüger in einem Troge sammelte, eine große Sau, die von ungefähr darüber gekommen, sich so voll gesoffen, daß sie sogleich todt geblieben. Diese todte Sau nahmen nun die andern vollen Säue, legten sie in einer ganz finstern Kammer zu Bette, deckten sie zu, und schickten dann zum Pfarrer, ihm sagen lassend, daß Einer von ihnen plötzlich krank geworden, in den letzten Zügen liege und berichtet sein wolle.

Der Pfarrer meinet, es wäre Ernſt, und kam bald gelaufen. Als er aber mit dem Kranken begann zu reden, da merkte er von Stund' an die Büberei, er ließ daher Jedermann heraustreten, ging dann nach einer Weile heraus und ſagte zu den Bauern: um den Kranken ſtehe es ſchlecht, derſelbe habe ſchon die Sprache verloren, das heilige Sacrament könne ihm daher nichts mehr nützen, er wolle ihm aber das heilige Oel holen, welches ihm eben ſowohl zur Seligkeit dienen werde. Die Bauern glaubten ihren Scherz noch weiter mit ihm treiben zu können und blieben. Er aber ſetzet ſich eilend auf und reitet zum Neuenteich, wo der Pfleger des Schloſſes Marienburg war; dem erzählet er, was geſchehen, worauf ſich derſelbe ſofort mit ſeinen Mannen rüſtet, die gottloſen Bauern zu beſtrafen. Dieſe hatten unterdeſſen, als der Pfarrer ihnen zu lange ausblieb, die von ihm zurückgelaſſene Monſtranz genommen, und als ſie darin keine Hoſtie fanden, ſich eine ſolche geſchnitten. Dieſe adminiſtrirten ſie dem Kranken. Einer von ihnen hielt des Pfarrers Amt, der andere diente ihm mit einer Kuhglocke, die übrigen ſaßen im Zirkel rings umher, als wenn ſie Seelenmeſſe ſängen. Dabei ſoffen ſie einander in Halben und Ganzen zu. Zu dieſen Sachen kam eben der Pfleger mit ſeinen Leuten. Er ließ ernſtlich auf die Bauern zuſchlagen, dieſe aber, nicht faul, nahmen den Pfleger gefangen, und jagten ſein Geſinde in die Flucht. Weil nun der Pfleger einen großen dicken Bart hatte, ſo ſteckten ſie dieſen in ein Loch über der Thüre, und ſchlugen einen Keil dicht hinein, daß er alſo, halb an dem Barte hängend, ſtehen mußte, und trieben nun allerlei Geſpötte mit ihm. Sein Geſinde war aber nach Marienburg gelaufen, und es kam alsbald eine große Macht des Ordens, welche den Pfleger befreieten, und die Bauern gefangen nach Marienburg führten, wo ſie in die tiefſten Gefängniſſe ein-

gesperrt wurden. Ihre Strafe war nachmals die, daß sie die ganze Landstraße von dem Kruge zu Lichtenau bis in das Schloß zu Marienburg mit Groschen belegen, sodann mit eigenem Gelde und mit eigenen Händen einen Thurm des Schlosses zur Rogat bauen, und demnächst in diesem ein ganzes Jahr lang bei Wasser und Brod gefangen liegen mußten.

Der Mörtel, welcher zum Bau des Thurms verwendet wurde, ward nicht wie sonst, mit Wasser, sondern mit Buttermilch bereitet, welche die Bauern herbeischaffen mußten. Davon heißt selbiger Thurm noch bis auf den heutigen Tag der Buttermilchthurm. Eine andere Sage will diesen Namen aber daher leiten, daß der Woywode Stanislaus Kostka einst zu den Bauern nach etwas Buttermilch geschickt, diese aber dessen Boten verspottet, und Tags darauf ein ganzes Faß mit Buttermilch durch zwei Männer auf das Schloß gesendet hätten. Da habe der Meister diese greifen, in den Thurm setzen, und so lange in demselben festhalten lassen, bis sie sämmtliche im Fasse befindliche Milch aufgezehrt.

Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 8.
Casp. Schütz Historia fol. 97 sqq.
Henneberger Erklärung S. 257 fgg.
Grimm deutsche Sagen Th. I. S. 260. nach mündlicher Ueberlieferung.
Hartwich, Beschreibung der 3 Werder S. 524.

95. Der Bote aus der andern Welt.

In der nächsten Zeit vor der Schlacht zu Tannenberg befanden sich auf Königsberg zwei Ritterbrüder Philipp von Zwistelen und Wigand von Qualenburg. Diese, wie sie sich innig liebten, machten einen Bund mit einander: daß, wer von ihnen zum ersten stürbe, dem andern erscheinen und verkünden solle, wie es ihm in jener Welt

ergehe. Und es geſchah, daß ſie von Königsberg wurden fortgenommen, und der Eine ward geſetzt zum Hauscomthur auf Labiau, der Andre aber zum Mühlmeiſter auf Oſterrode. Und letzterer blieb todt in dem Streit. In der Nacht nachdem er verſchieden, kam Br. Wigand zu Br. Philipp, der ſich in ſeinem Kämmerlein befand, und ſprach: „Aus ſonderlicher Gnade Gottes komme ich nach meinem Tode in Gemäßheit unſeres Verbündniſſes zu dir; ſo frage was nützlich iſt, denn ich darf nicht lange weilen.“ Bruder Philipp antwortete: Wie geht es zu in jener Welt? Der Todte ſprach: „Wie es ein jeglicher verdient, alſo hat er auch Kurzweil. Und wiſſe, daß die, welche Knechte bei uns geweſen, dort unſre Herren ſind.“ Der Lebendige fragte: Wo biſt du, in welcher Kurzweil? Der Todte antwortete: „Ich bin da, wo einer ausgeht, und tauſend eingehen, und unſre Kurzweil iſt, daß uns eine Stunde zehntauſend Jahre dünket, und uns dennoch unzählige Barmherzigkeit geſchieht.“ Philipp fragte weiter: Und wie ſteht es um uns in Gottes Gerichte; werden wir gewinnen oder verlieren? der Geiſt ſprach: „Ich habe geſehen, daß man vor Gott unſere guten und böſen Werke gewogen; aber ich ſahe nicht, welche Schaale niederging, denn ich ward weggefordert. Aber eins noch zum letzten. In Kurzem wird es geſchehen, daß die Herren Knechte werden, und unſer Fürſtenthum werden Fremde beſitzen.“ Und alſo geſagt, verſchwand er wieder.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XIV. C. 15.

96. Die Tannenberger Schlacht.

In der Nacht, die der Tannenberger Schlacht vorherging, zeigte ſich am Himmel ein wunderbares Zeichen, das deren Ausgang wohl verkünden mochte. In der Ge-

gend des Mondes nämlich erblickte männiglich einen Mönch, der eine Zeitlang mit einem Könige kämpfte, zuletzt aber besiegt und vom Himmel verjagt ward. Auch während der Schlacht selbst sah man einen Mann in polnischer Kleidung über dem Heere Jagello's schweben, der die polnischen Völker aufrichte, wenn sie zu weichen begannen, ihnen Benediction ertheilte, und den Sieg versprach. In diesem Manne glaubte man den heiligen Stanislaus, den Schutzpatron Polens, zu erkennen.

Leo Histor. Pruss. p. 198.

97. Die Christburg.

An dem Orte, wo das Städtlein Christburg liegt, hatten die alten Preußen eine Festung. Diese belagerten die Ordensbrüder lange vergeblich. Endlich eroberten sie dieselbe und erschlugen alles, was darinnen war. Und weil dieses war geschehen in der heiligen Christnacht, so nannten sie die Festung von da an die Christburg. Dieselbe wurde ein starker und wichtiger Ort für den Orden und blieb solches wohl an zweihundert Jahre lang, bis er auf einmal im Jahre des Herrn 1410, ganz wüste lag. Es war damals Comthur in demselben Albrecht von Schwarzburg, oder wie Andere sagen: Otto von Sangerwitz; dieser hatte allezeit den Krieg widerrathen mit dem Könige Jagello von Polen, der nachher so unglücklich für den Orden endete. Aber die Ehorherren wollten den Krieg, und als nun der Comthur ins Feld zu der Tannenbergischen Schlacht ausrückte, und von dem obersten Chorherrn befragt wurde, wem er das Schloß anvertrauen wolle, da antwortete er ungeduldig: Dir und den bösen Geistern, so zu dem Kriege gerathen haben! — Da erschrak der Chorherr so heftig, daß er in eine hitzige Krankheit verfiel und

den andern Tag starb. Alsbald mußte sein Geist in dem Schlosse herumspuken, und so wie nachher ein Kreuzherr starb, der zu dem Kriege mit Jagello gerathen hatte, wurde seine Seele in das Schloß zu Christburg verbannt, so daß sich hier bald so viele Gespenster eingefunden hatten, daß es kein lebender Mensch darin aushalten konnte. Die trieben ein fürchterlich Unwesen. Wenn die Knechte wollten in den Stall gehen, so kamen sie in den Keller, und soffen sich voll, daß sie nicht wußten, was sie thaten. Wenn der Koch und sein Gesinde in die Kirche gingen, so fanden sie darinnen die Pferde stehen und es war ein Stall daraus geworden. Wollte der Kellermeister etwas im Keller verrichten, so fand er Wassertröge und dergleichen darin. Wenn die Ordensbrüder im Schlosse essen wollten, so waren die Schüsseln voll Blut. Es kam ein neuer Comthur von Frauenburg dahin, dem ging es am allerschlechtesten, denn einmal ward er im Schloßbrunnen an seinem Barte aufgehangen gefunden, daß er nur mit Mühe wieder ins Leben kam; ein andermal fand man ihn auf dem obersten Dache des Schlosses. Darauf fing sein Bart von selbst an zu brennen und es half kein Wasser, bis er aus dem Schlosse lief.

Das Schloß ward also verlassen und blieb öde und verfiel zu Trümmern. Diese stehen noch jetzt, und es hausen noch immer die Seelen der Ritter darin, so den unglücklichen Polenkrieg veranlasset.

Zwei Jahre nach der Schlacht kehrte ein Bürger von Christburg, ein Schmied, von einer Wallfahrt gen Rom heim; der ging, um zu erfahren, was es mit dem Gespenste für eine Bewandniß habe, einstens um Mittage nach dem Schloß und fand auf der Brücke stehen des Comthurs Bruder, der auch in der Schlacht mitgeblieben war. Der Schmied, dem selbiger einst

sein Söhnlein aus der Taufe gehoben, erkannte ihn alsebald, und meinend, daß er einen lebendigen Menschen vor sich sehe, sprach er: O Herr Gevatter, ich bin erfreuet, daß ich euch frisch und gesund sehe; man hat mich überreden wollen, ihr wäret erschlagen worden; ich bin froh, daß es besser ist, als ich meinte, und wie stehet es doch in diesem Schlosse, davon man so wunderliche Dinge redet? Das Gespenst antwortete hierauf: Komm mit mir, so wirst du sehen, wie man allhier Haus hält. Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppen hinauf. Da sie in das erste Gemach gelangt waren, fanden sie einen Haufen Volks, die mit Würfel und Karten spielten, etliche lachend, etliche fluchend. Die im andern Gemache verlustirten sich mit Essen und Trinken. Von da gingen sie in den großen Saal, wo sie Männer, Weiber, Jungfrauen und junge Gesellen fanden; da hörte man nichts als Saitenspiel und Singen; und schaute nichts denn Tanzen, Unzucht und Schande. Folglich gingen sie in die Kirche; da stand ein Pfaff vor dem Altar, als ob er Messe halten wolle; die Chorherren aber saßen rings umher in ihren Chören und schliefen. Danach gingen sie wieder zum Schlosse hinaus; alsbald hörte man in demselben so jämmerlich Weinen und Heulen, daß dem Schmied angst und bange ward, gedachte auch, es könnte in der Hölle nicht schrecklicher sein. Da sprach sein Gevatter zu ihm: Gehe hin, und zeige dem neuen Hochmeister an, was du gesehn und gehört hast, denn so ist unser Leben gewesen, wie du drinnen gesehen; das ist der darauf erfolgte Jammer, den du hier außen gehört hast. Mit den Worten verschwand er.

Der Schmied erschrak sehr, dennoch wollte er den Befehl verrichten, ging zum neuen Hochmeister, und erzählte ihm alles, wie es ergangen. Der aber ward zornig, sagte, es wäre erdichtet Ding, seinen hochwürdigen Orden

in Schmach zu bringen, und ließ den Schmied saben und ersäufen.

Casp. Schütz Histor. fol. 102. 103.
Hempel Denkwürdigkeiten der Urwelt IV. 407. 408.
Casp. Henneberger Erklärung a. v. Christburg.
Rauschnick, Gespenstersagen. Rudolst. 1817. St. 2.
Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 9 u. 15. Tract. XV. C. 3.
Leo hist. Pruss. p. 193.

98. Der Remter zu Marienburg.

Das Gewölbe auf dem großen Remter des hochmeisterlichen Schlosses zu Marienburg wird getragen von einem einzigen starken Pfeiler, so daß, wenn dieser Pfeiler stürzet, das ganze Gewölbe zusammenfällt. In dem dreizehnjährigen polnischen Kriege nun, als das Schloß hart belagert ward, war ein verrätherischer Troßbube in demselben, der beschrieb den Polen den Pfeiler und die Beschaffenheit des Remters, und versprach ihnen, ein Zeichen mit einem ausgehangenen rothen Hut zu geben, wenn das ganze Capitel in dem Remter beisammen sei, und wohin dann ein Schuß gerichtet werden müsse, um den Pfeiler zu treffen, damit unter dem herabstürzenden Gewölbe alle Ritter auf einmal zerschmettert und begraben würden. Und als darauf eines Tages der Hochmeister mit allen Ordensbrüdern in dem großen Remter bei Tische saßen, da gab der Verräther das verabredete Zeichen, und der Schuß geschah auch, aber er that keinen sonderlichen Schaden, denn die Kugel verfehlte den Pfeiler und schlug bloß oben in die Mauer, wo sie noch jetzt über dem Camin, in dem Loche, welches sie geschlagen, zu sehen ist. Nach wahrscheinlicheren Nachrichten hat sich diese Geschichte zugetragen im Jahre 1410, nach der Tannenberger Schlacht.

Casp. Schütz Historia fol. 103.

Leo Histor. Pruss. p. 205.
Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 11.

99. Heinrich Reuß von Plauen.

Nach der unglücklichen Tannenbergischen Schlacht waren von dem großen Adel des Ordens in Preußen nicht mehr übrig geblieben, denn ihrer drei Ritter; dies waren Heinrich Reuß von Plauen, Statthalter und Comthur zu Schwetz, Michael von Sternberg, Pfleger der Neumark, und Heinrich Reuß von Plauen, Comthur zu Danzig. Alle drei strebten heimlich nach dem Hochmeister-Amte. Die anderen geringeren Brüder gaben die Wahl des Hochmeisters allein diesen Dreien, dieselben möchten zum Hochmeister erkiesen, welchen sie wollten. Diese drei beriethen sich deswegen unter einander, da denn endlich Michael Küchmeister von Sternberg, und der Comthur von Danzig die Wahl einmüthig dem Statthalter auftrugen, sagend, welchen er erwählen würde, den wollten sie willig für ihren Herrn anerkennen. Sie dachten dabei im Stillen für sich, Heinrich Reuß von Plauen werde ja so unverschämt nicht sein und sich selbst erwählen. Der Statthalter aber bemerkte wohl, wohin ihre Gesinnung ging, und auf den andern Tag, als nun die Wahl sollte vorgenommen werden, trat er mit den andern beiden Rittern und den geringeren Brüdern in der Kirche vor den Altar, und fraget sie Alle, ob sie ihm mit den andern Zweien die Wahl übergeben, welches die Brüder alle mit ja beantworten. Er fraget weiter die beiden Ritter, ob sie ihm allein die Wahl anheimstellen, und ob sie unwiderruflich den für ihren Herrn annehmen wollen, den er ihnen benennend vorstellen werde, und sie sprachen beide ja. Darauf er: Wem ich den Mantel umhängen werde, der soll Hochmeister sein! Er nahm also den Mantel vom Altar, hing ihn sich selbsten um und

ſprach: Ich Heinrich Reuß von Plauen, in Kraft Eurer Aller Bewilligung, erwähle mich ſelbſten zum Hochmeiſter, als den ich vor allen Andern den tüchtigſten erkenne. — Dem durfte Niemand widerſprechen, und er war Hochmeiſter.

Henneberger Erklärung S. 270.
Leo Histor. Pruss. pag. 205.
Sim. Grunau Tr. XV. C. 1.

100. Der entdeckte Kirchendieb.

In dem Jahre 1400 hatte ein Kirchendieb die Kirche zu Conradswalde erbrochen, und neben andern Dingen ein ſilbernes Büchslein weggenommen, in welchem zwei geweihete Hoſtien waren. Dieſes ſteckte er in ſeinen Buſen, und als er nun des Abends gen Marienburg kommt, gehet er allda in das gemeine Frauenhaus. Als er nun mit einem Weibsbilde in einer finſtern Kammer war, erſiehet das Weib in ſeinem Buſen etwas brennen wie ein Licht, über ſeinem Haupte auch etwas wie ein brennendes Kreuz. Darüber erſchrickt ſie, denn es waren damals viele Mordbrenner im Lande. Sie meinet, er ſei deren Einer und fängt überlaut an zu ſchreien: Zeter, Zeter! — Nun gehet gerade an dem Hauſe die Nachtwache vorüber; als die das Geſchrei höret, fällt ſie in das Haus. Der Kirchendieb aber entſprang durch das Fenſter. Die Wächter eileten ihm nach, und mochten ihn auch nicht aus den Augen verlieren, da das Licht in ſeinem Buſen und über ſeinem Haupte ihn immer verrieth. Da der Dieb das merkte, warf er das ſilberne Büchslein von ſich; er wurde aber doch gefangen und bekannte ſeine Miſſethat. Als nun ſolches der Hochmeiſter hörte, begab dieſer ſich mit vielen von den Seinen nach der Stelle, wo der Dieb das Büchslein von ſich geworfen. Dieſes war durch den Wurf in eine

Gossencinne unter ein kleines Brücklein gerollet. Wie der Hochmeister an dieses Brücklein kam, sah man unter demselben zwei brennende Kerzen. Da fielen der Hochmeister und alle Anwesenden auf die Knie und nahmen mit vieler Ehrerbietung das Büchslein mit den Hostien auf und brachten es in die Pfarrkirche.

Simon Grunau Tract. XIV. Cap. 4.
Henneberger Erklär. S. 62.
Leo Histor. Pruss. p. 182.
Luc. David Th. VIII. S. 55.

101. Ladung vor Gottes Gericht.

Im Jahre 1428 war Meister des deutschen Ordens im Lande Liefland Siegfried Lander von Spanheim, welcher zu Riga saß. Dieser hatte sein Auge auf eine Dirne geworfen; um aber seinen Handel besser zu verstecken, stiftete er eine Heirath zwischen derselbigen und einem jungen Gesellen, einem Kaufherrn, der aber, bevor die Trauung noch vollzogen war, entdeckte, wie seine Verlobte die Buhle des Meisters sei, und deshalb ihr den Kauf wieder aufsagte. Dies verdroß die Dirne und den Meister nicht wenig, und sie beschlossen an dem Gesellen drob ihr Müthchen zu kühlen.

Etliche Zeit darnach ward dieser mit einem Male von losen Buben, die er gar nicht kannte, vor dem Landmeister des Diebstahls angeklagt, auch sofort eingezogen und ob er gleich leugnete und seine Unschuld deutlich darzuthun sich erbot, ohne Weitres zum Strange verurtheilt. Da er nun den Tod vor Augen sah und sehr wohl erkannte, aus was für Ursache er solchen erleide, so rief er: daß, da in dieser Welt keine Rettung vor dem ungerechten Richter für ihn vorhanden sei, er an den Richter in jener Welt apelliren müsse, und deshalb lade er den Landmeister von dem Tage

seines Todes an über vierzehn Nächte vor des allerhöchsten Richters Stuhl zu erscheinen und ihm daselbst Rede und Antwort zu geben: warum er ihn so schmählichen Todes unschuldigerweise sterben lasse.

Der Landmeister achtete dieß nicht groß und ließ sich gegen die bestimmte Zeit an Essen, Trinken und andern Freuden nichts abgehen, um desto besser seinen Unmuth zu dämpfen. Am dreizehnten Tage jedoch fiel er mit einem Male in eine schwere Krankheit, und indem er schrie: er müsse nun erscheinen, er sehe den gehängten Jüngling, der ihn vor das Gericht geladen, schon auf ihn warten, verschied er plötzlich. Die Dirne aber ward bald selbst des Verbrechens, dessen der Geselle beschuldigt worden, angeklagt und entfloh, um der verdienten Strafe zu entgehen, in einer Mönchskutte versteckt, aus dem Lande. Was weiter mit ihr geschehen, ist nicht kund geworden.

A. Krautzii Vandalia Lib. XI. c. 2.

102. Die Sonntagsgespenster.

Der große Reichthum, der während der Blüthezeit des Ordens sich in vielen Gegenden Preußens angehäufet, hatte die früheren einfachen Sitten der Bewohner in Ueppigkeit und Schlemmerei verkehrt. Besonders war des Trinkens und Essens kein Ende, und es war selbst Sitte geworden, die Sonn- und Festtage den Trinkgelagen zu widmen. Diesen Gräuel konnte aber Gott nicht länger ansehn, und zur Strafe sendete er gräßliche Gespenster, welche an Sonn- und Festtagen in den Schlössern, Burgen und Wohnungen sich am hellen Tage zeigten, die Leute beim Essen und Trinken anfielen und sie dermaßen peinigten, daß viele während der Mahlzeit von Raserei ergriffen wurden, nach Art der Hunde auf den Straßen umher liefen und schrieen: was wir suchten, haben wir gefunden; Einige sich

in Flüsse und Brunnen, Andere ins Feuer stürzten und bei lebendigem Leibe verbrannten. Die Gespenster verbreiteten ein solches Entsetzen, daß an den Sonn- und Feiertagen es überhaupt niemand mehr wagen mochte, etwas zu genießen. Um diesem Leiden ein Ende zu machen, hielten die preußischen Bischöfe im Jahre 1430 eine Synode, wo bei strenger Strafe angeordnet ward: daß an Sonn- und Festtagen vor verrichtetem Gottesdienste weder Bier, noch Branntwein, noch Wein sollte verkauft werden. Von dieser Zeit an verschwanden die Gespenster wieder.

Sim. Grunau's Chron. Tr. XV. C. 6.

103. Das Thornsche Fastnachtspiel.

Wie in vielen andern preußischen Städten, so hielt man im Fasching des Jahres 1440 auch in Thorn eine Mummerei: alte Weiber jung zu machen. In Teufelslarven gehüllte Leute liefen auf den Straßen umher und trieben mit den Vorübergehenden Kurzweil. So kam auch ein Bauer zur Stadt gefahren und hatte hinter sich seine alte Mutter auf dem Wagen sitzen. Die Teufel laufen flugs hinzu, einige an die Pferde, einige zum Bauer, andere zu dem alten Weibe, welche heftig erschrak und gewaltig schrie. Der Bauer aber, der das Ding nicht recht verstand, nahm einen eisernen Flegel vom Wagen und gab dem ihm zunächst befindlichen Teufel einen so heftigen Schlag, daß er sofort todt niederstürzte, worauf die übrigen, denen solche Kurzweil nicht behagen mochte, die Flucht ergriffen. Darüber lief das Volk herzu und warf dem Bauer vor, daß er einen Menschen getödtet. Dieser aber vertheidigte sich: nicht einen Mann, sondern einen Teufel habe er erschlagen, da er wohl diesen, nie aber einen Menschen so abgebildet gesehen. Aber trotz seiner Gegenrede ward er zum Verließ

geschleppt. Als man jedoch nun den Leichnam aufheben wollte, da fand man unter der Larve und den Kleidern nur stinkende Asche. Der Bauer blieb nun um desto mehr dabei, er habe nur einen Teufel erschlagen, und wurde denn auch wieder frei gelassen.

Simon Grunau's Chronik Tr. XV. C. 21.

104. Der Dammbruch bei Sommerau.

Im Jahre 1463 am Dienstage vor Jubilate trieb ein heftiger Sturm das Wasser im Nogatstrome so hoch, daß es eine Otternhöhle in der Nähe von Sommerau erreichte, und dadurch einen solchen Bruch im Damme machte, daß fast alle Dörfer des Fischauschen Werders von den Fluthen bedeckt, die Wohnungen fortgerissen, Menschen und Vieh ersäuft und die Bewohner in wenigen Augenblicken um all ihre Habe gebracht wurden. Als sich nun das Wasser endlich wieder in das Haff und den Drausensee verlaufen, versuchte man es, die entstandene Oeffnung zuzudämmen. Aber alle Anstrengung war umsonst; denn was des Tages über gemacht worden, fand man am nächsten Morgen jedesmal wieder versunken. Als nun die Bauern noch eine Berathung hielten, aber keiner mehr aus noch ein wußte, da trat plötzlich ein Unbekannter in die Versammlung und eröffnete derselben, daß es erst dann gelingen würde, das Loch wieder zu verstopfen, wenn zuvörderst ein lebender Mensch in dasselbe hineingestürzt wäre. Die Bauern folgten diesem Rathe und machten einen Bettler berauscht, der dann, als er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, an das Loch geführt, in den Bruch hineingestürzt und sofort mit Erde beschüttet wurde. Und siehe! von Stund' an gelang es mit leichter Mühe, die Oeffnung im Damme zu verstopfen.

Hartwich Beschreib. der Werder S. 491.

105. Der Graf von Nassau.

Als im Jahre 1374 am Gründonnerstage auf dem Ordenshause zu Brandenburg das Nachtmahl des Herrn ausgetheilt werden sollte, ward einer der anwesenden Ritter, ein Graf von Nassau, dergestalt vom bösen Geiste erfaßt, daß er den Priester vom Altare stieß, das Allerheiligste ergriff und zu Boden warf und mit Füßen darauf trat. Er ward hierauf in den Thurm gebracht, wo er unter furchtbaren Qualen und Anfechtungen des Teufels seinen Geist aufgab.

Johannes von Riesenburg Jahrbücher S. 34.

106. Der Bischof Dietrich von Cuba.

Unter dem Schlosse zu Tapiau ist ein tiefes Gewölbe, welches früher hart an die ehemalige untere Sacristei der Kirche stieß. In diesem Gewölbe haben die Ordensritter gar viele Gräuelthaten verübt. Unter andern lebte unter dem Hochmeister Heinrich von Richtenberg im Jahre 1474, ein gelehrter und frommer Mann, geheißen Dietrich von Cuba, Doctor in beiden Rechten, und deshalb wohl gelitten vom Papst Paulus dem Anderen, und dessen Nachfolger dem Papste Sixtus, welcher ihn derohalben auch, gegen den Willen des Hochmeisters und des Capitels, zum Bischof in Samland machte. Darüber geriethen der Hochmeister und die Ritter in großen Zorn, und als der Bischof gen Königsberg kam, da wurde er empfangen, wie man Einen pflegt aufzunehmen, den man nicht gerne haben will, und sie trachteten nur, wie sie ihn ihres Gefallens demüthigen möchten. Der Bischof aber gab nicht viel auf den Hochmeister, er tröstete sich seines Beschützers, des Papstes, und suchte nur zuvor sein bisher verwahrlosetes

Capitel zu reformiren, hoffend, es dann auch auf gleiche Weise mit dem damals sehr verdorbenen Orden selbst zu machen. Da solches ruchtbar wurde, ließ ihn der Hochmeister vermahnen, von seinem bösen und unbilligen Vorhaben abzustehen. Der Bischof aber ward nur noch stolzer und hochmüthiger, besonders gegen den Hochmeister; da berief dieser seine Gebietiger, legte ihnen des Bischofs Practiken vor, und fragte sie, was hierin nun zu thun sei, und es ward beschlossen, man solle ihn gefänglich annehmen. Also ward er am Montage nach Judica gefangen und gen Tapiau ins Schloß geführet. Dort hielt man ihn anfänglich in einem ehrlichen Gemache, wie einem Bischofe gebührte.

Es war aber zu derselbigen Zeit zu Tapiau auf dem Schlosse ein Capellan, ein tückischer, böser Mensch. Dieser machet sich an den Bischof, besuchet ihn täglich, und redet ihm zu, daß er solle entfliehen, seine Hülfe ihm anbietend. Der Rath gefällt dem Bischofe und er willigt darein. Allein der Capellan verräth alles den Rittern, und als der Bischof schon glaubte, wieder frei zu sein, wurde er von neuem gefangen. Der Hochmeister und die Ritter beriethen nun wiederum, was mit ihm anzufangen, und beschlossen endlich, ihn Hungers sterben zu lassen. Da wurde er durch zwei Kreuzherren heimlich in das finstere Gewölbe unter dem Schlosse geführt, allda mit Händen und Füßen kreuzweise an eine Mauer angeschmiedet, und ohne Essen und ohne Trinken gelassen. Acht Tage lang hat der arme Greis es also ausgehalten, denn als es sich am achten Tage nachher begeben, daß unter der Messe die Sacristei unversehens offen geblieben, hat alles Volk in der Kirche den Bischof mit heiserer Stimme rufen hören: Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich meiner! — Die Leiche des Bischofs ward nachher gen Königsberg gebracht, und als der

Papst in Rom von der Unthat hörte und Genugthuung verlangte, da traten sieben Männer, vom Orden mit Geld erkauft, vor den Papst mit aufgehobenen Fingern und schwuren, der Bischof sei eines rechten, natürlichen Todes gestorben, wodurch der Zorn des Papstes gelindert wurde.— Aber man hört noch oft in dem Gewölbe des Schlosses zu Tapiau um Mitternacht die heisere Stimme eines alten Mannes, welche mit ihren letzten Kräften ruft: Mein Gott, mein Gott, erbarme dich meiner! Man glaubt, daß dies die Stimme des Hochmeisters Heinrich von Richtenberg sei, der den Bischof ermordet, dessen Leichnam zwar im Dome zu Königsberg begraben liegt, dessen Seele aber in Tapiau keine Ruhe finden kann. Denn als dieser Hochmeister nachher von einer schweren Krankheit schon wieder genesen war, hörte man ihn auf einmal rufen: Auf, den Harnisch her, die Gäule gesattelt, die Pfaffen haben mich vor Gottes Gericht verklaget; wer wird sich meiner erbarmen! Und mit diesen Worten starb er plötzlich.

Henneberger Erklärung S. 202. 449.
Erl. Preuß. Th. I. S. 471 fgg.
Simon Grunau Tr. XVIII. C. 3. und mündlich.

107. Hans von Tieffen.

Der zwei und dreißigste und zweitletzte Hochmeister des deutschen Ordens war Hans von Tieffen, ein Edelmann aus der Schweiz. Er war vorher Pfleger zu Schaaken, und dann Comthur zu Brandenburg gewesen. Er war von einem ehrlichen und hohen Geschlecht, und wie man meinet, der Letzte darinnen. Er hatte von Jugend auf seinen Orden strenge gehalten, hat nie in einem Bette geschlafen, auch kein leinenes Hemde getragen, ist immer fromm und gottesfürchtig gewesen. Wie treu er es mit seinem Lande und den Unterthanen meinte, beweiset folgende Historie:

Er ritt eines Tages von Brandenburg nach Königsberg, und wie er auf den Haberberg kam, sahe er die Stadt Königsberg an, und seufzete heftig. Da ritt zu ihm Einer von seinen Räthen, fragend, was Ihre Gnaden so hart seufzer? Er antwortete: über die Thorheiten meiner Vorfahren, welche das schöne Land verloren, und so viele Schulden gemacht, die wir unser Lebenlang nicht zu zahlen wissen. Darauf hat der Rath geantwortet: Gnädiger Herr, es sind jetzt herrliche Jahre gewesen, und es weiß vor großem Ueberfluß schier Niemand, wie er sich kleiden solle. Da ist keine Dorfmagd, sie hat ihre silbernen Spangen und Knöpfe; da ist keine Handwerksfrau, sie hat eine Menge von Kleidern, große Gürtel, Beutel, Paternoster, silberne Becher, Löffel u. s. w. Und bei dem Adel ist des Prangens gar kein Maaß. Dieselben Dinge sollen Euer Gnaden angreifen, und eine Schatzung darauf legen, dann kommen Euer Gnaden zu Gelde und können die Schulden bezahlen! — Aber darauf sprach der Hochmeister Hans von Tieffen: Nein, da behüte uns Gott vor! Sollen wir unsern getreuen Unterthanen nehmen, was ihnen Gott gab? Nein, aber wir wollen so regieren, daß man sagen möge: der Hochmeister ist ein reicher Fürst, denn alle seine Unterthanen sind reich, und haben Geld und genung! — Da das der Rath hörte, schämete er sich, schwieg stille und ritt bei Seiten.

Henneberger Erklärung S. 211.
Leo Histor. Pruss. pag. 335.

108. Strafe der Habgier.

Unter dem Hochmeister Friedrich von Sachsen saß auf Sassenheim ein Vogt, der unmaßen habgierig und sehr hart gegen die Unterthanen war, und deßhalb den Bauern wider ihre Verschreibungen das Recht des Fischfangs im Lilis-

kenſee entzog. Aber fortan vermochten die von ihm angeſtellten Fiſcher auch nicht ein Fiſchlein zu fangen. Der Vogt, welcher meinte, daß dies mit Hexerei zugehe, ließ einen Taucher herbeiholen, einen Franken Namens Gablatus, damit dieſer erkunde, ob in dem See Fiſche wären. Der Taucher, nachdem er drei Stunden im Waſſer verweilt, während welcher Zeit man die Netze zog, berichtete: daß ſich zwar Fiſche in Fülle im Waſſer befänden, ſie aber ſo über die Maßen klug wären, daß ſie die Netze vermieden. Der Vogt, der ſich hiermit nicht zufrieden gab, befragte eine Wahrſagerin. Dieſe antwortete ihm: daß die Fiſche in dem fiſchreichen See nicht gefangen werden könnten, ſei eine Schickung Gottes zur Strafe ſeiner Habgier, und dies würde auch nicht eher anders werden, als bis er ſelbſt verſtorben ſei und die Fiſche mit ihm. Der Vogt verlachte dieß als ein Altesweibermärchen. Als er bald darauf aber auf der Jagd auf einen Bären gerieth, ſcheute ſein Roß und ſtürzte mit ihm in den See, ſo daß beide untergingen. Am andern Tage ſah man die Fiſche zahllos auch todt auf dem Waſſer umherſchwimmen, und daſſelbige Jahr war kein Fiſch im See, hernach aber waren Fiſche genug, ließen ſich auch ohne Mühe fangen.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XVI. C. 6. (MS.)

109. Die Ueberrumpelung von Elbing.

In dem Kriege, den der letzte Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, mit den Polen führte, zogen Anno 1521, am Montage nach Oculi, die Streiter des Markgrafen aus, um die Stadt Elbing zu überrumpeln. Sie kamen in der Nacht vor Elbing an, ohne daß man ihrer gewahr wurde. Sie überfielen heimlich die Ziegelſcheune vor dem Thore, nahmen das

Volk darinnen gefangen, und verwehrten es, daß es denen in der Stadt kein Zeichen oder Geschrei geben konnte. Darauf verbargen sie sich in großen Haufen an dem Thore. Wie nun am andern Morgen um acht Uhr ein Fuder Holz in die Stadt fuhr, und um es einzulassen, sonder Arg das Thor geöffnet wurde, da fingen die, so dem Thore am nächsten waren, an zu laufen, und kamen zugleich mit dem Fuder in die Stadt hinein. Aber es wurde gleich Lärm geschlagen, und die Wache am Thore und die herzugelaufenen Bürger zogen die Zugbrücke auf, so daß nicht Mehrere von außen her in die Stadt kommen konnten. Zugleich schlugen jedoch die Markgräflichen draußen ihre Hellebarden an die Zugbrücke, und zogen nun von außen, und wurden bald den Bürgern, die von innen zogen, zu stark, daß die in der Stadt die Stricke losließen; da schlug die Zugbrücke nieder, aber von dem starken Ziehen, welches geschehen war, schnellte sie wieder auf, und fiel aus den Haken in den Graben. Die Bürger in der Stadt machten darauf das Thor zu und ließen das Schoßgatter vorfallen, worauf denn der ganze Anschlag derer des Markgrafen zu nichte wurde. Der Tag, da die Stadt Elbing also durch Gottes gnädige Fürsorge gerettet, wird daselbsten noch feierlich begangen durch einen Lobgesang in der Kirche und durch Austheilung von Geld und Speise an dürftige Leute. Zum Andenken dieser Begebenheit ward die Form eines Spatens in einen Stein, unten am Thore linker Hand vom Eingange in die Stadt her, eingehauen, welche Vertiefung im Stein noch daselbst zu sehen ist. Das Eisen des Spatens, womit das Tau des Fallgitters abgeschnitten, ward in zwei Bleche in Spatenform ausgeschlagen, die über dem Eingange des Thors befestigt wurden. Jetzt sind davon nur noch die Bretter, auf welchem die Bleche angenagelt

gewesen, vorhanden, da der Rost das Eisen ganz verzehrt hat.

Henneberger Erklärung S. 118.
Fuchs Beschreibung v. Elbing Th. I. S. 81 fgg.

110. Die bewährte Unschuld.

Als im Jahre 1521 die Landsknechte einen heimlichen Ueberfall auf die Stadt Elbing unternommen, ward ein lahmes Weib, so nur auf einem Fuße und zwei Krücken ging, beschuldigt, um die Sache gewußt zu haben, und deshalb vom Rathe, obwohl sie beharrlich ihre Unschuld betheuerte, zur Strafe des Ersäufens verurtheilt. Man stürzte sie in Folge dessen von der hohen Brücke gebunden in den Elbingfluß, wobei sie ihren Schutzpatron den heiligen Jacob anrief, sie zu retten und ihre Unschuld darzuthun. Anfangs fiel sie zu Grunde und blieb lange unten liegen, so daß männiglich meinte, sie sei schon ertrunken. Endlich brachte sie der Strom wieder in die Höhe und führte sie bis an die großen Kiehnrahmen, deren viele über den Strom lagen, mit Ketten an beiden Ufern befestigt, daß die Feinde nicht stromaufwärts sollten kommen können. Als sie hier eine Zeitlang gehangen, trieb sie der Strom drunter durch, wobei sie stets zum heiligen Jacob rief. So ward sie bis zur rothen Fischerbude getragen und dort noch lebend ans Land geworfen. Der Büttel wollte sie zwar von Neuem in den Fluß stürzen, aber das Volk, das nachgefolgt war, da es den klaren Beweis ihrer Unschuld vor Augen hatte, entriß das Weib seinen Händen und löfete dessen Bande.

Henneberger Erklärung S. 119 fgg.

111. Die Belagerung von Holland.

In dem Kriege zwischen Hochmeister Albrecht und den Polen belagerten letztere das Städtlein Holland; aber ob-

wohl sie mit 8000 Mann davor lagen und in der Stadt wenig Volks war, so mußten sie doch, nachdem sie 2000 Mann verloren, mit Schimpf wieder abziehen. Die Gefangenen bekannten, daß sie beim Sturm den heiligen Georg auf den Mauern gesehen, deshalb hätten sie weichen müssen. Daß himmlischer Schutz über der Stadt waltete, zeigte sich auch, als eine aus einer Rothschlange geschossene Kugel in eine Wiege zwischen zwei Kinder fiel, ohne diesen den mindesten Schaden zuzufügen.

Henneberger Erklärung S. 159.

112. Das Teufelsbündniß.

In einem Dorfe bei Kreuzburg lebte einst ein Bauer, der durch unverschuldetes Unglück so verarmt war, daß er kein Saatkorn und kein Brodgetraide mehr hatte. Als er nun einst an einem Frühlingstage auf seinem Felde umher wandelte, und bekümmerten Herzens sah, wie auf seinem Lande bloß Unkraut wucherte, während auf den Aeckern seiner Nachbarn die Saaten im schönsten Grün des Frühlings prangten, und nun gedachte: wie schon jetzt daheim die Kindlein vergeblich nach Brod riefen, da gesellte sich zu ihm eine stattliche, mit prächtigen Gewändern geschmückte Frau, redete ihn freundlich an und fragte theilnehmend nach der Ursache seines Kummers. Als der Bauer diese berichtet, erwiederte sie: wie sie mit seinem Schicksale Mitleid empfinde, und gern bereit sei, von ihrem großen Reichthume ihm so viel mitzutheilen, daß er viele Jahre davon die Seinen ernähren und sein Feld bestellen könne, aber zur Vergeltung begehre, daß er sein jüngstes Töchterlein, wenn es vierzehn Jahre geworden, ihr zum Dienste übereigne, und zu diesem Zwecke an den Ort, wo sie sich eben befanden, bringe. Dem Bauer war es wohl schmerzlich,

sich von seinem Kinde zu trennen, und er kämpfte lange bei sich, da er aber die Frau so freigebig und freundlich sah, so meinte er: sein Töchterlein werde gute Tage bei ihr haben, und schlug endlich ein, worauf das Weib ihm eine Ader öffnete und ihn mit dem aufgefangenen Blute eine Schrift unterzeichnen ließ. Der Bauer empfing darauf das Geld, konnte nun seine Felder bestellen und wurde bald der reichste Mann weit und breit. Die getroffene Uebereinkunft war längst seinem Gedächtnisse entschwunden, als er eines Tages, gerade als sein Töchterlein das vierzehnte Jahr zurückgelegt, mit demselben auf dem Felde lustwandelte. Da trat jene Frau wieder zu ihm, mahnte ihn an sein Versprechen und wollte das Mägdlein gleich mit sich führen. Dem Vater war es unmöglich, sich von seiner Tochter, die er herzlich liebte, so plötzlich zu trennen, und er hielt sie fest und wollte sie nicht lassen. Da riß die Frau ihm dieselbe fort, schwang sich mit ihr in die Höhe und eilte durch die Lüfte davon. Der Bauer aber, der nun erst erkannte, daß er dem Teufel sein Kind verschrieben, fiel auf seine Knie und bat Gott mit inbrünstigem Gebete, dasselbe aus den Händen des Bösen zu erretten. Und seine Bitte ward erhört. Denn es kamen Engel vom Himmel, entrissen dem Teufel das Mägdlein und führten es in die Arme des Vaters zurück.

113. Die heilige Jutta.

Im Jahre 1260 verschied zu Culmsee die heilige Jutta, die Mutter des Hochmeisters Hanno von Sangerhausen, der sie, da er noch als Comthur auf Althausen saß, nach dem Tode ihres Gatten, des Freiherrn Carl von Sangerhausen, mit sich aus Thüringen gen Preußen geführt hatte. Dort wohnte sie mit vier Jungfrauen in dem Kloster zu

Culmsee, von dem Bischofe Heinrich mit dem nothdürftigsten Lebensunterhalte versorgt. Da sie des Lesens unkundig war, und es deshalb schmerzlich empfand, daß sie sich nicht an frommen Büchern zu erbauen vermöge, so kam ein Engel vom Himmel, der innerhalb einer einzigen Stunde sie so weit brachte, daß sie alles fertig lesen konnte. Von Gott erbat sie sich als eine Gnade: in dieser Welt verachtet und verhöhnt, in jener aber erhöht zu werden. Und diese Bitte ward ihr gewährt. Nicht nur in ihrem eigenen Kloster ward sie drei Jahre hindurch mit unglaublicher Schmach angethan, sondern es wurden ihr auch von den Kreuzesbrüdern die schmählichsten Verbrechen vorgerückt, so daß sie sich durch die Feuerprobe reinigen mußte, indem sie einen glühenden Dreifuß ohne allen Schaden trug. Einst, als sie mit frommer Beschauung beschäftigt war, kamen Engelein, die sie durch den Himmel trugen. Da die Fromme die Sorge für einen kranken Priester übernommen und deshalb allnächtlich ihr Kloster verlassen mußte, so erschien immer ein helles Licht, welches sie hin und zurück geleitete. Als sie das Herannahen ihres Todes fühlte, ließ sie sich in die Kirche bringen, wo ihre Seele, während Bischof Heinrich das Todtenamt hielt, unter dem Gesange der himmlischen Heerschaaren in den Himmel geführt ward. Noch nach ihrem Hingange ließ Gott auf ihre Fürbitte viel Wunder geschehen.

Luc. David Chron. Bd. IV. S. 88 fgg.
Leo Histor. Pruss. pag. 99 sq.

114. Heiligenlinde.

Die heilige Linde, welche nahe bei der Stadt Rastenburg steht, ist schon lange als Kapelle und Wallfahrtsort berühmt gewesen. Zur Zeit der Heiden stand daselbst eine übergroße Linde, unter welcher viele Götter verehret wur-

den. Besonders hatten unter derselben in der Erde kleine unterirdische Männlein, Barstukken geheißen, ihre Wohnung; dieselben erschienen den Kranken, sonderlich zur Nachtzeit bei hellem Mondenschein, und hegten und pflegten sie; auch trugen sie dem, welchem sie gut waren, Korn zu aus den Scheunen und Speichern anderer Leute, die sich undankbar gegen sie bewiesen hatten. Ihren Freunden waren diese Barstukken getreue Hausmännlein, und pflegten sie allerhand Arbeit für sie zu verrichten. Es wurde ihnen, um sie zu verehren, des Abends ein Tisch gesetzt, den bedeckte man mit einem sauberen Tischtuch, setzte darauf Brod, Käse, Butter und Bier, und bat sie zur Mahlzeit. War nun am anderen Morgen auf dem Tische nichts mehr gefunden, dann war dieses ein gutes Zeichen; war aber im Gegentheil die Speise über Nacht unberührt geblieben, so war das ein Zeichen, daß die Götter von dem Hause des Opfernden gewichen seien.

Späterhin ist Heiligenlinde ein christlicher Wallfahrtsort geworden und es wird dort die Mutter Gottes verehret. Dieses hat seinen Ursprung auf folgende Weise: Vor vielen hundert Jahren war zu Rastenburg ein Uebelthäter ins Gefängniß gesetzt, der den Tod verwirkt hatte. Am Tage vorher, da ihm sein Recht geschehen sollte, ist ihm im Gefängnisse die heilige Jungfrau Maria erschienen und hat ihn mit tröstlichen Worten angeredet, ihm auch ein Stück Holz und ein Messer gegeben, mit dem Befehle, auf dem Holze zu schnitzeln, was er wolle. Dieses hat er gethan. Wie nun der Morgen herankommt und der arme Sünder vor das Gericht gestellt wird, da zeigt er das Stücklein Holz vor, an dem er in der Nacht geschnitzelt. Und siehe, auf demselben zeigt sich ein wunderbar schönes und künstliches Marienbild, in dem Arme das Kindlein Jesus haltend. Als man dieses sahe und der Missethäter dabei er-

zählte, wie ihm die heilige Jungfrau erschienen, da erkannte man das Wunderwerk, so geschehen, und das Rastenburgische Gericht ließ den armen Sünder los. Darauf ging nun dieser, wie ihm gleichfalls die heilige Jungfrau befohlen, von Rastenburg gen Rößel, um das Bild auf die erste Linde zu setzen, die er auf seinem Wege antreffen würde. Er ist also gegangen 4 Tage in der Irre und hat eine Linde gesucht, bis er endlich unweit Rößel Eine gefunden; auf diese setzte er sein Bildchen, welches fortan große Wunderwerke gethan. Es blieb nämlich von Stund' an die Linde grün, so im Winter wie im Sommer. Es geschahe auch, daß bald darauf ein stockblinder Mann vorbeireisete; als dieser an die Linde kam, sahe er plötzlich ein hellglänzendes Licht; nach demselben faßte er mit den Händen; das Licht aber kam von dem Bilde, und sowie er das letztere berühret hatte, wurde er sehend. Darauf wurde das Bild von vielen Leuten verehret; selbst das Vieh, wenn es unter dem Baume hergetrieben wurde, hat vor ihm die Knie gebogen. Als solches die Rastenburger hörten, gingen sie in großer Procession an den Ort, nahmen das Bild von seinem Orte und brachten es in die Stadt. Allein in der Nacht war das Bild aus der Stadt verschwunden und hatte sich von selbst wieder zu der Linde begeben. Alsbald sind die Rastenburger mit einer größeren Procession nochmals hingegangen und haben das Bild geholt und in die Stadtkirche gesetzt. Aber am andern Morgen war es wiederum verschwunden und zu seinem alten Orte zurückgekehrt. Da hat man es nicht wiedergeholt, sondern an dem Platze eine Kapelle gebaut. Noch jetzt geschehen viele Wunder an der Heiligenlinde, und es ist merkwürdig, daß alle Bäume in derselben Gegend ihre Wipfel nach der Kapelle zu neigen, als wenn selbst die Pflanzen ihre Verehrung für den heiligen Platz zu erkennen geben wollten.

Acta Boruss. I. pag. 215.
Leo histor. Pruss. p. 10 seq.
Clagius de Linda mariana Lib. I. Cap. 15. pag. 84 seq.
Hartknoch Kirchenhistorie S. 190 fgg.

115. Die Eiche des heiligen Jodocus.

In der Nähe der Stadt Labiau stand hart am Wasser in früheren Zeiten eine Eiche, welche dem preußischen Heiligen Jodocus gewidmet war; sie war groß und inwendig hohl, jeder Schiffer, der an ihr vorbeisegelte, unterließ es nicht, einen Pfennig in ihre Höhlung zu werfen, denn der heilige Jodocus war der Beschützer der Gewässer, und wer ihm opferte, hatte kein Ungemach auf dem Wasser zu befürchten. Den Schatz wagte niemand anzurühren. Es hatte sich aber ein böser Mensch aus der Gegend die Sache gemerkt, und er nahm eines Tages den ganzen Schatz fort, welcher sich auf mehr als 40 Mark belief. Der Baum ist nachher verdorrt. Die Stelle, wo er gestanden, ist noch bekannt, und gottesfürchtige Schiffer, wenn sie vorbeikommen, werfen noch immer einen Pfennig hin.

Hartknoch Kirchenhistorie S. 191.

116. Das Bild der heiligen Barbara.

Zu Marienburg auf dem Schlosse befand sich ein Bild der heiligen Barbara, das man während des polnischen Krieges dorthin geflüchtet hatte. Es begab sich aber im Jahre 1415, daß eine große Dürre eintrat, so daß alles Getraide auf dem Felde verdorrete. Da ward angeordnet eine große Procession, um den Himmel um Regen anzuflehen, und es sollte das Bild der Heiligen hin gen Willenberg getragen werden. Als man aber mit demselben hinaustreten wollte, begann ein Regen, der jedoch wieder inne

hielt, so lange die Procession währete, wie denn sonst auch die schönen Chorhemden, mit denen die Geistlichen angethan waren, ganz verderbt sein würden. Sobald aber die Procession beendigt war, fiel der Regen in Strömen herab und es regnete den halben Tag und die ganze Nacht, dem Volke zum großen Troste. Und so oft es später anfing zu dürre zu werden, trug man wieder das Bild in Procession, und alsobald kam auch ein gedeihlicher Regen.

Johannes v. Riesenburg Jahrbücher S. 300.

117. Heinrich Knotte, der Teufelsbanner.

Zu der Zeit Dietrichs von Altenburg, des Hochmeisters, war zu Thorn ein Pfaffe Herr Heinrich Knotte, der sich rühmte, den Teufel austreiben zu können. Nun waren einstmals viel der Pfaffen zu dem Begräbniß eines Bürgers, Nicolaus Rosse, versammelt. Als diese tüchtig gezecht hatten, und der Wein sie übernahm, da begannen sie mancherlei schändliche lästerliche Reden zu führen, darob selbst den anwesenden Laien grauete. Während deß kommt plötzlich unter dem Tische ein gräulicher Hund hervorgekrochen, so daß jedermann sich heftig entsetzte. Da rief diesem Heinrich Knotte zu: „o Hund, du böser Geist im Hunde, ich gebiete dir, hebe dich hinweg!" Der Hund aber setzte sich ruhig nieder und sprach: Wenn du fromm wärest, sollte es mich nicht verdrießen, daß ich dir müßte gehorsam sein, aber dein Leben ist nicht geistlich. Wie unterfängst du dich denn doch so großer Gewalt? O bedenke, es wird Gott bald verdrießen, und ich mit den Meinen werden dann gelten. Der Pfaffe sprach hierauf: „Es geschehe wie recht ist, du aber verschwinde!" Und der Hund verschwand alsbald. Aber den Pfaffen verließen auch sofort die Sinne, so daß er todt zu Boden stürzte. Da dies männiglich für eine Strafe Gottes hielt, so weigerte man

ihm ehrliches Begräbniß; ein junger Priester jedoch, der sein Kumpan gewesen, übernahm es, ihn zu beerdigen. Aber der Teufel kam in Gestalt des Todten und erwürgte jenen vor allem Volke. Einige berichten auch: daß der Teufel in Gestalt eines Hundes schon vor jenem Vorfalle häufig der Begleiter Heinrich Knotte's gewesen.

Simon Grunau's Chron. Tract. XII. C. 6. (MS.)
Sebast. Mocleri Chronic. (MS.)

118. Das fromme Gespenst.

Während der Pest im Jahre 1343 zeigte sich in einem Kloster Preußens ein Gespenst, das überall umherging und von allen gesehen ward, auch sich allen freundlich bewies, jedoch mit keinem sprach. Wenn es sah, daß ein Mönch in der Kirche fehle, so holte es ihn flugs herbei; die aber, welche es berührt hatte, siechten alsbald, so daß sie ihre Säumigkeit mit ihrer Gesundheit büßten. Einige Brüder des deutschen Ordens hatten von diesem Schemen vernommen, und kamen aus Neugierde, um ihn zu sehen, herbei, standen auch nicht an ihn zu beschwören und verschiedene Fragen an ihn zu thun. Anfangs winkte ihnen der Geist, daß sie davon gehen möchten, da sie aber nicht folgten, sondern ungestümer mit Beschwörungen auf ihn losgingen, so drückte er sie so, daß sie zeitlebens die bisherige Gesundheit nicht wiedererlangen mochten. Endlich machte der Prior des Klosters der Sache ein Ende. Denn indem er das Gespenst eines Tages beschwor, sprach er: „der Herr Jesus sei dir und uns durch die Fürbitte der Jungfrau Maria ein gnädiger Richter!" worauf der Geist: Amen! antwortete. „Bei dem Namen des Gekreuzigten," fuhr hierauf der Prior fort, „fordere ich dich auf zu sagen, weshalb du so sichtbar unter den Lebendigen umhergehst." Gott will nicht, antwortete der Geist, daß dies enthüllt

werde. Der Prior fragte: „Aber weshalb zürnt dir Gott, da du doch bekehrt scheinst, und wir für das Heil deiner Seele Messe gelesen haben.“ Eure Gebete, sagte der Geist hierauf, nützen mir nicht, denn da ich solche andern schuldig bin, so wendet Gott den Vortheil, den sie mir sonst gewähren möchten, von mir ab, und jenen zu. Wenn ihr mir helfen wollt, so thut es dadurch, daß ihr stets Gott vor Augen habt. Das Trübsal ist vor der Thür. Die Mönche gelobten dies und versprachen jeder drei Messen für ihn zu lesen. Nachdem das Gespenst hierfür seinen Dank abgestattet, verschwand es und ward nicht mehr gesehen.

Leo histor. Pruss. pag. 149 sq.

119. Die heilige Dorothea.

Unter den heiligen Wunderthätern Preußens steht oben an die heilige Dorothea, die, nachdem sie viele fromme Werke verrichtet und viele Wallfahrten gethan, den letzten Theil ihres Lebens eingeschlossen in einer, an die Domkirche zu Marienwerder stoßenden Zelle zubrachte. Vor allem hatte ihr Gott die Gabe verliehn, zukünftige Dinge vorher zu sehen, wie sie denn auch den Fall des deutschen Ordens vorher verkündet hat. Als sie ihr letztes Stündlein nahen fühlte, ließ sie ihren Beichtiger, den Domherrn Johannes von Marienwerder, herbeirufen, daß er ihr die letzte Oelung gewähre, und als er zögerte, fügte sie hinzu, daß er ihr nicht ferner diesen frommen Dienst leisten werde. Und wie sie vorher verkündet hatte, geschah es; denn um die nächste Mitternacht umgab sie plötzlich ein himmlischer Glanz und es war ein lieblicher Gesang zu vernehmen, der zwei Stunden währte, und während dessen sie von Engeln zu Gott geführt ward. Zugleich fingen die Glocken, ohne daß irgend eine menschliche Hand sie bewegte, an zu tönen,

und ihr Geläute dauerte eben so lange wie jener himmlische Gesang. Viele Wunder geschahen auch noch nachher an ihrem Grabmale, das in dem kleinen Chor der Domkirche befindlich war, so daß zu demselben die Schaaren frommer Pilger von weit und breit her gewallfahrtet kamen.

Leo histor. Pruss. p. 253 sq.

120. Das Bernsteinrecht.

In der frühesten Zeit war es jedem frei gewesen, den von der See auf den Strand geworfenen Bernstein aufzusammeln; als aber die Brüder des Ordens das Land in Besitz nahmen, erkannten sie, wie großen Nutzen sie daraus ziehen möchten, wenn sie sich solchen vorbehielten, und Br. Anselmus von Losenberg, der Vogt auf Samland, ließ ein Gebot ergehen, daß jeder, welcher unbefugt Bernstein sammle, mit der Strafe des Stranges belegt werden solle. Die Preußen aber, von denen viele ihren Unterhalt hieraus gezogen, insonderheit die Fischer, denen der Bernstein oft beim Fischen zu Hand kam, kehrten sich nicht daran. Da ließ der Vogt jeden, der beim Sammeln ergriffen ward, ohne weiteres Urtheil und Recht an dem nächsten Baume aufknüpfen, so daß viele jämmerlich ums Leben kamen. Für diese That hat aber Anselmus keine Ruhe im Grabe gehabt. Noch mehrere Jahrhunderte hernach hat man zu Zeiten seinen Geist am Strande umherwandeln gesehen, ausrufend: O um Gott, Bernstein frei! Bernstein!

Im Jahre 1523 ereignete es sich, daß einige Strandbauern, denen der Hochmeister Albrecht das Salz, was sie sonst bekommen, vorenthielt, aus Noth etliche Stücke Bernstein auffammelten und an Bürger in Fischhausen verkauften; die Sache wurde aber ruchbar und die Thäter wur-

den hart gestraft. Seit der Zeit nahm die Menge des Bernsteins so ab, daß man kaum den tausendsten Theil soviel erhielt wie früher. Wohl sah man ihn noch in großer Menge am Ufer schwimmen, wenn man aber mit den Gezeugen hinankam, so war er entschwunden. Da meinten die Brüder: Gott habe ihnen die köstliche Gabe nicht ferner gegönnt.

Simon Grunau's Chron. Tract. I. C. 5. (MS.)

121. Strafe der Gotteslästerung.

Als die Bürger der Altstadt Königsberg im dreizehnjährigen Kriege sich wider den Orden erhoben und die dortige Burg eingenommen hatten, raubte Einer von ihnen aus der Burgkapelle von dem Haupte der gebenedeiten Jungfrau eine Krone, die mit köstlichen Steinen besetzt war. Die Ehegattin des Simon Weimann kaufte solche für ihre Tochter, schmückte diese dann mit kostbaren Gewändern, setzte ihr die Krone auf das Haupt und sprach zum Volke: „Die Maria, die nun ein altes Weib geworden ist, mögt ihr nur verbrennen; von jetzt ab wird meine Tochter eure Maria sein, denn sie ist weit schöner wie jene." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Tochter, von einer tödtlichen Krankheit plötzlich ergriffen, zu Boden sank und binnen ein und zwanzig Stunden ihr Leben aushauchte. Das Volk, durch dies Wunder erschreckt, stand von der ferneren Beraubung der Kapelle ab.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVII. Cap. 1 (MS.)

122. Die Luftreise.

Unter dem Regimente des neunundzwanzigsten Hochmeisters Heinrich Reuß von Plauen befand sich in einem Städtlein Preußens ein Schulmeister, welcher der schwar-

zen Kunst kundig war. Durch diese hatte er bewirkt, daß ihm des Bürgermeisters Tochter, für die er entbrannt war, allnächtlich von seinen Geistern gebracht wurde, so daß er mit ihr der Liebe pflegen mochte. Eine Zeitlang schwieg die Jungfrau aus Scham, endlich aber entdeckte sie die Sache ihrem Vater, doch konnte sie nicht sagen an welchen Ort sie gebracht würde, außer daß er ihr nicht fern von der Kirche zu sein scheine. Die Eltern ließen hierauf die Tochter Nachts zwischen sich liegen, dennoch wurde sie entführt, befand sich am Morgen aber wieder an der Stelle, wo sie sich Abends hingelegt. Da hieß der Vater die Tochter ein Knäul nehmen und dies bei ihrer Heimführung an dem Orte, wo sie die Nacht zugebracht, zurücklassen, das Ende des Fadens aber in der Hand behalten. Und also geschah es; da fand denn der Vater, als er früh morgens um die Kirche herumging, das Zeichen. Als nun die Tochter in der nächsten Nacht wieder davon geführet war, ging er mit der Scharwache in das Schulhaus, und da fanden sie beide schlafend; die Tochter ließ er, im Hemde, wie sie war, in sein Haus führen, den Schulmeister aber einkerkern. Als nun dieser durch den Flammentod seinen Frevel büßen sollte, da bat er die Jungfrau, daß sie ihm verzeihe, die Eltern aber, daß sie ihm jene zur Ehe geben und ihn von dem Scheiterhaufen befreien möchten. Die Jungfrau vergab ihm zwar sein Vergehen, der Vater wollte ihm aber die Strafe nicht erlassen. Als nun der Schwarzkünstler sah, daß er diesen durch Bitten nicht zu beugen vermöge, da forderte er von der Jungfrau irgend ein Pfand der Vergebung, und als ihm diese, die gerade nichts anders zur Hand hatte, aus ihrem Täschlein einen seidenen Faden gereicht, warf er solchen in die Luft und schwang sich, indem er die Jungfrau umfaßte, geheime Worte murmelnd, an

dieſem mit ihr auf und verſchwand vor den Augen der Anweſenden in der Luft.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVIII. C. 1.

123. Der heilige Andreas.

Als in dem Kriege, den Biſchof Nicolaus von Thungen gegen die Polen führte, die letzteren die Stadt Braunsberg belagerten, erſchien der Schutzpatron des Ermelandes, der heilige Andreas, in der Luft, und führte die Bürger in einem Ausfalle, in welchem Viele von den Polen erſchlagen wurden, von den Braunsbergern aber auch nicht Einer verletzt ward, ſelbſt an. Dieſe Strafe erlitten jene dafür, daß ſie ſo viele Heiligthümer im Ermelande verletzt und entweiht hatten.

Leo Histor. Pruss. p. 329.

124. Strafe der Teufelsbeſchwörer.

Unter dem Hochmeiſter Hans von Tieffen gaben ſich in Königsberg ihrer Zwölf zuſammen, um dem Teufel ihre Armuth zu klagen und ihn aufzufordern, ſie reich zu machen. Sie hießen alleſammt Johannes, denn ſolchen, die dieſen Namen führen, mag, wie die Rede geht, der Teufel nichts anhaben. So gingen ſie hinaus auf den Glappenberg, der jetzt der Rollberg heißt, und nachdem ſie ſich in einen Kreis geſtellt, beſchworen ſie mit mancherlei Formeln den Teufel herbei, daß er ihnen dreizehn Schillinge bringen ſolle, um mit deren Hülfe verborgene Schätze aufzufinden. Der Leibhaftige erſchien ihnen denn auch wirklich in mancherlei Weiſe, drei Stunden hindurch, ſtets in fremden Sprachen mit ihnen redend; endlich ſind vier von den Geſellen hingeſtürzt, daß ſie ſofort ihren Geiſt aufgegeben haben, vier andre raſend geworden, die vier letzten

aber ergriff ein Entsetzen, daß sie fortrannten, und sie hatten nicht eher Rast, als bis sie eine Wallfahrt nach St. Jacob gelobt.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XVIII. Cap. 13. (MS.)

125. Die Schnabelschuhe.

Zu derselbigen Zeit war große Hoffahrt im Lande Preußen, sonderlich mit den Schnabelschuhen, die eines Fingers, selbst einer Spanne, von Manchen sogar einer halben Elle lang getragen wurden. Damals war des Hauptmanns Sohn zu Marienburg vom Teufel besessen. Als man den Teufel ausbannte, auf dem Thor vor der Jungfrau Marien Bild, sagte derselbe: Er wolle gern ausfahren, so man ihm nur vergönnen wollte, in die Schnäbel der Schuhe hineinzufahren. Da kamen sie gar ab, denn forthin wollte niemand mehr spitze Schuhe tragen.

Simon Grunau's Chron. Tract. XVIII. C. 13. (MS.)

126. Der gute Engel.

Ein preußischer Edelmann, der von einem Zuge nach Deutschland in die Heimath zurückkehrte, traf in einer Herberge zu Elbing gute Gesellen, mit denen er eine fröhliche Zeche hielt. Als er sich nun darauf zu Bette gelegt, kommen zu ihm zwei böse Geister mit Kerzen, Kannen und Gläsern in den Händen, und fordern ihn auf, mit ihnen zu zechen. Der Edelmann weigert sich dessen; da spricht nach langem Hin- und Herreden der Satan zu ihm: Ich hatte geglaubt, daß ich dich mit mir hinweg würde führen können, aber du hast da einen guten Engel, der dich bewahrt; worauf die bösen Geister wieder entschwanden.

Lucas David's Chronik Bd. V. S. 101.

127. Die erhängten Gäste.

Es war zur Zeit des Hochmeisters Friedrich von Meissen ein sehr behender Dieb, der Einem ein Pferd stehlen konnte, wie vorsichtig er auch war. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein schönes Pferd, das hatte er dem Fischmeister zu Angerburg verkauft, aber noch nicht gewähret. Da wettete der Dieb, er wollte solches auch stehlen und danach aufhören. Aber der Pfarrer, dem dies zu Ohren kam, ließ es so verwahren, daß jener nicht dazu kommen konnte.

Als der Pfarrer jedoch nach einigen Tagen auf dem Pferde in die Stadt reitet, kam der Dieb auf zwei Krücken in Bettlers Kleidung, und bettelte in der Herberge, wo jener eingekehrt war, und als er merkte, daß der Pfarrer sich zum Weiterritt rüste, eilte er vorauf in das Feld, warf seine Krücken auf einen Baum am Wege und legte sich selbst darunter. Wie der Pfarrer nun ankommt und ihn auffordert, nach Hause zu gehn, da die Nacht eintrete und die Wölfe ihn zerreißen könnten, klagt der Dieb: daß ihm böse Buben die Krücken auf den Baum geworfen und er ohne diese nicht heimzuziehn vermöge. Der Pfarrer will sich sein erbarmen, springt vom Pferde, zieht sein Reitwams aus und steigt auf den Baum, um die Krücken herabzunehmen. Indeß wirft sich der Dieb aufs Pferd und jagt auf selbigem mit sammt dem Reitrock des Pfarrers davon. Die Sache kommt aber vor den Pfleger von Leuenburg, der den Dieb greifen und an den Galgen hängen läßt.

Aber noch nach dessen Tode erzählte man sich viel von seiner Listigkeit und Behendigkeit. Einstmals ritten mehrere Edelleute, die von einem Gelage kamen, bei dem Galgen vorbei, und wie sie gerade von den feinen Stücken des

Diebes schwatzten, rief Einer von ihnen, ein unmaßen wüster Mensch: O du behender und kluger Dieb, du mußt ja viel wissen; komm auf nächsten Donnerstag mit deinen Gesellen zu mir zu Gast und lehre mich auch Listigkeit. Deß lachten die Andern, und noch mancherlei hiervon redend, ritten sie fürder des Weges.

Des Donnerstags aber früh neun Uhr, als der Edelmann, der des Abends vorher sich brav bezecht hatte, noch im Bette lag, kommen die Diebe, so viele dort am Galgen hingen, in dessen Hof mit ihren Ketten, gehen zur Hausfrau, grüßen sie und sagen: wie sie der Junker zu Gast gebeten; sie möge ihn aufwecken. Diese entsetzt sich, geht zu ihrem Manne und erzählt ihm, was für Gäste gekommen wären, worauf der Junker, obwohl heftig erschrokken, aufsteht, sie willkommen und sich setzen heißt, und Essen auftragen läßt, so viel er in der Eile vermag. Unterdeß sagt der Edelmann zu dem gerichteten Pferdedieb: Lieber, es ist deiner Behendigkeit viel gelacht, aber zwar jetzt ist mir nicht lächerlich, doch verwundert mich, wie du so behend bist gewesen, da du doch ein grober Geselle scheinst. Derselbe antwortete: „Der Satan, wenn er sieht, daß ein Mensch Gottes Wort verläßt, kann ihn leichtlich behende machen, sintemal die Wahrheit gesagt hat: wie die Kinder der Welt witziger sind in ihren Geschäften, denn die Kinder des Lichts.“ Als nun die Mahlzeit beendet war, standen die Gäste auf, dankten dem Junker und sprachen zu ihm beim Abschiede: „So bitten wir euch auch aus dem heimlichen Gerichte Gottes an das Holz, da wir um unserer Missethat willen von der Welt getödtet worden, und da sollt ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach; und dieß soll sein heut über vier Wochen.“ Der Edelmann erschrak sehr, getröstete sich aber doch noch damit, daß er Niemandem etwas genommen, und daß jener Tag

auf Allerheiligen fiel, an welchem man nicht zu richten pflegte. Doch blieb er zu Hause, lud stets Gäste zu sich, um, falls etwas geschehen sollte, Zeugen zu haben: er wäre nicht ausgekommen.

Nun war damals viel Räuberei im Lande, sonderlich von den Reutern Gregor Materenens, des Danzigers, von denen Einer den Hauscomthur Br. Eberharden von Empten erstochen hatte. Deshalb hatte der Comthur den Befehl erhalten, so man Einen von diesen ergriffe, ihn ohne alle Audienz zu richten; der Mörder ward auch ausgekundschaftet und der Comthur setzte ihm mit den Seinen nach. Es war gerade Allerheiligen gekommen, und der Edelmann, der da dachte, daß er nun frei sei und sich gegen den Abend auf das lange Einsitzen etwas erlustigen wollte, ritt in das Feld. Indeß ward sein des Comthurs Volk gewahr, und da es diesen däuchte, es sei des Möeders Pferd und Kleid, ritten sie flugs auf ihn zu und wollten ihn fangen. Der Junker stellt sich zur Wehre, ersticht einen jungen Edelmann, des Comthurs Freund, worüber er ergriffen und gen Leuenburg geführet, auch ohne auf sein Ausreden zu achten, zu seinen Gästen an den Galgen gebracht wird.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XIX. C. 6.

128. Baltin Supplit.

In dem Jahre 1520, als der Herr Albrecht der Aeltere, Markgraf zu Brandenburg und der Zeit Hochmeister des deutschen Ordens, mit dem Polen-Könige Sigismund in offenem Kriege lebte, und von diesem in große Enge getrieben war, ließen sich auch plötzlich die Schiffe der Polen auf der See und im Haff sehen, und drohten einen Einfall in Samland. Dort lebte damals an dem Strande ein Freibauer, Namens Baltin Supplit, sehr angesehen un-

ter allen seinen Landsleuten, denn er stammte ab von den alten Priestern des Landes und war auch im Stillen der oberste Weideler oder Priester. Dieser sagte, daß er wohl Rath wisse, den Feind von dem Lande abzuhalten, wenn er nur die Erlaubniß der Obrigkeit hätte. Das wurde dem Markgrafen überbracht, welcher in der großen Noth des Landes zu Allem seine Einwilligung gab. Als dies der Waltin hörte, versammelte er die Bauern aus allen benachbarten Dörfern, dann nahm er einen ganz schwarzen Stier und zwei Tonnen Bier, und begaben sich Alle damit an den Strand. Als man dort ankam, hat er den Stier geschlachtet und abgestreift, und dann zerhauen; das Eingeweide aber nahm er heraus und verbrannte es sammt den Knochen, und das Fleisch wurde in einem großen Kessel gekocht. Dies Alles begleitete er durch seltsame Geberden mit Händen und Füßen, und dabei sprach er viele Gebete zu den alten Göttern des Landes. Darauf wurde das Fleisch und das Bier verzehrt, bis nichts mehr davon übrig war, wobei wiederum viele seltsame Gebete gesprochen wurden.

Einige Tage darauf ließen sich wieder die Schiffe der Polen sehen; sie versuchten zu landen, aber es gelang ihnen nicht; weder mit großen noch mit kleinen Schiffen, noch mit den Boten, obgleich es das beste Wetter war und kein Feind sich ihnen entgegenstellte. Das konnten nun der Markgraf und seine Krieger nicht begreifen. Als aber nach Beendigung des Krieges Mehrere, so in den Schiffen gewesen, nach Samland gekommen, haben sie den Grund angegeben, wie sie nämlich durch seltsame Verblendungen abgehalten worden. Bald war ihnen der Strand wie ein grausamer und entsetzlicher Abgrund vorgekommen, bald wie hohe und unersteigliche Sandberge. So ist es ihnen

überall ergangen, bis sie zuletzt unverrichteter Sache wieder umgekehret.

Allein seit dieser Zeit ist den Bauern der Gegend das Unglück wiederfahren, daß sie keine Fische mehr in der See haben fangen können, so viel Mühe sie sich deshalb auch gegeben. Das hat sieben Jahre gedauert, und es ist dadurch große Noth in der Gegend entstanden. Da hat endlich Valtin Supplit bekannt, daß dieser Unfall aus seinem eigenen großen Versehen geschehen, da er bei der Opferung des Stieres Alles zurückgewiesen, was sich dem Ufer nähere, und mit großer Unbedachtsamkeit die Fische auszunehmen vergessen habe. Um ihnen nun wieder zu helfen, hat er darauf eine Sau kaufen und wohl mästen, auch zwei Tonnen Bier anschaffen lassen; damit ist er unter Begleitung der Bauern an den Strand gegangen. Alsdann hat er die fette Sau mit vielerlei sonderbaren Gebehrden geschlachtet, sie rein gemacht, und die abgeschnittenen Zitzen in die See geworfen, das andere aber in einen Kessel gethan und zum Trunk wohl gesalzen. Als dies nun gekocht gewesen, haben Alle davon gegessen, auch das Bier getrunken, bis nichts mehr davon übrig geblieben. Darauf sind die Fische wieder gekommen in größeren Haufen denn je.

Der Pfarrer zu Pobethen hat zwar die Sache angezeigt, und Supplit und die Bauern haben Strafe zahlen müssen; allein dies haben sie gern gethan, da sie wieder Fische hatten.

Luc. David Bd. I. S. 118 und 123.
Vergl. Henneberger S. 351.

129. Die entheiligte Christnacht.

Im Jahre 1517 begab sich in der heiligen Christnacht zu Danzig bei den weißen Mönchen ein junger Mönch, Namens Gregorius, mit einem Hunde in die Kirche hinter

den Hochaltar, um den Zehnten, welchen er in Empfang genommen, nachzuzählen. Als er noch hiermit beschäftigt war, kam der Teufel und schleppte ihn, ohne Ansehn des heiligen Gewandes, womit er bekleidet war, unter dem Altare hervor und verbrannte ihm den Arm, mit welchem er das Geld gezählet. So ward Gregorius am folgenden Morgen von den Mönchen, als sie zur Frühmette kamen, gefunden. Der Arm verbreitete einen so unerträglichen Geruch, daß er gänzlich abgenommen werden mußte. Der Hund aber lag todt an des Mönches Seite.

Danziger Chronik Albert Kattenhövers. (MS.)

130. Das Nachtmahl in Thorn.

Am 25sten März 1557, am Tage Mariä Verkündigung, ward in der St. Marienkirche in Thorn zum ersten Male das Nachtmahl des Herren in beiderlei Gestalt ausgetheilt. Dabei ereignete es sich durch eine wunderbare Fügung des Himmels, daß ein Mensch, welcher dreißig Jahre hindurch von Wahnsinn befangen gewesen, vollkommen wieder zu Verstand kam, so daß er sich nachher noch viele Jahre seiner Vernunft recht bedienen konnte.

Zernekа Thornsche Chronik S. 135.

131. Strafe des Kirchenraubes.

Als bei der Kirchenwandelung in Danzig die dortigen Kirchen meist ihres Schmuckes beraubt wurden, hatte auch Jemand einen mit Gold und Seide durchwirkten Altarvorhang entwendet und ihn zum Lailach gebraucht. Aber nicht nur starb er selbst gleich nach dieser That, sondern auch neun andere, die sich nach einander dieser Bettdecke bedienten, wurden ebenfalls von einem jähen Tode weggerafft. Der elfte endlich glaubte die Ursache hiervon in der

Altardecke zu finden, und brachte solche in die Kirche zurück, worauf denn auch kein Unglücksfall sich ferner in dem Hause ereignete.

Leo hist. Pruss. pag. 436.

132. Der Ritt auf dem Teufel.

In dem Lager, das unter Herzog Albrecht dem ältern vor dem Haberberge bei Königsberg im Jahre 1537 von den Söldnern aufgeschlagen war, befand sich ein Landsknecht, den ein Weib aus Erfurt um ihrer Tochter willen, die seine Liebste war, durch den Teufel in Gestalt eines Bockes oftmals holen lassen und nach etlichen Stunden wieder in das Lager geschickt hat. Wenn der Bock den Landsknecht hat abholen wollen, hat selbiger ein groß Geschrei gemacht. Es haben ihn auch die andern Knechte nicht halten können, denn ehe sie es gewahr geworden, ist ein Wind gekommen und hat ihn hinweggeführt. Wenn der Landsknecht wieder zurück gewesen, hat er sich so matt und müde gefühlt, daß er nichts hat sagen können, denn daß er sich zu Erfurt befunden und man ihn mit süßem Weine dort gestärkt habe.

Hennebergers Erklärung S. 220.

133. Das Schmerlenfließ.

Herzog Albrecht der ältere hatte einmal in einem geringen Fließlein unfern Königsberg, so jedermann frei und gemein war, fischen lassen, wobei man so viel Schmerlen gefangen, daß sich männiglich verwundert hatte. Weil nun dieser Fisch für einen großen Leckerbissen galt, so ward, damit solcher immer für die fürstliche Tafel hinreichend da wäre, das Fließlein verboten. Aber sofort vergingen auch die Fische, daß, wenn man hernach Schmerlen für den Her-

zog hat fangen wollen, zwei einen ganzen Tag haben fischen können, und doch kaum für eine Person genug gehabt; und was man fing, waren obenein meistens Stechbüttel.

Aehnlich sind auch an andern Orten die Fische plötzlich vergangen; so haben, als über die Befischung eines Baches einmal Streit entstanden und daraus ein Todtschlag erfolgt, in dem Theile, um den der Hader sich erhoben, nachher niemals wieder Fische gefangen werden können, während ober- und unterhalb deren genug waren. An einem andern Orte vergingen alle Krebse, weil der Herr die Unterthanen anhielt, alle Krebse an ihn und für ein Geringes zu verkaufen.

Henneberger Erklärung S. 344.

134. Stasy die Weidlerin.

Im Jahre 1569 ward zu Königsberg ein Weib, Stasy genannt, wegen Weidelei (Zauberei) gefänglich eingezogen. Außer vielen andern bösen Stücken hat selbige auch mit dem Teufel zugehalten. Dieser hat sie denn auch, als ein feiner, schlanker Geselle, in schönen Gewänden, mit geschlitzten Hosen und Wams bekleidet, noch oft im Gefängnisse besucht und ist von ihr Junker Jacob genannt worden. Die Frucht dieses Umganges war ein gräßlicher Wechselbalg, so die Stasy, nachdem sie schon lange Zeit im Verließ gewesen, geboren und bei dem alle Glieder verkehrt waren. Daß selbiges ein Kind des Teufels gewesen, hat die Stasy selbst bekannt. Gefragt, wie dieser sich gegen sie benommen, sagte sie, eben so wie ihr früherer Ehemann, nur daß dieser warm, jener aber eiskalt gewesen. Die Zauberin ward am 5. Mai 1570 verbrannt, ohne daß ihr Buhle sie vom Tode gerettet hätte.

Henneberger Erklärung S. 188.

135. Der Irrlehrer Oſiander.

In der Altſtädtſchen Pfarrkirche zu Königsberg befindet ſich auf der Erde, unweit des Altars, der Grabſtein des Doctors der Theologie Andreas Oſiander, welcher zu Königsberg am 17. October 1552 verſtorben iſt. Derſelbe war in ſeinem Leben ein großer Irrlehrer geweſen, und hatte in vielerlei Streit gelebt mit den Gottesgelahrten ſeiner Zeit. Deroſhalben, obgleich er bei großer Verſammlung des Volks und unter Begleitung des Markgrafen Albrecht und deſſen ganzen Hofſtaats begraben wurde, hörte man doch einige Tage nach ſeinem Begräbniſſe, der Teufel habe ihm den Hals umgedrehet und ſeinen Körper ganz zerriſſen. Daher der Herzog durch ſolch Gerücht bewogen ward, den Körper durch das Altſtädtiſche Gericht beſichtigen zu laſſen, um die Plauderer Lügen zu ſtrafen. Aber als der Sarg geöffnet wurde, fand man die Leiche Oſianders nicht darin, dagegen den Leichnam eines anderen Menſchen, welcher im Leben Nickel Balthaſar geheißen; darüber entſetzten ſich Alle; aber den Stein deckte man wieder über die Gruft.

136. Das Erdbeben in Thorn.

Am 9ten Januar des Jahres 1572 nahm die Weichſel bei Thorn plötzlich eine blutige Farbe an, die ſie auch drei Tage beibehielt. Um neun Uhr des Abends aber entſtand ein furchtbares Erdbeben und es erhob ſich eine Windsbraut, wie ſie nie vorher erlebt worden. Damit war ein ſo heftiger Wolkenbruch verbunden, daß die Regenfluthen einen großen Theil der Stadt niederwarfen, neunzehn Joch von der Weichſelbrücke fortriſſen, und an dreihundert Menſchen im Waſſer ertranken. Aber auch die andern beiden Elemente ſchienen in Aufruhr gerathen zu ſein, denn es

hagelte zehnpfündige Steine, die viele Leute tödteten, und ein Feuerstrahl kam vom Himmel und brannte das Kornhaus nieder.

Sebast. Münster Cosmograph. Bd. I. S. 1290.

137. Die Lösung aus der Haft.

Im Jahre 1576 ward zu Waldau bei Königsberg ein junger Knecht wegen Diebstahls eingezogen; nach wenigen Tagen war er aber, wie dies mit ihm schon öfters geschehen, ohne daß irgend eine Verletzung des Schlosses oder der Thüre wahrzunehmen war, aus dem Gefängniß entschwunden. Als er jedoch in Folge neuer Diebereien wieder ergriffen worden, bekannte er: daß ihn seine Mutter schon in seiner Jugend gelehrt, wie er mit gewissen Zauberworten den Satan zu sich rufen und diesem befehlen könne, zu ihr zu gehn und ihr kund zu thun: daß, und wo er im Gefängnisse sei; wo sie denn kommen würde und ihn entledigen. Solches sei denn auch oft geschehen; seine Mutter sei in der Gestalt eines Raben erschienen, habe vernehmliche Worte mit ihm geredet und ihn aus dem Verließe geführt. Auch gestand er, daß seine Mutter ihm ein Kraut gegeben, vor dem, wenn er sie damit berühret, verschlossene Schlösser aufgesprungen; dies habe er aber, trotz der Warnung, es gut zu bewahren, als er einst mit einer Magd der Liebe gepflegt, verloren.

Henneberger Erklärung S. 468.

138. Der blutschwitzende Topf.

In der Stadt Seeburg und zwar in der Vorstadt gen Guttstadt, wohnte ein Haffner, Namens Michal Risch. Dieser hatte sich am Vorabend des Festes St. Lorenz des Märtyrers im Jahre 1577 Rettig mit Milchrahm zur

Speise bereitet, und, da ihn seine Ehefrau ermahnte, die Fasten zu halten, antwortete er ihr: der heilige Lorenz, der nicht arbeitet, mag fasten. Aber kaum hatte er solche gottlose Worte gesprochen, als die hellen Blutstropfen aus dem Gefäße herausquollen, während die weiße Farbe der Milch drinnen ungetrübt blieb. Obwohl der Topf mit einem Tüchlein ganz rein abgewischt ward, so drangen doch immer neue Tropfen hervor, und dies hielt mehrere Tage an, wie sich davon alle Bürger der Stadt Seeburg überzeugt haben, von denen viele zur Zeit des Guttstädter Domdechanten Löwe, der dieses Wunder in einem langen Gedichte berichtet hat, noch am Leben waren.

Leo histor. Prass. p. 469.

139. Der Bauer aus Plibischken.

Anno 1577 um Mariä Empfängniß ist zu Plibischken, eine Meile Weges von Taplaken, ein Bauer aus dem Kruge, in welchem er schrecklich und gräulich auf seinen Pfarrherrn geschimpft, nach Hause gegangen. Als er aber vor seine Wohnung gekommen, hat ihn der Teufel mit gräßlichem Geschrei hinweggeführt, und als man ihn nach einigen Tagen im Gestrüppe gefunden, ist sein Leib so zerrissen gewesen, daß man ihn nur an den Kleidern, die hin und wieder an den Sträuchern zerzaust gehangen, hat wieder erkennen können.

Henneberger Erklärung S. 349.

140. Der Schatz bei Elbing.

Im Jahre 1579 hatte sich zu Elbing ein Schwarzkünstler, Namens Kilian Schmid, in den Eichwald begeben, und allda den Teufel heraufbeschworen, daß er ihm einen Schatz verschaffe. Der Teufel erschien auch, zuerst in der Gestalt eines großen gräulichen Bären, setzte sich

dann auf einen Baum und krähte wie ein Hahn, und sang zuletzt mit menschlicher Stimme, schüttete auch vom Baum aus den Schatz auf den Schwarzkünstler hinab. Als die Geldstücke denselben aber berührten, verwandelten sie sich in lauter Schwären, die seinen Leib über und über bedeckten, so daß er krank von der Stelle gebracht werden mußte und erst nach langer Zeit allmälig genas.

Henneberger Erklärung S. 127.

141. Der verschüttete Milchtopf.

Im Dorfe Georgenau, unfern von Friedland, ist vor Zeiten ein frommer Bauer, Martin Lemke genannt, der auch ein Kirchenvater und guten Vermögens, gewesen; der hat's einmal versehen und sich voll getrunken und trunkener Weise einen Topf mit Milch, doch nicht mit Willen, verschüttet; das hatte ihm der Teufel so hoch aufgemutzet, und so eine grausame Sünde daraus gemacht, denn er hätte Gottes theure Gabe, deren er nicht würdig gewesen, schändlich zunichte gemacht, darum er verloren müßte sein, daß man auch genugsam an ihm zu trösten gehabt hatte. Darum man sich vor Sünden hüten soll. Denn kann Meister Hämmerlein eine so gar geringe Sünde, welche doch nicht muthwillig noch vorsätzlich geschehen, sondern nur eines Versehens gewesen ist, so gräulich machen, was sollte er es denen schenken, so muthwillig und vorsätzlich in Sünden fortfahren.

Henneberger Erklärung S. 168.

142. Die gestörten Schatzgräber.

Zu Dromitten im Waldauschen Gebiete hatten sich einst vor etwa drittehalbhundert Jahren einige Gesellen zusammengethan, um in der Osternacht einen Schatz, welcher

in dem Garten eines Nachbars lag, zu heben. Als sie nun schon bis zum Schatze hinabgegraben hatten, erblickten sie plötzlich am Zaun die Gestalt des Gartenbesitzers mit einem Feuerrohre auf der Schulter, gleich als wenn er nach ihnen schießen wollte. Darüber erschrecken sie heftig, fürchtend, er werde sie kennen und bei der Obrigkeit angeben, ergreifen die Flucht und laufen in das Haus Eines, der mit von der Gesellschaft war. Der, welcher durch den Zaun gesehen, war aber der Teufel selbst, welcher nur die Gestalt des Nachbars angenommen. Er folgte ihnen denn auch in das Haus nach und nahm dort eine schreckliche Hantierung vor, indem er sie immer von einer Bank auf die andere warf und grausam zurichtete. So ging's die ganze Nacht hindurch bis zum ersten Hahnengeschrei, wo er plötzlich verschwand.

Henneberger Erklärung S. 468.

143. Des Teufels Buhlin.

Im Jahre 1587 war im Städtlein Domnau eine Gärtnerin. Selbige stand eines Tages sehr früh auf, zog sich an und ging, nachdem sie ihrem Manne Lebewohl gewünscht, von dannen. Dem Manne fiel dies auf; deshalb erhob er sich auch bald vom Lager, nachzusehen, wo seine Frau geblieben sei; aber alle Mühe, diese aufzufinden, blieb fruchtlos. Da ging der Mann zuletzt gen Rößel zu einer Wahrsagerin, daß sie ihm verkünde, wo sein Weib geblieben sei. Diese fragte ihn: ob er nicht wisse, wie es um seine Frau gestanden, wie sie sich verhalten, daß sie mit dem Teufel Buhlschaft getrieben, und wie dieser sie am Weihnachtsabend um den Ring und das Rathhaus geführt habe; jetzt möge er nur nach Hause gehen, sein Weib sei schon da. Und also war es; denn sie war in dem Unter-

teiche nicht weit vom Lande auf den Knieen sitzend, ertrunken gefunden.

Henneberger Erklärung S. 111.

144. Der ungerathne Sohn.

Im Städtlein Passenheim war unter Herzog Albrecht dem Jüngeren ein ungerathner Bube, der gar oft seine leiblichen Eltern, obwohl sie viel Gutes an ihm gethan, gröblich gemißhandelt. Endlich aber bekommt selbiger eine so scheußliche Krankheit, daß er bei lebendigem Leibe verm oderte, und niemand, auch sein eigen Weib nicht, bei ihm aushalten konnte und man ihn in eine abgesondert gelegene Brachstube hat bringen müssen. Wie er denn dort schon fast todt gelegen, sind unter ihm unzählige Schlangen gewachsen, die um und über ihn hergekrochen. Unter diesen ist eine ungeheuer große Schlange gewesen, die ihm die rechte Hand, mit der er Vater und Mutter zu schlagen gepflegt, zerbiß und zerstach, welches viele Leute, die ihn besucht, gesehen, er auch selbst anderen erzählt, und dabei gesprochen, daß ihn deshalb Gott so schrecklich strafe, weil er seine Eltern geschlagen und mit seinem Muthwillen und Ungehorsam betrübt. Nachdem er also jämmerlich unter den Schlangen verstorben, sind diese alsbald verschwunden und hernach nie wieder gesehen worden.

Henneberger Erklärung S. 345.

145. Der Versucher.

Im Jahre 1587 hatte ein Schneidergesell, Casper Freudenreich, auf dem Roßgarten zu Königsberg mit zwei Schuhknechten am Samstage in seiner Meisterin Hause des Abends gezecht. Als er nach zehn Uhr vor die Thür gegangen, kommt der Teufel zu ihm in Gestalt eines Pfer-

des oder Bockes, und sagt dem Schneider, er müsse nun mit ihm, worauf dieser geantwortet, wie Gott will! Darauf läßt der Teufel den Gesellen aufsitzen und führet ihn zuerst auf den Löbenichtschen Glockenthurm zur Fahne, dann auf den Domthurm im Kneiphof, von dort auf den Haberbergischen Kirchhof, wo er ihn unter einer Linde niedersetzt, ein Gespräch mit ihm hält, und ihm eine neue Münze und ein vergoldetes Buch zeigt, wobei er ihm anbietet, ihm dies zu schenken, das Geld aber ihm mit Scheffeln zuzumessen und ihn zum reichen Manne zu machen, wenn er sich ihm ergeben wollte. Dem Casper war es anfangs so, als wenn ihm der Mund verbunden wäre, und er nicht sprechen könne, bis er ein Kräutlein unter der Linde ausgerauft und daran gerochen, wo er denn dem Teufel, der auf dem Kirchhofe die Gestalt eines schwarzen Mannes mit großen brennenden Augen wie breite Eßlöffel gehabt, geantwortet: Weiche von mir, du böser Geist, du hast keinen Theil an mir. Als nun dieser sah, daß er den Gesellen zu seinem Willen nicht bereden könne, hat er ihn zum vierten Male über die Stadt Königsberg geführt, und hinterm Kreuzesthor, da wo jetzt der Roßgärtensche Markt ist, nicht weit von der Meisterin Hause hart niedergesetzt. Als darauf Casper sich aufrafft und nach Hause will, kommt ein weißer Mann zu ihm, geleitet ihn eine Strecke und sagt ihm dann beim Abschiede: er solle die Magd im Hause vermahnen, daß sie der Frau das Biergeld nicht also abzwacke; sonst werde es ihr schlecht gehen. Der Gesell ist aber hernach so matt und kraftlos gewesen, daß er umgesunken und etliche Tage krank gelegen.

Henneberger Erklärung S. 194.

M. Laurent. Cursor in einer besonderen Druckschrift über diese Geschichte.

146. Das Gelag des Teufels.

Im Jahre 1595 befand sich in Königsberg bei dem Schuster Franz Cyrus ein Lehrjunge, Martin Ferber aus Saalfeld, etwa von neunzehn oder zwanzig Jahren. Zu dem kommt in seines Meisters Haus am 13ten März der leibhaftige Satan, zwei große brennende Augen im Kopfe, und ruft dem Jungen zu: Schläfst du? worauf dieser geantwortet: Nein! Meister seid ihr's? worauf der Teufel gesagt: ja ich bin's. Vor seiner Stimme, die wie aus einem hohlen Topfe geredet, hat sich der Junge so erschrokken, daß er den Kopf unter die Bettdecke gesteckt und gesagt: Berathe Herr Jesu, du Sohn Davids.

Nach einer halben Viertelstunde hat der Teufel sich wieder merken lassen, dem Jungen die Bettdecke vom Kopfe gerissen und ihn gefragt: ob er ihm angehören wolle, und als der Junge, dem vor Entsetzen schier die Sprache vergangen, hierauf nichts geantwortet, weiter gesagt: daß er sich folgenden Tages vor der Stadt einfinden solle, wo er bei ihm sein würde. Er sollte aber hiervon Niemandem etwas vertrauen.

Dieser hat aber dennoch am folgenden Tage, was sich zugetragen, seinem Meister erzählt, worauf selbiger gegangen, um einen Prediger zu holen. Als nun der Junge aber nachgeht und bei der Kneiphöfschen Badstube auf das Bollwerk kommt, tritt ihm der Teufel in Hosen und Wams, aber mit Hahnenfüßen entgegen, ruft ihm zu: Kömmst du? faßt den Jungen, der nichts antworten können, und führt ihn über den Pregel nach dem Kneiphöfschen Aschhof in einen auf der rechten Seite den Wiesen gegenüber liegenden Garten und dann ein Thürmchen hinauf, wo sie in einem runden Gemache einen Haufen Teufel, alle mit Ho-

-sen und Wams von Sammt bekleidet und mit goldenen Ketten angethan, um einen runden Tisch sitzend finden. Auf diesem lag eine schwarze Decke, darauf eine aufgehäufte Schüssel mit Braten gestanden, und umher viele lange Gläser. Die, welche da saßen, ließen es sich mit Essen und Trinken wohl sein. Ein Sackpfeifer war auch da, welcher ihnen aufspielte. Der Lehrjunge mußte sich zu seinem Führer setzen und mit essen und trinken. Wenn er sein Glas nicht hat austrinken wollen, hat jener es ihm eingezwungen. Die, welche dort waren, haben auch viel mit einander geredet, es hat aber wie durch hohle Töpfe geklungen. Endlich ist das schwarze Tischtuch verschwunden und statt dessen hat auf dem Tische ein Haufen Goldstücke gelegen, worauf der Führer den Jungen aufgefordert, davon zu nehmen, wenn er sein wollte sein, der aber geantwortet: „er wolle nicht." Als nun die übrigen von dem Golde genommen und sich ans Würfelspiel gemacht und weidlich mit den Bechern geklappert, da sucht Martin sich davon zu machen. Der Führer folgte ihm aber nach, sprechend: wo willst du hin? du kannst doch nicht hinaus kommen; worauf jener geantwortet: „Gott hat mir hineingeholfen, der wird mir wieder heraushelfen." Darauf ist der Satan ergrimmt und hat ihn die hohe Wendeltreppe kopfings hinabgestürzt.

Als Martin nach dem schweren Falle wieder etwas zu sich gekommen und gerufen: „Jesu, du Sohn Davids, errette und erlöse mich aus des Teufels Gewalt!" da tritt ein schöner blondgelockter Jüngling in weißem Gewande zu ihm und fragt ihn: was er da mache, wer ihn dorthin beschieden und wie er hineingekommen, worauf der Junge geantwortet: „das weiß ich nicht, unser Herr Gott weiß es am besten." Der Jüngling sprach hierauf: du sollst nicht mehr hineinkommen, da du gewesen bist; führte ihn über

die Planken und Gräben auf einen Düngerhaufen, wo er ihm das Koller, das nicht sonderlich groß gewesen, abgelöset und dabei gesagt: Ich nehme es nicht deiner Hoffahrt willen, sondern Andern zum Spiegel, welche die Koller drei- und viermal größer tragen und große Todsünde damit begehen, zeigte ihm dann den Thurm vom grünen Thore und hieß ihn sich danach richten, wo er sich denn wohl nach Hause finden würde, und befahl ihm noch zuletzt, Andre zu vermahnen: die großen Koller, die wälschen Bäuche und Hosen und die französischen Mützen abzulegen, sonst sie der allmächtige Gott schwer strafen würde, auch den Herren anzuzeigen, daß sie daneben den wucherlichen Handel abschaffen und sich denen von Danzig nicht gleichstellen sollten, die auch ihrer Strafe zu seiner Zeit nicht entgehen würden.

Als nun Martin beim Nachhausegehen zwischen die Speicher gekommen, tritt der vorige Teufel in der früheren Gestalt wieder zu ihm, fragt ihn: wo er hin wolle, und als jener geantwortet: „Nach Hause" sagt er ihm: du kannst nicht nach Hause, du hast mit mir gegessen und getrunken, du mußt bei mir bleiben; doch willst du mein sein, so will ich dir wieder nach Hause helfen. Als aber der Junge geantwortet: „Unser Herr Gott hat mir aus dem Garten geholfen, der wird mir auch zu Hause helfen", da ist der Teufel verschwunden. Als Martin nun endlich nach Hause gekommen, hat er um seinen Arm eine schwarze Binde gehabt, von der er nicht gewußt, wie er dazu gekommen, die demnächst verbrannt worden ist. Der Junge ist sechs Tage lang verwirrt gewesen und hat drei Tage krank gelegen; die Glieder sind ihm wie zerschmettert gewesen; essen hat er fast gar nicht können.

Danach hat er nach Empfang des heiligen Nachtmahls vierzehn Tage ziemliche Ruhe gehabt. Am 3ten

April aber erschien ihm der Teufel von neuem, und wollte ihn wieder mit sich fortnehmen, ist aber, als Martin ihn angeredet: „Bist du Jesus Christus, Gottes Sohn, so will ich mit!“ — wiederum verschwunden. Von da ab ist der Gesell, obwohl er noch lange große Beängstigungen empfunden, unangefochten geblieben.

M. Laurentius Cursor in einer besonderen Druckschrift über diese Geschichte.

Henneberger Erklärung S. 251 fgg.

147. Der Kirchendieb.

In dem Dorfe Mahnsfeld bei Königsberg war vor Zeiten ein Kirchenvater, der bei seinem Leben der Kirche an Gold, Silberwerk und anderem viel entwendet hatte, und der zur Strafe dafür nach seinem Tode als Gespenst umherwandeln mußte. Auch sein Weib, das um den Diebstahl gewußt, hat, als sie gestorben war, und zum Kirchhofe geführt ward, mit vernehmlicher Stimme gerufen: wo soll ich nun bleiben? Das entwendete Gut aber ist überall, wo es hingekommen, in lichte Flammen aufgegangen, so Haus und Hof verzehrt, außer an einem einzigen Orte, wo nur wenig davon gewesen. Das Kirchensilber selbst ist jedoch weder geschmolzen, noch sonst vom Feuer beschädigt worden.

Henneberger Erklärung S. 265.

148. Die Schmoditten'schen Mägdlein.

Vor mehr denn zweihundert Jahren hatte einst in dem Dorfe Schmoditten bei Pr. Eylau ein Bauer Sonnabends wilde Birnen schütteln lassen. Da die Nacht aber eingebrochen, bevor er alle hatte auflesen können, so schickte er am andern Morgen ein Mägdlein heraus, um die noch übrigen zu sammeln. Das kam jedoch nicht heim und

fruchtlos blieb auch alle Mühe, es aufzufinden; erst nach mehreren Tagen fand man es unter einem Busche sitzend. Da erzählte es, wie es an einem Orte gewesen, wo sich viel stattliche Leute befunden, die mit Hahnenfedern geschmückt gewesen, und die gegessen, getrunken und allerlei Kurzweil getrieben hätten. Ihr Trank aber sei pechschwarz gewesen, und aus den Gefäßen, darin Speise und Trank, wären beständig Flammen herausgeschlagen. Obwohl nun das Mägdlein zu verschiedenen Zeiten ernsthaft zur Wahrheit ermahnt ward, ist es doch stets in seinen Aussagen sich gleich geblieben.

Nicht lange darauf verschwand auch aus einem benachbarten Hofe plötzlich ein anderes Mägdlein. Als dasselbe nach einiger Zeit sich wiederfand, erzählte es gleichfalls wunderbare Dinge, wie es fortgeführet und wiedergebracht wäre, erklärte auch: daß dies geschehen sei, damit die Leute sich bessern möchten, und gab nebenbei mancherlei Wahrzeichen für die Richtigkeit seiner Erzählung.

Hennteberger Erklärung S. 435.

149. Strafe des Fluchens.

Im Jahre 1622 am elften Juni entliefen dem Dienstjungen des Schulzen aus Klattendorf die zwei Pferde, welche er zu hüten hatte. Da er sich eine Zeitlang vergeblich gemüht, sie wieder zu greifen, so fing er entsetzlich an zu fluchen; aber in demselben Augenblicke fuhr ein Blitzstrahl vom Himmel, der ihn nebst den zwei Pferden erschlug. Sobald dies geschehen, ist der Himmel sofort wieder klar geworden, so daß sich deutlich gezeigt: wie der Blitzstrahl nur herabgesendet worden, um die Ruchlosigkeit des Knaben zu bestrafen.

Hartwich Beschreibung der Werder S. 529.

150. Die Mönchgespenster.

Im Jahre 1640, im Monate August, demselben, in welchem der große Churfürst die Herrschaft überkam, hat man in mehreren Churfürstlichen Aemtern Gespenster in Gestalt schwarzer und weißer Mönche, und zwar am hellen Tage gesehen. Sie erschienen in Haufen zu zweihundert Mann und scharmützelten mit einander. Die, welche sie beiderseits anführten, waren um zwei Köpfe größer als die übrigen. Zwei Jahre darauf ist im Anfange des Monats Juni um Mitternacht ein Gespenst in Gestalt eines Jesuiten in Königsberg erschienen. Selbiges ist den ganzen Steindamm hinaufgegangen, hat etliche Male überlaut: Wehe, Wehe! geschrieen, aus einem Topfe Asche umhergestreut und an ein Haus Blut angesprengt, welches letztere noch lange Zeit, wie sich männiglich davon überzeugt, zu sehen gewesen ist.

Theatr. Europaeum ad ann. 1640. p. 161 sqq.; ad ann. 1642. p. 120.

151. Die fromme Magd in Königsberg.

Im Jahre 1633 am 24sten September Nachmittags zwischen drei und vier Uhr trug sich zu Königsberg in Preußen die folgende wunderbare Begebenheit zu. Es wohnte allda bei dem wohlweisen und ehrenfesten Herrn Michael Jering, Gerichtsverwandten, eine Dienerin, Namens Barbe, von Gut aus dem Schestischen gebürtig. Dieselbe Magd war fromm und gottesfürchtig. Als sie nun zu der gedachten Zeit und Stunde auf die Schlafkammer gegangen, das Bette zu machen, ist ihr daselbst plötzlich ein Grauen angekommen, und wie sie sich umgesehen, hat sie einen Jüngling erblicket, in weißen Kleidern und anzusehen

wie ein Engel Gottes. Der hat zu ihr geredet, sie solle sich nicht fürchten, sondern mit ihm gehen an den Ort, da man betet und singet. Sie hat sich zwar entschuldigt, daß sie nichts um, auch keine Schuhe hätte, er aber hat sie umfasset und hinweggeführet zum Fenster hinaus, durch die eisernen Traillen, auf einen Wagen, davor vier weiße Pferde gespannt gewesen. Auf diesen hat er sie gesetzet, und sie ist nun, ohne daß sie unterwegs hat sehen oder hören können, weil alles nur ein Augenblick gewesen, gefahren zu Gott dem Herrn, welcher da gesessen in weißen Kleidern mit einem weißen Haupt und Bart. Um ihn haben gestanden viele Engel und auch andere fromme Christen, die haben vor sich auf den Tischen Bücher liegen gehabt und daraus gesungen. Die Magd hat sich sehr gefürchtet, aber Gott der Herr hat durch den Engel, welcher sie geführet, ihr sagen lassen, sie solle guter Dinge sein, wäre sie doch sein Kind und glaubte an Jesum Christum; sie solle auch wieder in die Welt gebracht werden, weil ihre Herrschaft sich um sie bekümmere. Derselben Herrschaft solle sie anmelden, daß sie von allen Kanzeln in Königsberg verkündigen lasse, daß die Leute von der Hoffahrt abstehen, insonderheit von den Krummflechten und den großen Drathkollern und den hohen abstötigen Schuhen mit den großen Brillen darauf; wo nicht, so werde er sie hart und schrecklich strafen; darauf hat derselbige Engel am 26sten September um 3 Uhr gegen Morgen, also nach 36 Stunden, sie zu demselben Fenster hinein durch die eisernen Traillen zurückgebracht, nachdem die Herrschaft sie viel, aber vergeblich überall gesucht gehabt.

Str. Stimer wahrhaftiger Bericht von der Magd im Löbenicht u. s. w. Königsberg 1633. 4to.

Acta Borussica I. 601.

Hartknoch preuß. Kirchenhist. S. 584.

132. Rettung der Stadt Thorn.

Am 16ten Februar des Jahres 1629 wollte der schwedische Obrist Hermann Wrangel die Stadt Thorn in der Eil überrumpeln, und solches wäre ihm auch geglücket ohne den folgenden merkwürdigen Vorfall: An demselbigen Tage sollte nämlich vor der Stadt Thorn ein Dieb gehangen werden, welchem viel Volks aus der Stadt gefolget; als nun der Henker den Dieb an dem Galgen in die Höhe gezogen, da siehet dieser um sich, und wird von weitem des Feindes gewahr, fängt also an zu rufen, daß er den Feind sehe. Da fängt alles Volk an zu laufen und mit ihm auch der Henker und der Dieb, den jener von der Leiter fallen lassen. Und wie sie eben in der Stadt waren, da kam auch der Feind hinter ihnen her; aber er fand sie schnell vorbereitet und gerüstet, und hat müssen unverrichteter Sachen abziehen. Dem Diebe haben sie das Leben geschenket.

Zernecke Thornsche Chronik S. 277.

133. Der Thornsche Poltergeist.

Im Jahre 1655, Donnerstags vor Quadragesimä, hat sich in dem Hause eines Kaufmanns in Thorn, Hans Goldner, der am neustädtischen Ringe wohnte, ein seltsames Poltern erhoben. Es begann mit einem heftigen Lärm und Werfen, bald wurden aber selbst am hellen Mittage die Speisen vom Tisch, die Gläser und Schüsseln von den Schränken geschleudert und zerbrochen, die Fenster mit Steinen zerschmettert und allerlei anderer Unfug angerichtet. Endlich ward sogar dem dreizehnjährigen Sohne des Besitzers mancherlei Schmerz zugefügt. Der Poltergeist erschien ihm bald in der Gestalt eines Bockes oder Rehs, bald eines Vogels oder andern Thieres, warf ihn zur Erde

nieder und that ihm anderes Unbill an. Nachdem der Geist so drei Monate hindurch gewirthschaftet, gelang es endlich durch fleißiges Fürbitten in der Kirche und inbrünstiges Gebet der Hausbesitzer, die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen. Man hatte die Hausmagd in Verdacht, dies Poltern veranlaßt zu haben, indem sie mit einem Windelbande allerlei Gaukelei vorgehabt haben sollte. Sie ward auch gefänglich eingezogen, aber da man sie, obwohl von dieser Zeit an der Lärm ganz aufgehört, nicht überführen konnte, und sie auch selbst in der Tortur nicht bekennen wollte, so mußte sie wieder auf freien Fuß gestellt werden.

Zerneke Thornsche Chron. S. 335.

154. Das Blutwunder zu Rudau.

In der Kirche des Dorfes Rudau in Samland befindet sich ein Kelch, der wegen des folgenden Wunders gar hoch in Ehren gehalten wird. Als am Sonntage Reminiscere des Jahres 1615 der Pfarrer in der Kirche das Abendmahl ausgetheilet, und bereits fünf Personen von dem Weine in dem Kelche getrunken, ist der Sechste zum Altar getreten, ein Knabe von funfzehn Jahren, der zum ersten Male zum Tische des Herrn gegangen.

So wie dieser aber den Kelch an den Mund gesetzt, ist aus dem gesegneten Wein, ehe er davon genossen, an der Seite, da der Knabe hat trinken wollen, von unten eine Ader dunkelrothes Blut hervorgequellen, welches sich in den halben Kelch verzogen. Dieses hat gedauert ungefähr ein Vater unser lang, und ist darauf der Wein wieder ganz klar und hell geworden. Der Pfarrer, der solches mit Schrecken gesehen, hat zum Wahrzeichen ein Tüchlein, womit er nach dem Abendmahl den Kelch auszuwischen pflegte, in den Wein getaucht, und es ist blutroth geworden und geblieben. Dasselbe wird ebenfalls zu

Rudau annoch aufbewahret. Daß der Knabe ein großer Sünder gewesen, hat man nicht erfahren, und keines Menschen Sinn hat es bisher ergründen können, was der allmächtige Gott mit diesem Wunder hat anzeigen wollen.

Gad. A. Pauli, de prodigio, quod in transfig. calce Enchar. in pago Borussiae Rudau accidit, Gryph. 1717, Jenae 1720. 4. Erl. Preuß. I. S. 520.

155. Der alte Dessauer in Litthauen.

Der König Friedrich Wilhelm hatte einmal seinen General, den alten Fürsten von Dessau, nach Litthauen geschickt, um dort große Leute für die Garde zu suchen. Bei dieser Gelegenheit hatte der alte Dessauer das Land kennen gelernt, und als nun einige Zeit darauf der König einstmals sagte, er habe doch viele Provinzen in seinem Lande, mit denen er nichts anfangen könne, dazu gehöre unter andern Litthauen, da meinte der alte Dessauer, das hieße doch wohl dem Lande Unrecht gethan, und er beschrieb nun dem Könige, was es in Litthauen Schönes und Gutes gebe. Dadurch wurde der König aufmerksam auf das Land und er that für dasselbe viel Gutes. Zur Dankbarkeit aber schenkte er dem Fürsten die Herrschaft Norkitten in Litthauen. Der alte Dessauer war bekanntlich ein guter Wirth, und er machte auch in seiner neuen Herrschaft allerlei neue vortheilhafte Einrichtungen. Unter andern ließ er in dem Dorfe Bubeinen eine neue Mühle bauen. Als diese bald fertig war, kam eines Tages ein Litthauischer Müllergeselle herbei, welcher bat, an der Mühle arbeiten zu dürfen. Das wurde ihm aber abgeschlagen, weil der Fürst bloß Dessauer arbeiten ließ, und glaubte, daß die Litthauer nichts könnten. Darüber wurde der Gesell sehr entrüstet, und er schwor, daß man ihn noch zurückholen werde. Der Müllergesell war ein großer Zau-

derer, und er brachte es nun zu Wege, daß an der Arbeit gar nichts mehr voran gehen wollte, und die Mühle nicht fertig werden konnte, mochte der Mühlenmeister auch schimpfen so viel er wollte, und mochten die Arbeiter auch schwitzen von des Morgens früh bis Abends spät. Da sah der Meister endlich ein, wem er dies zu verdanken habe, und er rief den Litthauischen Gesellen zurück, und es wurde dann die Mühle ohne besondere Beschwerde bald fertig, daß es die schönste Mühle im Lande war. Wie nun aber der Gesell seine Bezahlung forderte, da wies ihn der Fürst schnöde ab, und der Gesell bekam nun nichts, denn der Fürst war selbst ein Zauberer, dem daher in seinem Schlosse der Gesell nichts anhaben konnte. Daß der alte Dessauer ein Zauberer war, ist ganz gewiß, denn es konnte ihm keine Kugel etwas anhaben; auch ist es bekannt, daß er einmal, als er tief im Sommer von Memel nach Königsberg reisete, mit seinem Wagen und sechs Pferden davor mitten über das Haff reisete und das Wasser so fest hielt, als wenn es im strengsten Winter wäre. Der Gesell war aber doch ein größerer Zauberer als der Fürst. Als dieser nun einige Zeit darauf nach Königsberg reisen mußte, da reisete ihm der Gesell dahin nach, der wohl wußte, daß er dem alten Herrn überall, nur nicht in dessen Schlosse, Meister war.

Als er in Königsberg ankam, und vor dem Königlichen Schlosse vorbeiging, lag der Fürst gerade im Fenster, und rauchte aus einer großen Pfeife Taback. Der Gesell stellte sich vor ihn und forderte seinen Lohn für den Bau der Mühle. Der alte Dessauer aber lachte ihn aus. Da zauberte der Gesell ihm auf einmal ein Elendsgeweih an den Kopf, das mit jedem Augenblick größer und größer wurde. Anfangs merkte der Fürst nichts davon, als aber die Leute auf der Straße verwundert stehen blieben und

ihn ansahen, da faßte er sich an den Kopf und fühlte nun das große Geweih. Er wurde darüber sehr erschrocken, und wollte in die Stube zurückgehen, aber das Geweih war zu groß, und er konnte den Kopf nicht aus dem Fenster ziehen. Da lachte nun der Litthauische Gesell, bis der Fürst durch einen Offizier ihm das Geld auszahlen ließ, so viel der Gesell forderte, worauf denn das Geweih von seinem Kopfe verschwand. Seitdem hat der alte Dessauer sich mit keinem Litthauer mehr in Zauberkünste eingelassen.

156. Die Braut des Fingerlings.

Bei dem ehemaligen Städtchen Leuenburg, das zwar jetzt nur ein Dorf ist, dessen Bewohner sich aber zur Erinnerung an die Vorzeit noch jetzt Bürger nennen, liegt das Schloß Prassen, der Stammsitz des sonst freiherrlich, jetzt gräflich Eulenburgschen Geschlechts. Hier haben vordem die Fingerlinge, Barstucken oder Erdmännlein ihren Wohnsitz gehabt. Einst erschien vor dem Freiherrn von Eulenburg eine Gesandtschaft derselben und warb für ihren König um seine Tochter, ein Mägdlein von überaus großer Schönheit, im Falle der Gewährung verheißend: daß, so lange sie ungestört dort hausen würden, das Geschlecht der Eulenburgs auf jede Weise reich gesegnet werden solle. Zum Zeichen dessen überreichten die Abgesandten einen Fingerreif mit der Anmahnung, solchen wohl zu bewahren, da, sobald er verloren gehe, das Glück vom Hause scheiden werde. Als nun der Freiherr in den Antrag willigte, baten die Abgesandten weiter, daß die Braut an dem anberaumten Vermählungstage in ein von ihnen bezeichnetes Zimmer geführt werde, wo ihr Herrscher dieselbe dann in Empfang nehmen wolle; doch forderten sie auch, daß niemand ihr Thun belausche, weil sie sonst das Schloß ver-

lassen müßten. An dem festgesetzten Tage wurde nun die Jungfrau in jenes Zimmer geführt; am folgenden Morgen war sie verschwunden und nie ist wieder etwas von ihr gesehen. Die Fingerlinge sind aber noch oft nachher erschienen, und haben sich dasselbe Gemach, das deshalb auch nie anders benutzt ward, zu ihren Lustbarkeiten erbeten.

Einst, als einer der Besitzer des Schlosses an der Tafel saß, rief diesem eine feine Stimme, die hinter dem Ofen vorzukommen schien, zu, er solle nach dem gedachten Zimmer gehn und dort hineinrufen: Höre Rothöhrchen, Gehlöhrchen ist todt! Als er dies verrichtet, antwortete ihm dort eine andere unsichtbare Stimme: So, ist he todt?

Jener Ring wird noch in dem Familienarchive aufbewahrt; die Fingerlinge aber sollen, weil sie einst bei einem Festmahle belauscht worden, fortgezogen sein.

157. Der Spuk im Schlosse zu Schlodien.

Das Schloß zu Schlodien, Stammsitz eines Hauptzweiges der Grafen zu Dohna, in dem schönen Oberlande belegen, behauptet unter den Landsitzen Ostpreußens eine der ersten Stellen. In seinem Innern aber soll es umgehn. Es hat dort nämlich einst Eine aus jenem Geschlechte gewohnt, welche von solcher Habsucht besessen war, daß sie noch auf dem Todtenbette ihren Gatten wegen des Testamentes beunruhigte. Zur Strafe dafür hat sie selbst keine Ruhe im Grabe. In dem Zimmer, wo der Gatte starb, und wo sich noch jetzt das große Doppelbette befindet, dessen sich die Ehegatten bedient haben, zeigt sie sich insbesondere nächtlich, und wenn man sie auch nicht sieht, so hört man doch das Rauschen ihrer schwerseidenen Gewänder. Wenn die Gräfin aber umgegangen ist, so folgt bald darauf stets ein Todesfall in der Familie.

158. Das Licht in der Kirche zu Jaeskendorf.

Jaeskendorf, im Oberlande, ausgezeichnet schön an einem meist von waldbedeckten Höhen umgebenen See gelegen, ist jetzt der Sitz eines Zweiges der gräflichen Familie von Finkenstein. Wenn in der letzteren ein Todesfall bevorsteht, so wird dies immer dadurch vorher verkündigt, daß sich auf dem Altare der dortigen Kirche eine Kerze von selbst anzündet. So sah der Pfarrer noch vor wenigen Jahren, als er an einem Wintermorgen vor Tagesanbruch aufstand, von seiner der Kirche gegenüber liegenden Wohnung aus, daß diese erleuchtet sei. Da er einen Einbruch vermuthete, so schickte er sogleich den Küster hinüber. Letzterer fand jedoch Niemanden in der Kirche, wohl aber ein Licht auf dem Altare brennen, was um so wunderbarer schien, als die Thür verschlossen und Tags zuvor kein Gottesdienst gewesen war. Bald darauf kam die Nachricht, daß die Schwester des Besitzers in Königsberg verstorben sei.

159. Der Schloßvoigt bei Tilsit.

In der Nähe der Stadt Tilsit, hart am Ufer der Memel, erhebt sich ein runder Berg, der Schloßberg genannt. Auf demselben hat vor alten Zeiten ein Schloß gestanden, von dessen Entstehung, Bestimmung und Untergange man jedoch keine Kunde mehr hat. Es muß aber sehr fest und groß gewesen sein; denn es liegt auf dem höchsten Punkte der Gegend, und noch sieht man deutlich die Spuren des großen Grabens und der doppelten Wälle, die es umgeben haben. Ganz oben auf dem runden Berge, und gerade in dessen Mitte, sieht man ein breites, dunkles Loch, dessen Tiefe unergründlich sein muß, denn auch mit

dem längsten Seile kann man den Boden nicht erreichen, und niemals hört man etwas zum Grunde kommen, was man hineinwirft. Der Sage nach soll das Schloß einmal plötzlich versunken, und das Loch der Schornstein des versunkenen Schlosses sein; und tief unten in dem Berg, in dem Gemäuer des Schlosses, sollen unermeßliche Schätze verborgen liegen. Ein Castellan bewacht sie, ein altes Männchen mit schneeweißen Haaren. Unter welchen Bedingungen die Schätze zu heben sind, ist noch keinem Menschen kund geworden, obgleich der Castellan schon einige Male gesehen ist. Das letzte Mal hat man ihn vor noch nicht langen Jahren gesehen. Mehrere Hirtenknaben aus dem Tilsiter Kämmereidorfe Preußen hüteten auf dem Schloßberge das Vieh. Sie standen an dem tiefen Abgrunde in der Mitte des Berges, sahen in die dunkle, bodenlose Tiefe hinab, und erzählten sich von den Schätzen, die da unten liegen. Da fiel es ihnen ein, sie müßten etwas davon haben, und sie holten nun ein langes Seil herbei, daran banden sie den jüngsten unter ihnen, so sehr der Knabe, welcher große Furcht hatte, sich auch wehrte und schrie, und ließen ihn die Tiefe hinunter. Das Seil war so lang, wie der Thurm auf der Deutschen Kirche in Tilsit und noch länger, wohl noch einmal so lang, aber es hing noch immer straff und schwer, und das war ein Zeichen, daß der Knabe noch nicht auf dem Grunde war, obgleich sie schon lange sein Schreien nicht mehr hören konnten. Auf einmal wurde es leicht und krümmete sich. Jetzt war er auf dem Grunde; die anderen Knaben riefen hinunter, aber sie bekamen keine Antwort; sie legten das Ohr an den Rand des Abgrundes; aber sie hörten nichts, da unten war Alles still. Sie warteten lange, endlich zogen sie das Seil wieder in die Höhe, allein es war und blieb leicht, und als das Ende oben wieder ankam, war

es leer. Da wurde ihnen entsetzlich angst und sie liefen davon, und als sie am andern Morgen das Vieh wieder austrieben, da wagten sie nicht zum Schloßberge zu gehen. Aber wie sie noch die Straße entlang trieben und zweifelhaft waren, wohin sie sich wenden sollten, da kam in vollen Sprüngen der Knabe ihnen entgegen, den sie todt glaubten. Alle seine Taschen, seine Mütze, seine Hände waren voll Gold, und er erzählte ihnen voller Freude, wie er an dem Stricke, mit dem sie ihn in den Abgrund des Berges hinuntergelassen, tief unten in eine große Küche gekommen sei, wo ein heller Schein gewesen von allem dem goldenen und silbernen Küchengeschirr, welches dort beisammen gelegen. Auf einmal sei ein altes, graues Männlein zu ihm gekommen, das habe ihn freundlich angeredet, er solle keine Furcht haben, ihn von dem Stricke losgebunden, und ihn nun durch eine Menge Gemächer geführt, von denen eins schöner gewesen als das andere, und die alle voll Gold gelegen. Und wie er nun müde geworden, da habe das Männlein ihn zu einem Bette geführt, auf dem er die Nacht geschlafen. Am andern Morgen aber, als er aufgewacht, habe das Männlein wieder vor ihm gestanden und ihm die Taschen und die Mütze und die Hände voll Gold gesteckt, so viel er habe tragen können, und dabei gesagt: das verehrt Dir der Schloßvogt; dann habe das Männlein von der Seite ein enges Thor geöffnet, und ihn durch dasselbe gehen geheißen, und wie er hinaus getreten, sei er im Thal gewesen; das Thor und der Schloßvoigt aber waren verschwunden.

Als das die Andern hörten, und als sie dabei den Reichthum ihres Gefährten sahen, da gedachten sie auch dergleichen zu erwerben, und sie priesen den alten Schloßvoigt und eilten alle zu dem Berg, und es wollte Jeder an dem Seile früher hinunter gelassen werden, als der

Andere. Zuletzt warfen sie das Loos, und wen es trifft, der bindet sich selbst das Seil um den Leib und die Andern lassen ihn hinunter. Das Seil bleibt lange straff und schwer. Endlich wird es leicht und schlaff. Sie ziehen es in die Höhe, es ist leer. Sie gehen vergnügt nach Hause, und denken, der Hinabgelassene werde am andern Morgen wieder kommen. Allein er kam nicht, und sie sahen und hörten nie wieder etwas von ihm. Da hat auch keiner mehr den Muth gehabt, in die Tiefe hinunter zu steigen.

160. Der Opferstein vom Rombinus.

Schräge der Stadt Ragnit gegenüber an der andern Seite der Memel erhebt sich hart an dem Ufer des Stroms ein ziemlicher Berg, mit vielen Spitzen und Löchern und bewachsen mit Fichten. Der Berg heißt der Rombinus. Hier war vor Zeiten der heiligste Ort, den die alten Litthauer hatten, denn dort war der große Opferstein, auf welchem ganz Litthauen dem Ersten seiner Götter, dem Perkunos, opferte; von dort aus wurde Heil und Segen über das ganze Land verbreitet. Der Opferstein stand auf der Spitze des Berges. Der Gott Perkunos hatte ihn selbst sich dort hingelegt. Unter dem Stein war eine goldene Schüssel und eine silberne Egge vergraben; denn Perkunos war der Gott der Fruchtbarkeit; darum begaben auch bis in die späteste Zeit die Litthauer sich zum Rombinus und opferten dort, besonders junge Eheleute, um Fruchtbarkeit im Hause und auf dem Felde zu gewinnen. Es war eine alte Sage, daß das Glück nicht von dem Lande weichen werde, so lange der Stein noch stehe und der Berg unter demselben; der Berg aber werde zu Grunde gehen, wenn einmal der Stein von ihm genommen würde. Da begab es sich nun im Jahre 1811, daß in

dem Dörfstein Barten, welches nordöstlich am Fuße des Rombinus liegt, ein Müller Namens Schwarz zwei neue Windmühlen anlegen wollte, wozu er zwei Mühlensteine haben mußte. Er besah sich den Opferstein auf dem Rombinus, und er glaubte ihn zureichend, daß er die beiden Steine daraus könne hauen lassen.

Der Müller war ein Deutscher. Weil er nun wußte, daß die Litthauer im Guten den Stein nicht hergeben würden, ging er zum Landrath des Kreises, und erhielt von diesem einen schriftlichen Befehl, daß er den Stein nehmen könne. Die Bauern in den benachbarten Dörfern erhoben zwar ein großes Geschrei, als er anfangen wollte, den Stein wegzunehmen; aber dem Befehle des Landraths mußten sie gehorchen. Dennoch dauerte es lange, ehe der Müller Schwarz zu dem Steine kommen konnte; denn es wollte sich kein Arbeiter zu dem Wegnehmen finden; die Leute fürchteten, es möge ein Unglück geschehen, wenn man es wage, das letzte Heiligthum der Götter im Lande anzutasten. Endlich fand der Müller drei Arbeiter, starke und muthige Gesellen, welche für großen Lohn bereit waren, den Stein zu sprengen und in die Mühle nach Barten zu schaffen. Die Leute waren nicht aus der Gegend, sondern Einer von ihnen war aus Gumbinnen, der Andre aus Tilsit und der Dritte aus dem Dorfe Preußen bei Tilsit. Mit diesen Dreien begab sich der Müller auf den Rombinus, und sie fingen an zu arbeiten. Als nun aber der Mann aus dem Dorfe Preußen den ersten Schlag nach dem Opfersteine that, flog ihm ein Stück davon ins Auge, daß er noch desselbigen Tages auf beiden Augen blind wurde. Der Mann lebt noch in Tilsit und ist blind geblieben bis auf diese Stunde. Darauf fing der Geselle aus Tilsit an zu hauen; aber nach dem zweiten Schlage zerbrach er sich den Arm, daß er nicht weiter arbeiten

konnte und nach Hause zurückkehren mußte. Dem Gesellen aus Gumbinnen gelang es endlich, den Stein zu sprengen und in die Mühle zu schaffen. Aber als der am dritten Tage nachher in seine Heimath zurückkehrte, wurde er unfern von Gumbinnen plötzlich krank; er mußte liegen bleiben, und starb auf dem Wege, bevor er noch sein Haus erreichte.

So rächte der Gott Perkunos die Wegnahme seines Opfersteines, an dem er mehr als tausend Jahre verehrt war. Die goldene Schüssel und die silberne Egge hat man nicht gefunden, obgleich genug danach gesucht ist.

Seitdem der Stein fort ist, frißt der Memelstrom von unten in den Rombinus hinein, und oben auf dem Berge wehet der Wind den Sand auseinander, so daß bald die Stelle nicht mehr ist, wo einst der berühmte Opferstein war. Dann wird, sagen die Litthauer, großes Wehe über das Land kommen.

Mündliche Ueberlieferung; vergl. aber auch
Leo histor. Pruss. p. 19.
Henneberger S. 389.
Act. Boruss. I. pag. 216.

Das Obige wurde niedergeschrieben im Jahre 1834. Seitdem, nämlich im Anfange des Monates September 1835, hörte man in einer Nacht ein großes, weit schallendes Getöse, welches vom Rombinus herkam. Am andern Morgen fand man einen großen Theil des Berges eingestürzt; in dem vorbeifließenden Memelstrome war dagegen eine große Erdzunge entstanden. Das Wunderbare dabei war: daß ein Weg zwischen dem eingestürzten Berge und der Memel ganz unversehrt geblieben war, der Berg also ganz in die Tiefe hinein gestürzt zu sein, und das Erdreich dort unten nach dem Strome zu gedrängt zu haben schien, so daß es unter dem Wege fort in dem Strome wieder

zum Vorschein kam. Die dadurch in der Memel gebildete Erdzunge besteht größtentheils aus harter, zerrissener Thonerde, und ist überall mit vielerlei Muscheln vermischt. Der Theil des Berges, auf dem der Opferstein gestanden, ist für jetzt noch verschont geblieben. Die Litthauer fürchten aber jetzt wieder doppelt, daß auch er bald einstürzen und dann die unglücksvolle Prophezeihung in Erfüllung gehen werde.

161. Die weiße Frau auf der Baierburg.

An dem Ufer des Memelstromes, gegenüber den alten Mauern des Ordenshauses Christmemel, erheben sich einige schroffe Anhöhen, mit niedrigem Gestrüppe bedeckt. In alten Zeiten stand hier eine Burg des deutschen Ordens, die Baierburg genannt. Die Burg ist lange zerstört, aber man sieht noch an wenigen Mauerstücken, die aus der Erde hervorragen, und an den Gräben, welche sich um dieselben ziehen, wie die Burg beschaffen, und wie sie gar groß und fest gewesen. Sie ward gebauet im Jahre 1337 von dem Herzog Heinrich von Baiern, der mit starker Heeresmacht dem Orden zu Hülfe gezogen war, und war zu einer Schutzmauer gegen die heidnischen Litthauer bestimmt. Von dem Herzog erhielt sie den Namen die Baierburg. Sie sollte der vornehmste Platz in der Gegend werden, und nach dem Willen des Herzogs sogar der Sitz eines Erzbischofs. Allein sie stand nur wenige Jahre, und ihre Bestimmung konnte sie nicht erreichen.

Der Hochmeister des Ordens nämlich legte vierzig Ordensritter in die Burg, denen er einen Comthur gab. Die Ritter aber dachten wenig an Gott und ihr Gelübde, und anstatt dem Gebete und ihrer Pflicht sich zu widmen, ergaben sie sich dem Spiele und dem Trunke und aller Ueppigkeit. Da geschah es einmal, daß sie auf einem Zuge

gegen die Litthauer eine edle Jungfrau geraubt hatten, welche sehr schön und tugendhaft und eine Christin war; anstatt nun dieselbe den Ihrigen zurückzugeben, wollten sie sie vielmehr zu ihren Sünden und Lastern mißbrauchen, und sie zwangen sie, an ihren sündhaften Gelagen Theil zu nehmen. Die Jungfrau ermahnte sie öfters, von ihren Sünden abzustehen; allein sie hörten nicht auf sie und spotteten ihrer. Als nun eines Tages die Ritter alle wieder bei einem großen Gelage saßen und ihren Lastern fröhnten, da erhob die Jungfrau, die die vielen Gräuel nicht mehr ansehen konnte, ihre Stimme zu dem Herrn, und flehete ihn an, den Sünden ihrer Peiniger und ihrem eigenen Elende ein Ende zu machen. Und auf einmal öffnete sich die Erde und verschlang die Burg mit den Rittern und mit Allem, was darin war. Auch die Jungfrau fand ihren Tod mit den Uebrigen; allein zum Zeichen, daß sie der ewigen Seligkeit theilhaftig geworden, erscheint sie seitdem öfters in glänzenden weißen Kleidern, weshalb sie auch die weiße Frau genannt wird, und ist der Schutzgeist der Gegend; sie thut den Leuten Gutes und wehret Unglück und Verderben von ihnen ab. So sind es noch keine hundert Jahre, als einstmals ein kleines Kind in den Abgrund fiel, der sich an der Stelle befindet, wo früher die Burg gestanden. Niemand konnte in die unergründliche Tiefe sich hinunter wagen, und die armen Eltern mit ihren Nachbarn standen voll Entsetzen umher, aber ohne Rath und ohne Hülfe. Da erhob sich auf einmal aus dem schwarzen Abgrunde die weiße Frau, welche in ihren Armen das unversehrte Kindlein hielt und es den freudigen Eltern zurückgab; ehe diese ihr danken konnten, war sie verschwunden. Auch verwahrt sie unten in dem Abgrunde die großen Schätze, welche die Ritter den Litthauern abgenommen und dort aufgehäuft hatten. Sie möchte sie gern austhei-

len an die Leute in der Gegend, aber ein schwarzer Teufel, der ihr da unten gegenüber sitzt, hindert sie noch daran. Einst wird aber die Zeit kommen, daß die weiße Frau über ihn den Sieg davon tragen wird, und dann wird sie alle die vielen Schätze den Menschen geben.

162. Der Leichenbesuch.

In vielen Städten Litthauens sind besondere Kirchhöfe für die deutschen und für die litthauischen Gemeinden. Auch in der Stadt Ragnit ist es so; früher war daselbst für das Kirchspiel nur ein Kirchhof, jetzt sind aber zwei da. Der deutsche liegt südwestlich von der Stadt, der litthauische liegt östlich von derselben. Aber die Leichen der beiden Kirchhöfe, wenn sie sich im Leben gut gekannt haben, kommen oft des Nachts zusammen, besonders wenn es stürmisches Wetter ist. Dann sieht man sie zu hundert und tausenden von einem Kirchhofe zu dem andern fliegen, von dem litthauischen zu dem deutschen, und auch von dem deutschen zu dem litthauischen. Ein Jeder kann sie nicht sehen, sondern nur solche Leute, die in der Mitternachtstunde eines Sonntags geboren sind; die Leichen fliegen durch die Luft, aber nicht gar hoch über der Erde und in ganz gerader Linie von dem einen Kirchhofe zu dem andern. Daher ist denn auch in der graden Richtung von den beiden Kirchhöfen gar kein Gegenstand zu sehen, der sie in ihrem Fliegen aufhalten könnte, kein Haus, kein Baum, keine Hecke, keine Mauer, noch sonst etwas. Vor einigen Jahren zog einmal ein Fremder nach Ragnit, der bauete sein Haus an das südliche Ende der Stadt; es war ein recht hübsches und festes Haus. Aber so wie die erste stürmische Nacht kam, fiel das Haus ganz in einander, mit Dach und mit Mauern. Alte, schon halb verfallene Häuser in der

Nachbarschaft waren ohne allen Schaden geblieben. Darüber schüttelte zwar Mancher den Kopf, und sah das Haus mit besonderem Gesichte an, allein der Fremde ließ es wohlgemuth wieder aufbauen. Doch es dauerte nur wenige Tage, da kam wieder in einer Nacht ein Sturm und warf das Haus noch einmal um. Da kam ein alter Mann zu ihm, der war in der Mitternachtstunde von einem Sonnabend auf Sonntag geboren. Der sagte zu dem Fremden, sein Haus werde nimmer stehen bleiben, denn es stehe in der geraden Linie zwischen dem litthauischen und dem deutschen Kirchhofe, und liege den Geistern im Wege, wenn sie einander besuchen wollten. Da ließ denn der Fremde das Haus etwas an der Seite wieder aufbauen, wo es noch steht, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben. — Zum Wahrzeichen steht auch noch eine Scheune am südlichen Ende der Stadt Ragnit, deren Spitze erstreckt sich so eben in die gedachte grade Linie hinein, daher kommt es denn, daß auf dieser Spitze sich niemals das Dach halten will; wenn der Herr der Scheune hundertmal im Jahre es wieder zurecht machen läßt, so ist es doch, so oft des Nachts ein Sturm ist, jedesmal grade so weit niedergerissen, als es in die Linie hineingeht und den Geistern in ihrem Wege liegt.

163. Die Stadt Gumbinnen.

Der Name der Stadt Gumbinnen, die vor wenig über hundert Jahren noch ein kleines Dorf war, kommt von dem litthauischen Worte: Gumba, Krümmung, her. Der Ort bestand nämlich in den ältesten Zeiten aus zwei Krügen und einigen Bauerhöfen. In diesen Krügen wurde aber sehr schlechtes und ungesundes Bier verschenkt, so daß die, welche es genossen, davon Leibschmerzen bekamen und sich wie Würmer krümmten. Andere leiten den Namen

daher, daß der Fluß Pissa dort viele Krümmungen macht, noch Andere von einer mächtigen Linde mit einem starken Auswuchse, von welcher die heidnischen Urbewohner geglaubt hatten, daß sie also von ihren Göttern gezeichnet sei, auf daß sie ihnen unter derselben ihre Opfer brächten.

Beiträge zur Kunde Preuß. Bd. II. S. 114 fgg.

164. Der Name Stalluppönen.

Die Stadt Stalluppönen hat ihren Namen von folgendem Umstande: Es befinden sich dort mehrere kleine Teiche und Dämme. Bei einem von diesen hat vor Zeiten eine dicke Eiche gestanden, und darauf soll oben ein Tisch befestigt gewesen sein, an diesem haben die alten vornehmen Preußen ihre Zusammenkünfte und Mahlzeiten gehalten, während das geringere Volk unten an der Erde, ebenfalls an Tischen gesessen, und bei dem fröhlich gewesen, was ihnen die Vornehmen von oben herab zugeworfen. Weil nun in der alten Sprache Stahletz ein Tisch und Uppön ein Teich heißt, so ist daher der Name entstanden.

165. Der Kamsvikus.

Unfern Insterburg an dem rechten Ufer der Angerapp, nicht weit von deren Vereinigung mit der Inster, erhebt sich jäh ein ziemlich bedeutender Berg, der Kamsvikus. Er besteht aus einem fast felsenharten Erdreich; niedriges Gestrüpp bedeckt ihn; noch finden sich Ueberbleibsel einstiger Bewährung. Schon vor der Ankunft des Ordens hat hier eine Burg gestanden, deren Besitzer ihr und dem Berge den Namen gegeben haben soll. Diesen Kamsvikus schildert die Sage als einen harten und wüsten Mann, der seine Unterthanen auf das grausamste behandelte. Zuletzt ließ seine eigne Gattin ihn fesseln und lebendig in den See

wölben des Schlosses einmauern. Aber sie selbst trieb es noch ärger: noch wüster und frevelvoller war das Leben auf der Burg; noch grausamer verfuhr sie gegen das Volk. Da sollen endlich die Götter, erzürnt, die ganze Burg haben versinken lassen. Aber die Besitzerin, obwohl so begraben, fand doch keine Ruhe. Sie ward verdammt, in der Gestalt einer schwarzen Kuh umzugehn. Ihr Gatte, als schwarze wilde Katze, treibt sie vor sich her. Andere erzählen, sie werde von einem schwarzen Ritter verfolgt, der beständig über ihr die Geißel schwinge. So will man beide oft zur Mitternacht durch das Dickicht streifen gesehen haben.

Der Sohn des Kamsvikus soll sich des Volkes oft gegen die Grausamkeit seiner Eltern angenommen, dies ihm aber einst das Leben gekostet haben. Aus Dankbarkeit ward ihm ein Denkmal errichtet. Ein Kreuz von Eisen, das man später gefunden hat und jetzt in der Kirche zu Insterburg aufbewahret, wird für dies Denkmal gehalten. Als seine Grabstätte wird ein fünfundzwanzig Fuß langer und vierundzwanzig Fuß breiter Stein am Fuße des Berges bezeichnet.

Noch leben im Munde des Volks litthauische und deutsche Lieder, die seinen Edelmuth und seinen Tod besingen.

166. Die Einäugigen zu Narpischken.

Unweit der Stadt Insterburg liegt ein Dörflein mit Namen Narbischken oder Narpischken an einem kleinen Flüßchen, die Golbe genannt. Dieses Flüßchen haben die alten Preußen besonders in Ehren gehalten, und ihm Ehrfurcht bezeuget. Dieß thaten die Bewohner des Dorfes auch noch lange nachher, als sie schon Christen geworden waren. Da begab es sich merkwürdiger Weise, daß zu

einer Zeit in dem Dorfe viele Menschen einäugig wurden. Dieses hielt lange Zeit an, denn noch vor zweihundert Jahren fand man in dem Dorfe viele einäugige Leute.

Henneberger Erklärung S. 327.

Aderholz höchst gepriesenes Preußen Th. I. Cap. 3. Nr. 41.

167. Die Kirche zu Engelstein.

Eine Meile von Angerburg liegt das Dörflein Engelstein mit einer Kirche darinnen. Anfangs standen das Dorf und die Kirche nicht an diesem Orte, sondern eine halbe Meile weiter an den See Rösau. Es hatten nämlich die ersten Stifter des Engelsteins von dem Orden ein Stück Wald von 64 Huben gekauft. Wie sie nun denselben ausrodeten, da fanden sie mitten im Walde eine lichte Stelle, die da gleich einer Kirche ausgesehen. Sie war 36 Fuß lang und 24 breit, und eine Sacristei war daran, so 12 Fuß in der Länge und 9 Fuß in der Breite hatte. Die Wände der Kirche und der Sacristei waren ganz von uralten großen Bäumen gebildet. Da erkannten die Engelsteiner, daß sie hier ihre Kirche bauen und sich niederlassen sollten, sie brachen daher ihre Wohnungen und die Kirche an dem See ab, und trugen sie hierher in den Wald hinein, da wo sie noch jetzt stehen.

Erläutert. Preußen Th. II. S. 230 fgg.

168. Der Glomssack zu Memel.

An der äußern Festungsbrücke zu Memel befand sich früher ein Glomssack, von Metall gegossen, welcher zwei Centner schwer war, und zum Aufziehen und Niederlassen der Brücke diente. Derselbe hatte folgenden Entstehungsgrund: Als nämlich Erich König von Schweden einsmal das Schloß Memel belagerte, hat sich die inliegende Mannschaft so tapfer und so lange gehalten, daß zuletzt gar kein Pro-

viantvorrath mehr da war, außer einem einzigen litthauischen Glomskäse. Da beriethen die Belagerten unter einander, was zu thun, und sie kamen endlich überein, den Käse in das Lager der Feinde zu werfen, und diese dadurch glauben zu machen, daß sie noch vielen Vorrath hätten. Sie thaten also, und täuschten den Feind dadurch wirklich, denn dieser verzweifelte nun, die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, wenn die Belagerten noch so schöne Käse muthwillig fortwerfen könnten, und er hob die Belagerung auf und zog ab. Darauf man denn zum steten Andenken diesen Glomssack genossen und dort aufgehangen, nach welcher Seite der Käse über die Mauer geworfen war.

Erl. Preuß. Th. IV. S. 240.

169. Die singende Meeresjungfrau.

Zu Nidden an dem Gestade des kurischen Haffs wohnt in dem Wasser eine Jungfrau, welche mit süßen Klängen den Wanderer zu sich heranlockt, die Schönheit ihres Aufenthalts rühmt, und ihm, wenn er ihr folgt, ein Leben voller Freuden und das Glück der Liebe verheißt. Wenn nun aber der Gelockte, bethört von den Verheißungen und dem zauberischen Gesange, sich in die Fluth stürzt, um nach dem Eilande, auf welchem er die Jungfrau vor sich zu sehen glaubt, hinüber zu schwimmen, so öffnet sich plötzlich der Abgrund und verschlingt den Schwimmer nebst der Insel. Schon viele Opfer hat die Jungfrau so zu sich hinabgezogen.

Rhesa Prutena S. 74.

170. Das Teufelswerder.

In der Mitte des Spirdingsees liegt ein kleines Eiland, das Teufelswerder. Es besteht aus einem steilen und

ziemlich hohen Berge, und begreift etwa drittehalb preußische Hufen in sich. Der Boden ist fast durchweg sandig und wird beinahe gar nicht zum Ackerbau benutzt. Den Bewohnern des gegenüberliegenden Dorfes Eckersberg zeigt es, je nachdem es näher oder entfernter scheint, die bevorstehenden Veränderungen des Wetters an. Diese Insel ist von bösen Geistern bewohnt, woher sie denn auch ihren Namen erhalten. Bald zeigen dieselben sich in Gestalt von Löwen, bald von schwarzen Hunden, bald unter andern Formen, necken die Menschen, die in die Nähe kommen, und fügen ihnen allerlei Schaden zu. Der Geschichten, die die Umwohner des Sees und vor allen die Bienenbeutner, die ihre Beuten auf dem Werder halten und Sturmes halber oft drei und mehr Nächte darauf festgehalten werden, hiervon zu erzählen wissen, sind unzählige. Besonders aber haben die Gespenster es auf die Fischer abgesehen, denen sie bald die Netze zerreißen, bald große Schätze zeigen, die, wenn jene sie nach langer Mühe endlich heben wollen, plötzlich verschwinden oder sich in unbrauchbare Dinge verwandeln.

Henneberger Libell. de fluminibus etc. fol. 21.

Merkwürdigkeiten des Spirdingsees § 7. sqq. (in den wöchentlichen Königsberg. Nachrichten de 1749. Nr. 37.)

171. Die Nählsche Säule.

Zwischen Angerburg und dem Dorfe Nähl steht auf freiem Felde ein funfzehn Fuß hoher und sechs Fuß breiter, von Ziegelsteinen ins Gevierte gemauerter und oben spitz zulaufender Pfeiler. Mitten in demselben ist auf jeder Seite eine Blende, etwa einen halben Ziegel tief. Vordem stand an dieser Stelle ein kleines hölzernes Haus. In selbigem kamen im Jahre 1564, am Tage der unschuldigen Kindlein, zwei Knechte und zwei Mägde zusammen, und

verschlossen sich, um sich in sündlicher Lust zu vergnügen. Da ist aber der Teufel hinzugekommen, hat ihnen die Hälse gebrochen, die Angesichter auf den Rücken gekehrt und einer Magd, Rosa geheißen, den Leib dermaßen verbrannt, daß weder Fleisch noch Eingeweide von den Beinen bis zur Brust geblieben. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ Herzog Albrecht der ältere den erwähnten Pfeiler errichten, die Geschichte daran abmalen und in einer Inschrift die Veranlassung kund thun. Das Haus, in dem der Vorfall sich zugetragen, wollten die Bauern aus Rähl, da es sie verdroß, daß die Leute von weit und breit herkamen um es in Augenschein zu nehmen, abbrechen; aber alle Mühe, die sie deshalb anwendeten, ist umsonst gewesen. So hat das Häuslein noch lange nachher gestanden, und zum Wahrzeichen haben die Werkzeuge daneben gelegen, mit denen man es hat zerstören wollen.

Heilsbergers Chronik ad ann. 1561. (Ms.)

Vera historia de calamitoso et horrendo quatuor personarum interitu furoribus diabolicis e medio sublatorum, quae accidit in pago Raelil Borussorum; conscripta a Vinc. Barlus. Dantisci 1593.

Histor. patriae de Columna Relnensi specim. I. (in den Königsb. Intellig. Bl. de 1744. Nr. 48). spec. II. (in den wöchentlich. Königsb. Nachrichten de 1748 Nr. 49) v. L. R. v. W(erner).

172. Die Messer im Dome zu Königsberg.

In der Sacristei der Domkirche zu Königsberg befinden sich noch zwei Messer, die der Teufel zwei Personen, die sich ihm ergeben hatten, zugestellt, um sich oder Andre zu ermorden, so wie die Handschrift dieser beiden Menschen, zu deren Rückgabe den Teufel das kräftige Gebet der Geistlichen vermocht haben soll.

Bayko Beschreibung v. Königsberg S. 123. (2te Aufl.)

173. Die wunderbare Münze.

In dem Münzkabinet der Bibliothek zu Königsberg befindet sich eine schwere goldne Denkmünze, welche 25 Ducaten Werth hat. Auf derselben ist von der Einen Seite ein erhabnes Brustbild mit der lateinischen Umschrift: Effigies Hieronymi Scoti Ploc., auf der andern Seite stehet die Jahreszahl 1580. Diese Münze rühret her von einem berühmten Zauberer, Namens Hieronymus Scott, welcher mehrere Jahre in Preußen herumgereiset. Als derselbe nämlich einmal bei dem Herzoge in Preußen an der Tafel gewesen, und das Gespräch auf das Goldmachen gekommen, hat gedachter Scott in Gegenwart vieler Herren ein Stück neben ihm liegenden Brodtes genommen und daraus sofort diese große Münze gemacht zu Aller Verwunderung! Er hat sie auch dem damaligen preußischen Kanzler Christoph von Rappen geschenkt, welcher mit bei der Tafel gewesen. Aus dessen Familie ist sie hernach in die Familie von Wallenrodt gekommen, und von da in die Bibliothek.

Erläut. Preußen, Th. III. S. 652.

174. Die wandernde Traube zu Königsberg.

In der Schloßkirche zu Königsberg, nicht weit von dem königlichen Stuhle, siehet man oben am Gewölbe eine Weintraube von Kalk. Dieselbe hat der Maurermeister, so bei Erbauung der Kirche gewesen, nach vollendeter Arbeit dort angebracht, zum Wahrzeichen, daß ihm von den ganzen Verdienst nichts übrig geblieben, sondern er denselben ganz vertrunken. Dafür soll aber der Maurermeister nicht eher selig werden können, als bis die Traube ganz von ihren Platz abgefallen ist. Einstmals, im Jahre 1647

am 16ten Februar, ging sie mitten während der Predigt los, und man sah sie sich herunterlassen vom Gewölbe, und eine gute Handbreit von der Mauer in freier Luft baumeln. Darob fürchteten sich viele Leute, und die, so darunter gesessen, standen auf und gingen an einen andern Ort, meinend, die Traube werde jeden Augenblick ganz herunterfallen. Allein sie fiel nicht, sondern blieb schweben, und am andern Morgen wurde sie, ohne daß eines einzigen Menschen Hand sie angerührt hatte, an ihrem Ort wieder fest gefunden.

Erläut. Preuß. I. p. 638. und mündlich.

175. Das Kreuzthor zu Königsberg.

Am Ende der Burgfreiheit zu Königsberg, da wo der Roßgarten anfängt, befand sich ehedem ein Thor, das Kreuzthor genannt, welches im Jahre 1705 abgebrochen ist. Neben diesem Thore, im Winkel zur rechten Hand, stand vor alten Zeiten ein Kloster, zum heiligen Kreuz genannt, in welchem gar fromme Mönche waren. Bei einer Gelegenheit wurden die Mönche vertrieben, und es wurde aus dem Kloster ein Gießhaus gemacht, welches jedoch später an einen andern Ort nicht weit vom Holzgarten verlegt worden. Jenes Kreuzthor war früher immer besonders verschlossen, seitdem aber die Mönche vertrieben waren, ist es vom bösen Feinde besessen worden, also daß man es niemals hat zuhalten können, sondern wenn man es zugeschlossen hatte, fand man es gleich wieder offen. Daher man es zuletzt ganz weggebrochen hat.

Erläut. Preuß. I. 369. und mündlich.

176. Der heilige Brunnen zu Königsberg.

Nicht weit von der Roßgärtischen Kirche zu Königsberg ist eine schöne und reiche Quelle, der heilige Brunnen

genannt. Diese besaß ehemals eine große wundersame Heilkraft, so daß viele preßhafte Leute dadurch zur Gesundheit gelanget, und derowegen angefangen wurde, das Wasser häufig zu gebrauchen. Als dies die Eigenthümerin des Brunnens ersah, Dorothea Gevadrov, eine reiche und ausnehmend geizige Wittwe, da ließ sie den Brunnen verbauen, um von denen, die das Wasser gebrauchen wollten, Geld zu nehmen. Aber auf einmal hatte jetzt das Wasser seine Wunderkraft verloren, und es konnte niemand mehr davon genesen. Da bereuete die Frau ihre gehabten Unkosten, und sie wurde wieder arm und elend.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 545. und mündlich.

177. Die sonderbare Leiter an dem Dome zu Königsberg.

Wie stark man in alten Zeiten das Mauerwerk gearbeitet, davon hat man ein Wahrzeichen an der Domkirche zu Königsberg, wenn man von der Akademie nach dem alten Collegium zu gehet. Daselbst ist an der Kirchenmauer Ein Ziegel an den andern gelegt, so daß man auf demselben stehen kann. Dieses hat aber folgenden Grund: Als man den Arbeitsleuten, welche die Kirche baueten, das Essen hat hinaufreichen wollen, und es an einem Gerüste fehlte, auf welchem man zu den Leuten heransteigen könnte, hat der Maurer etwas Kalk an die Mauer geworfen, und einen andern Ziegel darauf geleget, welcher alsbald dergestalt angeklebet, daß von Stund' an Einer hat aufsteigen und den Arbeitsleuten das Essen hinaufreichen können.

178. Das Bild der Eva zu Königsberg.

In der Altstädtischen Pfarrkirche zu Königsberg befindet sich, an dem fünften Pfeiler nach Süden hin, das Grabmal Johannes Malcherns, eines Preußischen Kammer-

meisters, welcher im Jahre 1665 gestorben. Auf diesem Grabmale ist eingehauen der Fall Adams, mit welchem Bildniß sich im Jahre 1691 am 23sten Sonntage nach Trinitatis folgende wunderbare Begebenheit zutrug. An dem gedachten Tage wurde daselbst in der Kirche zum ersten Male gesungen das Lied: Durch Adams Fall ist ganz verderbt u. s. w. Auf einmal bemerkte man während des Singens, wie das Bild der Eva, welche neben dem Adam beim verbotenen Baume stehet, sich hin und her bewegte, worüber sich viele Leute erschraken. So oft nachher das besagte Lied dort gesungen, soll sich das Bild wieder beweget haben, bis man es zuletzt mit vielen Nägeln angenagelt, worauf der Spuk verschwunden.

Erläutertes Preußen Th. II. S. 63.

179. Der Rinau.

Der Galtgarbenberg, oder, wie sein Name eigentlich lautet, der Rinau, ist, wenn auch nicht der höchste Punkt in Preußen, doch, da er sich ziemlich vereinzelt über seine Umgebungen erhebt, einer der bemerkbarsten, wegen der herrlichen Fernsichten nach der Königstadt, dem Meere und dem Haffe aber, so wie wegen des dort zum Andenken an die Befreiungskriege errichteten Monuments der bekannteste Berg des Landes. Zur Heidenzeit soll auf seinem Gipfel ein Heiligthum des Ligo, des Gottes des Frühlings und der Freude, gestanden haben, bei dem eine immerwährende Flamme brannte, die von keuschen Jungfrauen bewacht und unterhalten ward. Zu diesem Dienste ward auch einst ein Mägdlein erkoren, das durch seine Schönheit das Herz eines Edlen Samlands entzündet hatte. Dieser, trotzend dem Spruche des Kriwen, schwur, die Erwählte dem Altare zu entreißen und als Gattin in seine Wohnung zu führen. Dreimal stürmte er das Heiligthum, dreimal

wurden seine Schaaren von den Wächtern zurückgeworfen; endlich dringt der Jüngling durch die Pforte, schon umfaßt sein Arm die Jungfrau, da erbraus't plötzlich eine wüthende Windsbraut, Blitze zucken, und zusammen stürzen die Mauern des Heiligthums und begraben die Frevler unter ihren Trümmern. Die heilige Flamme aber war auf ewig erloschen.

Seitdem hört man oft auf dem Gipfel des Berges Mitternachts ein wirres Getöse wie Schlachtendrang und Rasseln der Waffen, bis auf ein Mal ein flammendes Licht aus dem Boden heraufflammt. Dann verstummt plötzlich das Toben.

Rhesa Prutena S. 147 — 149.

180. Die Schätze des Rinau.

Eine andere Sage berichtet, daß auf dem Rinau einst die Nachkommen des Samo, die Herren über Samland, gewohnt hätten. Deshalb und wegen der vielen mächtigen Eichen, mit denen er bedeckt war, wurde der Berg für heilig gehalten, und das Bild des Curcho und des Wurskaitis auf seinem Gipfel aufgestellt. In seiner Tiefe barg man die Urnen, in denen sich die Asche der verbrannten Leichen der Gebieter mit ihren schönsten Kleinodien, vielen Geldmünzen und anderen kostbaren Dingen befand. Von den Brüdern des deutschen Ordens wurde nach der Eroberung Samlands das Heiligthum zerstört. Die Schätze aber blieben in der Tiefe.

Da traf es sich im Jahre 1524, daß in Königsberg mehrere zur evangelischen Kirche übergegangene Mönche sich befanden, die, ihres bisherigen Unterhaltes aus den Klöstern beraubt, nicht wußten, wovon ferner leben, und deshalb den Entschluß faßten, Schätze zu suchen. Als sie nun zu vierzehn zu diesem Zwecke auszogen, kamen sie an den

Rinau, damals der Euhmenensche Berg genannt, und weil sie dort ein altes Gemäuer sahn, von dem ein heftiger Regen die Erde, die es sonst bedeckt, fortgespült, man ihnen auch berichtete, daß dort vor Zeiten ein reicher Fürst gewohnt, so beschlossen sie, hier ihren ersten Versuch zu machen, und öffneten das Gemäuer. Alsbald stieg aber aus der Tiefe ein so giftiger Brodem hervor, daß fünf auf der Stelle todt niederstürzten und von den andern noch drei am folgenden Tage starben. Die, welche übrig blieben, erzählten nachher, sie hätten große Töpfe gesehen und auf jedem derselben einen schwarzen Hund, aus deren Maule der tödtliche Dampf gekommen wäre.

Nach einigen Tagen gingen sie von neuem zum Berge, trugen mit sich Bilder, die mit dem geweihten Oele bestrichen waren, lasen die Messe, sangen die Litanei, nahmen das Allerheiligste, und beschworen, solches vor die Grube haltend, die Geister. Da verlor sich der giftige Brodem, und sie kamen in die Grube ohne Schaden, fanden sieben große Töpfe, nahmen sie heraus und führten sie mit Frohlocken nach Königsberg. Als man diese nun aber in Gegenwart des Bischofs und Hauscomthurs öffnete, da hatte der Teufel das Geld, welches darinnen gewesen und das er den Mönchen nicht gönnte, verwandelt, so daß man nichts denn kleine Kohlen, Menschenknochen und Asche fand.

Sim. Grunau's Chron. Tract. XXII.

181. Das Dorf German.

Der Name des Dorfes German stammt her von dem alten preußischen Worte gerimas, welches so viel heißt als Trinker; denn die Einwohner des Dorfes haben von jeher den Trunk geliebt, und man findet noch jetzt Weiber allda, deren zehn eine Tonne Bier anzapfen, und nicht eher

von einander gehen, als wenn sie dieselbe bis auf den Grund ausgetrunken.

182. Die Neue Sorge.

Die jetzt so genannte Königsstraße in Königsberg hieß zuerst die Neue Sorge. Dieser Name aber hatte folgenden Ursprung: denn als man diesen Theil der Stadt erbauet hatte, schickte man zu dem damaligen Statthalter des Markgrafen, dem Fürsten Radziwil, und fragte diesen, wie die Straße heißen sollte? der war ein gar bequemer Herr, und gab zur Antwort: Abermals eine neue Sorge! und es wurde darauf die Straße benannt: Neue Sorge.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 547.

183. Die Vierbrüder-Säule.

In der Caporniſchen Haide unweit von Königsberg ſteht mitten auf dem Wege eine Säule, die man die Vierbrüder-Säule nennt. Dieſelbe iſt von Holz und 24 Fuß, auch noch wohl etwas mehr hoch. Auf derſelben Höhe ſind auf vier herausragenden Armen ſo viele ausgeſchnitzte bärtige Mannesköpfe mit Helmen aufgeſetzet. Die Säule ſtehet ſchon ſeit undenklichen Zeiten, ſie iſt zum öftern umgefallen oder verletzet worden. Alsdann muß ſie von dem Domainenamte zu Caporn wieder aufgerichtet und ausgebeſſert worden. In frühern Zeiten waren hiermit allerlei Ceremonien verbunden, die hat man aber jetzt vergeſſen, und es iſt nur noch die Eine übrig geblieben, daß der Zimmermann, ſo ſie wieder ſetzet oder die Arme wieder anmacht, ſich vor ihr verneiget und mit lauter Stimme ihr ſeinen Wunſch zum langen Stehen abſtattet. Wie dieſe Säule entſtanden, darüber hat man mancherlei Erzählungen und Muthmaßungen. Einige ſagen, es ſeien an der Stelle vier Brüder geviertheilt, welche große Mörder ge-

wesen. Andere behaupten, daß daselbsten vier Brüder eine Reise durch die ganze Welt verabredet hätten und auseinander gegangen wären, nach vielen Jahren aber an dieser Stelle sich wieder zusammengefunden hätten. Wieder Andere meinen, es habe daselbsten früher eine alte vierzweigige Eiche gestanden, welche den Göttern der alten Preußen heilig gewesen. Noch Andere glauben, daß vor mehreren hundert Jahren daselbst vier hohe Häupter, nämlich der Markgraf Albrecht, der König von Polen, der König von Dänemark und der König von Böhmen, bei einem großen Jagen Brüderschaft getrunken hätten. Die wahrste aber ist die folgende Erzählung: Als die Ordensbrüder zum erstenmale gegen die Sudauer zu Felde zogen, nahmen sie nur wenig Volk mit. Derohalben wurden sie mit sammt dem Landmeister von den Sudauern geschlagen. Solches wollten vier starke Brüder des Ordens rächen, als Martin Golin, Conrad Entkin, Jacob Stobemel und Malachies Koblenz. Diese mit hundert Fußgängern fielen plötzlich in Sudauen ein, und fanden den Adel des Landes auf einem großen Bankett. Sie harreten deshalb im Walde auf die Nacht, und als nun die Sudauer lagen und schliefen, da machten sich die Brüder auf und erschlugen 93 Preußen von Adel, und kehrten mit großer Beute zurück. Zum Andenken an diese ruhmwürdige That wurde den vier Brüdern des Ordens in dem Walde die Säule gesetzet.

Duisburg Chronic. P. III. c. 193 sqq. cf. Rohde Dissert. de celebri statua IV. fratrum h. v. d. berühmten Säule der 4 Brüder. Regiom. 1717.

Muthmaßung von der 4 Brüder-Säule in der Caporn'schen Haide. Erläut. Preuß. Th. I. S. 54 flg.

(Kowalewzki.) Eine neue Muthmaßung von dem wahren Ursprung der 4 Brüder-Säule s. a. e. l.

Voigt Gesch. Preuß. Th. IV. S. 589 — 593.

184. Das Archiv zu Tapiau.

In dem alten Schlosse zu Tapiau befand sich vor Zeiten das churfürstliche Archiv, worinnen auch die Privilegien des Landes Preußen waren. Die Schlüssel dazu lagen deshalben verwahrt bei dem Regierungs-Kanzler zu Königsberg, welcher allein sie in die Hände bekam. Da begab es sich eines Tages im Jahre 1619, daß der Hauptmann des Schlosses, Herr Martin von Wallenrodt, in dem Innern desselben spazieren ging, und er plötzlich die mit starken Riegeln versehene Thür des Archivs weit offen stehen sah. Er verwunderte sich darüber, dachte aber endlich, es seien Diebe eingebrochen, und er ging hinein, um danach zu sehen. Kaum war er aber hinein getreten, als die Thür wunderbarer Weise hinter ihm zuschlug, so daß er nicht wieder heraus konnte. Man mußte draußen an das Fenster große Leiten ansetzen und das Gegitter erweitern, um ihn zu befreien. Acht Tage darauf bekam der Hauptmann eine churfürstliche Bestallung, daß er sollte Regierungs-Kanzler werden, denn der alte Kanzler war zu derselbigen Zeit gestorben.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 103.

185. Die wandernden Steine bei Retteinen.

Bei dem Dorfe Retteinen, nicht weit von der Stadt Fischhausen, war vor Zeiten ein großer Teich. Dieser Teich wurde im Jahre 1655 abgelassen, und es fand sich, daß er vom Ufer ab, nach der Mitte hin, immer tiefer zulief. Ganz in der Mitte aber, wo es also am allertiefsten war, lagen zwei große Steine; der eine davon war so groß, daß ihn keine zehn Pferde hätten von der Stelle ziehen können. Der andere war halb so groß. Da begab

es sich, daß in der Nacht, nachdem der Teich ganz abgelassen war, die beiden Steine plötzlich ihre Stelle verließen, und der größere nach Nordosten, der andere aber nach Nordwesten hin bergan zum Ufer sich bewegten, ohne daß sie von irgend einer sichtbaren Kraft in Bewegung gesetzt wurden. Der große ging 72 Fuß weit voran, der andere nicht ganz so weit; in die Erde schnitten sie tiefe Spuren hinein. Darüber entsetzte sich alles Volk, und es gab viel Gesprächs in der Gegend, und man deutete es als eine böse Vorbedeutung. Die Regierung ließ daher durch das Stadtgericht in Fischhausen die Wahrheit der Sache untersuchen; allein der Richter fand, daß Alles wahr sei. Die Steine liegen noch an der Stelle, auf welche sie gewandert sind, und keine Gewalt kann sie davon fortbewegen.

Erläutertes Preuß. IV. 458. Preuß. Prov.-Blätter XI. 22.

186. Die Gründung von Gerdauen und Wartenburg.

Im Jahre 1325 wurde, um die Gränzen der Christenheit auszudehnen und einen neuen Schutz gegen die Heiden zu haben, im Bartenlande das Schloß Gerdauen und in Galindien Wartenburg gegründet. Als nun die Schlösser vollendet waren und feierlich durch eine heilige Messe eingeweiht wurden, da zeigte sich über dem von Wartenburg eine ganz weiße Haustaube, über dem von Gerdauen aber flogen zwei dergleichen. Die Preußen, welche beim Bau zugegen waren, versicherten: daß man in diesen weiten Wildnissen noch nie Haustauben gesehen.

Duisburg Chronic. P. III. c. 353.

187. Der Bartel.

Neben der Stadt Bartenstein erhebt sich hart am Alleufluß ein jäher Hügel, der zwischen Ueberresten einer

Burg einen kolossalen Granitblock auf seinem Scheitel trägt, welcher einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Figur zeigt. Die Sage berichtet, daß das Schloß versunken, das Felsstück aber der ehemalige Beherrscher des Landes, Barto, sei, der hier gehaust und beim Untergange seiner Burg in einen Stein verwandelt wäre. Noch jetzt nennt das Volk diesen Stein: den Bartel. Auch erzählt man von großen Schätzen, die im Berge liegen, und von einem Gange, der von dessen Spitze unter der Alle weg nach einem benachbarten Kirchlein führe.

188. Das versteinerte Mädchen.

In Bartenstein wird noch ein anderer großer Stein in menschenähnlicher Gestalt aufbewahrt, der früher in der Johanniskirche, dann auf dem Markte aufgestellt war, sich jetzt aber in dem Garten des Rectors der Schule befindet, und von dem erzählt wird, daß ein Mädchen, Guste Balde genannt, in ihn verwandelt worden sei. Diese beklagte sich einst, als sie zur Messe ging, gegen ihre Mutter: daß sie in so schlechten Kleidern erscheinen müsse, während anderer viel geringerer Leute Töchter weit geputzter einhergingen. Die Mutter, erzürnt hierüber, rief ihr zu: daß du möchtest zu Stein werden, du unverschämte Dirne! Und alsbald ging diese Verwünschung in Erfüllung.

Zu Reinswein im Ortelsburgischen wird auch ein Stein gezeigt, der einem Menschen gleicht und von dem eine ähnliche Sage geht.

Nach mündlicher Ueberlieferung vergl. Bock Naturgesch. v. Preuß. Th. II. S. 369.

189. Der Glommensche Kesselteich.

Etwa eine kleine Meile von Bartenstein, auf der Gränze der Güter Kissitten und Glommen, befindet sich ein Teich,

dadurch ausgezeichnet, daß er, übrigens flach, in der Mitte einen Kessel von solcher Tiefe hat, daß alle Versuche, ihn zu ergründen, vergeblich geblieben sind, woher er auch den Namen des Kesselteichs führt. Die Sage berichtet, daß hier einst ein Kirchlein versunken sei, und noch jetzt soll man oft in der Tiefe dessen Glocken hören. Auch erzählt man, daß von diesem Kirchlein aus ein unterirdischer Gang nach einem ziemlich entfernten Kloster geführt habe. Vier neben einander liegende, mit Gestein bedeckte Hügel zwischen Kissitten und Korolinenhaff werden als der Ort bezeichnet, wo das Kloster gestanden.

190. Die zwölf Ritter und die zwölf Nonnen zu Kreuzburg.

Als in der Stadt Kreuzburg noch der alte Markt und das uralte Rathhaus stand, hat sich an jedem Neumonde eine gar seltsame Erscheinung wiederholt. Sobald die zwölfte Stunde ertönt war, ist nämlich aus der nach den Trümmern des alten Ordenshauses auf den Schloßberg führenden Kirchenstraße ein Zug von vier Wagen gekommen, die besonderer Art und unverdeckt waren, so daß man die darin Sitzenden deutlich erkennen konnte. Jeder Wagen war mit vier Pferden, die beiden ersten mit Schimmeln, die beiden letzten mit Rappen bespannt. Jene schritten ruhig einher, die Rappen aber haben Funken aus Maul und Nüstern geschnoben. In den beiden ersten Wagen haben, je zu sechs, zwölf Nonnen gesessen, in weißem Ordenskleide mit Kreuz und Rosenkranz, aber ohne Haupt; in jedem der beiden letzten Wagen befanden sich sechs Ritter, die ihren Kopf mit dem Helme unter dem Arme hielten. Dreimal hat der Zug die Runde um den Ring des Marktes gemacht, doch ohne daß von dem Rollen der Räder etwas zu vernehmen gewesen wäre. Statt des

Kutschers hat auf dem Wagen der Nonnen ein weißes Lamm, auf dem der Ritter ein schwarzer Ziegenbock, gleich den von ihm gelenkten Rossen Funken sprühend, gesessen. Im alten Rathhause ist der Zug verschwunden, und man hat dann aus demselben eine gar wilde, lustige Musik mit abwechselnden rauhen Männerstimmen und feinem weiblichen Gesange gehört, zwischen denen es oft wie Orgeltöne und Choral geklungen. Mit dem Ende der Mitternachtsstunde ist der Zug der Wagen wieder aus dem Rathhause herausgekommen, hat von neuem dreimal die Runde um den Markt gemacht, ist aber nicht zur Kirchenstraße, sondern zur Hof- oder Schloßstraße hinausgefahren. Nun haben aber auf den geharnischten Leibern der Ritter die verschleierten Nonnenköpfe gesessen, während die Nonnen mit Helmbusch und geschlossenen Visieren angethan gewesen sind.

Also ist die Erscheinung von den Wächtern und den Marktbewohnern an jedem Neumonde gesehen worden, bis zum Pfingstfeste 1818, wo Markt und Rathhaus durch eine Feuersbrunst zerstört wurden. Nur ein einzelnes altes Gebäude war stehen geblieben. Am nächsten Neumonde nach dem Brande erschienen auch die Nonnen und Ritter wieder, nun aber nicht mit vertauschten, sondern mit ihren eigenen Köpfen, und zwar sogleich, als sie über Schutt und Trümmer aus der Kirchenstraße daher gerollt sind. Neunmal haben sie die Runde um den rauchenden Markt gemacht und sind dann in das stehengebliebene Haus eingefahren, in welchem sich der frühere Jubel wiederholt; doch sanfter hat die Musik geklungen und Orgelton und Chorgesang haben den wilden, lustigen Reigen niedergehalten, so daß er je länger je mehr verhallt ist.

Als nun auch jenes Haus in Trümmer zerfallen und abgetragen ist, sind die Ritter und Nonnen nicht mehr

erschienen; aber am ersten Neumonde nachdem der Markt frei gewesen, hat sich an der Stelle des alten Gebäudes eine gar liebliche sanfte Musik hören lassen, aus der man hat entnehmen wollen, daß die Ritter und Nonnen nun endlich zur ewigen Ruhe eingegangen wären.

191. Der Schloßberg bei Kreuzburg.

Am Rande eines anmuthigen Thales, das die klaren Wellen des Reisters durchziehn, durch eine Schlucht von der fortlaufenden Hügelreihe getrennt, erhebt sich der Berg, auf welchem einst die alte Kreuzburg stand; aus dem Fuße desselben ergießt sich durch eine hineingeschobene Röhre ein starker Strahl des schönsten Quellwassers, oben auf der Höhe aber steht noch ein gemauerter Bogen, ein Ueberbleibsel des Schlosses der Ordensbrüder, von dessen einstiger Festigkeit das noch sichtbare, tief in die Erde hineingelassene Fundament Kunde giebt.

Nachdem das Schloß zerstört war, zeigte sich um die Zeit des Vollmondes, sowohl um Mitternacht, als am hellen Mittage, eine weibliche Gestalt in weißem Gewande, entweder zwischen den Ruinen umherwandelnd, oder am Fuße des Berges bei der Quelle sitzend, mit dem Kämmen ihres langen goldenen Haars beschäftigt. Daß es keine irdische Erscheinung sei, erkannten Alle, die auf dem nebenhin führenden Fußsteige ihr vorüber gingen, und deshalb hatte lange Niemand es gewagt sie anzureden. Eines Tages kam aber, als die Jungfrau gerade wieder an der Quelle saß, ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Schnakinnen vorbei, der, da er sich gerade ein Räuschchen getrunken, Muth genug besaß, der Jungfrau einen „guten Tag" zu wünschen. Als sie aber diesen und einen wiederholten Gruß nicht erwiederte, so eilte er fort, ihr verdrießlich zurufend: Nun, wenn du schöne Maid so unhöf-

lich bist, und mir auf meinen zweimaligen Gruß keinen Dank sagst, so werde ich mich nicht zum dritten Male bemühn. Da erhob die Erscheinung sich, und indem sie zu den Ruinen zurückkehrte, vernahm man eine klagende Stimme: Ach, warum nicht auch zum dritten Male? dann wäre ich erlöst gewesen; so nahe meiner Befreiung muß ich nun für immer zu den finstern Mächten zurückkehren! Noch um Mitternacht hörte man die Trauertöne, dann verstummten sie, und seit dieser Zeit hat man die weiße Schloßjungfrau nie wieder deutlich gesehen.

192. Die Schätze des Kreuzburger Schlosses.

Zwischen den Ruinen des Kreuzburger Schloßberges zeigte sich früher ein jetzt verschütteter Eingang zu einem Keller, der für das Schatzgewölbe der alten Burg gehalten ward. Bei diesem war ein armer Handwerksmann, der das Haus voll unerwachsener Kinder hatte und oft nicht wußte, wie er deren Hunger stillen möchte, wenn er Holz aus dem Walde holte, mit seinem Weibe häufig vorbeigekommen. Dann hatten sie wohl den Blick sehnsüchtig nach jenem Gewölbe gerichtet, und sich nur einen kleinen Theil der Schätze, die dort verwahrt sein sollten, gewünscht, um dem Kummer der Ihren ein Ziel setzen zu können. Da begab es sich eines Tages, daß zwei ihrer Buben im kindischen Spiele in der Mittagsstunde in jenes Gewölbe geriethen, und dort im innersten Raume ein gar anmuthiges Frauenbild, eine Jungfrau in blauem Gewande und mit glänzendem goldenen Haare, antrafen, welche die Erschreckten freundlich herangewinkt, jedem eine Handvoll Goldgulden in die Mütze geschüttet und sie bedeutet hat, mit der empfangenen Gabe sich nach Hause zu begeben, woselbst sie den freudig staunenden Eltern das Geschenk

treulich überliefert und so sich und den Ihren ein sorgenfreies Leben bereitet haben.

Die Kunde von dem unverhofften Glücke des ehrlichen Handwerksmannes ist nicht verschwiegen geblieben, und mancher arme Hausvater hat seine Kinder in den Schloßkeller geschickt; aber mit leeren Händen sind selbige stets zurückgekommen.

Es hat sich aber eine geraume Zeit hernach begeben, daß die Kreuzburger Schuhknechte eines Abends in ihrer Herberge gezecht haben, und beim Nahen der Mitternacht, als der Meth die Gemüther aufgeregt, und mancherlei abenteuerliche Geschichten zum Besten gegeben worden, zwei Schuhknechte eins geworden sind, aus dem alten Schloßkeller einen Theil der dort verwahrten Schätze zu holen. Sie sind denn auch wirklich in denselben eingedrungen, und haben zu ihrer Freude dort die Jungfrau in blauem Gewande und mit goldenem Haare angetroffen, sitzend vor einer mit funkelndem Golde gefüllten Braupfanne. Als die Schuhknechte ihr Begehr vorgetragen, hat die Jungfrau mit einer silbernen Kelle das goldene Gebräu geschöpft und in das Schurzfell, das jene aufgehalten, geschüttet. Diese sind froh heimgekehrt; je näher sie aber der Herberge gekommen, um so leichter ist ihre Last geworden, und als sie nun prahlend ihre Beute ausschütten wollen, sind die Goldgulden in lauter Frösche und andere Bewohner des am Schloßberge vorbeifließenden Keisters verwandelt gewesen.

Diese wunderbare Geschichte hat der jetzt zweiundachtzigjährige Bürger Michael Krause in Kreuzburg, zur Zeit als er die dortige Schule besucht, von einem damals neunzig Jahre alten Bürger Graumann vernommen.

193. Der unfruchtbare Eichwald.

Hinter dem Dorfe Krücken bei Kreuzburg stand vordem ein Eichwald, dessen Bäume niemals Früchte trugen. Damit hat es folgende Bewandniß gehabt: Als im Jahre 1249 das Ordensvolk von Elbing und Balga sich vor den heidnischen Preußen in dieses Dorf, das damals den Namen Pokarweis führte, geflüchtet, und, da die Feinde alle Wege verlegt, nicht fürder ziehn konnte, machte es eine Abkunft dahin, daß Bruder Heinrich Bozel, der Marschall, und einige Andere sich als Geißeln stellen, die Uebrigen aber freien Abzug haben sollten. Die Preußen hielten jedoch nicht Glauben, sondern erwürgten vierundfunfzig Ritter sammt allen Christen, die mit selbigen waren. Einem frommen Bruder schnitten sie den Nabel aus, nagelten solchen an einen Eichbaum und trieben ihn mit Martern und Schlägen herum, daß sich die Eingeweide herauswanden, bis er hinstürzte und unter gräßlichen Martern starb. Seit dieser Zeit hat der Eichwald keine Frucht mehr tragen wollen. Auch den Namen: Krücken, hat der Ort bei dieser Gelegenheit erhalten, und zwar weil ein Verräther bettlersweise auf Krücken zu dem Ordensvolk hineingekommen und alle Gelegenheit besichtigt hat, wodurch nachgehends dies genöthigt ward, sich zu ergeben.

Duisburg Chron. P. III. c. 65.
Henneberger Erklärung S. 244.

194. Die Ausländer aus Zinten.

Es hat sich einstmals begeben, daß einige Handwerksgesellen aus dem kleinen ostpreußischen Städtchen Zinten nach Domnau gewandert sind. Um sich dort ein Ansehen zu machen, hatten selbige sich vorgenommen, sich für Ausländer auszugeben, und da die Domnauer sonst eben nicht

wegen ihrer Klugheit gerühmt worden und deshalb sogar zum Sprichwort geworden sind, meinten sie, daß ihnen dies um so eher gelingen werde. Aber sie wurden dennoch erkannt und trugen nichts als Spott und Gelächter davon. Von diesem Vorfall her nennt man in Preußen denjenigen, der es den Ausländern in der Sprache oder dem Benehmen nachzuthun sich zwingt, einen Ausländer aus Zinten.

(Pisanski) Erläuterung einig. preuß. Sprichwörter. S. 3.

195. Die bluttriefende Hostie.

In der Kirche zu Bischofstein, gleich links vom Eingange, steht ein Altar, der zum heiligen Blute genannt wird. Die Entstehung dieses Namens ist folgende: Als Heinrich Sormbom, der Bischof von Ermeland, die neugegründete Kirche weihete, und an dem gedachten Altare die Messe hielt, da rannen von der Hostie, als er sie erheben wollte, einige Blutstropfen herab. Der Bischof verschied wenige Tage darauf; nachher haben sich aber bei dem Altare noch mancherlei Wunder zugetragen.

Leo histor. Pruss. p. 183.

196. Die Gründung der neuen Kirche zu Glottau.

Die Kirche zu Glottau im Ermelande ist weit und breit berühmt wegen der vielen Wunder, die dort der Leichnam des Gekreuzigten hervorgebracht, und tausende von Gläubigen strömen dort, sonderlich am Frohnleichnamsfeste, zusammen. Der Ursprung dessen ist folgender: Als einst Landleute der Gegend auf das Feld zogen, um zu ackern, blieben die Ochsen plötzlich an einem Hügel stehn, brüllten und scharrten mit den Hufen die Erde auf, bis sich unter derselben eine Hostie zeigte. Als dies den Priestern kund ward, brachten sie solche mit feierlicher Pro-

cession in die alte Kirche zu Glottau, dann in die zu Guttstadt. Aber am folgenden Morgen war die Hostie wieder an ihrer früheren Stelle. Als sich dies zu zweien Malen ereignet hatte, da erkannte man, daß der Herr selbst sich diesen Platz zu seiner sonderlichsten Verehrung erwählt habe, und erbaute die neue Kirche an dem Hügel, wo sie noch bis auf den heutigen Tag steht. Auch wird in dieser noch die Stelle gezeigt, wo die Hostie gefunden ist. Eine mit einem eisernen Flechtwerke bedeckte Vertiefung neben einem Altare an der gegen Mitternacht liegenden Wand der Kirche bezeichnet sie.

Leo hist. Pruss. p. 152.

197. Die Stadt Wormditt.

In dem Jahre 1325 ließ der Bischof Eberhard von Ermeland eine neue Stadt bauen, an einer Stelle, wo damals eine große Wüste war. Als man nun das Rathhaus gründen wollte, fand man beim Graben allda einen gräßlichen Wurm, der so groß war, daß zwei der stärksten Pferde ihn kaum von der Stelle schleppen konnten. Weil man nun noch keinen Namen für die Stadt hatte, so wurde sie danach Wormditt genannt, welches so viel heißt, als Volk des Wurms. Die Stadt führt auch zum Wahrzeichen einen großen Wurm in ihrem Wappen und Siegel.

Luc. David Th. V. S. 244.

198. Die Krügerfrau zu Eichmedien.

Eine Meile von der Stadt Rastenburg liegt ein Dorf, Eichmedien genannt. Daselbsten hat früher eine gottlose Krügerfrau gewohnt. Auch war dort ein Schmied mit Namen Albrecht, derselbe ist aber später von da fortgezogen nach Schwarzenstein. Da begiebt es sich nun, daß die Krügersche, wenn sie das Bier verschenket, eine solche

Gewohnheit an sich hat, daß sie öfters zwei Stof Bier für eins angeschrieben. Wie es nun zur Zahlung kommt und die Bauern das Brettchen von ihr fordern, da befinden sie, daß sie allezeit zwei Stof für eins bezahlen sollen, und sie sprechen zu ihr: Wollt ihr zu Gott kommen, so müsset ihr recht thun. Andere aber sprachen wieder: sie hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel! Auf diese Reden der Bauern fanget die Krügersche an sich zu verfluchen, der Teufel solle sie mit Leib und Seele vor ihren Augen wegnehmen, wo sie ihnen auf ein einziges Stof Unrecht gethan hätte. In demselben Verschwören und Verfluchen hat sich auch der Teufel nicht verabsäumet, sondern ist stracks in die Stube gekommen, und hat sie vor Aller Augen angefasset. Es ist darauf ein erschreckliches Sausen und Brausen in der Stube geschehen, daß die Leute, die darinnen waren, vor großem Schrecken wie todt gewesen. Indem ist der Teufel mit der Frau davon geflogen, hat sie zum schwarzen Gaul gemacht, und ist denselbigen Abend auf ihr geritten nach Schwarzenstein vor die Schmiede. Es ist aber zur selbigen Zeit sehr glatt gewesen, daß man mit unbeschlagenen Pferden nicht hat können fortkommen. Da ist er vor das Fenster der Schmiede geritten und hat angefangen den Schmied zu rufen: Hufschmied, schläfst du? Stehe auf, und beschlage mir mein Pferd! Der Schmied aber, so im ersten Schlaf gewesen, hat sich nicht gleich ermuntern können; da hat der Teufel ihn zum andern Male gerufen, er solle aufstehen und sein Pferd beschlagen. Der Schmied aber hat geantwortet: ich habe schon das Feuer ausgelöschet, und muß mit meinem Gesinde ruhen! Der Teufel aber hat nicht abgelassen, sondern zum dritten Male gesprochen: Stehe auf, Schmied, ich werde es dir doppelt bezahlen; ich habe Briefe, die muß ich noch in der Nacht zur Stelle bringen; wenn du

aber nicht wirst aufstehen und meinen Klepper beschlagen, so verklage ich dich bei meinem gnädigsten Herrn! Als der Schmied solches gehöret, ist er mit seinem Gesellen aufgestanden und hat angefangen zu arbeiten. Der Teufel aber hat zum Schmied gesprochen: fördere dich nur, mein Schmied, ich will dir dreierlei Geld zum Lohne geben. Und so hat er immer angehalten, denn er müsse in der Nacht noch weit reiten. Als nun zwei Eisen fertig waren, hat der Teufel zum Schmied gesprochen, er solle hingehen und die Eisen dem Pferde aufmessen. Worauf der Schmied mit seinem Gesellen hingegangen. Als nun aber der Schmied dem Pferde die Eisen auf den Fuß geleget, da fing das Pferd an zu reden und sprach: sachte, sachte, mein Gevatter, ich bin die Krügersche von Eichmedien! Wie der Schmied solches gehöret, erschricket er, daß ihm die Zange mit sammt dem Eisen aus der Hand fällt, und er läuft mit seinem Gesellen in das Haus. Der Teufel aber hat immerfort angehalten, er solle sich fördern. Weil indeß der Schmied mit seinem Gesellen von großem Schrecken halb todt gewesen, so hat sich die Arbeit nirgends schicken wollen, bis die Hähne angefangen zum ersten Male zu krähen; da ist das Pferd wieder zum Menschen geworden: der Teufel aber ist sehr zornig geworden und hinausgegangen, und hat die Frau zu dreien Malen auf das Maul geschlagen, daß man alle Teufelsfinger und Klauen in den Backen gekannt, und diese sind geronnen gewesen von Theer, welches sie auch zum Wahrzeichen behalten; der Teufel aber ist indem verschwunden. Dieselbe Krügersche hat noch ein halbes Jahr lang gelebt, aber sie ist herumgelaufen wie ein unsinniges Mensch, und wenn man sie hat in ihr Haus gebracht, hat sie nicht können darin bleiben, und wenn man sie noch so fest angebunden, so hat sie sich doch losgerissen. Solches ist geschehen in

dem Jahre 1473. Der Schmied hat die beiden Eisen dem Pfarrer gegeben, welcher sie in der Kirche zu Schwarzenstein aufgehangen. Das eine davon haben im Jahre 1657 die Polen geraubet, das andere ist 1701 dem Könige Friedrich dem Ersten geschenkt, als er sich die Krone aufsetzte. An der Stelle derselben sind jetzt in der Kirche zu Schwarzenstein zwei Hufeisen von Holz verfertigt, welche den rechten ganz gleich sehen.

Henneberger Erklärung S. 429.
Pratorius Weltbeschreibung II. 362.
Francisci lustige Schaubühne Th. I. S. 801.
Erl. Preuß. Th. I. S. 195 und 858.

199. Die Männlein zu Allenstein.

In dem Städtlein Allenstein hausen seit uralten Zeiten kleine Männlein, welche oft von Haus zu Haus gehen; was sie aber eigentlich machen, hat noch Niemand gesehen. Einstmals lebte in Allenstein die Frau eines reichen Rathmannes, Namens Schellendorf. Diese saß eines Abends im Winter, während die Mägde das Vieh beschickten, in der Stube ganz allein, und auch ohne Licht. Auf einmal gehe die Stubenthür weit auf, und es treten in die Stube eine Menge kleiner Männlein mit spitzigen Hüten, daran hatte jeder von ihnen eine Laterne mit einem blau brennenden Lichte. Jedes der Männlein führte eine kleine Frau oder Jungfrau, welche sehr wohl geschmückt waren. Die Männlein sahen zuerst die Frau an, welche die Hände vor die Augen hielt, aber durch die Finger dem Treiben zusah. Dann stellten sie sich alsbald in einen Kreis und fingen gar zierlich an zu tanzen. Plötzlich aber tritt Einer der Männlein auf die Frau zu, und sagt zu ihr: mach' deine Augen zu! Die Frau aber kehrte sich daran nicht; drauf sprach das Männlein zum andern Male: ich sage

dir, mache die Augen zu! die Frau aber kehrte sich wiederum nicht daran. Da sprach das Männlein zu Einem der andern: Mache die Fenster zu! Und alsbald trat dieses Männlein zu der Frau, und blies ihr in die Augen, davon wurde sie zur Stunde blind, daß sie Zeit ihres Lebens nicht wieder sehen konnte.

Luc. David Th. I. S. 130 ff.

200. Der große Krebs zu Mühlhausen.

Neben dem Städtlein Mühlhausen im Hockerlande ist ein Teich gelegen, in welchem ein großer Krebs befindlich gewesen sein soll, der den Bürgern lange Zeit die Mauern umfressen, dessen sie aber zuletzt mächtig geworden, und den sie dann in dem Teiche an eine Kette gelegt hatten. Alle jedoch, die nachgehends den Krebs haben besehen wollen, sind in das Wasser gestürzt.

Henneberger Erklärung S. 323.

201. Der Wurf mit dem Teufel.

Eine Viertelmeile von der Stadt Domnau liegt im Felde ein Stein von mittelmäßiger Größe; in demselben siehet man drei vierkantige Löcher, als wenn daselbst drei große Würfel gelegen. Diese sind aber daher entstanden: Es war vor Zeiten einesmals ein Zimmergesell in Domnau, der war sonst fromm und gottesfürchtig. Eines Tages aber hatte er sich wohlberauscht, und es kamen ihm böse Gedanken, in denen er den Teufel zum Würfelspiel einladete. Der Teufel fand sich auch alsbald ein, und sie gingen zusammen auf das Feld an diesen Stein. Dort würfelten sie um vieles Geld, welches der Teufel gegen die Seele des Zimmergesellen setzte. Der Teufel hatte den ersten Wurf, und warf sofort die höchsten Augen. Da

entsetzte sich der Gesell sehr, er wurde plötzlich nüchtern, und sahe ein, in welchen schlimmen Handel er sich eingelassen; und er seufzete zum Himmel und bat die Mutter der Gnaden um Beistand; dann warf er, und es geschah, daß einer der Würfel sich spaltete, und ihm so höhere Augen gab. Der Teufel verschwand darauf voll Zorns; von den drei Würfeln waren aber die drei Löcher in dem Stein zurückgeblieben, die darin annoch zu sehen.

Erl. Preuß. Th. III. S. 290.

202. Die Kapelle auf dem Tannenberger Wahlplatz.

Auf dem Tannenberger Wahlplatz, wo einst die Blüthe des deutschen Ordens gebrochen ward, wurde zum Andenken an diese unheilvolle Begebenheit eine Kapelle errichtet. Nachdem dieselbe schon verfallen, ist ihr Gemäuer von den Umwohnern noch lange für heilbringend gehalten. Am zweiten Pfingstfeiertage versammelt sich dort das Volk, und Kranke, Gebrechliche und Krüppel ziehen ihre Strümpfe und Schuhe aus und legen solche nebst ihren Krücken an und auf die Mauer gegen Osten, wo sonst der Altar gestanden, fügen auch ein Opfergeld nach ihrem Vermögen hinzu, und ziehen dann, baldiger Genesung gewiß, wieder heim.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 549.

203. Die Kirche zum Leichnam Jesu in Elbing.

Im Jahre 1400 brannte zu Elbing ab die Kirche zu St. Georgen, welche gar schön und zierlich von Holz erbauet und in Holz aufgemauert war. Als man nun den Schutt wegräumte, da fand man, daß Alles in der Kirche verbrannt war, ausgenommen das Büchslein, worin das heilige Altars-Sacrament verwahrt wurde. Dieses Büchs-

lein mit drei kleinen geweiheten Hostien darin ward ganz und unversehrt gefunden. Das that man erheben mit großem Gepränge und Herrlichkeit. An der Stelle aber, wo es gefunden, baute Bruder Hellwig Schwang mit Bewilligung des Hochmeisters eine neue Kirche zur Ehre des heiligen Leichnams Jesu, die noch stehet und den Namen hat. In dieser Kirche sind zum öftern viele Wunderwerke geschehen.

Johannes v. Riesenburg Jahrbücher S. 128.
Henneberger Erklärung S. 113.
Leo hist. Pruss. p. 182.

204. Die Teufelssteine.

Bei dem Dorfe Groß-Stoboy unweit Elbing liegen auf dem Felde zwei große Feldsteine tief in die Erde hinein, die Teufelssteine genannt. Es wird erzählt, daß, als einst die Pferdejungen des Nachts beim Hüten auf ihnen Karten gespielt, der Teufel sich in Gestalt eines Thieres zu ihnen gesellt, und am Spiele Theil genommen oder wenigstens demselben zugesehen habe, bis er beim ersten Geschrei des Hahnes zwar Abschied nahm, aber zum Zeichen, in wessen Gesellschaft sie gewesen, seinen Fuß in den einen Stein abdrückte. In demselben ist denn auch wirklich ein Eindruck, wie von einem hinteren Bärenfuße zu sehn.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 383.

205. Der Kartenstein.

Zwischen Neu-Schönwalde und Koggenhöfen im Elbingschen Gebiete liegt ein röthliches Felsstück, fünf Fuß drei Zoll lang und anderthalb Fuß hoch, mit einigen breiten, die Länge und Quere darüber hinlaufenden Adern, die demselben ein Ansehn geben, als wenn es mit Riemen

beschnürt wäre. Zwischen den Adern liegen, obwohl etwas unförmlich, Quadrate von weniger harter Masse und daher etwas ausgewittert, so daß sie viereckige Vertiefungen bilden. Nach der Sage haben einst die Pferdejungen des Sonntags unter der Predigt Karten gespielt, wobei sich der Teufel zu ihnen gesellt und eine Zeitlang mitgespielt. Als er aber ein Spiel nach dem andern verlor, schleuderte er zuletzt die Karten gegen den Stein, wovon die Abdrücke zurück blieben.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 384.

206. Die Blutseen.

Sehr verbreitet sind die Sagen von Teichen und Flüssen, die ihr Wasser in Blut verwandelt oder doch wenigstens eine blutrothe Farbe angenommen. So wird von dem Wichmann-See bei Ridau berichtet, daß er im Jahre 1712 acht Tage hindurch des Morgens eine so dunkel kirschbraune Farbe gehabt, daß, wenn man damit geschrieben, es wie braune Kuglakfarbe ausgesehn. Des Mittags sei aber der See immer wieder ganz klar und farblos gewesen. Eine fast gleiche Farbe, ähnlich dem Safte von rothen Rüben, nahm auch 1715 ein kleiner Teich in Bröske an. Wenn man aber damit schrieb, so verschoß die Farbe bald wieder und wurde wie blasse Tinte. Das Wasser des Teiches zwischen Königsberg und Karschau soll sich gleichfalls einst in Blut verwandelt haben.

Hartwich Beschreib. d. Werder S. 7. 517. 518.

Preußisch. Todesklempel S. 153 flg. S. 155.

Joh. Pet. Schulz de aqua sanguinea Mariaeburg. Thor. 1716. Coll. Sanit. Relation wegen eines in Preußen, zwischen Königsberg und Karschau, gelegenen Dimpels, welcher sich in Blut soll verwandelt haben 1712. cf. Erl. Preuß. Th. IV. § 527 flgg. Etwas zur Erklärung des Blutregens und Verwandlung des Wassers in Blut. Annal. dys Königr. Preuß. v. Backo. 1793. 2tes Quart. S. 1 flgg.

207. Der Seeteich bei Elbing.

Etwa eine halbe Meile von der Stadt Elbing liegt ein kleiner keselrunder See, der den Namen des Seeteichs führt. Die Sage berichtet, daß hier einst eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend gestanden. Die umwohnenden Heiden hätten sich jedoch versammelt, das Gotteshaus, als gerade darin Andacht gehalten ward, gestürmt und den Priester zu tödten versucht. Da sei aber ein Feuerball vom Himmel gekommen, der das Gebäude und die Gegend ringsum entzündet habe, während der Priester emporgehoben ward. Alles, was die Flammen berüheten, versank zusammen mit den Frevlern in unermeßliche Tiefe, und an der Stelle zeigte sich die Fluth.

208. Ursprung der Stadt Danzig.

Unweit der Stelle, wo jetzt die berühmte Stadt Danzig gelegen, war vor Zeiten ein Flecken oder Dorf, die Wieke genannt. Dort war schon vor Alters allerlei Handlung und Ablager von Heringen, Aal und anderm trocknen und geräucherten Fischwerk, welches von da nach Pommern, Cassuben, Polen und Preußen weiter verfahren wurd..

Die Einwohner des Dorfes bestanden zwar größten Theils aus Fischern und Kriegern, und waren ein sehr wildes und mordsüchtiges Volk. Insbesondere hatten sie von Alters her den Gebrauch, an ihren Feiertagen in und außer dem Dorfe Freudenfeuer anzuzünden, wobei sie tapfer zechten mit Weib, Gesinde, Fremden und Gästen, und um das Feuer tanzten und sprangen. Bei solchem Wesen trug es sich zu, wie denn der Teufel insgemein beim Saufen und Tanzen seinen Höllenthron hat, daß Hader und Zank, und daraus zum öftern Mord und Todtschlag erfolgte.

Der Herr des Dorfes aber war ein sehr strenger und harter Mann. Derselbe hieß Hagel, und wohnte nicht weit von dem Dorfe Wieke, in einem hölzernen Schlosse, welches deshalb Hagelsberg hieß, wie noch jetzt die Stelle, wo es gestanden. Derselbe war zugleich ein vornehmer Fürst der Wenden. Dieser Fürst Hagel nun bestrafte nicht bloß auf das strengste dergleichen wildes und unziemliches Treiben der Einwohner von Wieke, sondern er hielt dieselben auch sonst sehr hart, verlangte von ihnen das Beste, was sie hatten; sie mußten seine Aecker mit ihren Unkosten und Arbeit pflügen und säen; sie durften keine Fische fangen und kein Holz fällen, sie hätten denn vorher von ihm mit vielem Gelde die Erlaubniß erkauft; ihre Weiber, Töchter und Mägde mußten ihm zu Willen leben. Solcher schnöden Tyrannei, nachdem sie zehn Jahre gedauert hatte, wurden die Unterthanen endlich überdrüßig; sie verschworen sich daher heimlich gegen den Fürsten Hagel, und beriethen unter einander, wie sie seiner durch List los werden möchten. Denn durch Gewalt ging dies nicht an, da man damals noch keine Geschütze hatte und daher sein hölzernes Schloß nicht zu erstürmen war, Hagel aber außerhalb seiner Burg sich nicht sehen ließ.

Nun hatten aber die Wieker eine Gewohnheit, daß sie alljährlich auf einen gewißen Tag Abends zu Ehren eines ihrer Abgötter ein großes Feuer anzündeten, um welches sie tanzten und sangen. Sodann gingen sie alle mit einander mit zusammengefaßten Händen tanzend auf den Hagelsberg hinauf, wo sie oben auf dem Platze vor der Burg drei Tänze machten zu Ehren des Herrn und seines Hofgesindes. Dagegen mußte ihnen Hagel dann ein Faß Bier herausgeben, welches sie nach altem Brauche auf seine Gesundheit vertranken. Diese Gelegenheit hatten die Wieker zur Ausführung ihres Vornehmens außersehen,

Da nun die Zeit und der Tag herangekommen war, zogen sie ihrer Gewohnheit nach auf den Berg hinauf und fingen an zu tanzen. Da befahl Hagel, ihnen das Bier herauszubringen, wie gebräuchlich, und wie nun die festen Thore geöffnet wurden, um das Bier herauszulassen, da verließen die Wicker, welche bisher dem Anschein nach sorglos getanzt hatten, ihren Tanz, und sprangen neben der Tonne vorbei durch das Thor. Unter ihren Kleidern hatten sie kurze Schwerter und Beile verborgen, und wie sie in die Burg kamen, wo man an solchen Ueberfall nicht dachte, da würgten sie ohne Mühe Alles, was ihnen entgegenkam, Herrn Hagel mit allen den Seinigen, ausgenommen jedoch seine Tochter Pechta; diese erhielt derjenige zum Weibe, der den Anschlag zuerst erfunden hatte. Als die Reihe an Herrn Hagel kam, daß er sterben sollte, da rief er aus: o Tanz, o Tanz, wie hast du mich betrogen! Als nun nachmals die Burg Hagelsberg verbrannt, und dorten eine Stadt gebaut wurde, da gab man dieser zum Andenken an die That und an jene Worte Hagels, den Namen Tanz-wicke, daraus späterhin Danzig geworden. —

Nach einer andern Erzählung hatte Hagel, um sich mit den Wickern auszusöhnen, dem Vornehmsten von ihnen seine Tochter Pechta oder Perchta zum Weibe versprochen. Nun war es aber dort der Brauch, daß der Bräutigam am Tage der Hochzeit mit seinen Freunden und Bekannten zu der Braut ging, und sie unter vielen Ceremonien und Festlichkeiten aus ihrer Eltern Hause auf den zur Trauung bestimmten Platz mitten im Dorfe führte. So sollte es aber diesmal nicht sein; denn Hagel, der den Wickern nicht traute, wollte den Bräutigam mit seinen Freunden, deren er eine große Anzahl mit sich hatte, nicht in die Burg lassen, sondern begehrte, daß statt ihrer des Bräutigams Mutter sammt etlichen Jungfrauen in die

Burg kommen und die Braut holen sollte. Die Wicker, welche bei dieser Gelegenheit den Hagel umbringen wollten, ließen sich dadurch nicht irre machen; es kleideten sich nämlich mehrere junge Gesellen in Weiber aus, verbargen ihre Waffen unter den Weiberröcken, und gingen nun als die Dienerinnen der Brautmuter und deren Begleiterinnen mit in die Burg hinein. Herr Hagel, der sich solcher ververkleideten Gäste nicht besorget, läßt sie alle in die Burg hinein, bringet ihnen die Braut schön angekleidet entgegen, und nimmt nun die schönste der mitgekommenen Jungfrauen, und wie es die Sitte will, fanget er einen Tanz mit ihr an. Desgleichen thun auch seine Hofleute mit den übrigen Jungfrauen. Wie nun aber der Tanz am besten zu Gange, da springen die verkleideten Mägde mit blanken Waffen herbei, mitten zwischen die Tanzenden, ermorden Hagel und seine Hofleute, und führen die Braut hinweg; da soll Hagel in seinem letzten Augenblicke geschrieen haben, wie vorhin ist gesagt worden. —

Andere halten nun wieder alle diese Erzählungen für unwahr, und sagen, in dem Dorfe Wicke habe vor alten Zeiten ein vornehmer Däne gehauset; derselbe sei ein großer Seeräuber gewesen und habe dort seinen Raub verborgen, daher denn der Name Danske Wiek, Danzwieg, Danzig entstanden sei.

Wie nun aber die Stadt Danzig zuerst ist gebauet worden, das hat sich auf folgende Weise zugetragen: Als nämlich die Einwohner des Dorfes Wicke anfangen wollten, die Stadt zu bauen, da gingen sie zu dem Herrn des Landes, und begehrten von ihm, ihnen so viel Platz zu der neuen Stadt zu vergönnen, als sie mit ihren Armen umspannen könnten; der wußte nicht, was er aus dieser Bitte machen sollte, aber er gewährte ihnen dieselbe, und nun kamen alle Einwohner des Fleckens mit Weibern, Kindern,

Knechten und Mägden, nahmen einander bei den Händen, und begriffen also einen Raum, so weit sie reichen und sich ausbreiten konnten auf dem Platze, wo noch heutigen Tages die alte Stadt Danzig gelegen ist. (Vergl. hierüber die folgende Sage.)

Cath. Schütz hist. fol. 7. fol. 10.
Henneberger Beschreibung s. v. Danzig S. 61.

209. Erbauung der Stadt Danzig.

Subislaus, der erste Herzog von Pommerellen, welcher die Taufe empfing, war von König Waldemar von Dänemark mit Krieg überzogen, und hatte, da er in seinem Lande noch keine Stadt besaß, nirgends Widerstand leisten können. Damit er nun nicht wieder in gleiche Noth gerathen könne, beschloß er eine Stadt zu gründen, forderte die Bewohner des Fleckens Danzig vor sich und stellte ihnen vor, wie vielerlei Nutzen ihnen daraus erwachsen möchte, wenn sie mit Aufgabe ihrer bisherigen Wohnungen an einem gelegenen Orte eine Stadt errichteten; einen solchen möchten sie sich daher wählen; er wolle ihnen nicht nur die Baustelle und das Holz unentgeltlich hergeben, sondern auch Graben und Planken auf seine Kosten machen lassen. Die Danziger waren hiermit zufrieden, und erbaten sich zur neuen Stadt so viel Raum, als sie mit ihren Armen umfassen möchten. Obwohl der Fürst nun nicht einsah, wo es mit dieser Bitte hinauswolle, so verwilligte er selbige dennoch. Da kamen auf einen bestimmten Tag alle Bewohner des Fleckens mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden und was sonst an Menschen bei ihnen vorhanden war, nahmen einander bei den Hände" und umfaßten also einen Kreis, so weit sie reichen und sich ausbreiten konnten, auf dem Platze, da noch heutiges Tages die Altstadt Danzig belegen ist. Der Fürst, obwohl er

nicht gemeint, daß ihm sein Anerbieten so theuer zu stehen kommen würde, glaubte doch, sein Wort halten zu müssen, und that das ganze umspannte Land aus.

Casp. Schütz Historia. fol. 10.

210. Der Marienbrunnen zu Danzig.

In dem Innern des Brigitten-Klosters zu Danzig befindet sich ein wunderthätiger Quell, der Marienbrunnen zu Ehren der Exbenedeiten genannt. Diese hatte nämlich selbst einigen frommen Jungfrauen die wunderthätige Kraft des Brunnens enthüllt und den Ort als eine geheiligte Stelle angewiesen. Es ward daher neben dem Quell zuerst eine Kapelle und ein kleines Kloster für Schwestern vom Orden der Marien-Magdalenen-Büßerinnen erbaut. Als aber im Jahre 1374 der Leichnam der heiligen Brigitta aus Rom über Danzig nach Schweden gebracht und einige Tage in jener Kapelle ausgestellt ward, ließ der Hochmeister Konrad von Jungingen eine große Kirche bauen, und weihte sie nebst dem gleichfalls erweiterten Kloster der genannten Heiligen, welche durch ihre, auf den deutschen Orden sich beziehenden Prophezeiungen in der preußischen Geschichte berühmt ist.

Löschin Danzig S. 102.

211. Das Crucifix in der Marienkirche zu Danzig.

Ueber der Hedwigskapelle in der Marienkirche zu Danzig befindet sich ein in Holz geschnitztes Bild des Gekreuzigten von so unübertrefflicher Schönheit, daß man es keinem geringeren Künstler, als dem großen Michel Angelo glaubte beilegen zu können. Die Darstellung des schmerzensvollen und doch so sanften Hinscheidens ist in der That so treu und wahr, daß sie nicht die Nachbildung eines Ideals, sondern der Natur selbst zu sein scheint. So wird

denn auch erzählt, daß der Künstler, nachdem er die Anfertigung übernommen und lange vergeblich nach einem ihm genügenden Vorbilde gesucht, endlich einen schönen Jüngling gefunden habe, der ihm in jeder Beziehung dazu geeignet schien. Diesen habe er, verblendet von der Leidenschaft, ein vollkommnes Kunstwerk zu schaffen, in seine Wohnung gelockt und dort lebendig ans Kreuz geschlagen, dann aber nicht Nacht nicht Tag geruht, bis er das Bild vollendet, und darauf sich selbst das Leben genommen.

Noch andere Merkwürdigkeiten bewahrt die Marienkirche, an welche sich wunderbare Sagen knüpfen; so eine äußerst kunstreiche Uhr, ein Meisterwerk des Nürnbergers Hans Düringer, den man nach der Vollendung, damit nicht auch andere Kirchen dergleichen Werke von ihm erhalten könnten, seiner Augen beraubt, worauf aus Rache das Haupttriebwerk von ihm zerstört sein soll; dann ein aus Thon geformtes Bild der Maria, von welchem berichtet wird, daß ein zum Tode verurtheilter Verbrecher es im Gefängnisse verfertigt, und zum Lohn Begnadigung erhalten habe.

Löschin Danzig S. 64 fgg. und mündliche Ueberlieferung.

212. Adam und Eva zu Danzig.

Zu Danzig in der Langgasse steht ein Haus, das von dem daran befindlichen Schnitzwerke den Namen Adam und Eva führet. Obwohl es nicht nur in dem schönsten und gesuchtesten Theile der Stadt gelegen, sondern auch ein herrliches Denkmal der Baukunst unserer Altvordern ist, so hat es doch lange Jahre hindurch unbewohnt und wüste gestanden, weil es in dem Hause umging. Früher hatte man es öfters zu beziehen versucht, doch zwangen die Geister, welche nicht Nacht nicht Tag Ruhe hielten, immer bald wieder, es zu verlassen. Also kam es, daß es ganz

verfallen war, als es in die Hand eines neuen Besitzers gerieth, der es nun wieder herstellen lassen wollte. Aber wenn das Werk beinahe zu Ende war, so ward plötzlich alle Arbeit wieder vernichtet gefunden, so daß der Aufbau nie zum Ziel gelangte und zuletzt ganz aufgegeben wurde. Erst in der neuesten Zeit ist es geglückt, ihn wirklich ganz zu vollführen und das Haus bewohnbar zu machen.

Noch wird erzählt, daß Jeder, der zur Zeit, als die Geister dort noch hauf'ten, darin allein eine Nacht zu schlafen gewagt, Morgens an seinem Lager eine gefüllte Börse gefunden habe, mit der Weisung, das darin befindliche Geld, ohne es zu verschenken, bis auf den letzten Pfennig im Laufe des bevorstehenden Tages auszugeben, widrigenfalls ihm das Genick gebrochen werden würde. Die Meisten wurden dieser Freigebigkeit, die ihnen mehr Angst und Mühe als Vergnügen bereitete, selbst bald überdrüßig; Einige aber, die solche Quelle länger benutzen wollten, und sich ihrer bedienten, um den Lüsten zu fröhnen, wurden in ihrer Aufmerksamkeit auf die gedachte Bedingung bald lässig, was denn auch ihren jählichen Tod nach sich zog.

213. Der Brodstein zu Danzig.

Zu einer Zeit, als eine große Hungersnoth in Danzig war, lebte daselbst eine Frau, die ein schönes Kind hatte. Dieses liebte sie über alle Maaßen um seiner Schönheit willen. Als nun bei dieser Theuerung die Frau selbst ausgegangen war, und Semmelbrod für sich und ihr Kindlein geholt hatte, fand sie bei ihrer Rückkehr, daß das Kind sich unrein gemacht. In der Geschwindigkeit hatte sie kein Tuch bei der Hand, wollte auch das Kind nicht so liegen lassen, nahm derohalben die Krume aus der Semmel und reinigt mit dem Weichen das Kind. Aber zur Strafe

für eine solche Sünde bei der großen Hungersnoth, die in der Stadt war, verwandelte das Brod sich sofort in Stein, so daß die Frau, die solches nicht merkte, dem Kinde Haut und Fleisch weg wischte. Das Kind starb daran, die Frau aber verfiel in schrecklichen Wahnsinn. Der Stein wird noch jetzt zu Danzig in Unserer lieben Frauen Kirche gezeigt.

Simon Grunau Chronic. Tract. XIII. c. 11.
Luc. David Th. VII. S. 43.

214. Der Brodstein zu Oliva.

In der Kirche des berühmten Klosters Oliva bei Danzig wird noch heutiges Tages ein Stein gezeigt, welcher vormals Brod gewesen. Mit demselben hat es folgende Bewandniß: Als nämlich unter dem Hochmeister Conrad Zölner ein Schuhknecht, welcher von Welau gebürtig, in diesem Kloster Almosen bat und ein Brod bekam, steckte er dasselbe in seinen Busen und ging damit nach Danzig. Unterwegs trifft ihn ein armes Weib an mit zwei Kindern, deren eins sie auf dem Arme trägt, das andere an der Hand führet. Die bittet den Gesellen um ein Stücklein Brod, damit sie den Hunger der weinenden Kindlein stillen könne. Er aber saget, er hätte kein Brod. Die Frau aber sah das Brod, und sagte ihm, er hätte ja Brod im Busen, wie man es sehen könnte. Da schwor der Geselle, das sei nur ein Stein, um sich der Hunde zu erwehren. Als er nun aber hernach das Brod hervorlangen will, da ist dasselbe zu Stein geworden, und er gehet in sich, kehret zurück zum Kloster, bekennet was er gethan, und hängt zum Gedächtniß den Stein in des Klosters Kirche. Andere berichten dies nicht von einem Schuhknecht, sondern von einem Jacobs-Bruder, der im Kloster ein Brod empfangen. Eine andere Sage berichtet, daß, als bei der Plünderung des

Klosters im Jahre 1617 einige lutherische Soldaten vom Heere Gustav Adolphs ihre Hände an das heilige Brod legen und solches hatten verzehren wollen, selbiges vor ihren Augen in Stein verwandelt sei, wie denn auch die Spuren des Daumens, mit dem die Soldaten in das Brod gegriffen, in demselben noch kenntlich waren.

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 435.
Leo hist. Pr. p. 174.
Henneberger Erkl. S. 339.
Mart. Zeiler Handbuch von allerlei nützlichen Sachen und Denkwürdigkeiten. 1655. S. 25.
Bock Naturgesch. Preuß. Th. II. S. 372.
Lucas David Th. VII. S. 44.

215. Der Grundstein der St. Marienburg.

Als die Kreuzesbrüder Jerusalem verlassen mußten und nach Deutschland heimkehrten, führeten sie Trümmer der Burg, die sie dort gehabt, und die eben das Haus einst gewesen, in welchem der Herr das letzte Nachtmahl mit seinen Jüngern gehalten, mit sich übers Meer. Diese wurden anfangs zu Marburg aufbewahrt, als der Bau des Haupthauses zu Marienburg begann, aber dorthin geweiht und dem Fundamente einverleibt. Darum ist der Bau auch so herrlich geworden, daß er als das schönste Denkmal der Vorzeit des Landes dasteht, und so fest, daß er nun schon so viele Jahrhunderte dem Zahne der Zeit und der Unbill frecher Menschenhände getrotzt hat.

(Bergenroth) Die St. Marienburg. S. 254.

216. Das Gnadenbild zu Marienburg.

An der Schloßkirche zu Marienburg steht in einem blinden Fenster ein großes, schönes Marienbild mit dem Christuskindlein auf dem Arme; es ist zwölf Ellen lang, von schöner mussivischer Arbeit und im Feuer vergüldet.

Der Hochmeister Conrad von Jungingen hat es dahin setzen lassen. Das Bild hat verfertigt ein frommer, schlichter Mann; der hatte viele Jahre daran gearbeitet und war alt darüber geworden und hatte greise Haare bekommen. Wie er es nun aber fertig hatte, da that es ihm sehr leid, daß er von dem lieben Bilde solle scheiden. Und in der Mitternacht vorher, als es an der Kirche sollte aufgerichtet werden, begab er sich noch einmal in seine Werkstatt, zu dem Bilde. Er zündet viele geweihte Kerzen an und kniet nieder und weinet bitterlich, daß er zum letzten Male dabei weilen soll. Da winket die Mutter der Gnaden ihm mit der Hand und siehet ihn freundlich an, und die Seele des Greises wird froh, er beugt in Demuth und Freude sich nieder, und so stirbt er auf einmal eines sanften Todes in der Nähe seines heiligen Bildes.

Auch nachher war das Bild zum öftern wunderthätig: Einstmals nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, hatten die Ordensbrüder sich in das Schloß zu Marienburg zurückziehen müssen, wo sie hart von den Polen belagert wurden. Da trat ein Fürst der Polen auf und sprach zu den Seinen: Lasset uns das Bild höhnen! und er befahl einem von seinen Söhnen, die Armbrust zu nehmen und nach dem Bilde zu schießen. Der Sohn gehorchet dem Vater, allein so wie er den Bogen abdrücken will, erblindet er plötzlich. Darüber ergrimmt der Fürst, und er nimmt selber den Bogen und zielet und drücket los; doch der Bolzen fliegt rückwärts und trifft seinen eigenen Herrn, daß dieser todt zur Erde stürzet. Noch viele andere Wunder hat das Gnadenbild verrichtet.

Johannes Lindenblatt Jahrbücher S. 228.
Henneberger Erklärung S. 113.
Leo hist. Pruss. p. 182.
(Bergenroth) Die St. Marienburg.

217. Die versteinerten Liebenden.

Auf dem Schlosse zu Marienburg zeigte man sonst zwei Steine, von denen erzählt ward, daß zwei Liebende in solche verwandelt worden, und daß sie aus Betrübniß nach der Verwandlung noch häufig salzige Thränen vergössen.

Fischer disput. de lapidib. in agro pruss. sine praejudicio contempland.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 368.

218. Der Teufelsstein.

In der Nähe der Stadt Marienburg befindet sich ein Stein, von welchem die Sage geht, daß auf ihm der Teufel mit einem Bauern aus dem Werder um dessen Seele gespielt habe. Der Bauer war aber klüger als sein Widersacher, und gewann das Spiel. Drob ward der Böse zornig, und schlug mit der Hand in seiner Wuth so heftig auf den Stein, daß der Eindruck seiner Faust noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

219. Der unterirdische Gang im Schlosse zu Marienwerder.

In dem alten Schlosse zu Marienwerder, einst Residenz der Pomesanischen Bischöfe, befindet sich auf der, dem unter dem Namen des Danziger bekannten Bogengange entgegengesetzten Seite ein unterirdischer Gang, von dem man nicht wußte, wo er hinführe. Es ist in früherer Zeit von Vielen versucht worden, hineinzudringen; wenn sie aber noch nicht eben tief hinabgekommen waren, erschienen ihnen Geister, vor denen sie sich so entsetzten, daß sie eiligst zurückkehrten. Es ist daher auch niemals gelungen, das Ende des Ganges zu erforschen. Gegenwärtig ist dessen Eingang verschüttet.

Aehnliches wird auch von unterirdischen Gängen bei andern Schlössern, ferner von einer unterirdischen Höhle in dem bei Salfeld belegenen Burgberge berichtet.

Bock Naturgeschichte von Preußen Th. II. S. 541. und mündliche Ueberlieferung.

220. Der Todtenberg bei Marienwerder.

Neben der Stadt Marienwerder gegen Mitternacht liegt eine Anhöhe, welche den Namen des Todtenberges führt, und zwar deshalb, weil sie durch die Leichen der in einem, im polnisch-schwedischen Kriege hier vorgefallenen Gefechte Gebliebenen entstanden sein soll. Nach der Sage gestatten die Geister der Begrabenen nicht, daß hier ein Haus gebaut werde, und als jemand vor einiger Zeit dennoch ein solches errichtet und bezogen hatte, sollen ihm dieselben erschienen sein und ihn aufgefordert haben, das Haus sofort wieder zu räumen, weil ihm solches sonst über dem Kopfe zusammenstürzen werde.

221. Der Irrgarten bei Riesenburg.

Die Brüder und Kreuzherren des deutschen Ordens hatten durch ihre Ordensregel sich eidlich verpflichtet, Jerusalem, die heilige Stadt, gegen die Feinde des christlichen Namens zu vertheidigen, und wenn es verloren gegangen sei, wiederum einzunehmen. Um sich nun von solchem Eide los zu machen, und einigermaßen ihr Gewissen zu beruhigen, ließen die Ritter in Preußen fast bei allen Schlössern im Felde die Erde aufgraben, und ein Festungswerk mit vielen Gängen und Laufgräben aufwerfen, welches einem Labyrinth oder Irrgarten sehr ähnlich sah und von ihnen Jerusalem genannt wurde. Anfangs hatten sie hierbei ihre gottseligen Gedanken gehabt; hernach trieben sie aber bloß ihr Gespötte damit, denn wenn sie bei ihren

Schmausereien recht lustig sein wollten, dann mußten die Knechte sich in dieses After-Jerusalem begeben, und die Ritter jagten sie wieder heraus, bei sich nun wähnend, Jerusalem befreit zu haben. Für solche Frechheit ist aber auch die Strafe nicht ausgeblieben. Es ist namentlich ein dergleichen Irrgarten im Felde bei Riesenburg gewesen, er war 55 Fuß lang und 60 Fuß breit, darin befand sich ein Kreuz im Felde gegraben, welches 54 Fuß lang und breit war. In diesem Kreuze war es geruhig, aber in dem Irrgarten selbst war öfters des Nachts ein gewaltiges Treiben und Rumoren. Man sahe dort feurige Gestalten mit glühenden Schwertern, welche in den Gräben auf und nieder liefen. Die Ritter mußten zu ihrer großen Qual das Spiel treiben, welches sie früher so übermüthig im Leben gespielt hatten. Nur wurden die Rollen umgekehrt, denn die Ritter wurden von den Knechten gejaget, und diese wieder von dem Teufel und seinem Anhange.

Erläut. Preuß. Th. I. S. 121 fgg Th. IV. S. 363.

222. Die Pfarrkirche zu Culm.

Als die Pfarrkirche zu Culm, noch jetzt eins der ehrwürdigsten Denkmale altdeutscher Baukunst in Preußen, gegründet ward, war es der Plan des Baumeisters, dieselbe mit zwei hohen Thürmen zu versehen. Es hatte sich der Meister aber verpflichtet, zu einem bestimmten Tage das Werk zu vollenden. Schon nahte dieser, und noch war der Thurm kaum bis zur Hälfte fertig. Da ließ der Meister ohne Unterlaß arbeiten und setzte selbst nicht Sonn- nicht Festtags aus. So gelang es ihm, den Tag einzuhalten, und schon war die Menge zur Einweihung versammelt, als sich ein furchtbares Brausen in der Luft vernehmen ließ, und man einen Engel herabeilen sah, der mit einem flammenden Schwerte den Thurm, an welchem des

Sonntags gearbeitet war, entzündete, so daß dieser bis auf den Grund niederbrannte, ohne daß jedoch der übrige Bau versehrt wäre. Noch einmal versuchte man, den Thurm aufzuführen, aber auch diesmal ward er, kaum beendigt, durch einen Blitzstrahl zerstört. So ist der Bau denn bis auf heute unvollendet geblieben.

223. Das vermauerte Thor.

In den Mauern der Stadt Culm, auf der Seite nach Thorn, erblickt man noch deutlich an einer Stelle die Spuren eines vermauerten Thors. Einst, so berichtet die Sage, hatten sich ein Mönch und eine Nonne aus dem benachbarten Benediktinerinnenkloster liebgewonnen; nach mancherlei vergeblichen Bemühungen glückte es ihnen endlich, zu entfliehen; durch jenes Thor nahmen sie ihren Weg. Da ward es zum Gedächtnisse dieser Begebenheit vermauert.

224. Das flüchtende Marienbild.

Auf dem Walle der Stadt Culm, nach dem Weichselstrome zu, steht ein lebensgroßes Bild der Mutter Gottes in einer Nische. Es wird erzählt, daß es einst bei einer Belagerung der Stadt seinen gewöhnlichen Standort, da es an selbigem den Kugeln des feindlichen Geschützes sehr ausgesetzt war, von selbst verlassen und sich in eine andere Nische, wo es sich mehr im Schutze befand, begeben habe, und dort auch bis nach Aufhebung der Belagerung verblieben sei, wo es wiederum von selbst an den früheren Ort zurückkehrte. Auch von den steinernen Kugeln, welche man damals von Schwetz aus auf die Stadt Culm mit Wurfmaschinen geschleudert, und die etwa einen Fuß im Durchmesser halten, sind noch acht, zum Andenken dieser Begebenheit in die Stadtmauer eingefügt, vorhanden.

225. Der Schwedenstein.

In dem letzten Kriege, den die Schweden unter Karl Gustav gegen die Polen führten, mußte auch die Stadt Culm eine harte Belagerung ausstehn. Der Feind, der dieselbe nicht mit Gewalt nehmen konnte, beschloß sie auszuhungern. Und schon hatte die Noth in der Stadt den höchsten Grad erreicht, da kam man auf den Einfall, zu versuchen, ob nicht die Schweden durch eine List zum Abzuge vermocht werden könnten. Man nahm alles noch vorhandene Mehl, backte zwölf große Brodte davon, und schleuderte diese nebst dem geräucherten Fleische, was man noch übrig behalten hatte, in das feindliche Lager. Der König, der langwierigen Belagerung schon müde, glaubte die Stadt, da man noch so viel fortwerfen konnte, mit allem hinlänglich versehen und zog ab. Ein großer Stein, der einsam auf unbebautem Felde, an der Stelle, wo des Königs Zelt gestanden, liegt, und auf welchem dieser seine Mahlzeiten gehalten, erinnert noch jetzt durch seinen Namen: der Schwedenstein, und durch die Gabel, Messer und Teller, die auf ihm eingehauen sind, an jene Begebenheit.

226. Der heilbringende Quell.

Auf der steilen Terrasse, die sich von der Stadt Culm auf der Graudenzer Seite hinabzieht, befindet sich eine Grotte, auf der ein kleines Thürmchen steht, das ein Muttergottesbild in sich schließt. Nur bei hohem Ablaß wird die Thüre des Thürmchens geöffnet, so daß das Volk sich an dem Anblicke der Gebenedeiten erlaben mag. Zwischen den Steinen der Grotte quillt unaufhörlich ein Wasser hindurch, das von den Gläubigen der Umgegend aufgefan-

gen wird und schon vielfach seine heilbringende Kraft, namentlich bei Augenübeln, bewährt haben soll. Vor der Grotte stehn vier schattige Linden. Die Sage erzählt, daß, als einst ein Hirt in der Nähe derselben im Schlafe gelegen, die Mutter Gottes ihm in der Spitze der einen Linde erschienen sei und ihm verkündet habe, daß der Quell, der auf ihr Geheiß hervorbreche, heilbringend sein werde. Als er erwachte, rieselte ihm zur Seite wirklich eine Quelle aus dem Berge hervor. Da richtete man die Grotte ein und setzte das Bild darauf.

227. Das englische Packhaus zu Culm.

In der Stadt Culm wird ein altes Gebäude gezeigt, das zur Zeit, als dieser Ort sich noch im Besitze eines blühenden Seehandels befand, den englischen Kaufleuten zur Waarenniederlage gedient haben soll. Von diesem Gebäude aus geht ein Gang tief unter der Erde fort; wie man behauptet, soll er sich eine Stunde weit bis nach dem Dorfe Grubno erstrecken. Wenigstens befindet sich in dem letzteren die Oeffnung eines andern unterirdischen Ganges, der in der dem ersteren entgegengesetzten Richtung streicht. Häufig hat man es schon versucht, von dem einen Ende zum andern zu dringen, aber immer vergeblich, da, wenn man tiefer hinabkam, stets die Kerzen verlöschten. Auch wurden die, welche sich hinabwagten, durch gespenstische Erscheinungen in Schrecken versetzt. Bei einer Eroberung Culms durch die Polen nämlich soll ein Engländer, Bewohner des Kaufhauses, um seine Geliebte vor dem Andrange eines feindlichen Hauptmanns zu retten, mit ihr durch jenen Gang zu entfliehen versucht haben, aber nicht wieder an das Tageslicht gelangt sein. Die Sage berichtet, daß, als es ihm nicht gelingen wollte, den Ausgang zu gewinnen, er erst seine Geliebte, dann sich

selbst ermordet habe, und daß Beider Geister es nun sind, die sich warnend zeigen.

228. Die Wanderung des Marienbildes.

Vor vielen Jahren ward einst ein schönes Bild der Mutter Gottes mit großen Kosten für die Pfarrkirche in Culm angekauft und in derselben feierlich aufgestellt. Am folgenden Morgen war es aber entschwunden, und erst nach langem Suchen fand man es auf der Stadtmauer wieder. Im Wahne, daß eine frevelhafte Hand das Bild habe entfremden wollen, brachte man es in die Kirche zurück. Aber am nächsten Morgen ward es wieder an derselben Stelle der Stadtmauer gefunden. Auch diesmal brachte man es, und zwar in feierlicher Procession, da man ein Wunder ahnte, in die Kirche zurück, und während der kommenden Nacht wachten einige Geistliche in derselben. Da sahen sie, wie sich um Mitternacht das Bild von selbst erhob, von seinem Postamente hinabstieg, durch die sich selbst öffnenden Pforten hinausschritt und sich wieder auf jene Stelle der Stadtmauer begab. Da erkannte man: daß die Gebenedeite sich selbst diesen Platz erkoren, und erbaute dort eine Kapelle, in der das Bild aufgestellt ward. Beide sind noch vorhanden.

229. Ursprung der Stadt Thorn.

Wenn gleich die Meisten erzählen, daß die Stadt Thorn erst von den Kreuzrittern gegründet sei, so giebt es doch auch eine Sage, die ihr einen weit älteren Ursprung beilegt, und solchen folgender Art berichtet:

Der treffliche Kriegsfürst und edle Römer Thorandus, als er durch große Kriegsmacht die Preußen bezwungen, hoffend sie ganz unter römische Botmäßigkeit zu bringen, erbaute gleich beim Eintritt des Landes eine Stadt, die er nach seinem Namen Thorn nannte, und wo er sein fürst-

liches Hoflager aufstellte, auch seiner Abgöttin Venus, die er Barthenia genannt, zu Ehren und schuldiger Dankbarkeit einen herrlichen Tempel baute, der auch über fünfhundert Jahre stehen geblieben. In diesem Tempel, der rings von Gold und Edelsteinen glänzte, ward der Göttin täglich große Ehre bezeugt. In der Mitte desselben stand ihr Bild in Gestalt einer Jungfrau mit holdseligen Augen, schneeweißem Leibe, zu Feld geschlagenen Haaren bis ans Knie. Auf dem Haupte trug sie einen Mortenkranz, der mit rothen Rosen umwunden war, in ihrem lächelnden Munde eine geschlossene Rose; brennende Strahlen gingen von ihrem Herzen aus, das, da die Seite offen war, deutlich zu Tage lag. In der linken Hand hielt sie in Gestalt einer Kugel die ganze Welt, so in Himmel, Meer und Erdreich abgetheilt war, in der rechten drei goldne Aepfel. Sie stand auf einem goldenen Wagen, welchen zwei weiße Tauben und zwei Schwäne zogen. Bei ihr standen drei, mit den Armen in einander geschränkte Jungfrauen, deren jegliche den andern zweien einen goldenen Apfel reichte.

Andere erzählen, daß die Stadt Thorn von dem nordischen Heidengotte Thor den Namen habe, der dort unter einer alten Eiche, um die eine Feste befindlich, verehrt worden. Diese Feste habe der deutsche Orden erobert und den Namen beibehalten. (Vergleiche hierüber die Sage 30.)

Hofmannus Historisch. Bericht vom Ursprung, Anfang und Herkommen deß wunderschönen — Tempels — Veneris, welchen der — Römer — Thorandus — in Thorn in Preußen hat — bauen — lassen. Budissin 1616.

Preuß. Todestempel I. S. 42 fgg.

230. Die feindlichen Brüder.

Im Culmerlande befinden sich die Ruinen von zwei alten Ritterburgen, welche von beiden Seiten eines großen

Sees liegen. Paporo heißt die eine und Lippinken die andere. In beiden siehet man noch unterirdische Gänge, welche nach dem See zu streichen. Sie sollen bis ganz unter den See gehen und dort zusammen treffen, so daß man unter dem See her von einer Burg in die andere kommen kann. Schon seit vielen Jahren aber sind sie unter dem See verschüttet. Diese Gänge sind auf folgende Weise entstanden: Auf den beiden Burgen wohnten vor Zeiten zwei Brüder, die hatten einer den andern sehr lieb. Einstmals aber erzürnten sie sich, und da thaten sie beide den Schwur: daß sie auf Erden einander nicht mehr ansehen wollten. Sie hielten lange den Eid, als sie aber alt wurden, da kehrte auch die alte Bruderliebe in ihre Herzen zurück, und der eine sehnte sich, den andern zu sehen. Sie ließen also unter dem See her von ihren Burgen diesen Gang bauen, und sahen sich nun unter der Erde, da sie sich auf derselben nicht sehen durften.

231. Die schwarze Jungfrau.

Zwischen den Dörfern Warlubien, Plochozyn und Bankau im Schwetzer Kreise ist ein kleiner aber so tiefer See, daß es nicht möglich gewesen ist, seinen Grund zu finden. Aus diesem kommt täglich mit Sonnenuntergang eine schwarz gekleidete Jungfrau heraus, und wandelt, von einem gleichfalls schwarzen Hunde begleitet, bis Sonnenaufgang um den See herum. Traurigen Blicks schreitet sie einher, aber, angeredet, beantwortet sie freundlich die an sie gerichteten Fragen, während das Hündlein den Fragenden umhüpft und ihn einladen zu wollen scheint, ihm zu folgen. Einst stand hier ein mächtiges Schloß, das den Eltern der Jungfrau zugehörte, aber wegen deren Gottlosigkeit mit den Bewohnern versank. Die Jungfrau, die fromm war, kommt nun heraus, um Jemand zu finden,

der es unternimmt, die Ihren von dem Fluche zu erlösen. Doch vermag dies nur ein Mann, der gleich fromm und tapfer ist, und es nicht scheut, der Jungfrau in die Tiefe zu folgen. Geschieht dies einst, so wird das Schloß mit den Bewohnern aus der Tiefe wieder emporsteigen.

232. Die umgehenden Feldmesser.

Als in einem, links der Weichsel unfern Graudenz belegenen Dorfe vor einigen Jahren die Gemeinheitstheilung zur Ausführung gebracht wurde, sollen die Conducteure, von einigen Betheiligten bestochen, partheiisch die Ländereien vermessen haben. Zur Strafe dafür müssen sie nun allnächtlich auf schwarzen, aus den Nüstern und dem Munde Flammen schnaubenden Rossen und mit einer glühenden Meßkette in den Händen, die Flur umreiten. So wollen viele von den Bewohnern sie mit eigenen Augen gesehen haben.

233. Ursprung des Namens Conitz.

In Westpreußen auf der großen Straße von Berlin nach Königsberg, liegt eine anmuthige Stadt, Conitz geheißen. Sie ist erbauet im Jahre 1137 von den Wenden, welche zu jener Zeit in das Land einfielen, um sich gesundere Wohnplätze zu suchen. Als nun damals ein Theil dieser Völker dorthin kamen, wo jetzt diese Stadt liegt, da fanden sie dort eine Kuh mit einem Kalbe im Neste liegen, und weil hier eine schöne gesunde Gegend war, so beschlossen sie, allda eine Stadt zu bauen, die sie Kuhnest oder Kohnest nannten, aus welchem Namen mit der Zeit Conitz, geworden ist. Die Stadt führt auch noch einen Kuhkopf in ihrem Wappen.

Mart. Behm Constantia Chronic. §. 2.
Göttke Gesch. der Stadt Conitz S. 7.

234. Die eingesperrte Pest.

Als im Jahre 1709 die Pest in Preußen so äußerst heftig wüthete, kam sie auch nach der Stadt Conitz und raffte dort viele Menschen dahin. Wie man schon gänzlich verzagte und besorgte, der ganze Ort werde aussterben, da kam ein fremder Mann, der sich erbot, die Pest zu bannen. Sein Erbieten ward angenommen, und er ließ in einer großen Linde, die auf dem evangelischen Kirchhofe stand, ein Loch einschneiden und einen Pflock bereit halten, der gerade in dasselbe hineinpaßte. Dann zog er mit feierlicher Processsion auf den Kirchhof, bannte die Pest in den Baum und schlug, wie sie drin war, schnell den Pflock ein, verbot auch, denselben je herauszunehmen, damit die Pest nicht wieder aus ihrem Verließe entweichen könne. Seitdem hat sie sich denn auch nicht mehr in Preußen gezeigt. Der Baum aber steht mit dem Pflock noch bis auf den heutigen Tag.

235. Die Hülfe.

Im Westen von Conitz zieht sich eine halbe Meile breit und fast zwei Meilen lang der Lockmannsee hin. Meist umgeben ihn waldbedeckte Höhen, die sich jäh in die klare Fluth hinabstürzen. Föhren und uralte Buchen beschatten sie. Vom westlichen Ufer zieht sich unfern des Vorwerks Hülfe ein runder Hügel in den See hinein; nur durch eine schmale Zunge hängt er mit dem festen Lande zusammen. Zur Zeit des Ordens stand hier ein Sattelhof; obwohl von den Buchen überwachsen, ist doch noch deutlich die Lage der einstigen Werke zu erkennen. Noch jetzt führt der Hügel den Namen Burgwall. Nördlich von ihm in geringer Entfernung befindet sich ein kleines Eiland, der

Lämmerwerder genannt. Von beiden berichtet die Sage Folgendes:

Als die Burg noch stand, befand sich auf dem Werder eine, dem heiligen Georg geweihete Kapelle und eine Hütte, in der ein greiser Schildknappe wohnte, der zu Ehren des Heiligen eine ewige Lampe unterhielt. Allgemein bekannt durch die Weisheit seiner Aussprüche, wurde von fern und nah der Rath des Alten eingeholt, und selbst von dem Haupthause sollen Sendboten gekommen sein, um in wichtigen Dingen des Landes und des Ordens seine Meinung zu erfragen. Neidisch auf das Ansehn des Knappen, beschlossen einst drei Ritter, deren Ruchlosigkeit er oft bitter getadelt, seinen Tod. Auf einem Nachen setzten sie von der Burg nach dem Eilande über und überfielen hinterwärts den Wehrlosen. Aber vor seinem Blicke sanken machtlos ihre Schwerter nieder. Sie wollten zur Burg zurückfliehen, doch der Kahn schlägt um; vergeblich tönt ihr Hülfsgeschrei; der See verschlingt sie. Der Greis aber schleudert im Zorn die Lampe des Heiligen über den See hinüber in die Burg, daß diese von den Flammen verzehrt wird. Sie ward nicht wieder erbaut. Noch oft hört man aber seitdem es in den Fluthen: Hülfe, Hülfe! wimmern, und zum Andenken an diese Begebenheit ward dem später erbauten Vorwerke der Name: Hülfe gegeben.

Eine andere Sage erzählt, daß, wenn man in der Nähe einer steinernen Treppe, von der man auf dem Burgwalle noch jetzt einige Stufen sichet: Cäsum, Cäsum, thue dich auf! ausspricht, der unterste Stein sich in die Höhe hebt, und man unter demselben verborgene Schätze erblicke.

236. Der Bauer aus Konarzyn.

Ein Bauer aus dem Dorfe Konarzyn pflegte sonntäglich die Kirche in Conitz zu besuchen. Sein Zweck war aber eigentlich, dem Kartenspiele zu fröhnen, und oft blieb er, in diese Beschäftigung vertieft, bis zum Mittwoch von Hause. Vergeblich hatte seine Ehefrau gewarnt, daß ihn noch einmal der Teufel bei dieser Entheiligung des Sonntags holen werde. Einst ging ihr Wort in Erfüllung. Der Teufel führte den Bauer über den Lockmannsee, dann über die Wälder, die zwischen diesem und Konarzyn liegen, flog aber so niedrig, daß der Bauer dort in das Wasser tauchte, und hier von den Aesten der Bäume gestreift wurde. Da hörten ihn die Bewohner laut schreien und den Teufel bitten, er möge ihn etwas höher führen.

237. Der Schwedenbrunnen.

Unfern von Conitz, auf dem Wege von Hennigsdorf nach Zoldan, befindet sich auf einer kleinen Erhöhung im Walde ein Brunnen, der Schwedenbrunnen benannt, werth den Bewohnern der Umgegend wegen seines silberklaren Wassers, und weil er weit in der Runde der einzige ist. Im ersten Schwedenkriege soll hier ein schwedisches Lager gestanden haben. Der Mangel an trinkbarem Wasser zwang, den Brunnen zu graben. Lange war die Arbeit vergeblich. Plötzlich sprudelte aus der Tiefe ein Quell hervor, der schnell die ganze Grube füllte. Oben aber schimmerte ein weißes Gewand, und empor tauchte eine Jungfrau von überirdischer Schönheit und verkündete prophetische Worte. Was sie aber gesprochen, hat die Sage nicht aufbewahrt. Wie sie gekommen, entschwand sie wieder.

In späterer Zeit versuchte man es einst, um den Quell ungetrübt zu erhalten, den Brunnen auszumauern. Aber nachdem das Werk vollendet war, stürzte es plötzlich mit furchtbarem Getöse zusammen. Fortan war die Quelle versiegt. Erst als man die Steine wieder hinausgeschafft, fand er sich von neuem in früherer Schönheit und Fülle.

238. Der Schloßsee bei Kensau.

Unfern von Tuchel bei dem Dorfe Kensau liegt ein See, der den Namen des Schloßsees führet. Die Sage erzählt, daß da, wo jetzt Wasser ist, einst ein Schloß gestanden und von diesem der See den Namen erhalten habe. Der Herr des Schlosses war ein harter und wüster Mann, der seine Unterthanen, wie er nur konnte und mochte, plagte, und das Erpreßte dann in üppigen Gelagen mit seinen Gesellen vergeudete. Einst waren diese wieder beisammen und es kreis'te munter der Humpen, als sich plötzlich ein so furchtbares Unwetter erhob, daß das Schloß in seinen Grundfesten erbebte. Blaß verstummten die Gäste, aber der Burgherr mahnte sie mit vielen gottlosen Worten, sich nicht stören zu lassen, und hohnlachte der Wuth des Himmels. Da öffnete sich der Schooß der Erde und die Burg sank langsam in die Tiefe hinab. Vergeblich versuchten die Bewohner sich zu retten, denn schon war alles von den Fluthen umgeben. Aber noch jetzt will man oft die Worte: Bete und rette! aus der Tiefe hören.

Noch sonst finden sich manche Seen, von denen die Sage berichtet, daß an ihrer Stelle einst Orte oder Gebäude gestanden haben, durch deren Versinken sie gebildet worden, in Preußen, so unter andern bei dem Dorfe Müskendorf unfern von dem Wege nach Conitz. Das Dorf, das an der Stelle des jetzigen Bruches gestanden, soll wegen

der Gottlosigkeit seiner Bewohner von einem Engel vertilgt sein. Etwas Aehnliches wird auch von dem Przwarczsee im Conitzer Kreise berichtet. Hier sind aber die Trümmer des von den Fluthen überdeckten Schlosses noch jetzt deutlich unter dem Wasserspiegel zu erkennen.

239. Das Gespenst in der Tuchelschen Haide.

In den Waldgegenden, die zwischen den Flüssen Brahe und Schwarzwasser liegen, und die gewöhnlich den Namen der Tuchelschen Haide führen, zeigt sich häufig um Mitternacht ein Gespenst. Es sitzt auf einem Wagen, welcher etwa die Form eines römischen Triumphwagens hat, und der von zwei schwarzen Pferden mit feurigen Augen gezogen wird. Das Gespenst selbst ist in weiße Gewänder gehüllt und gleicht einem Carmeliternönche. Das Wunderbarste dabei ist, daß der Wagen, selbst wenn er über leichten Sand oder Schnee hinfährt, eben so rasselt, als wenn er in vollster Schnelligkeit über Steinpflaster rollte, und es sich dabei wie heftiges Kettengeklirre vernehmen läßt.

Vor einiger Zeit fuhr ein Landmann in der Nacht von Tuchel nach seinem in der Haide belegenen Gute. Plötzlich beginnt das vor den Schlitten gespannte Pferd zu keuchen, und nur mit der äußersten Anstrengung kann der Besitzer Herr desselben bleiben. Als er in einen Hohlweg gelangt ist, so enge, daß sonst kaum ein Wagen hindurch kann, fährt mit einem Male das Gespenst, wie es vorstehend beschrieben, in vollem Gallopp und zwar ohne seinen Schlitten im mindesten zu berühren an ihm vorbei. Gleich darauf steht das Pferd des Landmanns still; alle Bemühungen es fortzutreiben sind fruchtlos; als jener nun näher hinsieht, erblickt er die beiden Rappen mit den feurigen Augen seinem Pferde gegenüber. Als er aber durch einen derben Fluch seinem Herzen Luft gemacht hatte, saust

der Wagen, wie er gekommen, wieder zurück an ihm vorüber. Keuchend und von Schweiß triefend, gelangt das Pferd nach Hause, zittert an allen Gliedern und berührt lange Zeit kein Futter. Erst nach mehreren Tagen beruhigt es sich allmählig wieder.

240. Die Görzdorfer Glocke.

In dem Dorfe Görzdorf, eine Meile von Conitz, bemerkte einst der Dorfshirt, daß eine Sau der Heerde ungewöhnlich tief und heftig in dem Boden wühle, und daß sich unter der aufgeworfenen Erde etwas Schimmerndes zeige. Als er herzu trat, sah er eine große glänzende Glocke, die von dem Thiere beinahe schon ganz herausgewühlt war. Man grub sie vollends aus, hing sie in dem Dorfe auf und bediente sich ihrer, um die Stunden der Arbeit kund zu thun. Aber der Ton derselben war so unmelodisch, daß niemand ihn hören mochte, denn er klang wie die Worte: Song woillt us (Sau wühlt aus). Als die Gemeinde sich nun einst berieth, welches Mittel man wohl anwenden könne, um der Glocke einen bessern Klang zu verleihen, da trat ein Fremder in ihre Mitte und hieß sie an der Stelle, wo die Glocke gefunden, eine Kirche bauen und sie in derselben anbringen. Also geschah es. Und von Stund' an hatte die Glocke einen reinen schönen Klang.

241. Das Glockenbruch.

Etwa auf dem halben Wege zwischen den Dörfern Schlagentin und Abrau im Conitzschen Kreise befindet sich ein Moor, das Glockenbruch genannt. Einst stand hier ein schönes Dorf, das sich zuletzt in dem Besitze einer Wittwe befand. Bei ihrem Tode vermachte sie selbiges ihren Nachbarn. Aber diese, die bisher friedlich mit ein-

ander gelebt, konnten sich über die Theilung nicht einigen und verfielen bald in bittern Hader. Theils um sie hierfür zu strafen, theils um den Gegenstand des Zwistes fortzunehmen, ließ der Himmel das ganze Gut plötzlich versinken, so daß man eines Morgens an der Stelle, wo dasselbe gelegen, jenen Moor fand. Da erkannten die Erben ihr Unrecht und versöhnten sich wieder. In der Tiefe des Bruches aber will man noch jetzt häufig ein Glockengeläute hören, woher ihm dann jener Name ward.

242. Die lederne Brücke.

Etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Osterwiek im Conitzschen Kreise liegt mitten in einem See eine freundliche Insel. Jetzt unbebaut, soll sie die erste Niederlassung der Christen in jener Gegend gewesen sein. Damals befand sich eine Kirche mit mehreren Hütten darauf. Das Wasser des Sees aber war zu jener Zeit von so wunderbarer Leichtigkeit, daß jedes Fahrzeug, mit dem man es zu befahren versuchte, untersank. Um nun die Verbindung mit dem festen Lande sich offen zu halten und doch gegen einen plötzlichen Ueberfall der Heiden gesichert zu sein, verfertigten die Bewohner eine lederne Brücke, welche einige Fuß unter dem Spiegel des Wassers lag, so daß sie von den Unkundigen nicht gefunden werden konnte, und doch dem Kundigen einen sicheren Pfad bot. Bald kamen auch die Heiden, um die Christen zu vertilgen und ihr Heiligthum zu zerstören. Schon hatten sie lange vergeblich an den Ufern des Sees gelegen, da alle Bemühungen, die Brücke zu finden, erfolglos geblieben waren, und jeder, der um sie aufzusuchen in die Fluth sich gewagt, darin seinen Tod gefunden hatte, als die Belagerer eines Tages sahen, wie eine Kuh von der Insel aus nach dem festen Lande ohne Gefährde hinüberlief. So entdeckten sie die Brücke, eilten

hinüber, erschlugen die Bewohner, zerstörten die Gebäude und warfen alles, was zur Kirche verwendet war, mit den Glocken in den See hinab, dessen Wasser von Stund' an allen anderen Gewässern gleich ward. Die Glocken aber will man noch jetzt zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten in der Tiefe des Grundes läuten hören.

243. Das Marienbild zu Jacobsdorf.

In der Kirche des Minoritenklosters zu Jacobsdorf wird noch jetzt ein kleines, aus Holz geschnitztes Marienbild, von der Größe eines Daumens, aufbewahrt, das zur Gründung des Klosters Veranlassung gegeben haben soll.

Dies Bild fand nämlich der Dorfhirt unfern der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, auf dem Felde, nahm es mit nach Hause und gab es seinen Kindern zum Spielwerk. Nach wenigen Tagen war es aber entschwunden. Bald nachher fanden es die Jacobsdorfer Ackersleute an derselben Stelle, wo es zuerst angetroffen war, wieder, und der Hirt, welcher gerade herzu kam, erkannte es alsbald, und erzählte, wie es mit dem Bilde ergangen. Als der Vorfall zu Ohren des damaligen Grundherrn, Potulicki, gelangte, ließ dieser es in das Augustinerkloster nach Conitz bringen, wo es auf dem Hochaltare aufgestellt ward. Aber von dort entschwand es nach kurzer Frist, und zum dritten Male fand man es an jener Stelle auf einem, unfern der Jacobsdorfer Kirche stehenden Weidenbaum, ein hellglänzendes Licht ringsumher ausstrahlend. Da ward es dem Pfarrer zu Görzdorf, zu dessen Sprengel Jacobsdorf gehörte, übergeben, welcher verhieß, einen silbernen Schrein zu dessen Aufbewahrung anfertigen zu lassen. Andere Geschäfte ließen ihn jedoch dieses Versprechens eine Zeitlang vergessen. Da traf es sich, daß er selbst und alle seine Hausgenossen von schwerer Krankheit ergriffen wurden. Als er

nun nachdachte, um welcher Sünde willen er eine solche Heimsuchung verdient haben möge, fiel ihm sein Gelübde wieder bei, und kaum hatte er dies ins Werk gesetzt, als er selbst und sein ganzes Haus auch sofort volle Gesundheit zurückerhielten. Darin, daß das Bild stets an jene Stelle zurückgekehrt war, glaubte man einen Wink des Himmels zu erkennen, und erbaute an derselben durch mildthätige Spenden das Kloster, in dessen Kirche solches demnächst aufgestellt wurde.

Bald nachher ereignete es sich aber, daß Räuber in diese einbrachen, und nebst manchem anderen Silbergeräthe auch das Kästlein, in welchem das Muttergottesbild befindlich war, mit sich nahmen. Wie sie jedoch nun mit dem Raube entfliehen wollten, da vermochten sie es trotz aller Anstrengung nicht, sich aus der Nähe des Klosters zu entfernen, und nachdem sie die ganze Nacht und einen halben Tag umhergeirrt waren, fanden sie sich an der Stelle wieder, wo zuerst das Bild getroffen war. Als sie nun dort alles Silber in Stücke zerbrachen und unter einem Steinhaufen verbargen, stießen sie auch auf das Bildlein und erkannten, daß dies es gewesen sei, was ihr Entkommen gehindert. Da warfen sie es denn gleichfalls unter einen Steinhaufen, und nun war es ihnen möglich zu entfliehen.

Als der Frevel kundbar ward, machte sich Casimir Wollschläger, der Schlochausche Grodschreiber, auf, um die Räuber zu verfolgen. Den Krug zu Jeziorken fand er voll munterer Zecher. Einer von diesen, als er zuerst an die Thür pochen hörte, war so erschreckt, daß er den Becher fallen ließ; als ihm die übrigen zusprachen: weshalb er sich so entsetze, da der Eintritt in den Krug ja männiglich zustehe? beruhigte er sich zwar in etwas; als nun Wollschläger aber in das Zimmer trat, sprach sich in jenes Mannes Mienen so deutlich Furcht und der Wunsch

zu fliehen aus, daß Wollschläger in ihm sofort einen der Räuber erkannte und ihn verhaftete. Derselbe gestand denn auch seine Theilnahme und versprach, ihn an die Stelle zu führen, wo das Silber verscharrt sei. Als er nun aber am Orte angelangt, den rechten Steinhaufen unter mehreren nicht gleich herausfinden konnte, und auf einen falschen zuschritt, so wollte Wollschlägers Roß, so sehr es der Reiter antrieb, dorthin durchaus nicht folgen; eben so wenig war es dazu zu bringen, einem zweiten zu nahen. Als der Reiter es nun sich selbst überließ, ging es auf einen andern Steinhaufen zu, unter dem man denn auch alles Silber fand. Allein das Bild fehlte. Wie man nun noch näher suchte, zeigte sich unfern ein ganz begrünter Platz, obgleich es schon im Spätherbst und sonst alles mit fahlem Laube bedeckt war. Hier lag das Bild auch wirklich wieder, und zwar ganz trocken, obwohl es die Zeit vorher fortwährend geregnet. Es wurde darauf in die Kirche zurückgebracht, und hat dort noch viele Wunder verrichtet.

Chronic. Monaster. Jacobsdorf. MS.

244. Die Glocken zu Jacobsdorf.

Nachdem die reformirte Kirche in Zoldan verfallen war, wollte der Besitzer dieses Gutes, der Schlochausche Grodschreiber, Casimir Wollschläger, ein rechtgläubiger Katholik, deren zwei Glocken der katholischen Pfarrkirche in Conitz, wohin Zoldan eingepfarrt ist, schenken. Als dieselben aber auf den Wagen gelegt waren, konnten solchen die Pferde bei aller Anstrengung nicht von der Stelle bewegen. Eben so vergeblich waren die Versuche, die Glocken nach den benachbarten Kirchen von Lichnau und Mosnitz zu schaffen. Da erkannte Wollschläger den Wink des Himmels, und schenkte sie dem Kloster Jacobsdorf, wohin die Pferde dieselben mit solcher Leichtigkeit zogen,

als wenn sie gar keine Last führten. Eine jener Glocken ist noch in der ursprünglichen Gestalt, die andere, da sie beschädigt war, umgegossen vorhanden.

Chronic. Monaster. Jacobsdorf. MS.

245. Das Gespenst auf dem Ostrowittschen See.

Auf dem Klein-Ostrowittschen See im Conitzschen Kreise zeigt sich von Zeit zu Zeit ein Ungethüm, schneeweiß, etwa in der Größe eines Kalbes, bald auf der Fluth umherschwimmend, bald sich im Rohre, das den Rand umgiebt, verbergend, um das am Ufer weidende Vieh zu erhaschen. Die Anwohner erzählen, vor etwa hundert Jahren sei dort der Besitzer durch Umschlagen des Kahns ertrunken. Da er nun im Leben ein böser Mensch gewesen, der Andre vielfach um das Ihre gebracht, und sein Tod ohne Absolution erfolgt sei, so habe er keine Ruhe, und dies bedeute jener Spuk, der erst, wenn es jemand glücke, die Seele des Ertrunkenen zu erlösen, verschwinden werde.

246. Die versteinerten Tänzer.

Etwa eine halbe Meile von Bergelau im Flathower Kreise in Westpreußen sieht man mitten im Walde einen Kreis von 40 großen Steinen. Sie sind schon tief in die Erde gesunken, aber sie ragen doch vier Fuß hoch aus derselben hervor, sie sind zwei bis vier Fuß breit, und stehen in einem großen Kreise, ein jeder zehn Fuß von dem andern. In der Mitte des Kreises sind zwei Steine, die noch größer sind als die andern, denn sie sind an zehn Fuß hoch und fünf Fuß breit. Vor Zeiten wohnte in dieser Gegend ein wildes Riesenvolk, das zuletzt selbst seine Götter verhöhnte. Denn obgleich diese ihnen verboten hatten, am Sonnabend zu tanzen, so achteten sie doch nicht

hierauf. So geschah es denn an einem Sonnabend, als sich vierzig solcher Riesen zum Tanze in den Kreis gestellt hatten, und als die Spielleute, welche in der Mitte standen, anfangen wollten aufzuspielen, daß die Götter plötzlich erzürnten, und Alle, sowohl die Tänzer als die Spielleute, in die Steine verwandelten, die man noch jetzt sieht.

Dritter Jahres-Bericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, S. 84 fgg.

247. Das Schmochbaal.

Unfern von dem, im Flatowschen Kreise belegenen Dorfe Krummenfließ befindet sich eine Kette von Sandhügeln, die ganz nahe beim Dorfe mit einem, über die anderen hervorragenden Berge endigt, der den Namen Schmauch- oder Schmoch-Baal führt. Es erzählt die Sage, daß einst ein der Hexerei beschuldigtes Weib, obwohl sie fortwährend standhaft ihre Unschuld betheuerte, lebendig habe verbrannt werden sollen. Als sie schon auf dem Holzstoß stand, hörte man durch die lodernde Flamme hindurch, wie sie Gott mit lauter Stimme anrief, daß er ein Wahrzeichen ihrer Unschuld möge ergehen lassen. Und kaum war der Holzstoß ausgebrannt, so wuchs an derselben Stelle eine sonst nie gesehene Pflanze, weder Baum noch Staude, nie sich vergrößernd und abnehmend, die nun schon seit Jahrhunderten dem Zahne der Zeit und den Menschenhänden trotzt. An diese Begebenheit soll jener Name erinnern, dessen erster Theil, wendischen Ursprungs, eine Brandstätte, die letztere aber Abgott bedeutet.

248. Die Schlangenberge.

In mehreren Gegenden Preußens findet sich die Sage, daß dort einst gewaltige Schlangen gehauset hätten. So wird von dem Schloßberg bei Ragnit erzählt, daß sich auf

ihm plötzlich so viele Schlangen gezeigt, daß die Schloßleute hätten weichen und das Schloß verlassen müssen. Aehnliches wird von den Pagelauschen Schlangenbergen in der Nähe von Conitz berichtet. Auch in der nördlichen Gegend des Schlochauschen Kreises sollen sich einst Schlangen, vom Volke Schleppe genannt, befunden haben. Sie waren so groß, daß sie gewöhnlich sechs Ellen maßen, und so giftig, daß, wo sie hinzogen, das Gras verdorrte. Allmählig wurden ihrer aber immer weniger und zuletzt blieben nur zwei, die sich auf den sogenannten spitzen Bergen beim Dorfe Stegers aufhielten. Um sich endlich von dieser Landplage ganz zu befreien, versammelten sich einst die Umwohner, umzäunten das ihnen bekannte Nest der Einen, während sie sich drin befand, in einiger Entfernung mit leicht brennbaren Stoffen und zündeten solche dann an. Als die Hitze die Schlange nun selbst ergreift und sie nirgends einen Ausweg sieht, da erhebt sie ein schreckliches Gezisch. Die andre, welche in der Nähe weilte, eilt herbei und stürzt sich, um die Schwester zu befrein, in die Gluth hinein. So kommen beide um, indem sie mit furchtbarem Krachen aus einander bersten.

Nach mündlicher Ueberlieferung vergl. mit Henneberger Erklärung S. 390.

249. Ursprung der Stadt Baldenburg.

Da wo jetzt die Stadt Baldenburg unfern den Gränzen von Pommern liegt, beherrschte die Gegend weit und breit einst ein schönes Fräulein, Hulda genannt. Diese hatte eine solche Leidenschaft für das Ballspiel, und eine solche Kunstfertigkeit darin erworben, daß sie nur dem angehören wollte, der sie hierin übertreffe. Nachdem schon Viele vergeblich ihr Heil versucht, gelang es endlich einem Ritter, die Fürstin zu überwinden und so diese selbst und ihr Land

zu gewinnen. Zum Angedenken baute er eine Stadt, die er Bal de Hulde (Ball der Hulda) nannte, woraus eine spätere Zeit Baldenburg machte. Das umwohnende Landvolk aber nennt den Ort noch jetzt: de Ball. Um seine Entstehung zu verewigen, führt er bis auf den heutigen Tag in seinem Wappen ein Frauenbild, das in den Händen Blumen hält.

250. Die goldene Wiege.

Zu den schönsten Denkmälern der Vorzeit, welche Preußen aufweis't, gehört die alte Ordensburg zu Schlochau. Einst, nach dem Haupthause, das bedeutendste Schloß der deutschen Ritter, und der Hauptsitz Pommerellens, eine Vormauer zugleich gegen Polen und Pommern, zeugen die mächtigen Trümmer noch jetzt von der sonstigen Herrlichkeit und Stärke. Im lieblichsten Contrast schließt sich an sie ein freundlicher Lusthain, die Kujawe, nun die Luisenhöhe genannt, so daß diese Stelle, wie durch geschichtliche Erinnerung, so durch malerische Schönheit, eine der interessantesten Westpreußens ist.

Während der Polenherrschaft war das Schloß der Sitz eines Staroſten. Zur Zeit als die Staroſtei dem fürstlichen Hause Radzivil übergeben war, ward einst in der Nähe desselben ein Baum gefällt, der inwendig ganz hohl befunden wurde, und in dessen Mitte ein Pergament lag. Der Schloßverwalter, als er davon Kunde erhielt, nahm das Pergament, ohne sonst jemandem Nachricht zu ertheilen, und nach vieler Mühe glückte es ihm, die darauf befindliche fast verblichene Schrift zu entziffern. Sie lautete:

Kommst du zur ersten Bruck, so sollst du gehen rechts.
Kommst du zur zweiten Bruck, so sollst du gehen links.
Und wo drei Steine aufrecht stahn,
Da liegt der Schatz begraben.

Er verfolgte den angedeuteten Weg und fand auch wirklich eine Stelle in der Mauer, wo drei Steine statt wagerecht lothrecht eingemauert waren. Als er nun die Mauer hier fortbrach, kam er in ein Gewölbe, wo er einen mächtigen Schatz an Gold, Edelsteinen und Perlen und unter demselben eine Wiege ganz von gediegenem Golde und mit kunstreichen Verzierungen bedeckt fand. Da er, hätte er sein Glück kund gethan, den Schatz seinem Herrn hätte herausgeben müssen, so verschwieg er den Fund, und es ward auch lange nichts davon bekannt. Als nun aber der Fürst einstmals das Wiegenfest eines Neugebornen beging, da machte sich der Verwalter mit zwei Reisigen auf nach dem Fürstensitze und überbrachte die Wiege als ein Angebinde, indem er so am besten in der Gunst seines Herrn sich festzusetzen vermeinte. Aber gerade dies erweckte den Verdacht eines gefundenen Schatzes. Der Fürst ließ sofort den Verwalter in Haft nehmen, und sendete Leute ab, die im Schlosse zu Schlochau eine sorgfältige Nachforschung anstellen sollten. Dem Verwalter glückte es jedoch, einen seiner Begleiter zu benachrichtigen. Dieser ritt Tag und Nacht, so daß er den Abgesandten des Fürsten zuvorkam, und ehe diese noch anlangten, war bereits der ganze Schatz in den Schloßsee versenkt. Dort ruht er noch. Der Verwalter aber mußte das ungenossene Glück mit dem Leben bezahlen.

251. Der See Sbonkowo.

Bei dem Dorfe Sadke, unfern der Gränzen Westpreußens, befindet sich ein See, Sbonkowo genannt. Einst soll hier ein Dorf gestanden haben, über dessen Untergang eine alte Sage Folgendes berichtet:

Die Bewohner dieses Dorfes waren übermüthige Menschen, die gern der Armuth, statt sich ihrer zu erbarmen,

spotteten. Einst kam ein altes krankes Weib dorthin und flehte um ein Almosen. Aber obwohl sie fast vor Hunger verschmachtete, ward sie doch überall mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Da verfluchte sie das Dorf und seine Bewohner, daß die Erde sie verschlingen möge. Alsobald sank der Ort in die Tiefe, und ein großer See breitete sich da aus, wo jener gestanden. Bei klarem Wasser will man noch jetzt auf dem Grunde die Kirche und die Häuser erkennen, ja sogar die Bewohner, die, ihren Geistlichen in der Mitte, in Procession um die Kirche ziehn, um Gott wegen ihrer Hartherzigkeit auszusöhnen.

252. Der See bei Luczmin.

Bei dem Dorfe Luczmin, an der Gränze von Westpreußen und Posen, liegt ein See, an dessen Stelle früher eine Stadt gestanden, die aber wegen des gottlosen Wandels der Bewohner versunken sein soll. Noch jetzt will man in der Tiefe häufig läuten hören. Ein Fischer gab an, einst einen Stein ins Wasser geschleudert und deutlich gehört zu haben, wie dieser auf ein Dach gefallen und auf letzterem hinabgerollt wäre. Bei stürmischem Wetter wird oft Holzwerk von den Gebäuden ans Ufer geworfen. Die Sage berichtet, daß die Bewohner in Krebse verwandelt worden, weshalb man denn auch aus Furcht, mit Geistern in Berührung zu kommen, auf dem See, so viel und schöne Krebse er enthält, nicht krebst. Wenn einst die Sünden der Bewohner abgebüßt sind, werden sie wieder menschliche Gestalt annehmen, und die Stadt wird aus der Tiefe von Neuem emporsteigen.

Mit jenem See hängt ein kleinerer, auf einem nicht fernen runden Berge gelegener, unter der Erde zusammen; denn ein Fisch, der in diesem, sammt dem Speer mit dem er verwundet worden, dem Fischer entschlüpfte, kam gleich

darauf in jenem wieder zum Vorschein. Auch er soll ein versunkenes Schloß bergen. Seine Tiefe ist so groß, daß sie mit einem vierzig Klafter langen Seile, an dem ein Stein hing, nicht hat ergründet werden können. Ein Mann, der vor mehreren Jahren hinabtauchte, berichtete, die Ufer des Sees seien ausgemauert; den Boden habe er aber nicht erreichen können.

253. Die Gründung des Klosters Polnisch Krone.

Das um das Jahr 1200 gegründete Cistercienser-Kloster zu Polnisch Krone ist ein Denkmal der Vorzeit, das noch jetzt durch die Schönheit und Erhabenheit seines Baus Bewunderung erregt. Seine Gründung berichtet die Sage folgendermaßen:

Ein wenig bemittelter Mann, Bogumil geheißen, fühlte sich zu einer Zeit, wo noch kaum das Licht des Christenthums über diesen Gegenden aufgedämmert war, gedrungen, zur Ehre Gottes ein Kloster zu erbauen. Aber schon war alles Seinige verthan, und das Werk noch weit von der Vollendung entfernt; fromme Spenden zur Förderung gingen nur kärglich ein; bereits murrten die Bauleute, die schon lange keinen Lohn empfangen. Da wandte sich Bogumil in brünstigem Gebete an den Himmel, bittend, dieser möge selbst ihm die Mittel anzeigen, wie er den Bau vollenden könne. Und ein Engel erschien ihm und kündete, was er zu thun habe. Alsobald stieg Bogumil in den vorüberfließenden Brahefluß. Da kamen sogleich die Fische so zahm an ihn heran, daß er sie mit den Händen greifen konnte, und in solcher Menge, daß er nicht nur davon den Arbeitern Lebensunterhalt gewähren, sondern sich auch das zum Fortbau nöthige Geld durch den Verkauf verschaffen konnte. Und so oft es an diesem wie-

der zu gebrechen begann, wandte er jenes Mittel von neuem an, bis endlich das Kloster vollendet war.

Noch jetzt zeigt man in demselben über der Thüre, welche nach der Sakristei führt, ein Gemälde, worauf diese Begebenheit dargestellt ist.

254. Der Loosee.

In der Nähe von Schönlanke befindet sich ein fast zirkelrunder See, der Loosee genannt, durch sein dunkles, fast stets bewegtes Wasser ausgezeichnet; selbst beim klarsten Himmel und völliger Windstille verursacht er ein dumpfes, dem Rollen eines fernen Donners ähnliches Getöse. Fast ringsum wird er von dunklem Laube beschattet. Die Entstehung des Namens wird folgendermaßen berichtet:

Zur Zeit des Heidenthums ward auf der Stelle, wo jetzt das Gewässer des Sees ist, von frommen Mönchen ein Kloster erbaut. Die Umwohner, Wenden, staunten über die Erhabenheit des Gebäudes, und fühlten sich angezogen durch das helle Glockengeläute; bald kamen Viele herbei und hörten andächtig die Worte des Friedens, welche ihnen von den frommen Vätern verkündigt wurden. Um so größer ward der Zulauf, da diese auch mancherlei Künste lehrten, deren Nutzen bald einleuchtete. Darüber ergrimmten die heidnischen Priester, welche sahen, wie ihre Gewalt über die Gemüther des Volks immer mehr abnahm, und der oberste Priester versammelte eines Tages die Bewohner der Umgegend, erzählte, wie ihm in der Nacht sämmtliche Götter erschienen wären, gebietend das Kreuz zu vernichten, und verkündete allen denen, welche noch ferner des Umgangs mit den fremden, den angestammten Göttern feindlichen Männern pflegen würden, Verderben. Listig wußte er deren Bekehrungsversuche mit einer alten Prophezeiung, nach welcher die Wenden einst von den Wil-

zen unterjocht werden sollten, in Verbindung zu setzen. So glückte es ihm, das Volk zu entflammen; selbst die, welche schon angefangen den Samen des Christenthums in ihr Herz aufzunehmen, fielen wieder ab. Alle verschworen sich zur Zerstörung des Klosters und Ermordung der Bewohner desselben. Der folgende Tag, es war der des heiligen Johannes, ward zur Ausführung angesetzt. Die Klosterglocke, wenn sie zur Mette läute, sollte die Losung geben. Von allen Seiten wollte man mit den Feuerbränden hervorstürzen. Und also geschah's. Als aber nun das Kloster in Flammen stand und die Mönche in ihrem Blute lagen, da zog ein furchtbares Gewitter am Himmel empor; rings entzündeten die Blitze den Boden, so daß keiner der Mörder mehr zu entkommen vermochte. Mit den Trümmern des Klosters sanken sie in die Tiefe hinab. Der See, welcher an der Stelle entstand, ward zur Erinnerung an die Glocken, welche man noch jetzt am Johannistage in der Tiefe läuten hören will, und die das Loosungszeichen gegeben, der Loossee genannt.

233. Der Pfaffensee.

In der Nähe von Ehrbardorf, unfern der westpreußischen Gränze, befindet sich ein kleiner, fast kreisrunder See, den dunkles Laub beschattet, und den ein stets klares, fast nie bewegtes Gewässer auszeichnet, der Pfaffensee genannt. Einst stand hier das Dorf Fitko, dessen alte Urkunden noch als mit Ehrbardorf gränzend erwähnen. Die Bewohner waren überaus gottesfürchtig und versäumten nie den Gottesdienst. Einst hatten sie sich zum Johannisfeste so zahlreich versammelt, daß die Kirche die Erschienenen nicht alle zu fassen vermochte und viele vor den Thüren bleiben mußten. Da versank, als eben der Priester den Segen gesprochen, die Kirche mit allen Anwesenden

und an ihrer Stelle entstand der See. Die Hütten, der Bewohner beraubt, versanken bald. An jedem Johannistage um die Mittagsstunde aber hört man noch deutlich aus der Tiefe den Klang der Glocken, und sieht auf der Mitte des Sees den Kasten schwimmen, in dem die heiligen Geräthe aufbewahrt sind; ja man will selbst einzelne Stimmen vernommen haben. Der See wird deshalb auch mit scheuer Ehrfurcht von den Umwohnern betrachtet, und Niemand unterfängt es sich, die Fische desselben zu fangen. Einstmals hatte aber doch ein Bauer aus Ehrbardorf gewagt, einen Fisch zu angeln, und froh über den schönen Fang, will er nach Hause eilen, als er plötzlich aus der Tiefe eine Stimme vernimmt, die mit klaglichem Gewimmer ihr Kind zurückfordert, so daß der Fischer erschrocken den Fisch wieder in die Fluth wirft.

256. Die Entstehung des Namens Pelplin.

Als Sambor I., Herzog von Pommern Danziger Linie, zuerst und noch bei Lebzeiten seines Vaters Subislaus, des Gründers von Oliva, den Bau des Klosters Pelplin begann, soll Letzterer, als er die neue Anlage besichtigte und mit der Einrichtung nicht zufrieden war, gesagt haben: Moy synie, wzis ty wypelnił? was zu deutsch heißt: Mein Sohn, was hast du doch da verbruddelt? Sambor nahm hiervon Veranlassung, seiner Stiftung den Namen Pelplin beizulegen.

257. Das Grab des Riesenweibes.

Der Höhenzug, der sich an der Gränze von Westpreußen und Pommern hinzieht, zeichnet sich besonders durch die vielen, zwischen seinen Abhängen belegenen Seen aus; schroffe, mit dunklen Föhren bedeckte Höhen umkränzen sie, und verleihen ihnen zwar etwas Wildes und Schauer-

liches, geben der Gegend aber auch ein höchst eigenthümliches Gepräge. An einem dieser Seen, welcher unsern des schwarzen Berges, eines der höchsten Punkte der Kette, liegt, befinden sich mehrere Steinhügel, von denen erzählt wird, daß einst ein schwangeres Riesenweib vom jenseitigen Ufer aus hinüber geschwommen sei, um den Teig, den sie auf ihren Schultern mit sich führte, in dem Ofen der Nachbarin zu backen. Erschöpft jedoch von der übermäßigen Anstrengung, ward sie, kaum an das Ufer gelangt, entbunden, gab aber auch sofort ihren Geist auf. Unter jenem Steinhügel ward sie begraben.

Nach mündlicher Ueberlieferung. Vergl. Dritter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde S. 84 fgg.

238. Die Bekehrung der Oxhöfter.

Zu Oxhöft an dem Strande der Ostsee herrschte einst zur Heidenzeit ein Fürst, dessen Gebiet sich über den jetzigen Neustädter und Karthäuser Kreis erstreckte. Er war ein harter Mann, der seine Unterthanen mit schweren Lasten drückte, so daß diese endlich durch lautes Murren ihren Unwillen kund thaten. Da kam von Süden her ein heiliger Mann, Jatzk genannt, und verkündete die Lehren des Christenthums. Schnell fiel ihm das Volk zu und strömte herbei, um die Weihung der Taufe zu empfangen. Aber der Fürst wollte dies nicht gestatten, und verlangte, daß der Fremde erst durch ein Wunder die Wahrheit seiner Lehre kund thue. Nun ist die Höhe, auf welcher Oxhöft belegen ist, eigentlich eine Insel, denn auf der einen Seite wird sie vom Meere begränzt, auf der andern aber durch den Kielau, die Rahmel und den Stremming von dem übrigen Lande geschieden. Jetzt sind dies unbedeutende Flüßchen, damals aber war die ganze Niederung,

durch welche sie fließen, mit Wasser angefüllt. Das Erste nun, was der Fürst verlangte, war, daß der heilige Mann, ohne sich eines Fahrzeuges zu bedienen, trockenen Fußes zu ihm nach Oxhöft hinüberkäme. Und also geschah es; als Jatzk sich den Fluthen näherte, theilten sich dieselben, so daß er auf einem trocknen Pfade zur Insel gelangte. Hierauf forderte der Fürst das zweite Zeichen, daß nämlich das Wasser, welches die Insel von dem Festlande trennte, sich ganz zurückziehe, damit sein Gebiet völlig zusammenhängend sei, da dessen bisherige Zerstückelung ihm mancherlei Beschwerden verursachte. Auch dies vollbrachte der Heilige. Auf sein Gebot zog sich die Fluth in das Meer zurück und üppige Matten grünten an deren Stelle empor. Da erkannte der Fürst die Wahrheit der neuverkündeten Lehre, ließ sich mit allen seinen Unterthanen taufen und war diesen fortan ein milder Herr.

259. Der Staroſt von Seekath.

Neben dem Dorfe Seekath im Stargardter Kreise liegt ein großer See, auf dem sich drei Inseln befinden. Die größte von diesen zeigt noch Trümmer eines Schlosses, das im letzten Schwedenkriege zerstört sein soll; auch sieht man noch die Pfähle einer Brücke, welche sie sonst mit dem festen Lande verband. Auf diesem Schlosse wohnte einst ein Staroſt, der ein eben so kluger als milder Mann und der Vater und Rathgeber der ganzen Gegend war. Auch nach seinem Tode hat er sie nicht ganz verlassen mögen. Deshalb stellt er sich in jeder Johannisnacht ein. Dann findet man ihn auf den Trümmern sitzend und in einer Urkunde oder einem großen Buche lesend. Die, welche wagen, sich an ihn zu wenden, entläßt er nie ohne guten Rath.

260. Der wilde Jäger auf dem Bullerberge.

In dem zur Worthiſchen Forſt gehörigen, im Stargardter Kreiſe gelegenen Walde Skrzynka befindet ſich ein hoher Berg, der Bullerberg genannt. Auf dieſem treibt in der Bartholomäusnacht der wilde Jäger ſein Weſen. Schon viele Menſchen haben es vernommen, wie er dann mit furchtbarem Getöſe durch den Wald fähret. Einſt kam der Oberförſter des Reviers in jener Nacht durch den Forſt und hörte den Lärm. In dem Wahn, Wilddiebe zu vernehmen, eilt er nach, und, als es ihm aller Anſtrengung ungeachtet nicht glückte, die Jagenden einzuholen, bricht er in einen gottloſen Fluch aus. Da erhebt ſich über ſeinem Haupte ein furchtbares Geſauſe, und mit den Worten: „da haſt du auch etwas von unſerer Jagd“ wird ihm der Schenkel eines Menſchen in den Wagen geſchleudert.

261. Die Jungfrauen in dem Braheſluſſe.

In der Tiefe des Braheſluſſes haben Waſſerjungfrauen ihre Wohnung, welche ſich zuweilen, insbeſondere zur Zeit des Vollmondes zeigen, und gerne guten und frommen Menſchen wohlthun. Vor allen andern nehmen ſie ſich willig unglücklich Liebender an, weshalb ſolche ſich denn auch nicht ſelten von ihnen Rath und Hülfe erbitten.

In einer, auf dem Braheſluß belegenen Mühle wohnte einſt vor vielen Jahren ein Müller, der ein überaus ſchönes und holdſeliges Töchterlein beſaß. Dieſes hatte der Sohn eines benachbarten Ritters liebgewonnen und die Maid war ihm wieder zugethan; aber der Vater des Jünglings, der nicht ſeinen edlen Stamm durch eine Schnur aus geringem Stande verunehren wollte, weigerte ſeine Einwilligung. Da wandten ſich die Liebenden an die Bra-

hejungfrauen. Dieſe erſchienen auch dem Ritter und verkündeten ihm Heil und Segen, wenn er in die Verbindung willige, aber Verderben, falls er länger widerſtrebe. Doch auch dies vermochte nicht, ihn zu bewegen. Da führten die Brahejungfrauen das Mägdlein und den Jüngling mit ſich hinab in die Tiefe, wo ſie nun mit ihnen in ihrem Kryſtallpallaſte wohnen und ſich häufig noch jetzt auf dem Spiegel des Waſſers zeigen, durch einen lieblichen Geſang ſich kund gebend. Der Ritter aber, ſeines Kindes beraubt, ward von zu ſpäter Reue ergriffen und ſtarb bald, nachdem ihn das Schickſal noch mannigfach verfolgt, in Armuth und Verzweiflung als der Letzte ſeines Stammes.

202. Der Bau der evangeliſchen Kirche zu Schöneck.

Nachdem die Kirchenverbeſſerung in Preußen Eingang gefunden, traten auch einige Bürger des Städtleins Schöneck zur neuen Lehre über. Anfangs hatten ſie ſich ein Gemach in einem Privathauſe zum Betſaal eingerichtet, bald aber nahm die Zahl ſo zu, daß dies nicht mehr genügte, und ſo gingen ſie den Staroſten um die Erlaubniß an, eine eigne Kirche zu bauen. Es war damals aber Staroſt über Schöneck ein Herr von Flemming, ein harter und grauſamer Mann, der ihr Begehr mit ſchnöden Worten zurückwies. Da wandten ſich die Evangeliſchen an ihren Oberherrn, den König Sigismund von Polen; doch auch hier konnten ſie die gewünſchte Erlaubniß nur unter der Bedingung erlangen, daß die Kirche in vierundzwanzig Stunden aufgebaut werde. So ſuchten die Rathgeber des Königs eine abſchlägliche Antwort zu verhüllen, da ſie es für unmöglich hielten, in ſo kurzer Zeit ein ſolches Werk zu vollführen. Aber die Schönecker gaben deshalb ihren Plan nicht auf. In den benachbarten, zur neuen Lehre

übergetretenen Städten, sonderlich in Danzig, ließen sie alles Erforderliche vollständig zurichten, so daß es nur zusammengefügt zu werden brauchte. An dem festgesetzten Tage kamen nun alle Evangelischen von fern und nah, viele tausend Menschen, besonders Maurer und Zimmerleute herbei, und nachdem die Steine und das Holzwerk aus den andern Städten herangefahren, begann man die Aufrichtung. Schon war alles bis auf den Thurm vollendet, als ein Mönch einen Riegel, der zur Befestigung unentbehrlich war, entwendete und unter seiner Kutte verbarg, um so die gänzliche Beendigung zu verhindern. Als er nun aber mit seinem Raube forteilen will, stürzt ein Stein vom Dache hinab und schlägt auf sein Haupt nieder, so daß er augenblicklich todt zu Boden sinkt. Bei Fortschaffung des Leichnams fand man den Riegel, und bevor noch die vierundzwanzig Stunden verlaufen waren, stand das Gotteshaus fertig da.

Der Strenge aber erhielt bald den Lohn seiner Grausamkeit; er mußte flüchtig werden, und starb in großer Dürftigkeit im Auslande. An der Stelle des Schlosses, worin er gewohnt, steht jetzt der Salzspeicher. In dessen Gemäuer sind drei runde Steine von ziemlich beträchtlicher Größe eingemauert. Es wird erzählt: sie hätten das Maß vorgestellt, was nach seinem Befehle das Brod haben mußte.

263. Ursprung der Stadt Berend.

In der Gegend, wo jetzt die Stadt Berend liegt, zeigte sich einst vor grauen Jahren ein Bär von ungeheurer Größe und Stärke, der rings alles verwüstete, Menschen und Vieh anfiel und der Schrecken der ganzen Gegend war. Endlich entschlossen sich zwei beherzte Männer, Vater und Sohn, das Land von dieser Plage zu be-

freien. Sie erspähten die Höhle des Bären, drangen in dieselbe ein, als er sich gerade drin befand, und tödteten ihn nach einem mörderischen Kampfe. Durch diese Heldenthat erwarben sich beide so viel Ansehn, daß alle benachbarten Gaue sie zu Führern wählten. Sie bauten sich darauf einen Hauptort und nannten ihn zum Andenken an die Begebenheit, der sie ihre Herrschaft verdankten, Bär-End (Berend). Der jetzige Markt der Stadt ist die Stelle, wo die That geschah.

264. Das Berendsche Wappen.

Bei der Stadt Berend befinden sich zwei Seen, welche früher mit einander verbunden gewesen sind; gegenwärtig trennt sie eine Wiese. Letztere hat das Eigenthümliche, daß in ihrer Mitte Binsen stehn, welche durch ihren Abstand gegen die umgebenden Gräser genau die Gestalt des Wappens der Stadt, und zwar mit einer solchen Genauigkeit, bilden, daß selbst die Sterne, welche das Schild desselben verzieren, deutlich zu erkennen sind. So oft auch die Wiese sammt den Binsen gehauen werden mag, so zeigt doch in jedem neuen Jahre der Platz, den die letzteren einnehmen, dieselbe Gestalt. Einen Ursprung oder Grund dieser Erscheinung verkündet die Sage nicht; von den beiden Seen aber berichtet sie, daß an der Stelle, wo sich der kleinere jetzt befindet, eine Kapelle, wo der größere, das Schloß von Berend gestanden habe, wie denn letzterer auch noch den Namen des Schloßsees führt. Ersterer hat das Eigenthümliche, daß er, trotz seines nicht bedeutenden Umfanges, doch von unergründlicher Tiefe ist. An Stelle der versunkenen ward eine andere Kapelle auf einer Höhe am Ufer erbaut, wo sie noch steht. Das Schloß soll wegen der Schändlichkeit des Starosten, der auf ihm saß, untergegangen sein.

265. Der König im Lauenburger Berge.

In einem, nahe bei dem Städtlein Lauenburg in Caſſuben belegenen Berge fand man im Jahre 1596 eine ungeheure Kluft. Es waren damals gerade zwei Miſſethäter zum Tode verurtheilt; ſolchen ſchenkte der Rath unter der Bedingung das Leben, daß ſie dieſen Abgrund beſtiegen und unterſuchten. Hinabgefahren, erblickten ſie auf dem Grunde einen ſchönen Garten, drin ein Baum mit lieblich weißen Blüthen ſtand, doch durften ſie nicht daran rühren. Ein Kind, das im Garten war, führete ſie über eine weite Matte zu einem Schloſſe, aus dem mancherlei Saitenſpiel ertönte. In demſelben aber ſaß ein König auf einem ſilbernen Seſſel, mit einem goldenen Scepter in einer, einem Briefe in der anderen Hand, welchen letzteren das Kind der beiden Miſſethätern überreichen mußte.

Valvaſor Ehre von Krain I. 217.
Seyfried's Medulla pag. 452.
[illegible] 251

266. Der Schloßberg bei Bütow.

Etwa eine halbe Stunde Wegs von Bütow gen Mittag befindet ſich ein, ungefähr dreißig Fuß hoher Hügel, der ſich durch ſeine wunderbare Geſtalt auszeichnet, indem er, ganz vierſeitig, die Form eines abgeplatteten Daches hat. Augenſcheinlich iſt er kein Werk der Menſchenhand. Der Sage nach hat dort einſt ein Schloß geſtanden, das nun überſchüttet iſt. Die Seiten ſind ſehr ſteil und meiſt mit Geſtrüpp überdeckt; auf der obern Platte aber wird geackert. Dort war früher eine etwa mannsdicke Oeffnung von unergründlicher Tiefe, die erſt vor wenigen Jahren der beſſeren Beackerung wegen verſchüttet iſt. Es ſoll dies der Rauchfang des Schloſſes geweſen ſein. Man erzählt, daß zwiſchen dieſer Oeffnung und dem noch jetzt vorhan-

denen Schloße in Bütow selbst eine unterirdische Verbindung stattfinde; ein Hund, einst in ein, in einem Keller des letzteren befindliches Loch hinabgeworfen, soll durch jene Oeffnung wieder herausgekommen sein.

Noch sonst manches Wunderbare wird von dem Berge erzählt.

So träumte einem in Bütow stehenden Husaren: daß er auf einer, ihm wohlbekannten Stelle des Hügels sich befinde, neben ihm ein Haufen Gold. Ein Kamerad, dem er den Traum am anderen Morgen erzählt, schilt ihn, daß er so wenig sein Glück zu benutzen wisse; aber erst, als er zum dritten Male hintereinander denselben Traum gehabt, entschließt er sich, auf den Berg zu gehen. Da er aber erst seinen Futtersack hervorsucht, so verspätet er sich, und es graut bereits der Tag, als er auf dem Berge anlangt. Schon sieht er vor sich den Haufen, als er aber hinantritt, findet er statt Gold — Dünger. Aergerlich über die Täuschung, stößt er mit dem Fuße daran, da verschwindet der Haufen plötzlich.

Ein Hirtenknabe verlor einst auf dem Berge zwei Ochsen. Im Suchen an die Oeffnung gelangt, findet er neben derselben einen gedeckten Tisch, auf dem ein Bund Schlüßel und ein Teller mit drei Butterschnitten sich befinden. Obwohl ihn der Hunger die letzteren zu verzehren reizt, sieht er doch an, geht zu seinem, nicht entfernt wohnenden Brodherrn und erzählt, was ihm begegnet. Dieser sagt ihm, daß, wenn er sich der Schlüßel und Butterschnitte bemächtigt, er reich und glücklich geworden wäre, und kehrt gleich mit ihm zurück. Aber schon war alles verschwunden. Noch einmal fand jener Knabe den Tisch mit den Butterschnitten dort, doch wiederum wagte er nicht sie zu berühren. Die Schlüßel fehlten diesmal. Seitdem ward nichts wieder gesehen.

267. Die Jungfernmühle.

Aus dem Bütower Schloßberge ſprudelt ein, durch kryſtallgleiches Waſſer ausgezeichneter Quell hervor, und mit ſolcher Mächtigkeit, daß er ſchon wenig unterhalb eine Mühle, die Jungfernmühle genannt, treibt. Mit letzterem Namen wird folgende Sage in Verbindung gebracht.

Ein Bauer, der an jenem Bache ackerte, ſah oftmals zu demſelben eine Jungfrau kommen, die mit einem goldenen Eimer Waſſer ſchöpfte und ſich wuſch. Er faßte ſich endlich ein Herz und fragte ſie, weshalb ſie ſolches thue. Da erzählte ſie, wie ſie eine Prinzeſſin und die Herrin des Schloſſes, das auf jenem Hügel geſtanden, geweſen, aber mit dieſem verwünſcht wäre, weshalb denn daſſelbe auch in die Erde verſunken ſei. Sie könne aber erlöſet werden, wenn jemand, ohne anzuhalten und ohne ſich umzuſehn, ſie auf den wendiſchen Kirchhof in Bütow trage und dort mit voller Gewalt zu Boden werfe.

Sie fordert hierauf den Ackersmann unter Verheißung von Glück und Reichthum auf, ihre Erlöſung zu vollbringen, und dieſer unterwindet ſich deſſen. So mannigfache Hinderniſſe ſich auch entgegenſtellen, iſt er doch ſchon mit ihr auf den Kirchhof gelangt; bevor er ſie aber noch von ſeinen Schultern abgeworfen, greift ihm hinten etwas in den Schopf. Darüber erſchrickt er dermaßen, daß er ſich umſieht und ſeine Laſt fallen läßt. Da fährt die Jungfrau zu den Lüften auf, wirft ihm jammernd ſeinen Mangel an Standhaftigkeit vor, und klagt, daß ſie nun noch viel härtere Qual erdulden müſſe und erſt nach hundert Jahren von Einem, der ſtandhafter als er das Werk vollführe, erlöſ't werden könne. So verſchwindet ſie und iſt ſeitdem noch nicht wieder geſehen.

268. Der Hexensee.

Zwischen Krämersbruch und Trzebiatowo, hart an der Gränze von Westpreußen, liegt ein kleiner See, der Hexensee genannt. Von ihm wird berichtet, daß die, welche sich in ihm baden, Zauberkraft empfangen. Etwas Eigenthümliches hat der See allerdings, denn trotz seiner hohen und schroffen Ufer ist er rings von Moräſten umgeben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entſtanden dieſes Sees wegen, da mehrere Weiber beſchuldigt wurden, in ihm ſich gebadet zu haben und Zauberei zu treiben, ſo unruhige Auftritte, daß die Behörden einzuſchreiten ſich genöthigt ſahen.

269. Das verſteinerte Ehepaar.

Bei Damsdorf, eine Meile von Bütow, befinden ſich zwei Steine, faſt ganz gleich, von Mannes Höhe und etwa zwei Gewende von einander entfernt. Sie haben faſt ganz menſchliche Geſtalt, Kopf und Schultern zeichnen ſich kennbar ab. Es wird berichtet, daß dies zwei Eheleute aus der Gegend waren, die im Hader mit einander ſich gegenſeitig zu Steinen verwünſcht hätten, und deren Verwünſchung ſofort in Erfüllung gegangen ſei. Die Farbe der Steine iſt grau, aber wenn man ſie mit einem ſcharfen Werkzeuge ritzt, erſcheinen ſie blutroth.

270. Die verſunkenen Jäger.

In der Nähe von Bernsdorf im Bütower Gebiete befinden ſich zwei Seen, die durch eine, unter einem Moore hinfließende Strömung zuſammenhängen. Etwa in der Mitte deſſelben iſt ein kleines keſſelförmiges Loch, welches nie austrocknet, und deſſen Ränder, obwohl rings von den

üppigſten Gräſern umgeben, nie bewachſen. Die Sage berichtet, daß einſt einige Weidmänner, die ſich am Sonntage mit der Jagd vergnügt, an dieſer Stelle, als ſie geraſtet, plötzlich verſunken wären. Noch ietzt will man Nachts ihre Geſtalten dort ſehen und das Bellen der Hunde vernehmen.

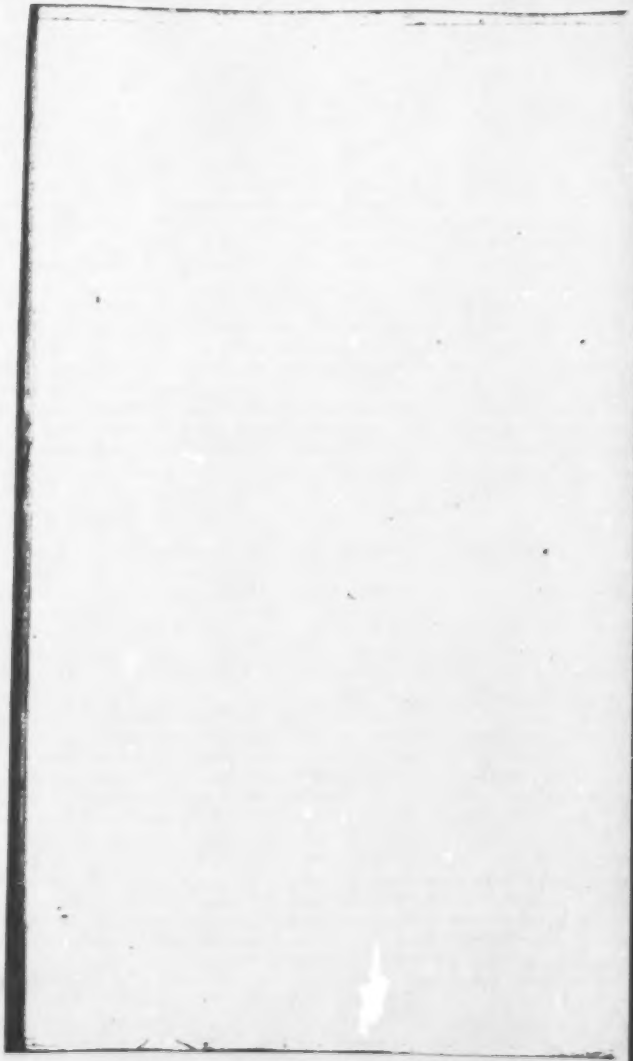
271. Die verſunkene Orgel.

Noch ein anderer kleiner, anſcheinend grundloſer See, aus deſſen Tiefe man zu Zeiten Orgeltöne vernimmt, liegt in der Nähe von Bernsdorf. Als nämlich die Kirche an dem letzteren Orte gebaut ward, iſt an dieſer Stelle die Orgel bei der Hinfahrt plötzlich verſunken, und ſo der See entſtanden. So lange nun der Geſang in der Kirche währet, ſo lange laſſen ſich die Orgeltöne vernehmen.

Anhang

zu den preußischen Sagen.

Abergläubische Meinungen und Gebräuche verschiedener Art enthaltend.



1. Litthauiſche Hochzeitsgebräuche.

Die Hochzeit wird nach der Trauung, welche in der Kirche geſchieht, im Hauſe des Bräutigams gefeiert. Bevor die Braut dahin geführet wird, ladet ſie alle ihre Anverwandten zu einem Gaſtmahle ein. Nach deſſen Beendigung bittet ſie dieſelben, mit ihr ihre Jungfrauſchaft zu beweinen. Sie ſetzen ſich dann Alle zuſammen, und die Braut fängt mit großer Wehmuth ein Klagelied an, welches immer folgenden Inhalts iſt: O Hue, o Hue, o Hue! Wer wird von nun an meinem Vater und meiner Mutter das Bett machen? — wer wird nun ihre Füße waſchen? Mein liebes Hündchen, mein liebes Hühnchen, mein liebes Schweinchen, wer wird Euch nun zu eſſen geben?

Darauf wird ſie von den Frauen zum Heerde geführt, dort fängt ſie ihr Klagelied von neuem mit folgenden Worten an: O Hue, mein liebes heiliges Feuer, wer wird Dir nun Holz zutragen, daß der Vater und die Mutter ſich bei Dir wärmen können? wer wird Dich nun hüten und bewahren? Darauf tröſten die Frauen die Braut, und ermahnen ſie, daß ſie nicht allzuſehr trauern ſolle.

Wenn nun der Tag gekommen iſt, an dem die Braut aus ihres Vaters Hauſe ziehen ſoll, ſo ſchickt der Bräutigam ihr einen Wagen, worauf ſie ſich ſetzt. Sobald ſie darauf an die Gränze des Orts kommt, wo der Bräuti-

gam wohnt, ſo kommt Einer gerannt, der in der einen Hand einen Feuerbrand, und in der andern eine Kanne mit Bier trägt. Der rennt dreimal um den Wagen, und ſagt zu der Braut: Wie Du in Deines Vaters Hauſe das Feuer verwahrt haſt, ſo wirſt Du es auch hier thun. Darauf giebt er ihr zu trinken, und der Wagen fährt weiter bis vor das Haus des Bräutigams, wo die Hochzeitgäſte verſammelt ſind. So wie dieſe den Wagen ſehen, rufen ſie Alle zuſammen: Der Wagentreiber kommt! — Dieſer aber ſpringt nun raſch vom Wagen herunter, und in demſelben Sprung auf einen an der Hausthür ſtehenden und mit einem Kiſſen und Handtuch bedeckten Stuhl. Erreicht er dieſen Stuhl in dem einem Sprunge, ſo iſt das Handtuch ſein; wo nicht, ſo bekommt er Prügel, und wird zur andern Thür aus dem Hauſe geworfen. Hat der Fuhrmann den Stuhl erreicht, ſo bleibt er ſo lange darauf ſitzen, bis die Braut von den Gäſten herbeigeführt wird. Dann ſteht er auf, und die Braut ſetzt ſich auf den Stuhl. Dort wird ihr ein Trunk Bier gereicht. Darauf wird ſie in die Küche und um den Heerd geführt, dahin trägt der Fuhrmann ihr den Stuhl nach. Auf dieſen ſetzt ſie ſich nun, und es werden ihr die Füße gewaſchen. Mit dem Waſſer, worin dies geſchehen, werden ſodann die Hochzeitgäſte beſprengt, ſo wie das Brautbett, das Vieh und das ganze Haus. Darauf werden der Braut die Augen verbunden, der Mund wird ihr mit Honig beſchmiert, und ſo wird ſie nun an die Thore des Hofes geführt, und der, welcher ſie führet, ſpricht zu ihr: Stoß an, ſtoß an! Sie muß dann mit dem Fuße an jedes Thor ſtoßen. Zugleich begleitet ſie Einer mit einem Sack, in dem allerlei Getreide iſt, als Roggen, Weizen, Gerſte, Erbſen u. ſ. w. Mit dieſem Getreide beſchüttet

er ſie an jedem Thore, und ſpricht: wenn Du fleißig und treu bleibſt, ſo wirſt Du von Allem genug haben!

Darauf wird ihr die Binde von den Augen genommen, und man ſetzt ſich zum Eſſen, nach deſſen Ende getanzt wird bis ſpät in die Nacht. Wenn nun in der Nacht die Braut zu Bette geführt wird, ſo ſchneidet Einer ihrer nächſten männlichen Anverwandten ihr die Haare ab, und die Frauen ſetzen ihr einen breiten Kranz auf, der mit einem weißen Tuche benähet iſt; dieſen Kranz muß ſie ſo lange tragen, bis ſie einen Sohn zur Welt bringt, weshalb die Frauen bei deſſen Aufſetzung zu ihr ſagen: Die Mägdlein, die Du trägſt, ſind von Deinem Fleiſch, bringſt Du aber ein Knäblein zur Welt, ſo iſt es mit Deiner Jungfrauſchaft aus! — Darauf wird ſie zu Bette gelegt, aber unter Prügeln von allen Seiten, ſo daß ſie nur wohl durchgebläuet zu dem Bräutigam kommt. Wenn nun Braut und Bräutigam zu Bette ſind, ſo werden ihnen Nieren von Böcken und Ochſen vorgeſetzt, die ſie verzehren müſſen, damit die Ehe fruchtbar werde. Was hiervon übrig geblieben iſt, muß am andern Morgen zu allererſt von den jungen Eheleuten aufgegeſſen werden.

Hieron. Meletii wahrhaftige Beſchreibung der Sudauer auf Samland ſammt ihrem Bockheiligen. Erl. Preuß. Th. V. S. 713 — 716.

Hartknoch Alt- und Neu-Preuß. S. 179.
Act. Boruss. II. 405.

2. Das Speckopfer.

Ein mächtiger Gott der heidniſchen Preußen war Perkunos. Es wurde ihm ein ewiges Feuer von Eichenholz gehalten. Er war der Gott des Donners und der Fruchtbarkeit. Daher wurde zu ihm gebetet im Regen und Sonnenſchein, und bei Gewittern wurde ihm eine Seite Speck geopfert. Noch jetzt, wenn es donnert, nimmt

der Bauer in Preußen eine Seite Speck auf die Schulter, geht mit entblößtem Haupte zum Hause hinaus, trägt sie nach seinem Acker hin, und ruft: Du Gott schlage nicht in das Meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken. Wenn aber das Gewitter vorbei ist, so holt er die Seite Speck wieder nach Hause und verzehret sie mit seinen Hausgenossen.

Joh. Laszikus Polonus de diis Samog. p. 300.
Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 160.

3. Die Barstukken.

(Vergleiche die Sage von der heiligen Linde.)

Die Barstukken sind kleine Erdmännchen, welche entweder viel Glück oder Schaden bringen, je nachdem sie bei guter oder böser Laune sind. Man sucht sehr, sie zu Freunden zu halten. Des Abends wird ihnen in der Scheune ein Tisch gesetzet, den bedeckt man sauber mit einem Tischtuche, und setzet darauf Brod, Käse, Butter und Bier; dann werden sie zur Mahlzeit gebeten. Wenn nun am andern Morgen auf dem Tisch nichts gefunden wird, dann freuet man sich sehr und hoffet auf großen Zuwachs im Hauswesen. Wenn aber im Gegentheile die Speisen über Nacht unberühret geblieben, dann bekümmert man sich, und vermeinet, die Barstukken seien davon gezogen und werden nun Schaden anrichten. Dieser Aberglaube ist besonders in Samland verbreitet.

Hartknoch Alt- u. N.-Preuß. S. 161.
Luc. Dav. Chron. I. S. 88. 127.
Voigt Geist. Preuß. I. 504.
Act. Boruss. T. II. pag. 406. V. 112.

4. Die Schlangen.

Die Schlangen wurden von den Preußen früher für heilig gehalten; man verehrt sie noch jetzt an manchen

Orten, besonders wenn sie unter dem Ofen oder sonst an einem verborgenen Platze im Hause sich aufhalten. Man lockt sie dann mit besonderen Gebeten hervor, auf einen mit einem weißen Tuche gedeckten Tisch, wo ihnen der Wirth selbst allerlei Speise aufgesetzt hat. Wenn sie hiervon kosten, so bedeutet dies Glück. Unglück kommt aber über das Haus, wenn sie nicht hervorkommen, oder wenn sie wieder zurückkriechen, ohne von den Speisen etwas zu berühren.

Acta Boruss. T. II. p. 407.
Hartknoch A. u. N. P. S. 162.

5. Die Wachholderbäume.

Unter den Bäumen halten die Preußen noch jetzt in manchen Gegenden besonders den Wachholderbaum sehr in Ehren, indem sie glauben, daß in demselben gute oder böse Geister verborgen seien; so erzählt man sich Folgendes: In dem Sudermannischen Kirchspiel Osterhamingen bei dem Gute Wendel steht an einem lustigen, runden Ort ein Wachholderbaum, der seine Aeste schön ausbreitet, und mit vielem andern Gesträuch umgeben ist. Denselben wollte vor mehreren Jahren ein Knecht von dem Gute Wendel zu seines Hauses Nothdurft umhauen, aber so wie er die Axt angesetzt hatte, hörte er eine Stimme, welche rief: Ich sage dir, haue den Baum nicht um! Die Stimme kam aus dem Baume selbst. Der Knecht erschrak und ließ den Baum stehen, hieb aber die nebenstehenden Bäume ohne alles Hinderniß um.

Joh. Loccenius Antiquit. Suev. Goth. I. 3.
Hartknoch A. u. N. Preußen S. 164.

6. Die Entdeckung eines Diebes.

Wenn etwas gestohlen ist, so wird folgendes Verfahren beobachtet, um den Dieb zu entdecken. Man nimmt zwei

Schüſſeln; in die eine legt derjenige, dem etwas geſtohlen iſt, zwei Pfennige, einen für ſich und den andern für den Dieb. Dann wird Bier in die Schüſſel gegoſſen, und ein Kreuz mit Kreide auf den Boden derſelben gemacht; zuletzt wird die Schüſſel geſchüttelt. An welche Seite nun des Diebes Pfennig zu liegen kommt, nach derſelben Seite iſt der Dieb gelaufen, und dorthin wird der Dieb geſucht. Vorher wird noch die andere Schüſſel voll Bier gegoſſen, und darüber ein Gebet geſprochen. Wenn ſich nun während des Gebets eine Blaſe auf dem Biere zeigt, ſo iſt dies ein gutes Zeichen, daß man den Dieb finden werde, zeigt ſich aber keine Blaſe, ſo wird das Bier ausgetrunken und neues in die Schüſſel gegoſſen, bis ſich zuletzt eine Blaſe zeigt. Gewöhnlich ſind in einem jeden Dorfe beſondere Männer, welche Schaumſeher genannt werden.

Erläut. Preußen Th. I. 134. V. 719.

7. Der Seelentiſch.

Wenn ein Litthauer geſtorben iſt, ſo kommen vier Wochen nach ſeinem Begräbniß ſeine nächſten Verwandten zuſammen; ſie haben Bier gebrauet und Eſſen zugerichtet, und ſetzen ſich, wenn das Eſſen aufgetragen iſt, zu Tiſche. Die erſte halbe Stunde ſitzen ſie ganz ſtille und ſprechen kein Wort, eſſen auch nichts. Dann knieen ſie Alle nieder und beten zu Gott, er wolle der Seele des Verſtorbenen Ruhe geben, darauf ſetzen ſie ſich wieder an den Tiſch und fangen an zu eſſen und zu trinken. Aber von allem, es ſei Fleiſch, Brod oder Fiſch, werfen ſie das erſte Stück unter den Tiſch für die Seele. Ebenſo gießen ſie das erſte Stof Bier unter den Tiſch für die Seele. Dies Mahl nennen ſie den Seelentiſch, und ſie glauben, die Seele könne nicht ruhen, wenn ſie ihr nicht dieſen Tiſch decken.

Erl. Preuß. Th. IV. S. 131. Th. V. S. 716.

Hartknoch Alt- und Neu-Preußen S. 188.
Acta Boruss. II. 409 sqq.

8. Das Bockheiligen.

Die Ceremonie des Bockheiligens soll noch jetzt hin und wieder in Preußen zur Verehrung und Versöhnung der alten Götter des Landes, obgleich sehr im Geheimen, fortbestehen. Es kommen nämlich aus mehreren Dörfern die Bauern in einer Scheune zusammen. Dort wählen sie unter sich einen alten Mann zum Waidelotten (so hießen die alten heidnischen Priester), dann machen sie in der Mitte der Scheune ein großes, langes Feuer, und nun bringen die Männer einen Bock herbei, die Weiber aber Weizenmehl, welches geknetet wird. Ist dieses fertig, so setzet sich der Waidelotte auf einen erhöheten Sitz, von welchem er an die Versammelten eine Rede hält, über die Urankunft des preußischen Volks und das Land, über dessen Heldenthaten und Tugenden, über die Gebote der Götter, und was sie von den Menschen fordern. Dann führet er den Bock in die Mitte der Versammlung, legt seine Hände auf ihn, und ruft alle die alten Götter nach der Reihe an, daß sie gnädig herabschauen wollen. Darauf fallen alle Anwesenden vor dem Waidelotten in die Knie und beichten ihm mit lauter Stimme ihre Sünden, mit welchen sie vermeinen, die Götter zum Zorne gereizt zu haben. Darauf stimmen sie einen Lobgesang der Götter an, fassen nun alle den Bock an, heben ihn in die Höhe, und halten ihn so lange, bis der Lobgesang zu Ende ist. Ist dieses geschehen, so setzen sie den Bock auf die Erde, und der Waidelotte ermahnt nun das Volk, das Opfer mit tiefer Demuth zu verrichten, und so, wie es von ihren Vorfahren auf sie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann schlachtet er den Bock, fängt das Blut in

einen Schüssel auf, und besprengt die Herumstehenden damit, giebt auch Jedem etwas davon in ein Gefäß, um es nachher dem Vieh zu trinken zu geben, welches dadurch gegen Krankheit beschützt wird. Darauf wird der Bock in Stücke gehauen, welche auf Brettern über das Feuer gelegt werden, um zu braten. Während des Bratens fallen sie Alle wieder in die Knie vor dem Waidelotten, der sie nun für die vorhin gebeichteten Sünden straft, indem er sie schlägt, an den Haaren reißt u. s. w. Doch bald kehrt sich dies um, und sie fallen jetzt über den Waidelotten her, den sie eben so reißen und schlagen. Wenn dieses geschehen, so machen die Weiber aus dem mitgebrachten Mehl Kuchen. Diese werden aber nicht in einem Backofen gebacken, sondern sie geben sie den Männern, welche sich zu beiden Seiten des Feuers stellen und die Kuchen einander durch das Feuer so lange zuwerfen, bis sie gar sind. Zuletzt geht dann das Essen und Trinken an, welches den ganzen Tag und die folgende Nacht dauert.

Was von dem Mahle übrig bleibt, wird sorgfältig vergraben.

Durch ein solches Opfer glauben sie die Götter sich besonders gnädig zu machen.

In Samland wird auf diese Weise eine Sau geheiligt oder geopfert, besonders um dadurch einen reichen Fischfang zu erwerben. Diese Opfer werden übrigens alle sehr heimlich betrieben; und als einstmals zufällig ein Fremder dazu gekommen, hat er nur mit vieler Noth sein Leben retten können.

Hieron. Meletii: Wahrhaftige Beschreibung der Sudawen sammt ihrem Bockheiligen. Erl. Preuß. Th. V. S. 701 fgg.
Hartknoch Alt- und Neu-Preuß. S. 171 fgg.
Leo hist. Pruss. p. 19.

9. Das Viehaustreiben.

Wenn zum Frühjahre das Vieh zum ersten Male ausgetrieben wird, so muß der Hirtenjunge im Dorfe von Haus zu Haus laufen, an die Fenster klopfen und rufen: Löscht das Feuer aus, spinnt und haspelt nicht, aber treibt das Vieh aus! Der Hirt hat unterdessen aus der Kirche Sand geholt, den er auf den Weg streuet, über den das Vieh aus dem Hofe gehen muß. In jeden Thorweg legt er zugleich eine Holzart mit der Schärfe nach dem Felde hin; darüber muß das Vieh gehen. Der Hirt gehet dann voran, spricht aber kein lautes Wort, bekümmert sich auch nicht um die Heerde, die nur von dem Hirtenjungen zusammengehalten wird, sondern macht allerlei Kreuze, segnet das Vieh und murmelt Gebete, bis er im Felde ist. Die Art im Thorwege bedeutet: der Wolf solle vor der Heerde laufen, wie er vor der Schärfe der Art läuft. Der Sand aus der Kirche bedeutet: das Vieh soll sich auf der Weide beisammen halten, wie die Menschen in der Kirche.

Preuß. Prov.-Bl. Th. VIII. S. 190.

10. Der Hexenglaube.

Sehr verbreitet und festgewurzelt ist in Preußen in früherer Zeit der Glaube an Zauberei und Hexerei gewesen. Eine große Anzahl von Hexenprocessen, von denen die Akten theilweise bis auf unsere Zeit gekommen sind, geben davon einen nur zu unwiderleglichen Beweis. Und auch bis jetzt haftet dieser Glaube wenigstens in einigen Gegenden beim Volke, wie dies schaudererregende Vorfälle der neuesten Zeit und so manche, diesem Glauben gefallene Opfer dargethan haben.

Die Hexen hielten auch in Preußen auf sogenannten Blocksbergen ihre nächtlichen Versammlungen; ein solcher

lag unter andern bei Pogdanzig im Schlochauer Kreise. Zweimal des Jahres, auf Walbrecht (Walpurgis) und Johannis, versammelten sich dort Männer und Weiber. Sie ritten meistens auf einer Gabel, einem Werkzeuge, dessen man sich bedient, um das Brod in den Ofen zu schieben, oft auch auf einem schwarzen dreibeinigen Pferde dorthin, und zwar durch den Schornstein und mit den Worten: „auf und davon und nirgends an.“ Wenn alles zusammen war, ward gespeis't und dann auf einer gespannten Leine unrechts (linksherum) getanzt, wozu ein alter Mann auf einer Trommel und einem Schweinskopfe musicirte.

Zu der Fähigkeit zu hexen gelangte man hauptsächlich durch den Besitz eines Geistes. Diese Geister, welche meistens den Namen Lucifer, Nickel, Firley, Dribulte, Chim, Klaus u. s. w. führen, waren zuweilen als schwarze Katzen, als Mistkäfer, als schwarze Hündchen, sehr oft auch als Viferitzen (Eichhörnchen) gestaltet, bei der Ausfahrt auf den Blocksberg auch als Böcke; die der Männer waren weiblichen, die der Weiber waren männlichen Geschlechts, des Buhlens wegen. Erworben wurden sie bald durch Kauf, bald durch Schenkung; ja man gab sie den Töchtern als Ausstattung mit. Wer einmal einen solchen Geist besaß, konnte sich seiner nicht entledigen, er fand denn jemand, der ihn abnahm; warf er ihn sonst fort, so hatte er zu besorgen, daß der Geist ihn selbst beschädige. Manche besaßen auch zu gleicher Zeit mehrere Geister. Der Kaufpreis war meistens ein bis drei Gulden preußisch (10 Sgr. bis 1 Rthlr.). Die Ueberlieferung erfolgte gewöhnlich in einem „Dunk Hede“ eingewickelt in einem Kober.

Die Geister wurden nun theils dazu gebraucht, um die Gebieter mit Geld, Lebensmitteln ꝛc. zu versorgen, theils um denselben an seinen Feinden zu rächen, auch um jenen zu hinterbringen, wie es anderswo hergehe. Auf Befehl

des Herrn tödteten sie Menschen und Vieh. Sollte jemand gelinde fortkommen, so flogen die Geister ihm an die Füße und machten ihn lahm. Dafür mußte der Gebieter sie füttern, gewöhnlich mit Milch und ähnlichen Speisen, zuweilen aber auch mit Hostien. Hin und wieder überwarfen sich die Geister mit ihren Besitzern selbst und flogen dann letzteren an die Füße, was dann die Folge hatte, daß diese von Stund' an hinkten, ohne daß sie davon hätten geheilt werden können.

Aber auch ohne den Besitz eines solchen Geistes gab es Mittel, vermöge welcher man zu hexen vermochte. Zu diesen gehörte namentlich, wenn man an einem Scheidewege, unter Hersagung von Beschwörungsformeln und Anrufung des Teufels, Erde grub, welche dann diente, um fremdes Vieh zu beschädigen, ihm die Milch zu nehmen u. s. w.; ferner wenn man einen Trank von bestimmten Kräutern einrührte und vor der Thüre dessen, welchem man schaden wollte, ausgoß. Eine Kette, vom Hochgerichte geholt, und unter der Schwelle des Hauses vergraben, brachte gute Nahrung; Zugnägel, aus den vom Galgen genommenen Kopfnägeln geschmiedet, dienten gegen die Ermüdung der Pferde; der abgeschnittene Finger des Gerichteten, in das Bierfaß gethan, brachte guten Bierstand; auch Oblaten, beim Genuß des heiligen Abendmahls wieder aus dem Munde genommen, in ein Stück Papier oder Leinwand gewickelt und so verwahrt, brachten Glück. So that man sie z. B. beim Säen in das Säcklein, damit das Korn um so besser gedeihe. Krankheiten hexte man seinen Feinden dadurch an, daß man ihnen bezauberte Haare nachwarf, oder solche vor eine Thüre hinstreute, durch welche der zu Beschädigende hindurch gehen mußte. Auch Kränze, in welche Schlangen und Kröten hineingeflochten waren, dienten zur Hexerei.

Vorzüglich geeignet zur Ausübung von allerhand Zauberei waren die Eckhäuser; über sie übte der Teufel eine besondere Gewalt aus.

Für Räuber und Diebe galten als ein Schutzmittel die Herzen ungeborner Kinder; diese wurden roh, wie sie dem Leibe der Mutter und dem Körper des Kindes entrissen waren, in so viel Stücke geschnitten, als Theilnehmer waren, und deren eins von jedem derselben genossen. Wer so von neun Herzen gegessen, konnte, welchen Diebstahl oder sonstiges Verbrechen er immer begehen mochte, dabei nicht ergriffen werden, und wenn er dennoch durch einen Zufall in die Gewalt seiner Gegner gerathen sollte, sich unsichtbar machen und so seinen Banden sich wieder entziehen. Die Kinder mußten aber männlichen Geschlechts sein; weibliche taugten dazu nicht. Die Bande des Räuberhauptmanns König Daniel, wie er von den Seinen, Kix Teufel aus der Hölle, wie er vom Volke genannt wurde, welche in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts das Ermeland in Schrecken setzte, bekannte nach ihrer Ergreifung, daß sie bereis vierzehn schwangere Weiber zu jenem Zwecke getödtet, jedoch nur in den wenigsten männliche Kinder gefunden habe.

Ein anderes Mittel, dessen sich die Diebe bedienten, um unentdeckt zu bleiben, waren Lichter oder Lampen von Menschenfett. Denn diesen schrieb man die Kraft zu, daß, wenn man sich damit in Wohnungen begebe, die Schlafenden nicht aufwachten, und daß weder der Zugwind noch etwas Aehnliches sie auszulöschen vermöge. Nur mit Milch konnten sie ausgelöscht werden. War eine Uhr im Zimmer befindlich, so mußte diese gleich angehalten werden; auch dies schützte vor Entdeckung. Hatte der Dieb das Zimmer aber bereits wieder verlassen und dessen Thüre verschlossen, so mußte er durch deren Ritzen Wasser hin-

eingießen. Lief dies dann in die Stube, so war es ein unfehlbares Zeichen, daß er nicht werde entdeckt werden.

Aber es gab nicht nur Mittel, welche gegen die irdische Strafe sicherten, sondern selbst solche, die das Gewissen beruhigten. Denn wer einen Andern ermordet hatte, brauchte nur ein Stück aus dessen Leibe auszuschneiden, solches zu braten und zu verzehren, und er gedachte fürder seiner Uebelthat nie wieder.

Die für den Thäter selbst am wenigsten gefahrvolle Art, einen Feind aus dem Wege zu schaffen, war das Todtbeten. Dies bestand darin, daß man einen der Psalmen rückwärts las und hinter jedem Verse den Namen des Gegners nannte.

In Litthauen gab es eine Art Zauberer, die den Namen Szynys führten, und die, wenn sie von einem Menschen ein Hemde oder ein anderes Kleidungsstück bekommen konnten, machten, daß er vertrocknete oder aufschwoll oder Reißen in seinen Gliedern bekam, so daß er nicht bei Nacht nicht bei Tage Ruhe hatte, bis er hinstarb. Vermochten sie aber kein Kleidungsstück zu erhalten, so suchten sie auf dem Wege, wo der, dem sie schaden wollten, gegangen, die Spur seines Fußes auf, schnitten solche, sammt der sie umgebenden Erde aus, und begruben sie unter allerhand Beschwörungsformeln auf dem Kirchhofe, wodurch sie bewirkten, daß derselbe, bald nach längerer bald kürzerer Qual hinstarb.

Nach mündlichen Ueberlieferungen und ungedruckten Hexenprocessakten vergl. Preuß. Prov.-Blätt. Bd. II. S. 105 fgg. Bd. IV. S. 255. Zernecke Thornsch. Chron. S. 279. Erläut. Preuß. Th. IV. S. 50 — 70. Leo histor. Pruss. pag. 497. Henneberger Erklärung S. 441.

11. Das Beschwören.

So wie man nun meint, daß Hexen und Zauberer Anderen zu schaden vermögend wären, so glaubt man auch,

daß es eine Kunst giebt, welche durch Anwendung übernatürlicher Mittel eine Beschädigung, sei sie durch Behexung oder auf andere Weise herbeigeführt, aufheben könne. Vor allem traut man den katholischen Geistlichen dergleichen Kenntnisse zu. In vielen Gegenden Preußens, besonders in Litthauen, ist es üblich, das Vieh vom Geistlichen geweihte Kräuter fressen zu lassen. Der Litthauer wendet sich deshalb aber nicht an seinen Prediger, von dem er behauptet, daß er das Weihen nicht verstehe, sondern läßt sich zu diesem Zweck mit großen Kosten einen katholischen Priester von auswärts kommen. Auch das protestantische Landvolk in Westpreußen wendet sich, wenn es durch unmittelbare Vermittelung des Himmels etwas erreichen will, z. B. die Entdeckung eines Diebstahls, nicht an seinen eignen, sondern an einen katholischen Geistlichen. Ja sogar gegen ganze Landplagen wird des Letzteren Hülfe in Anspruch genommen, und es wurde, als sich vor wenigen Jahren in einer Gegend Westpreußens eine Zeitlang Heuschrecken in solcher Masse zeigten, daß sie alle Felder zu vernichten drohten, dann aber plötzlich wieder verschwanden, vom Landvolke allgemein behauptet, ein Geistlicher habe durch seine kräftigen Beschwörungsformeln das Ungeziefer sämmtlich in die benachbarten Seen getrieben, in welchen es umgekommen wäre. Es giebt selbst noch jetzt Leute in einigen Gegenden Preußens, die ein förmliches und sehr einträgliches Gewerbe daraus machen, behexte Leute und Vieh von dem, was ihnen angethan ist, zu befreien, ja Feuersbrünsten Einhalt zu thun. Sie bedienen sich hierzu gewisser feststehender Formeln, wie die nachstehenden es sind, welche aus einem alten, bei Gelegenheit einer kürzlich stattgefundenen Criminaluntersuchung in die Hände der Herausgeber gelangten, in polnischer Sprache abgefaßten Beschwörungsbuche entnommen worden.

Beschwörung beherxten Viehes.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ich bestimme ꝛc. ꝛc. ꝛc. nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe und der heiligen Jungfrau Beistand. Es ging der Herr Jesus auf den Oelberg; es nahm der Herr Jesus ein weißes Stöckchen in seine allerheiligste Hand, da befelen ihn tolle Hunde, sie rissen dem Herrn Jesus die Kleider entzwei und dem heiligen Leibe geschah nichts. So wie diesem gerechten Herrn und dem heiligen Johannes nichts geschah, so wird auch diesem Vieh von der Raserei nichts geschehen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

† Und die heilige Jungfrau bittet ihren Sohn, daß nichts geschehe. — Nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe. Der heilige Johannes hat den Herrn Jesum im Jordan getauft und die Maria Magdalena war bei der Taufe. Der Jordanfluß stand, und so wird auch diese Raserei aufhören, nicht mit meiner Macht, sondern mit der Hülfe des Herrn Jesu, der heiligen Dreieinigkeit, der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen. — So fallen meine Worte auf dieses von Raserei Ergriffene, nicht aber mit meiner Macht, sondern des Herrn Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen Hülfe. † Schon habe ich jetzt geendigt bei diesem Brüllen, Wiehern ꝛc. ꝛc. mit Gott dem Vater, dem Sohne und heil. Geiste. Amen. † † †

Die sämmtlichen Heiligen sind barfuß erschienen, so wird auch diese Raserei erscheinen, nicht mit meiner Macht, sondern mit der Hülfe des Herrn Jesu, und so wie dieses Wasser fällt, so wird auch die Raserei von diesem Vieh

abfallen, nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu und aller Heiligen Hülfe. Amen. †

Bei jedem Kreuze ſind zu beten: ein Vater unſer und ein engliſcher Gruß.

(Die ganze Formel wird hierauf mit geringer Abweichung noch zweimal wiederholt.)

Die nachſtehenden Formeln, auf kleine Zettel geſchrieben, und eingegeben oder zum Einreiben gebraucht, dienen gegen Krankheiten verſchiedener Art, die erſtere insbeſondere gegen die Folgen des Biſſes eines tollen Hundes.

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS.

Jran + Tiran + castan
+ cacasten + Eremiton
+ in + nomine + Patris
+ et + Filii et + spiri.
+ sanct. + Amen + .

A b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a c
a b r a
a b r
a b
a.

---

aron + y aran +
syran + cyron +
ceraston + crisan
castan + Bastan +
syran + castan +
operam + catha +
eron + et stacyden +
tetragramatan + et ay +
ab onay + ostanum +
ab unos + avit + militia +
et + lingua + continab +
+ davin + et + verbum +
curo + factum + et ××××××
et habitavi + + et ××××××

Aufhebung der Behexung eines Menschen.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ich bestimme die Aufhebung der Beherzung nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe. So wahr als der Herr Jesus unter dem Kreuze gestanden, so wird auch diese Beherzung aufhören; nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und der allerheiligsten Jungfrau Maria Hülfe. Wie meine Worte fallen, so wird auch die Beherzung fortfallen, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu und aller Heiligen Hülfe.

Dreimal Amen zu sagen.

Dreimal Ave Maria zu beten.

Beschwörung des Natterstichs.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Die Schlange hat gebissen; der Teufel hat der Schlange das eingegeben; der Herr Gott hat dich erschaffen, der Herr Gott hat dir die Macht nicht gegeben; du sollst dieses Gift schleppen über die Wiesen, Brücher, Felder, wo es nichts schaden wird, nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

Dreimal Amen sagen und drei Ave Maria beten.

Blutstillen.

In nomine Patris et filii et spiritus sancti. Amen.

So wie der Ehebrecher in der Hölle erscheinen, so wie der Hexenmeister in der Hölle erscheinen wird, so wird auch das Blut aufhören, was ich bestimme nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hülfe.

Ein Vater Unser und drei Ave Maria zu beten.

So weit das Beschwörungsbuch. Wenn nun auch der Aberglaube in der crassen Form, wie er hier erscheint,

in manchen Gegenden namentlich Ostpreußens jetzt keinen Anklang mehr finden würde, so ist doch der Glaube, daß es möglich sei, Krankheiten und körperliche Schäden durch Besprechen zu heilen, durch die ganze Provinz verbreitet, und er beschränkt sich nicht einmal immer auf die untersten Volksklassen. Vorzugsweise spielen hier alte Weiber eine bedeutende Rolle.

Eine ziemlich gewöhnliche Heilmethode der Art ist folgende: Der Besprecher steht mit dem Kranken vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang unter freiem Himmel mit entblößtem Haupte, legt ihm die Hände auf den Kopf, murmelt die Besprechungsformel, speit dreimal auf die Erde, und geht dann stumm davon.

Gegen das Behextwerden bedient man sich auch mancherlei Präservativmittel, so des Tragens von Amuleten, beim Vieh, wie bereits erwähnt ward, des Fressens geweihter Kräuter. Füllen schützt man dadurch gegen das Behextwerden, daß man sie ein rothes Band um den Hals tragen läßt.

12. Die Nachtwandler.

Sehr verbreitet ist in Preußen der Glaube, daß es Menschen gebe, welche dazu bestimmt sind, bei Lebzeiten Nachts ruheles umherzuschweifen oder Qualen zu erdulden. Einige müssen hinaus auf das Feld, um dort mit bloßen Händen die Dornen abzureißen, andere durch große Gewässer schwimmen, noch andere sich in Flammen stürzen. Häufig gehen hierbei mit ihnen Verwandlungen vor, so öfters in Reisen, die meilenweit zu laufen haben, sehr häufig auch in Katzen. Erst wenn der Tag zu grauen beginnt, ist es ihnen gestattet, heimzukehren und die menschliche Gestalt wieder anzunehmen. Während sie ihre nächtlichen Qualen erdulden, pflegen sie geistliche Lieder zu singen.

So hörte einstmals auf einem Dorfe unfern Marienwerder eine Frau des Nachts vor ihrem Hause ein geistliches Lied mit heller Stimme singen, und als sie hinaustrat, um sich zu überzeugen, wer dort wäre, kamen die Töne von einem Tonnenreif, der mit unglaublicher Geschwindigkeit vor ihrer Thüre im Kreise umherlief. Sie eilte herbei, um ihn zu erhaschen; er lief aber so schnell fort, daß er ihr bald aus den Augen war. — Durch die Qualen und Anstrengungen, denen dergleichen Menschen unterliegen, werden sie so abgemattet, daß sie ein schwächliches Aussehen haben, stets siechen und früh dahinsterben. Doch ist auch zuweilen Heilung möglich.

So war in einem Dorfe unfern Riesenburg ein junges Mädchen, welches sich, ohne daß sie selbst etwas davon ahnte, nächtlich in eine schwarze Katze verwandelte. Nur war es ihr am Morgen immer gewesen, als wenn sie einen sehr bösen Traum gehabt; dabei fühlte sie sehr große Ermattung, und täglich schwand mehr die Farbe der Gesundheit von ihren Wangen. In jener Verwandlung aber mußte sie zu einem jungen Burschen, ihrem Verlobten, und diesen die ganze Nacht zerkratzen und sonst peinigen. Einst glückte es diesem aber, sie zu ergreifen, worauf er sie in einen Sack steckte und letzteren zuband. Aber wie groß war seine Ueberraschung, als er am Morgen in dem Sacke, statt der Katze, ein unbekleidetes Mädchen fand und in diesem seine Braut erkannte. Da wandte er sich an den Pfarrer des Orts, erzählte was sich zugetragen, und letzterem glückte es denn auch, die Nachtwandlerin von ihrem Uebel zu heilen.

Mit dem eben geschilderten Aberglauben ist der an das Alpdrücken nahe verwandt. Es ist der Mahr oder Alp der Geist eines alten Mannes oder Weibes ohne Haare, oft mit Fittigen, welcher des Nachts sowohl Menschen als

Vieh drückt, indem er sich auf sie hinhockt. Hiergegen kann man sich aber dadurch sichern, daß man beim Schlafengehen die Schuhe so stellt, daß sie mit den Spitzen nach dem Bette zu stehn, oder daß man einen Strauchbesen vor das Bette hinsetzt, auf welchen der Alp sich dann niederlegt. — In Preußen giebt es auch ein Sprichwort: Die schwarze Kuh hat ihn gedrückt, womit man Jemanden bezeichnet, der durch erlittenes Unglück muthlos geworden ist, und das wohl einem ähnlichen Glauben seine Entstehung verdankt.

13. Die Blutsauger.

Fast ganz allgemein ist noch bis auf den heutigen Tag unter dem Landvolke Preußens der Glaube an Blutsauger. Es sind dies Leute, die, nachdem sie begraben worden, nächtlich wieder auferstehn und ihren zurückgebliebenen Angehörigen das Blut aussaugen, so daß diese hinsterben müssen. Nicht eher haben sie Ruhe, als bis sämmtliche Mitglieder der Familie auf diese Weise ihnen ins Grab gefolgt sind. Das einzige Mittel dies zu verhindern ist, daß man entweder vor dem Begräbniß, denn man kann den Blutsauger daran erkennen, daß er nach dem Tode die rothe Gesichtsfarbe beibehält, oder, wenn jene Eigenschaft erst später bemerkt worden, nachdem die Leiche wieder ausgegraben worden ist, derselben den Kopf abschneidet und solchen zwischen die Beine legt. Fließt dann das Blut noch, so ist dies ein untrügliches Zeichen, daß der Verstorbene wirklich ein Blutsauger war. Dies Blut wird aufgefangen und sämmtliche Mitglieder der Familie müssen davon trinken. Hierdurch werden sie vollkommen gesichert.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts starb ein Mitglied der von Wollschlägerschen Familie in Westpreußen; mehrere seiner Verwandten folgten ihm ganz unver-

muthet, und ohne daß die Veranlassung ihres Todes klar war, in Kurzem nach. Man wollte sich auch erinnern: daß das Antlitz des Verstorbenen die rothe Farbe nicht verloren gehabt, und es entstand daher die Ueberzeugung, daß derselbe ein Blutsauger sei. Es ward ein Familienrath gehalten und darin beschlossen, daß der im Jahre 1820 als Landschaftsdirektor in hohem Alter verstorbene Joseph von Wollschläger, damals noch ein junger Mann, da er für den Beherztesten und Unerschrockensten galt, seinem verstorbenen Oheim den Kopf abhauen solle. Von einem Mönch des Bernhardinerklosters Jacobsdorf begleitet, begab er sich in die Gruft dieses Klosters, wo der Verstorbene beigesetzt war, jeder mit einer Kerze in der Hand. Der Sarg wird geöffnet und der Leichnam emporgezogen, um den Hals auf den Rand des Sarges zu legen. Die natürliche Bewegung, welche das in Folge dessen zurücksinkende Haupt macht, jagt dem Mönche solches Entsetzen ein, daß er die Leuchte fallen läßt und entflieht. Obwohl allein, verliert Wollschläger doch nicht die Besonnenheit; mit dem mitgebrachten Beile schlägt er den Kopf ab; aber ein mächtiger Strahl Bluts springt ihm entgegen und verlöscht auch die einzige noch übrige Kerze. Nur mit Mühe glückt es ihm in der fast gänzlichen Finsterniß, etwas Blut in einem Becher aufzufangen und mit diesem heimzukehren. Aber die That, welche die Seinen sichern sollte, hätte fast dem Vollbringer das Leben gekostet. Gleich nach der Rückkehr fiel er in eine lebensgefährliche Krankheit, die ihn mehr denn ein halbes Jahr am Rande des Grabes hielt. Die Leiche mit dem Haupte zwischen den Füßen ist bis heutigen Tages in der Gruft des Klosters Jacobsdorf, und zwar in deren mittleren Kammer, wo sich das Erbgewölbe der Wollschläger befindet, zu sehen.

Als in der Gegend von Conitz in der neuesten Zeit die

Cholera zuerſt auftrat, da zeigte ſich von neuem, wie feſt jene Sage im Volke gewurzelt ſei. An mehreren Orten wollte man die zuerſt von der Seuche Hingerafften wieder ausgraben, weil die ihnen bald nachgefolgten Hausgenoſſen glauben ließen, daß ſie Blutſauger wären, und es bedurfte durchgreifender Maaßregeln von Seiten der Behörde, um die Ausführung jener Abſicht zu verhindern.

An einigen Orten iſt der Glaube, daß der Erſte, welcher an einer Seuche ſtirbt, im Grabe aufrecht ſitze und das Laken verzehre, und ſo lange er daran zu zehren habe, das Sterben nicht aufhöre, wenn man ihn nicht wieder ausgräbt und ihm mit dem Spaten den Hals abſticht.

Nach mündlicher Ueberlieferung; vergl. Henneberger Erklärung S. 321.

14. Die bedeutungsvollen Tage.

Mit vielen Tagen des Jahres, namentlich Feſttagen, verknüpft das Volk einen beſonderen Aberglauben. Der wichtigſte unter dieſen iſt der St. Johannistag. An dem Abende, der ihm vorhergeht, iſt es noch an vielen Orten Preußens und Litthauens üblich, große Feuer, die Johannisfeuer, anzuzünden. Man ſieht dergleichen dann auf allen Höhen, ſo weit das Auge reicht, flammen. Dieſe Feuer helfen nicht nur gegen Gewitter, Hagelſchlag und Viehſterben, beſonders wenn man am folgenden Morgen das Vieh über die Brandſtelle auf die Weide treibt, ſondern auch gegen allerlei Zauberei, namentlich Milchbenehmung. Darum gehen die jungen Burſchen, welche das Feuer angezündet, am folgenden Morgen von Haus zu Haus und ſammeln Milch ein. Auch ſteckt man an jenem Abende große Ketten und Beifuß über das Thor oder Hecke, durch welches das Vieh geht, denn ſolches iſt gleichfalls gegen Hexerei gut. An der Samländiſchen Küſte fahren die Schiffer an

dem Johannistage und an den nächstfolgenden Tagen nicht zur See, weil, wie sie behaupten, das Meer dann hohl geht und ein Opfer fordert. Aber eben so halten sie es auch für verderbenbringend, am Sonntage auf Fischfang auszuziehn.

Wenn man am Christabende Erbsen und Weizen zusammengemischt in die Ställe wirft, so gedeiht das Vieh gut, Gänse und Hühner, wenn man sie mit Weizen und Erbsen, die man während des Gottesdienstes am Weihnachtstage in der Tasche bei sich getragen, füttert.

Am heiligen Dreikönigsabend muß man an alle Ställe, auf die Eimer und die übrigen Gefäße, welche zur Fütterung dienen, mit Kreide das Zeichen des Kreuzes malen.

Am Ostermorgen, vor Sonnenaufgang, ohne daß man dabei spricht, aus einem fließenden Gewässer geschöpftes Wasser erhöht beim Waschen die Schönheit. An manchen Orten begießen sich an diesem Morgen Jünglinge und Mädchen gegenseitig mit Wasser, denn dies soll die Gesundheit erhalten.

Am Jacobitage muß alle Feldarbeit unterbleiben, widrigenfalls das Gewitter einschlägt. Eben so darf am Johannistage nicht gearbeitet werden. Auch wer an einem dritten Feiertage arbeitet, wird von Unglück heimgesucht.

Eine Arbeit, die am Frohnleichnamstage begonnen ist, geräth wohl.

Am Tage der Beschneidung des Herrn macht man, um zu erfahren, ob es einem entfernten Lieben wohlgeht, sein Bild von Teig und legt es in den Ofen. Geht es hoch auf, so ist es gut, geht es nicht auf, übel mit ihm bestellt, oder er wohl gar todt.

Am Sylvesterabende legt man sich drei aufgeschriebene Wünsche und eine Niete unter das Kopfkissen; was man von diesen am folgenden Morgen zuerst in die Hand

bekömmt, geht in Erfüllung. Sieht man an jenem Abende um Mitternacht in den Ofen, so erblickt man den oder die Zukünftige. Auch iſt der Sylveſterabend beſonders geeignet, noch auf andere Weiſe durch Glückgreifen, nachdem man allerlei ſymboliſche Gegenſtände aus Teig geformt, Werfen eines Schuhs oder Tuches über den Kopf, welches erſtere, je nachdem die Spitze auswärts oder einwärts gekehrt iſt, anzeigt, ob man im Laufe des bevorſtehenden Jahres das Haus verlaſſen werde, oder nicht, letzteres aber durch die Geſtalt, die es bildet, den Anfangsbuchſtaben des Namens der Zukünftigen kund giebt, und durch Zinn- oder Wachsgießen ſein zukünftiges Schickſal zu erfahren.

Vergl. Sim. Grunau's Chron. Tr. XIV. C. 2. Henneberger Erklärung S. 323. Erl. Preuß. Th. I. S. 137. Preuß. Provinz.-Blätt. Th. VIII. S. 238 fgg.

13. Vorbedeutungen und Anzeichen.

Aus der Farbe des Bruſtbeins der Gans kann man die Witterung des bevorſtehenden Winters entnehmen; denn wenn es hell und klar iſt, ſo wird es einen ſtrengen Winter geben, wenn es dagegen grob und dunkel iſt, ſo ſteht viel Schnee und laues Wetter bevor.

Kinder, die am Sonntage geboren ſind, müſſen an einem Werktage getauft werden, ſonſt ſehen ſie, erwachſen, Geiſter und ſelbſt den Tod, wie er Menſchen abholt.

Wenn ein Mädchen und ein Knabe zuſammen getauft werden, ſo muß der Prediger an jener zuerſt die Taufhandlung vollziehn, ſonſt bekömmt ſie einen Bart und bleibt unverheirathet.

Wenn die Pathen während der Taufhandlung an Mondſucht oder ein ähnliches Uebel denken, ſo ſtößt dies ſpäterhin dem Täuflinge zu.

Wenn ein Kranker auf die Frage nach ſeinem Befinden

antwortet, er sei sehr krank, so muß er in selbiger Krankheit sterben; antwortet er aber: es geht mir wie Gott mein Herr will, so wird er wieder gesund.

Wenn die, welche eine Wöchnerin besuchen, indem sie den Neugebornen besehen, sprechen: Ei, das ist ein schön Kind! so haben sie es berufen und das Kind muß jung sterben.

Wenn jemand, zum ersten Male in einen Ort oder ein Haus kommend, zuerst mit dem linken Fuß hineintritt, so wird es ihm darin übel, mit dem rechten aber, wohl ergehen.

Wenn der Uhu drei Nächte hinter einander auf einem Hause schreit, so giebt es darin eine Leiche.

Wer von den beiden jungen Eheleuten in der Nacht nach der Trauung zuerst einschläft, oder auf wessen Seite die Kerzen während der Trauhandlung minder hell brennen, stirbt zuerst.

Wenn jemand fährt oder reitet und ihm ein Fuchs oder Hase über den Weg läuft, so wird er Schaden leiden.

Schaafen begegnen, bringt Glück, Schweinen — Unglück.

Wenn man beim Ausgehen auf einen Gebrechlichen trifft, so muß man heimkehren und sich segnen, sonst bringt es Unglück. Begegnet man aber einem Gesunden, besonders zu Pferde, und wird man mit lauter, vernehmlicher Stimme begrüßt, so bedeutet dies Glück.

Blasen auf der Zunge bedeuten, daß man belogen ist, Klingen im rechten Ohre, daß Gutes, im linken, daß Böses von Einem gesprochen wird. Elstern, die an den Fenstern schrein, verkünden ungern gesehene Gäste, eine kakelnde Henne, oder Hunde, welche sich beißen, daß die Nachbarinnen sich zanken werden.

So wie das Wetter am Freitage ist, so wird es am nächstfolgenden Sonntage sein.

Wenn es am Siebenbrüdertage regnet, so wird es sieben Wochen, wenn auf Apostel Theilung, vierzehn Wochen hindurch regnen.

Während des Monats December darf man den Wolf nicht bei seinem eigentlichen Namen, sondern muß ihn das Gewürm nennen, sonst wird man von den Wehrwölfen zerrissen.

Sonnenschein zu Lichtmeß bedeutet einen langen Winter; darum sieht der Schäfer an diesem Tage lieber den Wolf, als die Sonne im Schaafstall.

Wenn der Hahn am Sonntagsmorgen kräht, so sagt er Gäste an.

Des Sonntags vor dem Frühstücke niesen, bedeutet, daß man angenehme Gesellschaft, des Montags, daß man ein Geschenk, Dienstags, daß man eine traurige Nachricht erhalten, Mittwochs, daß man sich verlieben, Donnerstags, daß man etwas Trauriges erleben, Freitags, daß man einen Brief empfangen oder ein Glück haben, Sonnabends, daß das, was man sich für den Sonntag vorgenommen, nicht in Erfüllung gehen werde. Ein alter Vers drückt dies folgendermaßen aus:

Sonntags — angenehme Gesellschaft
Montags — geschenkt
Dienstags — gekränkt
Mittwochs — verliebt.
Donnerstags — betrübt
Freitags — Glück
Sonnabends — gehen die Wünsche zurück.

Eine Frau, die mit ihrer Ausstattung nicht vor dem Hochzeitstage fertig geworden ist, wird auch nachher mit ihren Arbeiten nie zur rechten Zeit fertig.

Welcher von beiden Eheleuten die Suppe vorlegt oder den Braten schneidet, hat das Regiment im Hause; um dies zu erlangen, muß man während der Trauhandlung dem andern auf den Fuß treten, oder wenn dieselbe auf einem gewirkten Teppich erfolgt, die Braut auf etwas dessen Benennung männlichen Geschlecht ist, sei es Thier oder Blume, der Verlobte umgekehrt auf eine Sache weiblichen Geschlechts, sich stellen.

Drei in einem Zimmer brennende Lichte zeigen an, daß Einer der Anwesenden im Geheimen verlobt ist, oder daß es in Kurzem an dem Orte eine Bettlerhochzeit geben werde.

Wenn jemand, der im Todeskampfe liegt, durch heftiges Schreien ins Leben zurückgerufen wird, so stirbt er nach neun Tagen unfehlbar, wenn er sonst auch vielleicht durchgekommen sein würde.

Läßt man ein noch nicht jähriges Kind in den Spiegel sehn, so wird es krank; reicht man es durch das Fenster einem Andern zu, so verkümmert es im Wachsthum; nennt man es: Ding, so wächst es die nächsten neun Tage nicht.

Was man in der ersten Nacht, die man in einem Zimmer zubringt, träumt, geht in Erfüllung.

16. Sympathetische Mittel und Kuren.

Unzählig sind die sympathetischen Mittel gegen Krankheiten. Fast wider jede Art der letzteren existirt ein solches. So hilft es gegen das Fieber, wenn man die drei ersten Palmen (Weidenknospen) oder die Blüthe der drei ersten Aehren, die man im Frühlinge blühen sieht, abstreift und genießt; ferner, wenn man ein Butterbrod oder eine Semmel, auf welche die Zeichen: Ihs Ihs Ihs und darunter Vor- und Zuname des Kranken gesetzt sind, sobald das Fieber eintritt, aufißt. Wenn jemand, besonders wenn er

ſich noch in den Kinderjahren befindet, von der fallenden Sucht den erſten oder zweiten Anfall hat, ſo muß man ihm das Hemde ausziehn, es entzwei reißen und es auf einen Kreuzweg werfen, ohne, ſo wenig beim Hin- wie beim Zurückgange bis zur Thürſchwelle, ein Wort zu ſprechen.

Warzen werden dadurch vertrieben, daß, wenn man zwei auf einem und demſelben Pferde vorbeireiten ſieht, man ihnen nachruft: nehmt den Dritten mit.

Vor Zahnſchmerzen bewahrt das regelmäßige Nägelabſchneiden am Freitage.

Die Königskerze iſt eine Blume, die in mehfacher Beziehung eine wunderbare Kraft hat. Wenn ein Angehöriger, ſelbſt wenn ein Stück Vieh krank iſt, knickt man nach dem Untergange der Sonne die Blume gegen Sonnenaufgang hin um, und bittet dabei, daß ſie die verlorne Geſundheit wieder verleihen möge. Am Johannistage ziehen die Mägde die Blume aus und hängen ſie übers Bette; die, der ſie zuerſt verwelkt, ſtirbt zuerſt.

Kinder, welche noch nicht getauft ſind, darf man nie allein laſſen, denn man hat zu befürchten, daß ſie mit Wechſelbälgen vertauſcht werden. Doch kann man ſie hiergegen auch dadurch ſchützen, daß man vor dem Fortgehen über ſie das Zeichen des Kreuzes macht.

Haarabſchneiden muß beim zunehmenden Mond vorgenommen werden, denn dann wachſen die Haare beſſer.

Die Strafe des Meineides vermeidet man dadurch, daß man während des Schwörens die linke Hand in die Seite legt, oder auch, daß man einen Knochen von einem eigenen verſtorbenen Kinde auf bloßer Haut trägt.

Kann man einen Dieb ſelbſt nicht ergreifen, ſo muß man bei ſeiner Flucht wenigſtens eins ſeiner Kleidungsſtücke zu erhaſchen ſuchen. Prügelt man dies dann, ſo

wird der Dieb krank. Dieser Glaube wurzelt so fest, daß in der Gegend von Berend vor Kurzem ein Mann, der beim Honigdiebstahl ertappt, sich mit Zurücklassung seines Rockes geflüchtet hatte, als er hörte, daß dieser von dem Bestohlnen schrecklich zerhauen sei, sich hinlegte und starb.

Böses Wetter glaubt man dadurch zu stillen, daß man mit der Axt in die Thürschwelle haut.

Ein vorzügliches Mittel, um zukünftige oder verborgene Dinge zu erfahren, ist ein Erbschlüssel, besonders wenn er in Verbindung mit einer Bibel gebraucht wird. Läßt man ihn an einem, in die letztere eingeklemmten Faden geknüpft in ein Glas hängen, so zeigt er z. B. durch die Zahl der Schläge an, wie viel Jahre man noch bis zur Hochzeit warten müsse, durch die Seite, an welche er anschlägt: wohinaus die Person, die etwas gestohlen hat, sich befinde u. s. w. Wenn man einen zum Fenster hinausgehängten Erbschlüssel hin und her schwanken läßt und dabei spricht: horch, horch, so hört man von der Gegend her, dahin man wird zu freien oder zu wohnen kommen, eine Stimme.

Bei der Belagerung von Danzig im Jahre 1734 spieen die alten Weiber jedesmal, wenn eine Bombe angeflogen kam, dreimal aus und riefen: Phy, phy, phy, da kömmt de Drack (Drache) getragen, in der Meinung sich dadurch zu sichern; auch glaubten sie, daß, wer etwas von einer Bombe oder Kugel im Hause habe, der werde sich von solchen mehr auf den Hals ziehn.

Um im Karten- oder Würfelspiele Glück zu haben, muß man während desselben eine Nadel, mit welcher der untere Theil der vorderen Hälfte eines Hemdes zugenäht ist, vor sich in die, nach dem Erdboden gekehrte Seite der Tischplatte stechen.

17. Die Todtenurnen.

Von den Urnen, welche in den heidnischen Begräbnißplätzen gefunden werden, glauben Einige, daß sie die Gefäße seien, deren sich die Unterirdischen (Barstucken) bedienen, und die sie entweder ihren Freunden mit ins Grab gesetzt, um sich deren in jener Welt zu bedienen, oder die, als sie ihre, in dem Hügel bisher innegehabte Wohnung verlassen, dort zurückgeblieben, Andere, daß die Erde selbst, wenn sie im Monat Mai gleichsam schwanger werde, sie geboren habe.

Wenn in dergleichen Urnen Milch aufgestellt wird, so giebt sie mehr Butter; wenn man die Hühner daraus saufen läßt, so nehmen sie nicht nur sehr zu, sondern werden auch nie von einer Krankheit ergriffen; wenn man das Saatkorn vor dem Aussäen in dergleichen Urnen schüttet, so giebt dies eine reichlichere Ernte.

Rensch de tumul. et urn. sepulcral. Regiomont. 1724. 4. c. 3. §. 2, 3; vergl. Erl. Preuß. Th. IV. S. 95.

18. Vermischtes.

Die Litthauer nehmen ihre sterbenden Angehörigen, wenn sie im Begriff stehen, zu verscheiden, aus dem Bette, legen sie auf ein wenig Stroh auf die Diele, und öffnen Thür und Fenster, um der Seele den freien Aus- und Aufflug zum Himmel zu bereiten.

Messer dürfen mit der Schärfe nicht nach oben gelegt werden, weil dorthin Gott ist und die Geister wohnen.

Einem Storch darf man nichts zu Leide thun, denn er ist anderwärts ein Mensch.

Die Cicaden werden von den Litthauern für heilig gehalten, weil sie glauben, daß dieselben unerbittlich die ihnen angethanen Beleidigungen ahndeten und mit der heftigsten Rache die Kleider zernagten.

Wenn am Sonnabend Nachmittage gewaſchen wird, ſo darf die Wäſche unter freiem Himmel nicht mit dem Waſchholze geſchlagen werden, da ſonſt der Hagel die Feldfrüchte zerſchlagen würde.

Am Donnerſtage darf nur bis zum Abendeſſen geſponnen werden, da ſonſt der Wolf die Heerde freſſen würde.

Nach dem Abendeſſen darf der Tiſch nicht abgenommen werden, vielmehr müſſen Tiſchtuch, Schüſſel, Löffel und Brod darauf liegen bleiben; denn wenn über Nacht der Alp oder die Mahr kommt, und einen gedeckten Tiſch findet, ſo drückt er die Menſchen nicht im Bette und das Vieh nicht im Stalle.

Das Waſſer, mit dem eine Leiche abgewaſchen iſt, muß vor der Hausthüre ins Kreuz ausgegoſſen werden, da ſonſt der Verſtorbene keine Ruhe hat, ſondern wiederkommen und ſpuken muß.

Preuß. Provinz.-Bl. Bd. VIII. S. 190 fgg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedr. bei den Gebr. Unger.

Im Verlage der Nicolaiſchen Buchhandlung in Berlin ſind nachfolgende empfehlenswerthe Schriften erſchienen:

Deutſche Sagen.

Herausgegeben von den Brüdern Grimm.

2 Bände. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Wie das Kind ſeine ihm eigene Welt der Mährchen hat, an die es glaubt und in deren Wunderkreis auch der Erwachſene mit Sehnſucht ſich zurück denkt, ſo hat das Volk ſeine eigenthümliche Welt der Sagen, die ihm mit dem Zuſammenleben in der Heimath gegeben iſt und an der es mit inniger Liebe hängt. Dieſe ehrwürdigen und lieblichen Töne aus einem frühern ächt volksthümlichen Leben, reden wie freundliche Begleiter zu uns, wohin wir im deutſchen Lande unſern Wanderſtab ſetzen. In dieſer von den Gebr. Grimm veranſtalteten Sammlung iſt ihre vereinzelte Menge zuſammengeſtellt. Gegen 600 Sagen von Zwergen, Rieſen, Berggeiſtern, Kobolden, Nixen, Hexen, Elfen, Prinzen, vom Drachen, vom Wärwolf, von verſunkenen Schlöſſern ꝛc., ſind hier aufs anmuthigſte erzählt.

Dreierlei zeichnet dieſe Sammlung ganz beſonders aus. Erſtlich Treue und Wahrheit der Erzählung, wie ſie in der Heimath erzählt wird, ſelbſt in Ton und Wort. Zweitens größte Mannigfaltigkeit. Drittens genaue Angabe der Quellen, woher ſie gefloſſen und der Orte, wo ſie einheimiſch ſind. Kein anderes Buch kann ſo friſch und lebendig die Angſt und Warnung vor dem Böſen, wie die innigſte Freude an dem Guten und Schönen wecken und nähren, wie dieſes; kein anderes kann zugleich ſo in das innerſte Geheimniß des volksthümlichen Lebens und Webens einführen und Vielen mag dadurch das theure deutſche Land noch lieber werden.

Lyriſches Schatzkäſtlein der Deutſchen.

Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von O. F. Gruppe.

Preis 1 ⅓ Thlr., (auf Velinpapier 1 ⅔ Thlr.) gebunden.

„Der bekannte Herr Herausgeber, der ſich namentlich als Kritiker auszeichnet, hat von dieſem ſeinem kritiſchen Talent durch die Herausgabe dieſes Buches einen tüchtigen Beweis abgelegt, denn die Aus-

wahl ist mit Geschmack getroffen, was keineswegs so leicht ist, wie es für den ersten Augenblick scheinen mag. Die Anordnung des Buches, worüber sich Herr Gruyre in dem Vorworte genügend ausspricht, ist zu loben. Das Buch ist allen Freunden der deutschen Lyrik bestens zu empfehlen. Die Ausstattung ist sehr elegant." (Recens. im Berliner Modenspiegel 1836.)

Nibelungen-Noth und Klage

nach ältester Gestalt in ungebundener Rede übersetzt von A. Zeune. Zweite verbesserte Auflage. Mit Karte und geschichtlichen und erdkundlichen Erläuterungen.

Velinpapier, sauber geheftet 1½ Thlr.

„Eine sehr brauchbare prosaische Uebertragung. Wir haben uns schon bei mehr als einer Gelegenheit zu Gunsten der bisher immer noch zu sehr mißkannten prosaischen Uebertragungen älterer und fremder Dichterwerke ausgesprochen. Die Prosa allein gestattet eine Treue, die Gedanken und Bild unverfälscht wiedergiebt, und auch die Wortstellung möglichst einhält; während metrische Uebersetzungen fast unaufhörlich, wenigstens in Kleinigkeiten, vom Original abweichen müssen, um das Versmaß oder den Reim zu erzwingen. Wir können daher das Zeune'sche Werk, das auch durch Anmerkungen sehr verdienstlich und überdies sehr anständig ausgestattet ist, den Freunden der vaterländischen Poesie bestens empfehlen." (Recens. in W. Menzels Literaturblatt 1836.)

Wineta, oder: die Seekönige der Jomsburg.

Gedicht von W. Doenniges.

Velinpapier, sauber geheftet 17½ Sgr.

„Wer kennt nicht die altberühmte Sage von der Wineta? Wer ergötzte sich nicht an den Kämpfen und Festgelagen der Helden der Jomsburg? Hier empfängt sie der kunstsinnige Leser in ein poetisches Gewand gekleidet, in einer Sprache geschrieben, die von dichterischer Begeisterung zeugt, von einem Dichter dargestellt, der stark genug ist, das in sich Aufgenommene klar und würdig wiederzugeben." (Recens. im Berliner Modenspiegel 1837.)

Die

Volksſagen

der Altmark.

Mit einem Anhange von Sagen

aus

den übrigen Marken und aus dem Magdeburgiſchen.

Geſammelt

von

J. D. H. Temme.

Berlin, 1839.

In der Nicolaiſchen Buchhandlung.

193 Bv

BIBLIOTHECA
REGIA

Vorwort.

Die Altmark beſteht gegenwärtig aus den vier Landräthlichen Kreiſen Stendal, Gardelegen, Salzwedel und Oſterburg; außerdem gehören einzelne Theile der Kreiſe Wolmirſtedt und Neuhaldensleben dazu. Sie bildet einen Theil des Regierungsbezirks Magdeburg und der Provinz Sachſen. Sie war früher, bis zu ihrer Einverleibung mit dem ehemaligen Königreiche Weſtphalen, eine für ſich ſelbſt beſtehende, abgeſchloſſene Provinz des Preußiſchen Staats, mit ſelbſtſtändiger Verfaſſung, mit einem eigenen Obergerichte, das in ihrer damaligen Hauptſtadt Stendal ſeinen Sitz hatte, u. ſ. w.

Dieſe Selbſtſtändigkeit hat manche Eigenthümlichkeit in Charakter, Sitten, Kleidung und Leben der Altmärker aufrecht erhalten, zu welcher vielleicht die Umſtände, daß ein großer Theil der Altmark früher von den Wenden bewohnt war, daß unter Albrecht dem Bären ein eben ſo eigenthümliches Volk, die Niederländer, in die Mark, namentlich in die Wiſche, gegerufen wurden, ſo wie, daß die Altmark die langjährige Reſidenz nicht nur der Brandenburgiſchen Markgrafen, ſondern ſelbſt mehrerer Deutſchen Kaiſer war,

den ersten Grund gelegt haben mögen. Soviel ist gewiß, man erkennt einen Altmärker, besonders einen Altmärker vom Lande, leicht und auf den ersten Blick. Alle Generalisirung und Uniformirung der neueren Civilisation, alle politische Verschmelzung mit anderen Stämmen und Regierungen hat seine Besonderheiten, seinen specifischen Nationaltypus nicht zu verwischen vermocht. Ist er auch ein Preuße, ist er auch ein Märker, so ist er doch ein Altmärker, und von der Altmark geht der erste Ruhm und Glanz der Brandenburgischen Marken und des Preußischen Thrones aus.

Die Eigenthümlichkeit des Altmärkers findet sich wieder in seinen Sagen. Ist daher die Sammlung des Sagenschatzes eines Volkes, dieser nationalsten Volkspoesie, dieses Spiegels seiner ganzen Denk- und Gefühlsart, seiner Geschichte, seines Lebens, überhaupt etwas Interessantes, mag man sie als Gegenstand müßiger Unterhaltung, oder als Hülfsmittel zum Studium der Völker und ihrer Geschichte betrachten, so erschien mir eine Sammlung der Volkssagen der Altmark doppelt interessant. Sie muß ein bedeutsamer Beitrag zu einer Sagensammlung unseres gesammten deutschen Vaterlandes sein. Für die deutsche Sage geschieht in der neueren Zeit wieder viel. Das muß in Kurzem zu einem höchst interessanten Resultate führen. Ist sie nämlich aus allen Gauen Deutschlands gesammelt, so muß sie einen Blick in die Verschiedenheiten der Stämme und Gegenden, der Sitten, Gebräuche und Lebensweise, der Wirkungen der Verfassung, der politischen und religiösen Institutionen werfen, der für den beobachtenden Vaterlandsfreund von der entschiedensten Bedeutung ist. Die Sagen der Altmark werden dann nicht unbeachtet da stehen. Man wird ihren allgemeinen deutschen Ursprung und Charakter, man wird aber auch ihre besondere Bildung und Richtung anerkennen.

Die Altmark ist flach und eben. Im Gebirge soll die Sage besser gedeihen, als in der Ebene. Bei der Altmark bewährt sich das nicht. Sie ist reich an Sagen, besonders auf dem Lande. Der gemüthliche und gemüthlich beschauende Charakter des Volkes, das zu langwierigen und mühsamen Anstrengungen des Geistes sich nicht hinneigt, hat hier an jeden Gegenstand seines Lebens und seiner Geschichte irgend eine übernatürliche, poetische Bedeutung geknüpft.

Der Reichthum des Altmärkischen Sagenschatzes ist nicht nach der vorliegenden Sammlung zu beurtheilen. Einmal verschwindet überall die Sage mehr aus dem Volke, je mehr sie in die Bücherwelt übergeht. Sodann lebt in der Altmark die Sage mehr auf dem Lande als in den Städten, und man muß bei der Verschlossenheit des Landvolks zu diesem schon in ganz besonderen und vertrauten Beziehungen stehen, um es mittheilsam für seine Sagen zu machen, die es gern für sich allein behält, so wie der Mensch überhaupt das nicht gern weggiebt, was er, zumal in schöneren Stunden, selbst geschaffen hat, und was ihm eben darum um desto lieberes Eigenthum geworden ist. Hat doch das Volk die Sage aus sich heraus producirt; wer will es ihm verdenken, wenn es sie nur für sich behalten will. Ich habe zwei Jahre mitten in der Altmark gelebt, und ich habe mir während dieser ganzen Zeit sehr viele Mühe gegeben, Altmärkische Sagen zu sammeln; nur das hier Mitgetheilte ist meine ganze Ausbeute geworden. Von diesem ist mir das Wenigste unmittelbar aus dem Munde des Volks zugekommen. Das Meiste ist aus Chroniken geschöpft, deren die Altmark viele hat. Von den übrigen verdanke ich Vieles Männern, die eine Reihe von Jahren lang unmittelbar unter dem Volke gelebt haben, von denen ich hier dankbar des um das Volksleben der Altmark in vielfacher Hinsicht verdienten

Pfarrers Pohlmann in Grieben erwähne. Eine Wiederauflebung der Altmärkischen Sage steht durch den im Jahre 1830 zu Salzwedel gegründeten „Altmärkischen Verein für Geschichte und Industrie" bevor, der sich viele Mühe giebt, die Geheimnisse und Eigenthümlichkeiten des Volkslebens und Volkscharakters in allen seinen verschiedenen Richtungen zu erforschen und festzustellen. Durch die Güte des verdienstvollen Professors Danneil zu Salzwedel ist mir die Einsicht der Acten des Vereins gestattet, wofür ich hier öffentlich meinen Dank auszusprechen mich verpflichtet fühle.

Ueber meine Grundsätze bei der Auswahl der mitgetheilten Sagen kann ich hier nur Weniges sagen. Es sind dieselben, die den Landrath von Tettau und mich bei Herausgabe der „Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens" (Berlin 1837) geleitet und die wir dort in der Einleitung niedergelegt haben. Ich darf mich im Ganzen darauf beziehen. So wie wir dort von der Ansicht ausgingen, nur solche Sagen aufzunehmen, die aus dem Volke hervorgegangen oder sein Eigenthum geworden, nicht aber demselben von außen her aufgedrängt und ihm immer fremd geblieben waren, so habe ich auch hier nur eben solche Sagen mitgetheilt, und bei denen, die ich aus Chroniken schöpfte, aus ihrer Quelle und Beschaffenheit sorgfältig erwogen, ob sie für ächte Volkspoesie oder aber für fremdartiges Machwerk zu halten seien. Dieß hat bei einiger Mühe und Aufmerksamkeit, bei Vergleichung der einzelnen Sage mit dem Gesammtcharakter der übrigen Sagen des Volkes und mit dem Leben und Charakter des letzteren, keine großen Schwierigkeiten. In derselben Weise, wie bei jener Sammlung, habe ich es mir auch hier zur strengsten Pflicht gemacht, die aufgenommenen Sagen nur gerade so wieder zu geben, wie sie im Munde des Volkes leben oder früher gelebt haben, ohne alle eigene Zuthat, ohne

alle Ausschmückung. Mag auch manche der mitgetheilten Sagen eben so sehr einer Pointe entbehren, als ihr durch eine geringe Nachhülfe eine bessere, eine poetischere Gestaltung und Vollendung zu geben gewesen wäre, ich habe solche Mittel auf das strengste verschmähen zu müssen geglaubt, den Hauptzweck meiner Arbeit festhaltend: nur die Schöpfungen und die Poesie des Volkes zu geben.

Aus demselben Grunde habe ich mich denn auch hier ganz der einfachen, prunklosen Darstellungsweise befleißigt, in der jene Preußischen Sagen vorgetragen sind, und die mir einer einfachen Volkssage allein angemessen zu sein scheint. Wo die Chronik nicht, was öfter ihr Fehler ist, zu weitläufig wurde, habe ich ihr meistentheils fast wörtlich nacherzählt. Wo ich nicht aus der Chronik schöpfte, und ich also mehr selbstbildend hinsichtlich der Form auftreten mußte, erschien mir die einfachste und kürzeste Erzählungsweise die beste. Ich halte es für keinen geringen Fehler in vielen der neuesten Sammlungen von Volkssagen, daß sie in einem überladenen, sentimentalen, modern-novellenartigen Style vorgetragen werden. Sie erhalten dadurch das unangenehme Ansehen formloser Gestalten. Sie sind nicht mehr eine Sage des Volks; sie sind noch weniger in den gebildeteren Kreisen als Eigenthum einheimisch. Dort stößt sie die Form zurück, hier die Materie, der Inhalt. Sie passen nirgends recht hin.

Bei der Anordnung habe ich zum großen Theil von der in den Preußischen Sagen beobachteten Form abweichen müssen. Dort wurde die Ordnung hauptsächlich mit durch die Rücksicht auf die Geschichte des Landes bedingt, so daß eine große Menge von Sagen, als einer bestimmten Geschichtsperiode angehörend und sich auf dieselbe beziehend, zusammengestellt werden mußten, und nur die übrigen nach der verschiedenen Oertlichkeit oder Verwandtschaft ihres Inhalts geord-

net werden konnten. Eine solche Rücksicht fällt hier fort, und ich habe es daher vorziehen zu müssen geglaubt, die Sagen hauptsächlich nach der Oertlichkeit, für jede Oertlichkeit sodann aber chronologisch zu ordnen. Hiervon habe ich nur zuweilen eine Ausnahme gemacht, namentlich dann, wenn der verwandte Inhalt mehrerer Sagen ihre unmittelbare Zusammenstellung zweckmäßiger erscheinen ließ.

Wie den Preußischen Sagen, so habe ich auch den Altmärkischen eine Sammlung von abergläubischen Gebräuchen und Meinungen in der Altmark angehängt. Zur Rechtfertigung kann ich mich gleichfalls auf das darüber in der Einleitung zu den Preußischen Sagen Gesagte beziehen. Diese Meinungen und Gebräuche sind so durch und durch Volkspoesie, und mit der Sagenpoesie verwandte Volkspoesie, sie erscheinen mir zudem von so entschiedenem Interesse, daß ich mir einbilde, derjenige, der ohne sie die Sagen eines Volkes liefert, giebt nur etwas Halbes, und läßt wenigstens gerade das Sinnigste und am meisten Charakteristische fort. Soviel über die Altmärkischen Sagen.

Ich habe ihnen einen Anhang von Sagen aus den übrigen Theilen der Brandenburgischen Marken und aus dem Magdeburgischen beigefügt. Hierzu hat mich folgende Rücksicht bewogen. Die Altmark ist sowohl von den ältesten Zeiten her mit den übrigen Marken, als aus neuerer Zeit mit dem Herzogthum Magdeburg auf das engste verbunden. Dadurch, so wie ferner durch gemeinsame Abstammung eines großen Theils des Bodens und der Gegend, hat sich nothwendig in mannigfacher Hinsicht eine Verwandtschaft und Aehnlichkeit in der Lebensweise und dem Charakter der Bewohner der einzelnen genannten Provinzen bilden müssen. Gleichwohl hat jede Provinz ihr Eigenthümliches behalten, besonders, wie schon oben erwähnt, die Altmark. Diese Eigenthümlichkeiten und

Verschiedenheiten, und diese Verwandtschaften und Aehnlichkeiten auch in den Sagen der einzelnen Gegenden wieder aufzusuchen, habe ich nun für nicht bedeutungslos gehalten, und die mitgetheilten Sagen werden in der That manche Vergleichungspunkte darbieten. —

Ich habe bisher den Apologeten meiner eigenen Arbeit gemacht. Ich verkenne darum aber nicht ihre Fehler. Darunter muß ich zunächst die Form, den Ton der einzelnen Sagen hervorheben. Ich fühle selbst, daß manche anders hätten erzählt werden müssen; aber wie es Einem oft geht, daß man Fehler einsieht, ohne sie verbessern zu können, so ging es mir auch hier: ich sah den unrechten Ton ein, aber ich konnte den rechten nicht treffen. Ich muß ferner selbst zugeben, daß einige der mitgetheilten Sagen einem etwas strengen Begriffe der Sage, namentlich dem in der Einleitung zu den Preußischen Sagen aufgestellten, nicht entsprechen möchten, z. B. die von dem letzten Pfarrer in Krumke, von dem Dorfe Buch u. e. a., da sie im Grunde nur Anekdoten sind. Aber es sind jedenfalls doch Anekdoten, die das Volk aufgenommen, auf seine Weise einmal verarbeitet und volksthümlich gemacht hat, und die es mit seinen übrigen Sagen sich gern erzählt. Ich habe deshalb geglaubt, sie ebenfalls unter diesen wenigstens dulden zu müssen.

Ganz besonders muß ich aber zum Dritten die Unvollständigkeit meiner Arbeit anerkennen. Dieser Fehler ist indeß freilich nicht der meinige. Ich habe mir gewiß Mühe genug gegeben, etwas Vollständiges zu liefern; wie es mir nicht gelingen konnte, habe ich oben zu zeigen versucht. Ich habe gleichwohl den gewählten Titel des Werkchens nehmen zu dürfen geglaubt. Denn wenn gleich derselbe eine vollständige Mittheilung der Altmärkischen Sagen anzudeuten scheint, so darf ich doch auch hinwiederum darauf aufmerksam machen, daß weder einer Seits die bekannten Sagen

der Altmark (Ausnahmen wird es immerhin geben) mitgetheilt sind, daß aber von der andern noch viele Mühe und Jahre erforderlich sein dürften, bevor es gelingen wird, die noch nicht bekannten aus den schwer zugänglichen Schachten der Volksverschlossenheit, in denen sie verborgen liegen, zu Tage zu fördern.

Ueber die Geschichtswerke und Chroniken, aus denen ich geschöpft habe, noch etwas zu sagen, dürfte hier nicht der Ort sein. Ich darf nur noch anführen, daß ich jedesmal, wo ich eine geschriebene Quelle hatte, diese angegeben habe. Diejenigen Sagen, bei denen keine solche Quelle angegeben ist, sind unmittelbar aus dem Munde des Volks, theils durch mich selbst gesammelt, theils durch Freunde und Bekannte, von denen ich den Pastor Pohlmann schon oben dankbar genannt habe.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I. Altmärkische Sagen.

		Seite
1.	Das Haus des Kaisers zu Stendal.	1
2.	Erbauung des Doms zu Stendal.	3
3.	Die Rolandssäulen.	4
4.	Der verschwundene Tambour.	7
5.	Die gottesschänderischen Juden.	8
6.	Das wunderbare Feuer zu Stendal.	10
7.	Der Kinderesser zu Stendal.	10
8.	Der Betrug um die Leichengebühren.	11
9.	Die betenden Straßenräuber.	11
10.	Die alte Glocke zu Koblake.	13
11.	Das steinerne Kreuz bei Großen-Möhringen.	14
12.	Das Marienbild zu Schleuß.	15
13.	Die Pferdetrappe bei Darnstedt.	15
14.	Der Teufel und der Schreiber zu Klein-Schwechten.	16
15.	Die rothe Erde bei Dentz.	17
16.	Der Teufelsstein zu Ostheeren.	17
17.	Die Wahrzeichen an der Stephanskirche zu Tangermünde.	18
18.	Die Jungfrau Lorenz.	18
19.	Die Papenkühle bei Bellingen.	19
20.	Der geigende Pfarrer.	20
21.	Das Büchelchen.	21
22.	Das Gespenst zu Schorstett.	21
23.	Die Belagerung von Rogätz.	22
24.	Die alte und die neue Stadt Gardelegen.	23
25.	Die St. Georgen-Capelle vor Gardelegen.	25
26.	Die Wette um das Thor zu Gardelegen.	26
27.	Das Wamms des Geräderten.	2
28.	Die Isern-Schnidde bei Gardelegen.	27
29.	Der Selische See.	27
30.	Die goldene Laus bei Bismark.	28

	Seite
31. Die Todtenglocke zu Calbe.	29
32. Die Stadt Salzwedel.	29
33. Das Stadtholz bei Salzwedel.	30
34. Klaus Ule.	30
35. Der bestrafte Meineidige.	31
36. Der Elternmörder in Salzwedel.	32
37. Die wüste Kirche zu Danne.	32
38. Der Mittelpunkt der Welt.	33
39. Die großen Steine bei Ballerstedt.	33
40. Die gestohlene Glocke in Risstedt.	34
41. Tetzels Ablaßkasten in Flechtingen.	34
42. Die beste Religion.	35
43. Das Unwetter in Groß-Gerstädt.	36
44. Der bestrafte Sabbathschänder zu Bombeck.	37
45. Hakkeberg.	37
46. Die bestraften Räuber.	38
47. Der Lehnekenberg bei Darendorf.	38
48. Der Lehnekenstein bei Bonese.	39
49. Die Spinnerin im Monde.	41
50. Die kluge Nonne zu Arendsee.	43
51. Der Name Arendsee.	44
52. Der Arendsee.	45
53. Der Mehlberg am Arendsee.	46
54. Der gekeilte Dieb.	47
55. Der Inspector Krusemark zu Seehausen.	47
56. Die Hand auf dem Grabe.	48
57. Der Kaiserbesuch in Osterburg.	50
58. Die Feuersbrunst in Osterburg.	50
59. Die rothe Erde bei Krumke.	51
60. Der letzte Pfarrer in Krumke.	53
61. Das Kloster Crevese.	54
62. Die beiden Frauen zu Aulosen.	54
63. Der Währwolf in Hindenburg.	56
64. Der Kobold in Lichterfeld.	57
65. Der Münchensee bei Osterholz.	59
66. Gott läßt sich nicht spotten.	59
67. Die zwei Todesengel.	61
68. Die Tempelherren-Schlösser.	61
69. Der neue Adel in der Altmark.	62
70. Der Name Jagow.	64
71. Der Name Schulenburg.	64

Seite
72. Der Name Gans von Putlitz. 65
73. Der wunderbare Ring in der Familie v. Alvensleben. . 65
74. Der alte Ziethen. 68

II. Abergläubische Meinungen und Gebräuche in der Altmark. 71

III. Sagen aus den übrigen Marken.

1. Ursprung der Geschlechter Habsburg, Zollern ꝛc. . . 91
2. Die wunderbarste Sage von Berlin. 91
3. Die Zauberinnen in Berlin. 92
4. Die Bildsäule des Churfürsten von Sachsen in Berlin. 92
5. Die gespenstischen Mäher bei Berlin. 93
6. Das Unwetter und Churfürst Joachim I. . . . 94
7. Gesichter der Churfürsten Joachim I. und II. . . 95
8. Joachim von Schapelow. 96
9. Der Müggelberg bei Cöpenik. 97
10. Das Grab bei Rheinsberg. 98
11. Der Stein bei Stolzenhagen. 99
12. Die sieben Steine bei Morin. 99
13. Der Adamstanz bei Virchow. 100
14. Die alte Stadt im Blumenthal. 100
15. Der Markgrafenberg bei Rathenau. 101
16. Das Wunderblut zu Belitz. 102
17. Das Wunderblut zu Zehdenick. 103
18. Das Wunderblut zu Wilsnack. 104
19. Das wunderbare Gesicht zu Prenzlau. 105
20. Die geharnischten Männer zu Cüstrin. 106
21. Der Bärenskirchhof bei Grimnitz. 106
22. Das vermauerte Thor zu Gransee. 107
23. Die Strohbrücke bei Himmelpforten. 108
24. Der schwarze Mönch zu Ukermünde. 109
25. Die Capelle des h. Kreuzes bei Perleberg. . . . 110
26. Der große Stein bei Retz. 110
27. Das fluchende Weib. 111
28. Die Mißgeburt zu Zützendorf. 111
29. Die Zauberfäcke zu Cüstrin. 112
30. Die stillen Frösche zu Schwante. 112

Seite

31. Die Ratzen in Neustadt-Eberswalde 114
32. Die Schlangen von Prenzlau 115
33. Die Schlangen zu Bernau 115
34. Das Bernauische Bier 116
35. Die Wundereiche bei Wittstock 116
36. Der bestrafte Sabbathschänder 118
37. Der Name Prizwalk 118
38. Das blutende Hirschhorn 119
39. Die Blutkammer zu Wilsnack 119
40. Das Fräulein bei Wittenberge 120
41. Der Hildebrand bei Wittenberge 121
42. Der Blutregen in Großmantel 121
43. Historie v. d. Magd zu Frankfurt a. d. O., so Geld gegessen. 122
44. Die Magd und die Männlein zu Holz 124

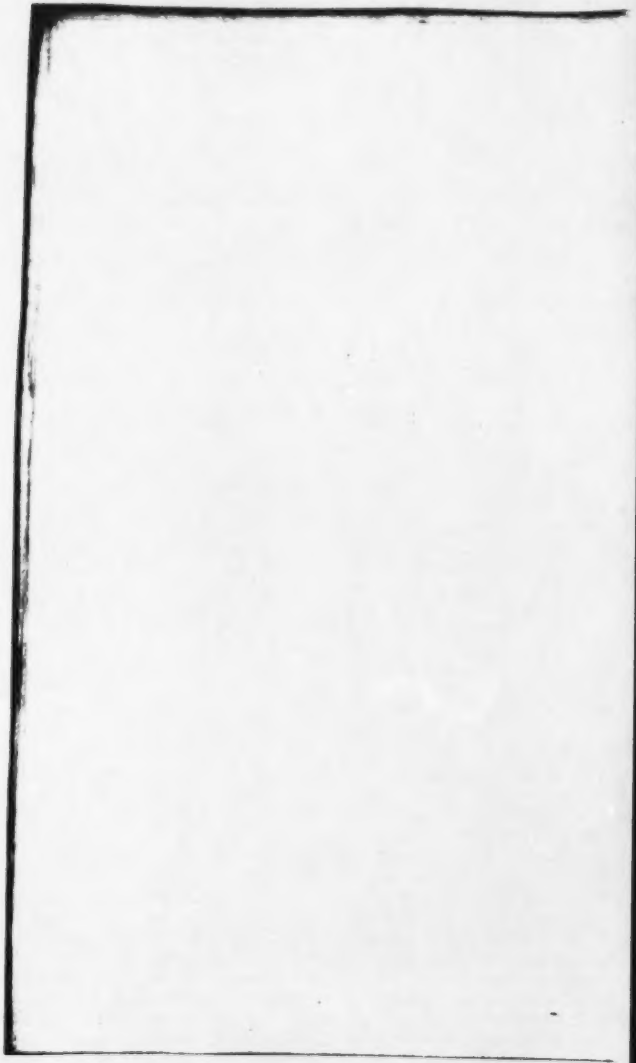
IV. Sagen aus dem Magdeburgischen.

1. Die Wiedererbauung Magdeburgs 129
2. Das Kaiserbildniß im Dom zu Magdeburg 130
3. Der Schäfer am Dom zu Magdeburg 130
4. Der schwörende Mönch 131
5. Die gefesselten Männer am Dome zu Magdeburg . . 131
6. Die frommen Hunde in Magdeburg 131
7. Kriegeszeichen 132
8. Der gefangene Jude zu Magdeburg 133
9. Die h. Leichnams-Capelle zu Magdeburg 133
10. Das Gespenst auf dem Tye in Magdeburg 134
11. Bestrafte Tanzlust 135
12. Die Cardinalsbirne 136
13. Der Erzbischof Ernestus zu Magdeburg 136
14. Der Warner vor der Schlacht, und die Magdeburger Taufe. 137
15. Das blutige Brod 139
16. Die Metze und die Magd 140
17. Der Todtengräber in Magdeburg 140
18. Wolmirstett 145
19. Der heilige See bei Neuhoff 145

I.

Sagen

der Altmark.



1. Das Haus des Kaisers zu Stendal.

Die Stadt Stendal, welche früher die Hauptstadt der Altmark war, ist erbauet von dem Kaiser Heinrich dem Finkler oder Vogelfänger, welcher sie zum Schutze gegen die heidnischen Wenden anlegte. Der Name kommt davon her, daß sie in einem steinigen Thale, Steinthal, liegt. Der genannte Kaiser hat sich in der von ihm erbauten Stadt viel aufgehalten, und zum öfteren darin residirt. Seine Wohnung hat er alsdann gehabt in einem Hause, welches noch jetzt gezeigt wird, obgleich es nun ganz anders gebauet ist. Es steht an der Ecke der Jacobi-Kirche, nach dem sogenannten alten Dorfe hin, dem ältesten Theile der Stadt. Es ist zum ewigen Wahrzeichen, daß der Kaiser Heinrich darin gewohnt, kenntlich daran, daß oben in seiner Giebelwand nach der Jacobi-Kirche hin ein pechschwarzer Mohrenkopf eingemauert ist.

Sammlung zu einer Chronik von Stendal. I. S. 4. u. mündlich.

2. Erbauung des Doms zu Stendal.

Der Dom zu Stendal gehört zu den schönsten alten Kirchen in der Mark Brandenburg, die reich an herrlichen Baudenkmälern der Vergangenheit ist. Er soll gestiftet sein von dem Grafen Heinrich von Gardelegen, oder, wie Andere wollen, dem Grafen Heinrich von Osterburg. Der Stifter, sei es nun Einer von diesen beiden Grafen, wel-

cher es wolle, war von seiner frühen Jugend an ein gar arger Sünder gewesen, weshalb ihn zuletzt der Erzbischof von Magdeburg in den Bann gethan hatte. Ueber solches spottete der Graf aber, und er ging in seinem gottlosen Frevelmuthe so weit, daß er höhnend sagte, er wolle doch einmal sehen, ob es wahr sei, was die Leute sagen, daß selbst die Hunde nichts annehmen von Einem, der im Bann sich befinde. Er ließ also seine Hunde alle zusammenkommen und warf ihnen Brod vor. Allein keiner von den Hunden wollte auch nur ein einziges Stücklein aufnehmen. Da ging der Graf in sich, und er erkannte seine vielen und großen Sünden, und stiftete, um sie zu büßen, den Dom zu Stendal. Dieß war im Jahre 1188. Darauf that ihn der Erzbischof aus dem Bann.

Ueber die Altmark. I. S. 183.

Sammlung zu einer Chronik von Stendal. I. S. 7.

3. Die Rolandssäulen.

In den Städten und selbst in einzelnen Flecken der Mark Brandenburg trifft man häufig große steinerne Säulen eines geharnischten Mannes an. Sie stehen in der Mitte des Orts, in den Städten auf dem Markte in der Nähe des Rathhauses. Sie heißen Rolandssäulen. Die gemeine Meinung des Volks ist, daß sie den Ritter Roland, den großen Vetter des großen Kaisers Carl, vorstellen, der ein Schirmer und Beschützer der Gerechtigkeit gewesen sei. Die Gelehrten nehmen an, daß das Wort eigentlich Rugelandssäulen, Rüge, Gerichtsstand bedeutend, heißen solle. So viel ist ausgemacht, daß sie das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit eines Ortes anzeigen, und zwar, wenn der Roland ein Schwert trägt, das Recht über Leib und Leben, sonst aber nur die niedere Gerichtsbarkeit. In den meisten Orten der Mark sind

die Rolandssäulen zertrümmert oder verstümmelt, und an manchen Orten hat man sie alsdann sogar begraben, wie namentlich in Prenzlau und in Gardelegen. An anderen Orten dagegen hat man sie gut erhalten; dieß ist z. B. der Fall in Brandenburg, Burg und in Stendal. In der letzteren Stadt steht der Roland vor dem Rathhause, so daß er den ganzen Markt übersieht. Er ist ungeheuer groß, und verhältnißmäßig stark; seine Waden sind so dick, wie der Leib des stärksten Mannes in der Stadt. Er hat einen rothen Federbusch auf dem Helme, und trägt ein Schwert in der Hand, das zwölf Ellen lang ist und einen vergoldeten Knopf und Bügel hat. Das Schwert hält er drohend gezückt, so wie er überhaupt ein sehr ernstes, beinahe grießgramiges Gesicht hat. Die linke Hand hat er auf dem märkischen Adler ruhen; hinter ihm befindet sich das Stendaler Stadtwappen, und an dem Untertheile seines Rückens sieht man ein lachendes Narrenbild, oder, wie die Leute sagen, den Eulenspiegel. Zu der Zeit, als der alte Dessauer, damals aber noch ein junger Offizier und ein übermüthiger Prinz, zu Stendal in Garnison lag, soll derselbe öfters sich das Vergnügen gemacht haben, aus einem gegenüber liegenden Weinhause, wo er zu zechen gepflegt, nach dem ernsten alten Ritter, wie nach einer Scheibe, zu schießen, und es ist gewiß, daß dem Roland sein Kinn lange Zeit gefehlt hat. Im Jahre 1837 aber hat ein Verein, der sich in Stendal zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen bildete, das Kinn geschickt wieder herstellen, auch sonstige Gebrechen, welche der Lauf der Zeiten an der Säule hervorgebracht, ausbessern, so wie ihm ein neues Schwert geben lassen, da das alte, von Holz, ganz von der Luft und vom Wetter zerstört war. Der alte ritterliche Vetter des großen Kaisers sieht jetzt wieder ganz frisch und wie neugeboren aus.

Von diesem Roland gehen manche artige Sagen im Munde des Volkes.

Einst kam des Abends spät ein Bürger der Stadt Stendal aus einem Weinhause zurück, und wollte sich in seine Wohnung verfügen. Sein Weg führte ihn über den Markt. Er hatte des Guten ziemlich viel gethan, so daß er zwar nicht betrunken war, aber doch, wie man zu sagen pflegt, einen Spitz hatte. Er war deshalb auch in einer recht fröhlichen Laune, und als er beim Roland angekommen war, stieg ihm auf einmal der Uebermuth. Er stellte sich vor ihn hin und höhnte ihn und sprach: He, du alter trockner Mann da! Du steinerner Narr! Du tränkest auch wohl gern ein Gläschen Wein auf deinem kalten hohen Gerüste! Also sprach er viel, und dabei machte er Bocksprünge und schnitt dem Roland Gesichter zu, in seiner Weinlaune bei sich denkend: Der Alte ist ja von Stein, der sieht das nicht; und wenn er auch überhaupt sehen könnte, so ist es doch jetzt stockdunkle Nacht.

Der alte Roland hatte die Narrheiten lange mit seinem ernsten, strengen Gesichte angesehen. Aber auf einmal drehete der steinerne Riese sich auf seinem Gerüste rund herum, dem Narren den Rücken zu, als wenn er die Thorheiten nun nicht mehr ansehen könne. Da wurde der arme Bürgersmann vor Schreck urplötzlich nüchtern, und es überkam ihn eine solche Angst, daß er nicht von der Stelle weichen konnte. Er rief laut um Hülfe: „He dheit mi wat! he dheit mi wat!“ (Er thut mir was! er thut mir was!), und man mußte ihn fast krank nach Hause tragen. Der Roland stand am anderen Morgen wieder wie früher, sein großes steinernes Gesicht überschaute wieder den Marktplatz, als wenn nichts passirt wäre. Der Mann aber betrank sich in seinem Leben nicht mehr, und

es beſteht ſeitdem in Stendal ein Sprichwort, womit man den Uebermuth des Trunkes warnt:

„He dheit mi wat, he dheit mi wat!
Is doch, as hätt' ich dat Drinken ſatt!"

4. Der verſchwundene Tambour.

Der Dom zu Stendal hat zwei hohe, ſchöne Thürme. Aber nur in einem derſelben hängen Glocken. In dem andern iſt nichts; darum heißt er auch der wüſte Thurm. Eben ſo hat die Marienkirche zu Stendal zwei Thürme, von denen der eine gleichfalls, weil keine Glocken in ihm hängen, der wüſte Thurm genannt wird. Von jedem dieſer beiden wüſten Thürme geht tief in die Erde hinein ein unterirdiſcher Gang. Der Sage nach ſoll es nur ein und derſelbe Gang ſein, der unter dem Domhof, der Hallſtraße und dem Markte hergeht, und ſo beide Thürme mit einander in Verbindung ſetzt. Unter der Hallſtraße hallt es auch wirklich dumpf, als wenn es hohl darunter wäre. Daher ſoll ſie auch ihren Namen haben. Vor vielen Jahren wollte man näher unterſuchen, ob der Gang wirklich von dem einen Thurme zu dem anderen führe. Man hatte damals einen armen Sünder ſitzen, der zum Tode verurtheilt war. Dieſem, ein Tambour ſeines Zeichens, ließ man die Wahl, ob er den Gang unterſuchen oder gehangen ſein wolle. Er wählte gern das Erſte. Man ließ ihn von dem wüſten Thurme des Domes aus in den Gang hineinſteigen, und befahl ihm zu trommeln, damit man, wenn er auch nicht wieder komme, oben auf der Erde immer hören könne, wie weit er gekommen ſei. Der Tambour trommelte munter und luſtig unter dem ganzen Domhofe weg bis mitten unter die Hallſtraße. Da verſtummte aber auf einmal die Trommel, und man hat von dem Tambour nie wieder etwas geſehen oder gehört.

5. Die gottesschänderischen Juden.

In den Jahren 1509 und 1510 trieben die Juden in der ganzen Mark Brandenburg viele Abscheulichkeiten, besonders auch in der Altmark. Unter anderen waren am Mittwoch nach Lichtmessen im Jahre 1509 aus der Kirche des Dorfes Knoblauch im Havellande, mittelst Erbrechung des Sacramenthäuslein, eine vergüldete Monstranz und darinnen zwei geweihete Hostien gestohlen. Der Dieb hieß Paul Frohm, ein Kesselflicker aus Bernau. Er hatte, wie er nachher bei seiner Verhaftung bekannte, eine der Hostien selbst genossen, die andere aber für einen märkischen Groschen an den Juden Salomon in Spandau verkauft. Der Jude hatte ihm das Geld in eitel neuen Berlinischen Pfennigen bezahlt. Auf dieses Bekenntniß des Diebes wurde der Jude Salomon von Spandau gefänglich eingezogen und gen Berlin gebracht, wo er den Handel eingestand, auch bekannte, daß er die Hostie vor sich auf einen Tisch gelegt, mit Messern darein gehauen und gestochen, und sie mit lästerlichen Worten verfluchet und geschmähet habe, worauf sie, obgleich er sie nicht zerbrechen oder zerreißen können, zuletzt auf einmal in viele Stücklein von einander gesprungen sei. Als er solches gesehen, sei er sehr erschrocken worden, und habe sich unterstanden, eins von den Stücklein zu verschlucken, was ihm aber unmöglich gewesen. Er habe darauf zwei der Stückchen genommen, und jedes in ein blechernes Büchslein, einen Daumen lang, gelegt, solches wohl petschiret, und also eins davon seinem Sohne gen Brandenburg, das andere dem Juden Marx gen Stendal in der alten Mark geschicket. Durch dieses Bekenntniß des Juden Salomon ist der Churfürst verursachet worden, alle Juden in seinen Landen und Städten festzunehmen, uns bis zur ferneren Erkundigung der Schuldigen gefänglich

zu verwahren. Die Juden in Brandenburg hatten mit dem ihnen zugeschickten Stücklein von der Hostie allerlei gotteslästerliche Gräuel getrieben; nicht minder die Juden in Stendal. Diese hatten dasselbe auf ein Mittagsmahl getragen, bei dem viele Juden anwesend gewesen; sie hatten zwei Hiebe und mehrere Schnitte hineingethan, worauf so viel Blut, als in eine Nußschaale gehen mag, herausgekommen war und auf den Tisch geflossen. Das Blut aber haben sie, soviel sie auch gewaschen, nicht von dem Tische bringen können, weshalb sie von diesem das Ende, woran das Blut gesessen, abgehauen. Zuletzt haben sie die Hostie, die durch alles Schneiden und Hauen doch nicht verletzet worden, wiederum in die blecherne Büchse hineingethan, und den Juden gen Osterburg zugeschicket. Allda hat am Freitage nach Pfingsten ein Jude, Namens Isak, seine Hochzeit und Beilager gehalten, wobei viele Juden aus allen Gegenden der Mark zugegen gewesen. Bei dem Mittagsmahle nun haben sie die Hostie wieder auf den Tisch gelegt, und mit Messern und Pfriemen hineingestochen, worauf dann abermals Blut herausgeflossen. Von da haben sie die Hostie den Juden in Braunschweig zugesendet. Das Alles haben die gefangenen Juden zu Berlin bekannt. Nicht minder haben sie zugestanden, daß Mehrere von ihnen, nämlich Meier von Osterburg, Elias von Tangermünde, David von Gardelegen, und viele Andere, als sie zu Martini in Werben beisammen gewesen, daselbst ein Christenkind von vier Jahren um zehn Gulden gekauft, das sie in einen Keller gebracht, und allda mit Nadeln und Pfriemen gestochen, ihm auch die Medianader geschlagen und ihm zuletzt den Hals abgeschnitten. Von dem also jämmerlich zum Tode gebrachten Kinde haben sie ein ganzes Nößel Blut bekommen. Ein anderes Christenkind, fünf Jahre alt, hatten sie vier oder fünf Tage nach Ostern gekauft,

und in die Synagoge zu Osterburg gebracht, wo sie ihm zur Ader gelassen, es jämmerlich mit Nadeln gestochen und ihm zuletzt den Hals abgeschnitten. Die Juden haben auch angezeigt, warum sie das Alles gethan. Die Hostie nämlich haben sie an sich gebracht, um dadurch die Christen zu verachten, Christum zu verschmähen, und davon Wunderwerke zu sehen. Der unschuldigen Christenkinder Blut hatten sie gebraucht zu ihren Krankheiten und zu ihrem Blutgang.

Im Jahre 1510 am Freitage nach Margarethe sind darauf, nach vorangegangenem peinlichen Halsgericht, die schuldigen Juden, acht und dreißig an der Zahl, zu Berlin auf dem großen Plan bei der St. Marien-Kirche, der neue Markt genannt, lebendig verbrannt worden.

Andreas Angelus Annales. pag. 269—279.

§. Das wunderbare Feuer zu Stendal.

Im Jahre 1553 haben etliche Leute zu Stendal in einem Hause krank gelegen. Dieselben sind in solcher ihrer Krankheit wunderbarlicher Weise mit Feuer überfallen und sichtlich verbrannt worden, also daß sie im Feuer erstickten und starben. Das Haus aber, darinnen sie gelegen, ist unversehrt geblieben, und gar nicht einmal vom Feuer angesteckt gewesen. Als man nun am dritten Tag hernach die also verstorbenen Leute hat begraben wollen, da haben sie durch die Särge überflüssig geblutet.

Andreas Angelus Annal. pag. 351.
Sammlung zu einer Chronik von Stendal. Th. I. S. 48.

§. Der Kindereſſer zu Stendal.

Im Jahre 1638 war in der Altmark eine große Hungersnoth. Damals war in der Stadt Stendal ein Soldat, der schon seit mehreren Tagen gar nichts mehr zu essen

gehabt hatte. Den trieb die Hungersnoth am Ende so weit, daß er sein eigenes Kind schlachtete, Lunge und Leber herausnahm und verspeisete. Aber während er noch an diesem unnatürlichen Essen war, ereilte ihn die Strafe seines Frevels, denn er fiel plötzlich dabei nieder, und starb eines jähligen Todes.

Sammlung zu einer Chronik von Stendal. I. 55.

8. Der Betrug um die Leichengebühren.

Zu Stendal in der Altmark lebte vor vielen Jahren eine adelige Wittwe, die mit ihrer Tochter vom Lande her dahin gezogen war. Diese Tochter war sehr geizig, was ihr aber zuletzt übel bekam. Denn als die Wittwe nach etlichen Jahren zu Tode gekommen war, und ihrer Anordnung gemäß ihre Leiche aus der Stadt geführet und in ihrem Dorfe begraben werden sollte, und nun die Kirchenväter der Domgemeinde, bei welcher die Verstorbene ihre Seelenweide gehabt hatte, den üblichen Abtrag für das Abführen der Leiche forderten, da führte die Tochter sie mit einer frechen Lüge zurück, und ließ die Leiche heimlich zur Stadt hinausführen. Dafür traf sie aber ein harter Fluch, denn von Stund' an gingen ihre Sachen zurück, und in wenigen Jahren war sie um alle ihre Erbschaft so gar herum, daß sie weder zu essen noch sich zu bekleiden mehr hatte, und ihr Mann in den Krieg ziehen, ihre Kinder aber zu gutthätigen Leuten ausgethan werden mußten. In solcher Armuth starb sie elend dahin.

Sammlung zu einer Chronik von Stendal. II. 66.

9. Die betenden Straßenräuber.

Vor vielen Jahren lebte in einem Dorfe unweit Stendal ein Prediger, der sehr geizig war. Der war eines Tages in Stendal gewesen, und hatte dort viel Geld eingenommen,

was drei Soldaten gesehen hatten. Als der Prediger daher mit seinem Gelde die Stadt verließ und seinem Dorfe zuging, folgten ihm die drei Soldaten, welche lose Galgenvögel waren, und trachteten ihm sein Geld abzunehmen. Offene Gewalt wollten sie nicht gern gebrauchen; deshalb wandten sie folgende List an: Als der Pfarrer mitten im Felde war, traten sie zu ihm, und sprachen ihn demüthig um eine Reiterzehrung an. Ihnen erwiederte der Geistliche mit heuchlerischen Worten, daß er kein Geld bei sich habe, und es ihm daher sehr leid thue, daß er ihnen nichts geben könne. Da sprach einer der Galgenvögel eben so heuchlerisch: So lasset uns, lieber Herr, mit einander beten, daß uns Gott etwas bescheren wolle, und was er uns dann zuwenden wird, das wollen wir ehrlich mit einander theilen. Dieser Vorschlag gefiel natürlich seinen Gesellen, und der Prediger konnte sich ihm nicht widersetzen. Was geschah? — Sie knieeten alle Vier nieder, und beteten lange mit einander. Dann standen sie auf, und die drei Soldaten fragten einer den andern, ob ihnen Gott etwas beschert habe. Als nun die Soldaten alle drei Nein gesagt hatten, wandten sie sich an den Pfarrherrn und sprachen, dann müsse er doch sicher etwas bekommen haben. Der erschrockene Prediger schwor, er sei noch so arm, als vorher; allein das half ihm nichts. Die Räuber meinten, er selbst kenne sein Glück noch nicht, und wendeten ihm die Taschen um und suchten seinen Kober durch. Da fanden sie denn viele Thaler, die nahmen sie heraus, und theilten sie ehrlich in vier Theile, gaben dem Prediger davon einen, und nahmen ein Jeglicher auch einen, und gingen also ihre Straße fröhlich zurück.

Sammlung zu einer Chronik von Stendal. II. 48. 49.

10. Die alte Glocke in Koblake.

Unweit Stendal ist eine wüste Feldmark, die Kobbelake genannt; vor Zeiten hat hier ein großes Kirchdorf gestanden, das denselben Namen geführt, das aber schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege zu Grunde gegangen ist. Man sieht nur an dem Orte, wo früher die Kirche gestanden, einige wenige Mauerstücke aus der Erde hervorragen. Vor vielen Jahren war einem Hirten aus dem nahen Dorfe Großen-Möhringen, der dort in der Gegend das Vieh hütete, eine Sau entkommen. Er suchte sie überall, und fand sie endlich an jenen Mauerstücken, wo sie ein tiefes Loch in die Erde gewühlt, und darin Junge geworfen hatte. Als der Hirt diese nun aufnehmen wollte, so fand er, daß sie in einem großen, weiten Kessel lagen, und als er weiter nachsah, da entdeckte er, daß dieß eine schöne alte Kirchenglocke war. Der Fund wurde bald bekannt, und die Domgemeinde zu Stendal glaubte, weil sie die älteste Gemeinde in der Altmark sei, so müsse die Glocke keinem Anderen gehören als ihr. Sie schickte also einen großen Wagen hin, mit sechszehn Pferden bespannt, der sollte sie nach Stendal holen. Allein die Stendaler konnten sie nicht von der Stelle rücken, so viele Gewalt sie auch gebrauchten.

Das Dorf Großen-Möhringen hatte zu derselben Zeit auf seinem Kirchthurme keine Glocke. Ein Bauer aus dem Dorfe fuhr daher nach der alten Mauer, um zu sehen, ob er die Glocke nicht losmachen und bekommen könne. Er fuhr ganz allein hin, und hatte nur ein einziges Pferd vor dem Wagen. Doch konnte er sie ohne Mühe aus der Erde aufheben und auf seinen Wagen heben, und das Pferd jagte im Galopp damit zum Dorfe. Daselbst wurde sie mit vielen Feierlichkeiten auf den Kirchthurm gehangen,

wo sie denn ein gar wundersam schönes Geläute gab. Besonders ärgerte und neckte sie die Stendaler. Denn wenn es nun in Großen-Möhringen läutete, so klang das noch in der Stadt Stendal so hell, daß die Leute nicht anders glaubten, als es werde zum Dome geläutet, und sie eilten nun, in die Kirche zu kommen. Und doch ist Großen-Möhringen eine starke Meile von der Stadt entfernt. Die hochmüthigen Stendaler ließen daher auf dem Thurme zu Möhringen nach der Stadtseite hin die Schallöcher vermauern, wie das noch jetzt zu sehen ist. Allein das half ihnen nichts, und die Glocke betrog sie wie früher, bis sie zuletzt, weil das Dorf arm war und Geld nöthig hatte, Anno 1649 für 290 Thaler nach Magdeburg verkauft wurde. In Magdeburg soll sie noch sein.

Ueber die Altmark. I. 167.

11. Das steinerne Kreuz bei Großen-Möhringen.

Vor dem Dorfe Großen-Möhringen steht am Stendaler Wege ein altes steinernes Kreuz. Das ist zum Andenken eines Mordes gesetzt, den dort ein Glockengießer an seinem Gesellen verübt hat. Dem Meister nämlich, der ein zorniger und ungeduldiger Mensch war, wollte der Guß einer Glocke nicht gelingen, die er für das Dorf machen sollte. Er lief daher nach Stendal, um noch einige Spezies herbeizuholen; die wollte er in die Masse hineinwerfen, und er glaubte, daß ihm dann der Guß schon glücken werde. Wie nun der Meister fort war, da machte sich sein Geselle an das Werk, der wohl gesehen hatte, woran es eigentlich fehle. Und weil er die Sache ruhig und verständig anfing, so hatte er in Kurzem eine vortreffliche Glocke gegossen, noch ehe der Meister von Stendal wieder heim kam. Wie das aber der Meister bei seiner Rückkehr sah,

da faßte ihn der rasende Neid, und er erstach auf der Stelle den Gesellen.

Ueber die Altmark. I. 168.

12. Das Marienbild zu Schleuß.

In der Kirche des Dorfes Schleuß, oder wie es die Landleute nennen: Schleutz, im Kreise Stendal, welches ein Filial von Lüderitz ist, befindet sich in der Mitte der Altarstafel ein merkwürdiges Marienbild, das mit einem sonderbaren Gebrauche in Verbindung steht. Die Mutter Gottes hält auf diesem Bilde ein nacktes Kindlein auf dem Arme, dieses hat einen rothen Apfel in der rechten Hand, den es, wie zum Anbeißen nach dem Munde hin hält. Daneben steht ein Heiliger in einem großen, ganz vergoldeten Bischofsmantel, die zwei ersten Finger der rechten Hand wie zum Segensprechen ausgestreckt. In Verbindung mit diesem Bilde steht es, daß der Schmied zu Schleuß jährlich auf den ersten Weihnachtstag drei rothe Aepfel an den Prediger zu Lüderitz liefern muß. Dieses soll von einem zu uralten Zeiten geschehenen Gelübde herrühren, von dem man aber jetzt nichts Näheres mehr weiß.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 5. Buch 1. Cap. 6. S. 61.

13. Die Pferdetrappe bei Darnstedt.

Eine Meile von Stendal, bei dem Ausgange des Dorfs Darnstedt nach Bellingen zu, liegt ein Stein, etwa von der Größe wie ein Sack mit zwei Scheffeln Korn. In demselben ist ein unbeschlagener und tief eingedrückter Pferdefuß zu sehen. Ueber die Entstehung dieses Zeichens hat man mehrere Sagen. Nach einer lebte in Darnstedt eine Krügerfrau, welche die Gewohnheit hatte, erschrecklich zu fluchen. Dieses hatte sie auch eines Tages gethan, schwö-

rend: der Teufel solle sie holen, wenn sie nicht die Wahrheit spreche. Da erschien wirklich der Teufel, packte sie auf und führte sie auf einem Pferde hinweg. Im Davonjagen aus dem Dorf trat das Teufelspferd auf jenen Stein, und davon rührt noch jene Spur her.

Nach einer anderen Sage sollte vor vielen hundert Jahren bei Darnstedt einmal eine Schlacht gehalten werden. Einer der Generale aber hatte keinen guten Muth dazu, und sprach höhnisch: So gewiß mein Pferd in diesen Stein hineintreten wird, so gewiß werden wir die Schlacht gewinnen. Als er aber darauf über den Stein ritt, trat sein Pferd wirklich jenes Loch hinein. Die Schlacht ward auch des anderen Tages gewonnen.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. I. S. 373. 376.

14. Der Teufel und der Schreiber zu Klein-Schwechten.

Auf dem Rittergute Klein-Schwechten, anderthalb Meilen von Stendal, lebte vor ungefähr zweihundert Jahren ein Schreiber, Namens Heinrich Meier. Der hatte eines Tages eine Gotteslästerung ausgestoßen und war deshalb zur Untersuchung gezogen. Wie nun der Prozeß gegen ihn im Gange war und er eine harte Strafe befürchtete, da erschien ihm eines Tages der Teufel, als Herr ganz schwarz gekleidet. Er erbot sich dem Schreiber, ihn aus aller Verlegenheit zu ziehen und ihn von der Strafe zu befreien, wenn er Gott abschwören und sich ihm ergeben wolle. Der Schreiber aber wollte nichts mit ihm zu thun haben und widerstand allen Lockungen des Satans. Als dieser jedoch gar nicht weichen wollte, und immer von Neuem wieder anfing, da heb er an laut zu beten, worauf der Versucher verschwand. Als den Richtern solche Standhaftigkeit und Frömmigkeit des Schreibers bekannt wurde, da ließen sie ihn für dießmal mit einer geringen Geldstrafe los.

15. Die rothe Erde bei Dentz.

Vom Jahre 1236 bis zum Jahre 1252, oder wie Etliche meinen 1253, saß auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg der Erzbischof Hildebrand oder Willebrand, ein Graf von Kiberg, oder, was man nicht gewiß weiß, von Heim. Derselbe war sehr kriegerisch gesinnt, und er führte auch insbesondere gemeinschaftlich mit den Harzgrafen einen schweren Krieg gegen die Altmark, in welchem Osterburg, Calbe, Krumcke, Gladigau und viele andere Oerter verheeret wurden. In diesem Kriege trug es sich zu, daß im Jahre 1240 oder 1244 der Feld-Oberste der Harzgrafen, Busso von Erxleben, in die Altmark plötzlich eingefallen war, und viele Kühe wegnahm, die er eilends fortschleppen wollte. Besonders hatte er viel Vieh weggenommen, das zur Stadt Stendal gehörte. Das erfuhren die Stendaler, die sehr tapfer und muthig waren; sie setzten dem Erxlebener nach, holten ihn an der Dentzer Warte, auf dem halben Wege zwischen Stendal und Gardelegen, ein, lieferten ihm eine große Schlacht, in welcher sie ihn besiegten, und bekamen den Raub wieder. In dieser Schlacht verloren viele Menschen, unter ihnen Busso von Erxleben selbst, das Leben, also daß die Erde davon ganz roth wurde. Dieß ist sie zum Zeichen der Schlacht durch ein sonderbares Wunder geblieben bis auf den heutigen Tag.

Amersbach Chronik des Erzstifts Magdeburg. S. 55.
Alte Magdeb. Chronik (nicht paginirt).
Werner, Magdeb. Chronik.

16. Der Teufelsstein zu Ostheeren.

Auf dem Schulzenhofe zu Ostheeren, einem Dorfe unweit Tangermünde, liegt dicht neben dem Brunnen ein großer, breiter Stein, der oben so breit ist, daß man, wie die Bauern sagen, eine Menuet darauf tanzen kann. Einer der Vor-

fahren des Schulzen hat vor langen Jahren den Brunnen graben und ausmauern lassen. Der Teufel hat das, warum? weiß man nicht, nicht leiden wollen, und darum den großen Stein genommen und damit nach dem Brunnen geworfen, um diesen zu verschütten. Er hat ihn aber nicht getroffen, sondern der Stein ist neben dem Brunnen hingefallen, wo er noch jetzt liegt.

17. Die Wahrzeichen an der Stephanskirche zu Tangermünde.

Bei dem Bau der St. Stephanskirche zu Tangermünde halfen ganz vorzüglich zwei Gewerke, das der Huf- und Waffenschmiede, und das der Schuhmacher. Zum ewigen Andenken hiervon findet man außerhalb an der Südseite der Kirche ein Hufeisen und eine Schuhsohle von Eisen eingemauert. Das Hufeisen zeigt an, daß bis so hoch die Schmiede die Kirche gebauet haben, und die Schuhsohle, daß bis dahin von dem Hufeisen an die Arbeit der Schuhmacher reicht.

Geschichte der Stadt Tangermünde von Pohlmann u. Stöpel. S. 212.

18. Die Jungfrau Lorenz.

In der Nicolaikirche zu Tangermünde ist auf einem Hirschgeweihe ein hölzernes Bild aufgerichtet, welches eine Jungfrau vorstellt. Von diesem Bilde erzählt man Folgendes: Die ganze Gegend zwischen der Stadt Tangermünde und den Dörfern Grobleben und Böhlsdorf war früher ein großer Wald und gehörte einer Jungfrau in Tangermünde, Namens Lorenz. Die Gegend, die jetzt ohne Holz ist, heißt noch immer das Lorenzfeld. Diese Jungfrau Lorenz ging eines Tages in ihrem Walde spazieren, verirrte sich aber in demselben so, daß sie drei Tage lang vergeblich einen Ausweg suchte. Sie glaubte sich schon verloren, und

fürchtete, nimmer wieder aus der Wildniß heraus und zu Menschen zu gelangen. Da erschien ihr auf einmal ein Hirsch mit einem mächtig großen Geweihe. Der nahete sich der ermüdeten Jungfrau, hob sie mit seinem Geweihe auf seinen Rücken und trug sie so ohne Schaden zum Walde heraus, bis sie die Thürme von Tangermünde vor sich sah. Aus Dankbarkeit für diese wunderbare Errettung schenkte sie einen großen Theil ihrer Grundstücke der Nicolaikirche zu Tangermünde, und ließ auch in derselben ihr Bildniß von Holz und auf einem Hirschgeweihe aufstellen, wie es noch allda zu sehen ist. Sie verordnete zugleich, ihr Bildniß solle hier bleiben, so lange noch Ein Stein der Kirche auf dem anderen stehe.

Hierüber wacht sie denn auch mit besonderer Sorgfalt. Die Kirche wird schon längst als Lazareth benutzt, und es sind die Bilder und Zierrathen darin zerstört; aber das Bild der Jungfrau Lorenz hat noch kein Mensch von der Stelle zu rücken gewagt, und die Lazarethwächter hören oft einen gewaltigen Lärm, der durch das ganze Gebäude zieht, wenn es Einer einmal gewagt hat, auch nur an die Zacken des Hirschgeweihes zu fassen, oder nur etwas daran aufzuhängen. Selbst die frevelhaften Franzosen, als sie im Jahre 1806 in Tangermünde einfielen, mußten das Bild unangetastet lassen, und haben es nicht von seinem Orte bringen können.

Gesch. der Stadt Tangermünde v. Pohlmann u. Stöpel. S. 6. 7.

19. Die Papenkühle bei Bellingen.

Bei dem Dorfe Bellingen unweit Tangermünde liegt ein großer Sumpf, das Kaisersmoor genannt. Eine Stelle desselben, über welche ein Fußsteig führt, heißt die Papenkühle. Dieser Name ist auf folgende Weise entstanden: Es lebte vor Zeiten in der Gegend ein katholischer Priester,

der das Laſter des Trunkes an ſich hatte. Der Himmel hatte ihn oft gewarnt, aber es war vergebens bei ihm geweſen. Wie der eines Tages wieder in ſeiner Betrunkenheit über den Fußſteig ging, da war ihm dieſer nicht breit genug, wie das bei Betrunkenen wohl zu geſchehen pflegt. Der Pfaff in ſeinem trunkenen Uebermuthe fing darauf an, mit dem Stege zu zanken, und er rief: Warte, ich will dich wohl breiter kriegen! Er hatte aber kaum die Worte geſprochen, und dabei ſeine Brille auf der Naſe feſter geſetzt, als er herunter fiel und in dem Sumpfe ſeinen Tod fand. Seitdem heißt die Gegend die Papenkühle.

Ueber die Altmark. I. S. 232.

Geſchichte der Stadt Tangermünde von Pohlmann und Stöpel. S. 315.

20. Der geigende Pfarrer.

Unweit Tangermünde liegen dicht bei einander zwei Dörfer, Oſt- und Weſtheeren. Beide haben nur einen Pfarrer, und auch nur eine Kirche, die mitten zwiſchen ihnen liegt. Zu einer Zeit war der Pfarrer an dieſer Kirche ein gar leichtſinniger Mann, der lieber auf dem Tanzboden, als am Altare war. Eines Tages, am heiligen Pfingſtfeſte, als die Bauern aus beiden Dörfern zum Tanzen verſammelt waren, nahm er ſogar ſelbſt die Geige in den Arm und ſpielte den Bauern zum Tanze auf. Für ſolchen Frevel traf ihn aber der Zorn des Himmels. Denn es entſtand urplötzlich ein ſchweres Gewitter, und es kam ein langer, ſcharfer Blitz, der erſchlug zwanzig Bauern, und mit ihnen den Pfarrer, dem die Geige im Arme zerſchmettert wurde. Dies geſchah Anno 1203.

Eine andere Sage berichtet dieſe Geſchichte aus dem Dorfe Oſſemer bei Stendal. Das Gewitter ſoll danach vier und zwanzig Bauern getödtet, dem Pfarrer aber nur

die rechte Hand, mit welcher er den Fidelbogen geführet, abgeschlagen haben.

Andreas Angelus Annales March. Brand. pag. 94.
Ueber die Altmark. I. 231. II. 302.
Geschichte der Stadt Tangermünde von Pohlmann und Stöpel. S. 368.
Bünting, Braunschweig. und Lüneburgische Chronik. I. 66. 79.

21. Das Büchelchen.

Das Dorf Buch in der Altmark, unweit Tangermünde belegen, war früher ein ansehnlicher Flecken, der in alten Urkunden sogar eine Stadt genannt wird, und auch seinen eigenen Roland besaß, zum Zeichen, daß ihm die hohe Gerichtsbarkeit verliehen war. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm hatte einstmals einen vornehmen Hofbedienten: dieser sprach von dem Orte mit einiger Verkleinerung und bat dabei um dessen Schenkung, ungefähr mit den Worten: „Es hätten Seine Churfürstliche Durchlaucht ein Büchelchen unfern Tangermünde, und möchten Sie ihm solches schenken; es sollte zu Ihrem allerunterthänigsten Andenken von ihm jederzeit werth gehalten werden."

Dem antwortete aber der Churfürst: — Er könne dieses Büchlein aus seiner Bibliothek nicht missen, sondern gebrauche es noch selbsten; man möge sich daher eine andere Gnade suchen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 3. B. 1. Cap. 9. S. 71.

22. Das Gespenst zu Schorstett.

Drei Meilen von Tangermünde liegt in der Altmark ein Dorf, Namens Schorstett. In diesem hat sich vor Zeiten einmal ein sonderbarliches Gespenst herumgetrieben. Es hat ganz weiß ausgesehen, und ist oft zu Dritt gewesen, von unterschiedlicher Größe. Es hat sich hören lassen mit

Poltern, es hat mit Steinen nach den Leuten geworfen, in die Speisen hat es Lehmklöße und Stücke von Ziegelsteinen hineingeworfen, die Würste hat es von den Wiemen gerissen und verzehrt. Die Steine, mit denen es geworfen, sind so heiß gewesen, als wenn sie im Backofen wären gewärmt worden. Oft hat es mit Ruthen in den Stuben herumgepeitscht, und mit Stecken um sich geschlagen. Dann hat es wieder Thüren und Fenster aufgebrochen und Feuer unter die Betten und in die Stuben gelegt. Einer Magd hat es Blut unters Kinn gestrichen, ihr ein Tuch, so in Blut getaucht, umgehangen und ihr befohlen, nach Stendal in die Stadt zu gehen und den Leuten zu sagen: sie sollten Buße thun, der jüngste Tag sei nicht weit. Ein anders Mal hat es den Leuten Brod und Käse zu essen gegeben, worunter Blutstropfen gewesen. Dann hat es wieder den Pfarrer des Dorfes zum Singen und Beten ermahnt, und gesagt, wenn sich die Leute nicht bessern würden, sollten sie mit Feuer und Schwert bestrafet werden.

Endlich ist dieses Gespenst verschwunden; man hat aber ungeachtet seiner Ermahnungen nicht anders geglaubt, als daß es der Teufel selbst gewesen; denn er hat sich einmal selbsten als einen großen Drachenwurm abgemalt.

Rittners Altmärk. Geschichtbuch, in Küsters antiq. Tang. II. Bd. 59.

23. Die Belagerung von Rogätz.

Zu der Altmark gehörte früher das wohlbekannte Schloß Rogätz. Dasselbe war in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges sehr fest, und es trug sich zu jener Zeit einmal eine wunderliche Geschichte darin zu. Es lag nämlich eine Kaiserliche Besatzung darin, die wurde hart und lange belagert von dem Grafen von Mansfeld. Allein der Graf konnte ihr nichts anhaben und das Schloß nicht nehmen. Bei allen Stürmen wurden von seinen Leuten

gar Viele erschlagen, und von den Belagerten fiel Niemand. Da kam endlich der Dänische General Fuchs dem Grafen zu Hülfe. Der merkte bald, wie die Sache beschaffen war. Es war nämlich ein Meßpfaff mit im Schlosse, der durch Zauberei alle Soldaten in demselben fest gemacht hatte, so daß sie nicht konnten verwundet werden, weder durch Eisen noch durch Blei. Als solches der General gewahrt hatte, da ließ er seinen Leuten große und schwere Holzarten machen; mit diesen ließ er sie das Schloß von Neuem stürmen, und auf die Belagerten losschlagen; die wurden denn nun alle erschlagen, denn gegen Holz hatte der Pfaff sie nicht fest gemacht. Also nahm er das Schloß.

Rittners Altmärk. Geschichtsbuch in Küsters antiq. Tangerm. II. 31.

24. Die alte und die neue Stadt Gardelegen.

Die Stadt Gardelegen hat vormals nicht an demselben Platze gelegen, wo sie jetzt liegt, sondern eine gute Strecke davon, nahe bei, wo jetzt die Isenschnibbe ist. Hier hat noch vor 300 Jahren ein altes steinernes Kreuz gestanden, an welchem eine unleserliche Inschrift gewesen; zu demselben, welches dem heiligen Petrus zu Ehren soll aufgerichtet gewesen sein, ist damals alle Jahre am Sonntage Exaudi die ganze Stadt mit Singen und Spielen in einem großen Aufzuge herausgefahren und gegangen, und hat sich sonderlich lustig gemacht.

Der Ort aber, wo das jetzige Gardelegen liegt, ist vor Zeiten ein Sumpf, Moraft und dickes Holz- und Buschwerk gewesen, durch welches die Wölde und Lausebeck geflossen. Darin haben viele Buschklepper und Räuber genistet, von welchen dem Lande viel Schaden zugefügt worden. Da hat es sich eines Tages zugetragen, daß die in der alten Stadt Gardelegen einen von diesen Räubern gefangen bekamen. Sie hatten ihn vermittelst der Spur

seines Pferdes in seiner Mördergrube aufgespüret, und diese besetzet. Von Hunger gezwungen hatte er endlich Vorschläge gethan, sich zu ergeben, und, wenn man ihn am Leben lasse, viel zu offenbaren. Man willigte darein, legte ihm aber zur Strafe auf, von seinem Raube die St. Jürgens-Kirche und ein Haus für die Armen zu bauen, was er von seinem Raube gern und leicht gethan.

Von diesem Räuber erfuhren die Gardeleger nun unter andern auch, wo die ganze Bande ihr Raubnest habe, daß dies der Busch sei, und daß dort ein bequemer und gar guter Ort wäre, eine Stadt dahin zu bauen und darinnen sicher zu leben. Diese Rede und Anschlag nahm man wohl in Acht, man untersuchte den Busch und fand Alles angezeigtermaßen. Man faßte also den Schluß, eine neue Stadt daselbst zu bauen. An dem jetzigen Markte, der damals der geraumste Ort gewesen, wurde angefangen und das erste Haus errichtet. Von selbigem herunter nach dem alten Gardelegen hin wurde dann zuerst die Stendalsche Straße gebauet, weil man nach der alten Stadt noch am meisten hin mußte. Demnächst wurde vom Markte ab gebauet die Gasse nach der Nicolai-Kirche; darauf vom Markte hinab nach dem Magdeburger Thore zu die Magdeburgische Straße. Sodann wurde aus der Stendalischen Straße hinunter eine Gasse gebaut, die man die Burgstraße geheißen. Die Sandstraße ist die letzte gewesen, die man angelegt, als die Stadt erweitert werden müssen. Weil es aber hier einen niedrigen und sumpfigen Grund gegeben, so mußte der Ort mit Sand erhöhet werden, welches der Gasse den Namen Sandstraße gegeben. Die Gasse hinter St. Marien wurde die Rittergasse geheißen, weil die Ritter und Edelleute dieselbe bewohnt; dieselbe ist aber sehr kothig gewesen, und es haben allda große Steine gelegen, daß man von einem auf den andern hat springen müssen. — Dieses Alles ist aber

nicht in einem oder etlichen Jahren verrichtet, sondern nachdem sich die Bürgerschaft vermehret, allmälig fortgesetzet, bis der Ort endlich zu einer vollkommenen Stadt geworden.

Johannis Rudolphi Noltenii (Archidiaconi an St. Marien zu Gardelegen) Ungläubiges und Abergläubiges Gardelegen. §. 13.

Dr. Johannis Christophori Beemanni Aufsatz von der Stadt Gardelegen. §. 3.

Beide Abhandlungen stehen in: Historicorum Palaeo-Marchicorum Collectio II. III. Das ist: der Altmärkischen historischen Sachen zweite und dritte Sammlung, gesammelt und ans Licht gestellt von Julio Conrad. Rüdemann, Brunswicensi, Pastore an St. Jacobi Kirchen in Stendal. Salzwedel bei Christian Schustern 1728.

25. Die Sanct Georgen-Capelle vor Gardelegen.

In uralten Zeiten hielt sich unweit der Stadt Gardelegen vor dem Salzwedeler Thore ein Räuber auf, der beiden, den Einheimischen, wie den Fremden, viel Verdruß angethan, in den daran grenzenden Wäldern aber eine Höhle gehabt, darin er sich versteckt und seinen Raub zusammengebracht. Er trieb sein Handwerk lange, bis sich zuletzt die beiden Dörfer Sassendorf und Reseritz mit der Stadt Gardelegen zusammenthaten, um sich seiner zu bemächtigen. Vermittelst der dahin führenden Pferdespuren fanden sie die Höhle: sie besetzten ihn darin, und ließen ihm die Wahl, sich zu ergeben oder zu verhungern. Der Räuber bequemte sich zu dem Ersteren, hat sich aber dabei ausbedungen, daß man ihn nicht auf eine schmähliche Weise zu Tode bringen möchte, wogegen er versprach, daß er von seiner bösen Lebensart abstehen, auch dem heiligen Georg zu Ehren eine Kirche bauen wollte, um dadurch seiner Missethaten halber einige Büßung abzustatten. Er wurde darauf am Leben gelassen, und er bauete, um sein Versprechen zu lösen, die St. Georgen-Capelle vor dem Salzwedeler Thore, die noch jetzt dort steht.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 3. Buch 1. Cap. 4. S. 36.

26. Die Wette um das Thor zu Gardelegen.

In der Stadt Gardelegen war in früheren Zeiten am Ende der Burgstraße nach der Isernschnibbe hin ein Stadtthor. Dasselbe war für die Herren von Alvensleben, welche die Gerichtsbarkeit über die Burgstraße hatten, und mußte Tag und Nacht für sie offen gehalten werden. Darüber entstand mancher Streit zwischen denen von Alvensleben und dem Magistrate der Stadt. Endlich wurde jedoch allem Hader auf einmal ein Ende gemacht. Denn als eines Tages der Magistrat und der älteste Herr von Alvensleben bei einem frohen Mahle in der Stadt beisammensaßen, da wetteten sie mit einander, daß das Thor auf ewige Zeiten solle verschlossen bleiben, wenn der Magistrat es während der Zeit könne zumauern lassen, daß der Herr von Alvensleben zu Rosse um die Stadt jage. Der Magistrat nahm darauf die flinksten Maurerleute zur Hand, und der Herr von Alvensleben bestieg sein bestes Roß, das er im Stalle hatte. Der Magistrat gewann aber die Wette, denn der Herr von Alvensleben stürzte mit dem Pferde, als er ganz nahe am Ziele war.

Ueber die Altmark. II. 271. 272.

27. Das Wamms des Geräderten.

Im Jahre 1587 brachen eines Nachts zwei Diebe, Hans aus Braunschweig und Valtin Jenze bei Perleberg gebürtig, in die St. Nicolai-Kirche zu Gardelegen ein, und raubten aus dem verschlossenem Schranke in der Sacristei einen Kelch und mehrere andere heilige Gefäße. Bei diesem Diebstahle wurden sie aber ertappt, indem der Küster, Nicolaus Winkelmann, das Licht in der Kirche gewahrte und die Wächter herbeirief. Der eine von ihnen wurde sofort festgehalten, der andere entkam zwar und versteckte

sich, wurde aber am anderen Tage auf dem Marstalle im Heu gefunden. Beide wurden zum Tode verurtheilt und auch gerädert. Da geschah es, daß der Scharfrichter das Wamms des einen der Geräderten an einen Müllerknecht verkaufte. Zu diesem kam aber in der Nacht ein Gespenst, in der Gestalt des gerichteten Kirchendiebes, vor sein Bette, und sprach: Hörst du nicht, gieb mir dein Wamms her! — Der Müllerknecht zog das Wamms in seinem Leben nicht an.

Auf- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardelegen, das ist Ein kurtzer historischer Bericht ꝛc. von Christophoro Schultzen, Stendal 1668. S. 52.

28. Die Isern-Schnibbe bei Gardelegen.

Nahe bei der Stadt Gardelegen an der Mulde liegt ein festes Haus, die Isern-Schnibbe oder die Isenschnibbe genannt. Dasselbe soll schon von dem Römischen Feldherrn Drusus herstammen, der dort einen Tempel zu Ehren der Göttin Isis und darin deren Bildniß gefunden, und darauf ein festes Schloß dahin soll gebauet haben. Von der Göttin hat es zuerst Isisburg oder Isenburg geheißen. Als aber hernach die Wenden das Schloß hart belagert und es nicht eingenommen, sondern manche harte Schnappe davor bekommen, auch endlich unverrichteter Sachen müssen abziehen, da haben sie gesagt, das sei eine wahre Isen-Schnibbe, woher es diesen Namen behalten.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 3. Buch 1. Cap. 4. S. 70.

29. Der Selische See.

Bei dem Dorfe Osterweddingsleben im Kreise Gardelegen ist ehedem ein See gewesen, der Selische See genannt, der an anderthalb Meilen im Umkreise gehabt hat. An der Stelle des Sees hat früher eine große Stadt gestan

den, Sela geheißen, die einstmals plötzlich versunken ist, und anstatt welcher nun der See entstanden. Man hat noch lange an seinem Ufer die Ueberbleibsel der alten Mauern gesehen. Im Jahre 1719 ist der See auf Befehl des Königs abgelassen und ausgetrocknet, so daß man jetzt nur Ackerland und Wiesen dort siehet.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 5. Buch 4. Cp. 4. S. 90.

30. Die goldene Laus bei Bismark.

Vor langen Jahren, die Chronik sagt, im Jahre 1350, fiel in der Nähe des Städtleins Bismark plötzlich ein Kreuz vom Himmel, welches sofort viele Wunder that. Es wurde daher an der Stelle eine Kirche gebauet, welche den Namen: zum heiligen Kreuze, oder auch: Maria Himmelskönigin erhielt. Es ging alljährlich eine große Wallfahrt dahin, zu welcher auch der Bischof von Halberstadt herüber kommen mußte. Dieselbe ging von der Stadt aus über den Kirchhof, weshalb dieser Weg die heilige Straße genannt wurde. Es geschahen fortwährend in der Kirche viele Wunder. Das merkwürdigste in derselben aber war eine große Laus, welche oben auf dem Thurme über dem Gewölbe der Kirche an einer goldenen Kette festgehalten wurde. Diese Laus verzehrte täglich ein Pfund Fleisch, und ist so groß gewesen, daß man sie unten in der Kirche ganz deutlich hat sehen können, wenn sie, wie das an den Wallfahrtstagen geschehen, oben vom Gewölbe her gezeigt ist. Eine Abbildung der Laus hat man unten an der Thurmmauer gesehen. Die Kirche ist jetzt längst zerstört; aber ihre Trümmer sieht man noch auf dem Felde unweit Bismark auf der Seite nach Stendal zu. Sie heißen jetzt die goldene Laus, oder auch die verwünschte Laus. Der Weg, der von der Stadt aus dahin führt, geht über den Kirchhof der Stadt, und heißt auch jetzt noch die heilige Straße.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 5. B. 1. S. 73., und Verbesserungen S. 27.
Ueber die Altmark. II. S. 229.

31. Die Todtenglocke zu Calbe.

Vor dem Städtchen Calbe an der Mulde befindet sich das sogenannte feste Haus, ein Schloß der Herren von Alvensleben. In demselben hing früher eine Glocke, die von selbst anschlug und an zu läuten fing, wenn Jemand aus dem Geschlechte der von Alvensleben mit Tode abgehen sollte, und wenn er auch schon in ganz fernen Landen war.

Von dem Ursprung dieser Glocke, oder wo sie geblieben, hat man keine Kunde.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg, Th. 5. B. 1. Cp. 9. S. 53.

32. Die Stadt Salzwedel.

Die Stadt Salzwedel ist eine der ältesten Städte in der Altmark. Der Name soll von dem lateinischen Worte Sol, die Sonne, herkommen, und von dem deutschen Worte Welle, welches so viel bedeutet als Haus, wie man z. B. noch spricht: Wellenwand. Der Sage nach ist sie schon von Julius Cäsar, der zu Ehren der sieben Planeten in Deutschland sieben Städte errichtet, dem vierten Planeten, als der Sonne, zu Ehren erbauet, und sie soll daher auch ihren gedachten Namen: Sonnenstadt erhalten haben. Von der Zeit soll sie auch noch einen Sonnentempel, den indeß Einige dem Drusus zuschreiben, und darin ein Bildniß der Sonne gehabt haben, welches alles Carl der Große hernachmals zerstört hat.

Beckmann histor. Beschr. von Brandenburg. Th. 2. S. 3.

33. Das Stadtholz bei Salzwedel.

Die Stadt Salzwedel besitzt ein ansehnliches Gehölz, welches einen Flächeninhalt von mehr als 9000 Morgen hat. Vor Zeiten war dasselbe noch bedeutend größer, und es ist durch folgende Begebenheit kleiner geworden: Es hatte nämlich vor vielen hundert Jahren ein Markgraf seinen Fürstensitz in Salzwedel; der hatte eine Liebschaft mit der Frau des Freischulzen in Briez, welches Dorf nahe an dem Stadtholze liegt. Als er nun eines Tages bei dieser Frau zum Besuche war, da kam, ihm sehr ungelegen, der Schulz zu Hause. Der Markgraf daher, um seiner los zu werden, versprach ihm einen solchen Strich von dem Stadtholze abzutreten, als er in einer Viertelstunde umgehen werde. Das ließ sich der Schulz nicht zweimal sagen, und er eilte flugs in das Stadtholz, schritt auch seine Viertelstunde lang rüstig zu. Als er aber nach Verlauf derselben zurückkehrte, kam er dem Markgrafen noch zu früh, und dieser versprach ihm daher noch einen solchen Strich, als er in einer zweiten Viertelstunde umgehen werde. Auch dieses ließ der Schulz sich gefallen, und es kam auf solche Weise ein großer und schöner Theil von dem Stadtholze auf ewige Zeiten fort und an die Erben des Schulzen zu Briez, die ihn noch jetzt besitzen.

Pohlmann Geschichte der Stadt Salzwedel. S. 51.

34. Klaus Ule.

Vor mehreren hundert Jahren lebte in der Stadt Salzwedel ein Bürger, Namens Claus Schulze, gewöhnlich aber Ule genannt. Derselbe war ein großer Verächter und Spötter der Religion, und daher auch in dreizehn Jahren nicht zum heiligen Abendmahl gewesen. Dafür hat ihn aber Gott der Herr gestraft an seinen Füßen;

denn seine beiden Beine sind kohlschwarz geworden. Worüber er denn zur Einsicht seines Frevels kam, sich bekehrte, und vor seinem Ende in seinem Hause noch berichtet wurde. — In dem Altstädter Kirchenbuche zu Salzwedel findet sich diese Geschichte verzeichnet.

Pohlmann Gesch. der Stadt Salzwedel. S. 70.

35. Der bestrafte Meineidige.

In der Stadt Salzwedel lebte einst ein Mann, der hundert Dukaten geborgt hatte. Als nun die Zeit des Wiederbezahlens kam, und sein Gläubiger ihn mahnte, da läugnete er frech und standhaft ab, auch nur einen Pfennig empfangen zu haben. Er wurde deshalb auf das Rathhaus gefordert, und hier wurde von ihm ein Eid verlangt, daß er kein Geld erhalten oder daß er es seinem Gläubiger zurückgegeben habe. Der böse Schuldner hatte das vorhergesehen, und er hatte daher listiger Weise die hundert Dukaten in seinem Spazierstock eingespundet. Diesen nahm er so mit auf das Rathhaus, und weil er nicht falsch schwören wollte, sondern sein Gewissen dadurch zu retten glaubte, so bat er seinen Gläubiger, ihm während des Eides den Stock zu halten. Darauf schwur er mit großer Frechheit, daß er das Geld ehrlich zurückgegeben habe, und sein Gegner wurde mit der Klage abgewiesen. Aber die Strafe ereilte den Meineidigen auf der Stelle. Denn wie er nun zu seinem Hause zurückkehrte, da begegnete ihm ein Müllerwagen, vor dem die Pferde scheu geworden waren. Der überfuhr ihn, daß ihm die Räder über den Leib gingen, und er sofort starb. Auch sein Stock wurde durch das Ueberfahren zerbrochen, und als aus demselben die Dukaten herausfielen, da wurde der Betrug offenbar, und ein Jeder erkannte die Strafe des Himmels.

In der Catharinenkirche auf der Neustadt zu Salzwedel findet man diese Geschichte abgebildet.

Pohlmann Gesch. der Stadt Salzwedel. S. 204. 205.

36. Der Elternmörder in Salzwedel.

Es ist schon über zweihundert Jahre her, es war nämlich am 15. April 1614, da geschah unter dem Thorwege des damals noch stehenden Sanct Annenklosters auf der Altstadt zu Salzwedel ein gräuelvoller Meuchelmord. Ein Kaufdiener, mit Namen Dietrich Schulze, erstach nämlich seinen Vater und seine Mutter, zuerst den Vater mit vier Stichen, und als die Mutter dem Vater zu Hülfe eilte, auch sie mit dreien. Der Mörder wurde zum Tode verurtheilt, und dieses Urtel wurde am vierten Mai desselben Jahres an ihm vollzogen. Zuerst wurde ihm die rechte Hand abgehauen, womit er die Gräuelthat begangen hatte, dann wurde er dreimal mit glühenden Zangen gezwickt, nämlich einmal auf dem Markte, dann vor dem Hause, wo der Mord geschehen, und zuletzt im Thore selbst. Hierauf wurde er zu der Gerichtsstätte geschleift, und daselbst von unten auf gerädert. Sein Körper wurde auf das Rad gelegt, halb sitzend und halb liegend. Dabei war es denn wunderbar und grausenvoll anzusehen, wie die rechte Hand des Mörders, womit er seine verruchte That verübt hatte, noch drei Tage lang auf dem Rade blutete.

Pohlmann Gesch. der Stadt Salzwedel. S. 387.

37. Die wüste Kirche zu Danne.

Bei dem Dorfe Danne an dem kleinen Flusse Jentze steht eine alte wüste Kirche. Die alten Bauern erzählen, daß darin vor Zeiten ein alt hölzern Bild gewesen, welches eine heidnische Göttin, Namens Goza, vorgestellt. Die Bauern haben es Sanct Bilhaar (Bielhaar) genannt, und

haben es angerufen, und ihm Gelübde gethan für alles Vieh, so Haare hatte, wenn das krank oder unfruchtbar gewesen. Solche Abgötterei ist noch vor hundert Jahren gewesen.

Enzelt Chronik der Alten Mark. S. 11.

38. Der Mittelpunkt der Welt.

In dem Dorfe Poppau und in der Gegend glauben die Leute steif und fest, daß Poppau gerade mitten in der Welt liege. Dicht am Dorfe ist ein kleines stehendes Wasser, neben diesem steht ein alter Stein. Dieser Stein ist der Mittelpunkt der Welt; um das zu bezeichnen, liegt er da seit tausend und tausend Jahren, und unter ihm liegt noch die Kette, mit der damals die Welt ausgemessen ist.

Acten des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

39. Die großen Steine bei Ballerstedt.

Nachdem der Markgraf Huder schon einmal bei Keumke von dem Markgrafen Albert aus Anhalt, mit dem er sich um die Altmark stritt, geschlagen war, schlug ihn dieser zum anderen Male bei den Dörfern Groß- und Klein-Ballerstedt. An dem Orte, wo diese Schlacht vorgefallen, sieht man noch jetzt grausam große Steine, darunter die erschlagenen Wenden begraben sind. Mehrere dieser Steine liegen in einem Dornenbusche zwischen jenen beiden Dörfern, besonders sind viele hinter dem Dorfe Groß-Ballerstedt auf dem sogenannten Hundsrücken; deren sind zwölf und sie liegen unordentlich durcheinander. Ein anderer Haufen ist nicht weit davon auf den sogenannten Hasenäckern, diese liegen in der Länge, aber gleichfalls etwas unordentlich. Der größte Haufen liegt nach dem Dorfe

Grebenitz zu; sie sind sehr ordentlich in die Länge gesetzt, und oberwärts befindet sich in der Mitte ein Altar von zwölf, in einem länglichen Viereck gelegten Steinen.

Bei allen diesen Steinen sieht man noch jetzt, bei Tage sowohl wie bei Nacht, allerlei seltsame Gespenster; auch hört man dort häufig ein ganz sonderbares Geschrei. Von den Steinen auf den Hasenäckern nahm vor mehreren Jahren ein Müller aus der Gegend einen, um ihn auf seiner Mühle zu gebrauchen. Er spaltete ihn ab und fertigte einen recht schönen Mühlstein daraus. Allein er konnte kein Mehl darunter fertig bekommen, und das Getreide blieb wie zerquetscht darunter liegen.

Beckmann histor. Beschr. von Brandenburg. Th. 1. S. 350. 351.

40. Die gestohlene Glocke in Ristedt.

In dem Ristedter Kirchenthurme fehlt noch jetzt eine Glocke. Sie ist vor vielen Jahren von einem Offizier gestohlen, der auch noch sechs andere Glocken, also im Ganzen sieben Kirchenglocken in der Altmark entwendet hat. Dafür ist es ihm denn auch in seinen letzten Tagen schlecht ergangen, indem ihn das Ungeziefer aufgefressen hat.

Acten des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

41. Tetzels Ablaßkasten in Flechtingen.

Der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel kam zu seiner Zeit in das Dorf Flechtingen im Kreise Salzwedel, und bot seine Waare aus, verkaufte auch viel. Als das der Edelmann des Dorfes, Barward von Schenk geheißen, erfuhr, begab sich dieser auch zu ihm, und verlangte einen Ablaßbrief für eine schwere Sünde, die er aber noch nicht begangen habe. Er erhielt ihn, mußte ihn aber sehr theuer bezahlen. Wie darauf der Ablaßkrämer guten Muths und

mit vielem Gelde beladen, welches er in der ganzen Umgegend reichlich eingenommen, wieder abzog, da jagte Barward von Schenk auf einem anderen Wege ihm zuvor, und trat ihm plötzlich in der Flechtinger Forst entgegen. Hier forderte er ihm seinen Ablaßkasten ab mit dem Sündengelde darin. Der Mönch erschrak zwar sehr, und suchte dem Edelmann begreiflich zu machen, welch' eine große, schwere Sünde er begehe, wenn er ihn und somit die heilige Kirche beraube. Allein der Herr von Schenk erinnerte ihn daran, wie er ja eben für eine recht schwere Sünde von ihm einen Ablaßbrief erhalten, und der Dominikaner mußte, alles Sträubens ungeachtet, seinen Kasten mit allem Gelde hergeben. Von diesem Gelde ließ der Edelmann, da das Dorf bis dahin keine eigene Kirche hatte, die Kirche in Flechtingen bauen, die daselbst noch gegenwärtig steht.

42. Die beste Religion.

In der Altmark, nicht gar weit von Salzwedel, liegt das Kloster Diſtorf, welches eins der ältesten Klöster ist, und schon im Jahre 1161 bei Lebzeiten Markgrafen Albrechts des Bären gestiftet wurde. Es waren etliche Jungfrauen darin, nach der Regel des heiligen Augustinus. Zur Zeit der Reformation lebten darin zwei Schwestern, Elisabeth und Ursula von Ritzebüttel, die konnten nicht schlüssig werden, welches die beste Religion sei, das Papstthum oder die neue Lehre Luthers. Da beredeten sie sich zuletzt, wenn eine von ihnen zuerst sterbe, so solle sie der anderen Bericht thun, welche von beiden Religionen die beste sei, zu derselben wolle sich nachhero die andere halten. Als es sich nun traf, daß einige Zeit darauf Elisabeth zuerst mit Tode abging, fand sich auch alsbald ein Geist in ihrer Gestalt bei der Ursula ein, und antwortete auf

Befragen, ob sie selig worden? — nur die Worte: „kuhm, kuhm!“ d. i.: kaum, kaum! — Darauf beschloß denn Ursula, die Religion zu verändern. Als sie aber zur Kirche gehen wollte, um ihr Glaubensbekenntniß öffentlich abzulegen, und bis in die sogenannte Kluft gekommen war, einen finsteren Eingang vom Kloster in die Kirche, da erhielt sie auf einmal von einer eiskalten, unsichtbaren Hand eine derbe Maulschelle. Sie versetzte indeß: „Dadurch lasse ich mich nicht irren!“ und ging muthig fort und setzte ihren Vorsatz in Ausführung. Ihrem Beispiele folgten jetzt die anderen Nonnen des Klosters, welches auf solche Weise nun ganz evangelisch wurde.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 5. Buch 1. Cap. 10. S. 151. 155.

Ueber die Altmark. II. S. 202.

43. Das Unwetter in Gr. Gerstädt.

In der Gegend von Salzwedel liegt ein Dorf, Groß-Gerstädt genannt. Daselbst hat sich vor ungefähr hundert Jahren folgende schreckliche Begebenheit zugetragen: Es lebte daselbst ein Ackersmann, der sich eines Tages mit seinem Sohne veruneinigte, und in seinem Zorne den gotteslästerlichen Wunsch ausstieß, daß Gott mit Feuer vom Himmel in dessen Hof schlagen möge, daß sie beide nicht mehr darin wohnen könnten. Als er so frevelte, war der Himmel noch ganz heiter. Aber zu seinem eigenen Schrecken sollte sein Fluch schnell in Erfüllung gehen. Denn während bald nach dem Streite der Sohn nach Salzwedel ging, und der Vater sich auf das Feld begab, da entstand plötzlich ein Gewitter so schwarz, wie man es in dem Dorfe noch nicht erlebt hatte; das zog sich gerade über dem Dorfe zusammen, und schlug auf einmal, fast ohne allen Donner, an drei verschiedenen Stellen ein, so daß in

einer Stunde fünf Ackerhöfe mit allen Gebäuden, und die Ställe von zwei anderen Höfen in einen Aschenhaufen verwandelt waren. Der Hof des fluchenden Bauern war zuerst vom Blitze getroffen, so daß weder der Vater noch der Sohn jemals die Schwelle ihres Hauses wieder haben betreten können.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 3. S. 514.

44. Der bestrafte Sabbathschänder zu Bombeck.

Zu Bombeck, einem Dorfe im Salzwedelschen, lebte vor Zeiten ein Schulze, Namens Hans Rölke, der ein sehr geiziger Mann war. Derselbe hatte zu einer Zeit einen Backofen selbst verfertigt. Gerade auf dem Bußtage wollte er das Gerüste herausnehmen, um den Ofen zu probiren. Für solche Sabbathschänderei wurde er aber schrecklich bestraft. Denn um sein Vorhaben ins Werk zu richten, war er in den Ofen hineingekrochen; auf einmal fiel dieser ein, und er wurde lebendig darin begraben, bevor die Seinigen ihn fanden, und ihm zu Hülfe kommen konnten.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 5. S. 123.

45. Hakkeberg.

Im Drömling in der Altmark hat man häufig den Fluch: „Daß dich der Jäger hole!“ Davon erzählt man: Vor Zeiten lebte dort ein gewisser Mann, Namens Hakkeberg. Der war ein großer Jäger, und pflegte aus übermäßiger Lust zum Jagen zu sprechen: Wenn ich nur immer jagen könnte, so wollte ich Gott seinen Himmel wohl lassen! Das ist ihm aber schlecht bekommen; denn zur Strafe muß er nun nach seinem Tode immer des Nachts zu Pferde mit Hunden vom Harze herunter in den Drömling hinein jagen, so daß er keine Ruhe und keine Rast hat. Es haben ihn viele Leute in Gestalt eines Jägers gesehen.

Beckmann histor. Beschreibung von Brandenburg. Th. 5. Buch 1. Cap. 4. S. 80.

46. Die bestraften Räuber.

In dem Dorfe Kleinau bei Apenburg legten sich im Jahre 1650 etliche junge Bauern zu damaliger Kriegszeit auf die Räuberei, und damit sie nicht möchten erkannt werden, machten sie sich mancherlei Gebrechen an. Der Eine nannte sich den „tauben Corporal," und stellte sich, als könne er nicht hören. Der Andere nannte sich den „stummen Corporal," und that, als könne er nicht reden. Der Dritte aber nannte sich den „krummmäuligen Corporal," und hat allezeit, wenn er reden sollen, den Mund verzogen. Diese Bosheit hat aber Gott der Herr augenscheinlich an ihren Kindern gestraft. Denn dem tauben Corporal wurde hernachmals zuerst ein ganz tauber Sohn geboren, und ob er wohl nachher noch viele Kinder zeugte, so ist doch keins dabei gewesen, so recht hat hören können. Dem stummen Corporal wurde zuerst ein Sohn geboren, der ganz taubstumm war, und darauf noch einer, dem zeitlebens das Sprechen so schwer wurde, daß man kaum verstehen können, was er geredet. Und dem krummmäuligen Corporal wurde ein Sohn geboren, dem der Mund ganz schief auf die eine Seite hingezogen war.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 5. B. 1. Cp. 9. S. 92.

47. Der Lehnekenberg bei Dahrendorf.

Bei dem Dorfe Dahrendorf unweit der Hannöverschen Grenze liegt ein kleiner Berg, der Lehnekenberg geheißen; auf demselben befindet sich ein großer Granitstein, um welchen mehrere kleine Steine herumliegen. Man erzählt sich hiervon, daß einstmals eine Braut aus dem Hannöverschen hierher gekommen und in den großen Stein

verwandelt sei, warum? das weiß man nicht. Die Braut hat Lene geheißen, und davon hat der Berg den Namen erhalten.

Acten des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

48. Der Lehnekenstein bei Bonese.

Eine Viertelstunde westlich vom Dorfe Bonese, hart an der Markauer Grenze, steht in der Haide ein großer Stein; er ist von Granit und enthält vielen schwarzen Glimmer; er muß da schon viele hundert Jahre gelegen haben, denn er ist ganz grau und mit Moos und Flechten bewachsen. Er ist ungefähr 5 Fuß hoch, und hat gegen die Mitte zu einen Umfang von 12 Fuß; nach oben hin spitzt er sich zu. An der Vorderseite, wo ein Fahrweg dicht vorbeigeht, ist er glatt, an den übrigen Seiten aber ist er rauh und uneben; auch hat er dort mehrere Ritzen und Spalten. Früher hat ein ganzer Kranz von Steinen um ihn herum gestanden, davon sieht man aber jetzt nur noch wenige Spuren. Dieser Stein heißt der Lehneken- (Lehnchen-) Stein, und man erzählt sich von ihm folgende Sage:

Vor vielen Jahren wohnte in dem Dorfe Bonese eine Bauerfrau, die zwei Kinder hatte, einen Jungen, der hieß Asmus, und ein Mädchen, die Marlene (Maria Helene) hieß. Der Asmus war schon als Knabe ein Taugenichts, und nachher wurde er ein großer Bösewicht, der keine größere Freude hatte, als die Leute zu quälen. Seine Schwester Marlehnchen dagegen war ein gutes und gottesfürchtiges Mädchen, die von Jedermann geliebt wurde. Die jungen Bursche kamen von allen Seiten her und begehrten sie zur Frau. Sie mochte aber keinen von ihnen, und schlug alle ihre Anträge aus, denn sie hatte eine stille Liebschaft mit einem Knechte auf dem Nachbarhofe, der ein frommer und fleißiger Mensch war, und nur leider

keine Reichthümer hatte. Den hatte sie sehr lieb, wie er sie auch, und sie hatten geschworen, daß sie nicht von einander lassen wollten. Zuletzt kam auch der reiche Schulzensohn aus Markau als Freiersmann. Der ließ sich von Marlehnchen nicht abweisen, und steckte sich hinter ihre Mutter und ihren Bruder. Diese quälten sie täglich, und verlangten von ihr, daß sie den Schulzensohn zum Manne nehmen solle. Sie weinte zwar und klagte, und bat um Gotteswillen, daß man doch das nicht von ihr verlangen solle. Aber die Beiden kehrten sich nicht daran, und betrieben nur um desto eiliger das Verlöbniß und das Aufgebot. Marlehnchen schwor zwar in ihrer Herzensangst, sie werde sich eher umbringen, als daß sie als Braut über die Markauer Grenze gehe; aber man verspottete und verlachte sie nur.

Der Hochzeittag kam unterdeß heran, und war auf den nächsten Dienstag bestimmt. Am Montage vorher, des Nachmittags, kamen, wie gebräuchlich, die Brautjungfern zu ihr, und putzten sie auf, und führten sie dann, so viel sie auch weinte und sich sträubte, mit Gewalt zu dem Wagen, in welchem sie nun, wie das Sitte ist, zu ihrem Bräutigam gefahren werden sollte. Ihre Verwandten und Bekannten begleiteten sie in vielen Wagen, und im hastigen Galopp eilten Alle nach Markau zu. Den vordersten Wagen fährt der Bruder der Braut, den hintersten der jüngste Bruder des Bräutigams, wie das Alles so Gebrauch ist. An der Markauer Grenze mußten die Wagen halten, und der Bruder des Bräutigams mußte hier der Sitte gemäß die Braut und die Brautjungfern fragen, ob sie nicht noch lieber umkehren wollten. Es war gerade die Sonne im Untergehen, als sie an der Grenze ankamen. Wie alle Wagen stillstanden, erhob sich der Bruder des Bräutigams und fragte die Brautjungfern: ob die Braut noch bei ihnen

sei? Sie antworteten ihm: Ja! Darauf fragte er die Braut: Wer hat dich hierher gebracht, du Braut? Marlehnchen antwortete seufzend, wie es vorgeschrieben war: Gott und gute Leute! Jener fragte weiter: Will die Braut weiter, oder will sie umkehren? Jetzt ist es noch Zeit! Da rief Marlehnchen laut weinend: Ich will um, ich will wieder um, ich will nach meiner Mutter Haus! — Ihr Bruder Ásmus aber, der das hörte, schrie wüthend: Nein, du sollst nicht um, du sollst nach Markau. Fahrt zu, fahrt zu! Damit schlug er auf seine Pferde, und rief den Andern zu, daß sie desgleichen thun sollten. Aber Marlehnchen sprang von ihrem Sitze auf, und rief: Ich will lieber zum Steine werden, als daß ich über die Markauer Grenze komme! Mit diesen Worten stürzte sie sich oben über den Rand des Wagens und wurde auf der Stelle zu einem Steine. In dem Augenblicke ging die Sonne unter. — Um Mitternacht, wenn Vollmond ist, sieht man die bunten Brautbänder noch an dem Steine flimmern.

Acten des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

49. Die Spinnerin im Monde.

In der Gegend von Salzwedel erzählt man sich folgende Sage, die sich in einem Dorfe der Gegend zugetragen haben soll, dessen Namen man aber nicht mehr anführen kann: In dem Dorfe lebte eine arme, alte Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter, Namens Marie. Die Mutter war krank und schwach, und konnte nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, denn Marie war die beste Spinnerin nahe und fern, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen, und ihr Faden war doch der feinste; dadurch ernährte sie sich und ihre alte Mutter. Sie hatte leider nur einen großen Fehler an sich, sie war wild und leichtsinnig, und sie mußte bei jedem Spektakel und bei

jeder Tänzerei sein. Sie verursachte dadurch ihrer frommen Mutter vielen Kummer, und diese machte ihr Vorwürfe und Ermahnungen genug, allein das half nichts. Besonders im Spätherbst und Winter ging die Lust des Mädchens los, wenn die jungen Leute des Dorfes zum Spinnen zusammenkamen, was man die Spinnekoppel hieß. Es wurde dann gespielt, gelärmt, gesungen und getanzt, und anstatt zu ordentlicher Zeit auseinander zu gehen, wurde es späte Nacht darüber. Am tollsten dabei und die Letzte, die zu Hause kam, war Marie. Die Mutter hatte das lange in Geduld angesehen, weil ihre Ermahnungen doch nichts helfen konnten. Einmal aber auf Marientag, als Marie wieder zu der Spinnekoppel ging, sagte sie zu ihrer Tochter: Versprich mir nur heute, daß du vor Mitternacht zu Hause kommen, und dich nicht auf der Straße herumtreiben willst. Heute ist unserer lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern sind, so werden sie auf der Stelle bestraft. Das ging der Marie ins Herz, daß sie weinte, und sie versprach ihrer Mutter, sie wolle gewiß nicht wieder spielen, so wahr der Mond am Himmel stehe. Mit diesem Versprechen nahm sie ihr Rad und ging.

Sie hatte aber kaum eine Stunde gesponnen, als draußen Gesang und Musik laut wurde und die jungen Bursche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden an die Seite geworfen, und Alles tanzte und sprang. Marie wollte zwar anfangs nicht mittanzen, aber die Musik und die Lust und die Bitten der Bursche drangen tiefer in ihr Herz, als das Versprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte. Es war schon lange Mitternacht vorüber, als man sich endlich anschickte, auseinander zu gehen. Die Musik mußte sie aber noch auf die Straße begleiten, und als sie an dem Kirch-

hofe vorbeikamen und deſſen Thüre offen fanden, da ergriffen die Burſche die Mädchen, und zogen ſie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von Neuem losging. Marie hatte ihr Verſprechen ganz vergeſſen und ſprang luſtig mit in dem hellen Mondſchein.

Ihre Mutter ſaß unterdeß unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf ihre Tochter. Da hörte ſie auf einmal aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhofe. Sie konnte ſich nicht mehr halten. Sie ging aus dem Hauſe und folgte dem Lärm. So kam ſie auf den Kirchhof, wo ſie ihre Tochter mitten unter den Springenden ſah. Der Anblick zerſchnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, ſofort mit ihr nach Hauſe zu gehen. Das Mädchen aber erwiderte ihr: Ei, Mutter, der Mond ſcheint noch ſo helle! Geh' du nur, ich komme bald! Da ſah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. Ich wollte, ſagte ſie, das ungerathene Kind ſäße im Monde und müßte da oben ſpinnen! — Die Worte hatte ſie kaum geſprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verſchwunden, und man ſah ſie, mit ihrem Rade in der Hand, raſch wie einen Blitz, dem Monde zufliegen. — Im Monde ſitzt ſie noch und ſpinnt; wenn er ganz hell ſcheint, dann kann man ſie deutlich ſpinnen ſehen. Sie ſpinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbſtzeit auf die Erde herunter; der Wind jagt und zerreißt ſie dann, und treibt ſie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen ſie Sommerſeide oder Marienfädchen.

Acten des Altmärkiſchen Vereins für Geſchichte und Induſtrie.

50. Die kluge Nonne zu Arendſee.

In dem Städtchen Arendſee iſt ein altes Kloſter zu ſehen, welches früher von adligen Jungfrauen Benedictiner-Ordens bewohnt wurde und ſehr berühmt war. In

der Klosterkirche an der Orgel findet man noch jetzt ein Gemälde, worauf die Domina des Klosters abgebildet ist mit einem weiten Chormantel; unter diesem stehen die sämmtlichen Klosterjungfrauen, und man sieht deren neun an der Zahl darunter hervorsehen. Ueber dem Gemälde sind die Worte zu lesen: „Die Versammlung des Jungfräulichen Klosters Arenthsee.“ — Weiter unten lieset man die Namen: „Emerentia von Rietdorf Domina, Allheide von Eickstedte, Anna von Baldenstedten, Cösterinnen.“ Von der Bedeutung dieses Bildes hat man folgende Geschichte: In den schweren Zeiten des großen Deutschen (30jährigen) Krieges wurde das Kloster überfallen, und es sollte ausgeplündert werden. Blos der Domina gestattete man freien Abzug. Da that die eben gedachte Domina, Emerentia von Rietdorf, das Ansuchen, daß sie auch dasjenige möchte aus dem Kloster in Sicherheit bringen, was sie unter ihrem Chormantel könnte mitnehmen. Solches wurde ihr gewährt, und sie nahm die sämmtlichen Klosterjungfrauen, deren neun waren, unter den Mantel und brachte sie also in Sicherheit.

Beckmann histor. Beschreibung von Brandenburg. Th. 5. Buch 1. Cap. 9. S. 34. 35.

51. Der Name Arendsee.

Als vor vielen hundert Jahren das Städtlein Arendsee erbaut war, und damals noch keinen Namen hatte, da geschah es eines Tages, daß das Erdreich neben diesem Orte, da, wo jetzt der ebenfalls Arendsee genannte See ist, plötzlich einsank, und den jetzt vorhandenen großen See hinter sich ließ. Eine Frau, deren Ehemann Arend hieß, sah solches zuerst, und sie hat in ihrer Verwunderung ihrem Manne blos zurufen können: Arend, seh! oder:

Arend, sieh! Von der Zeit an ist denn solcher Name der Stadt verblieben.

Beckmann histor. Beschr. von Brandenburg. Th. 5. B. 1. S. 25.

52. Der Arendsee.

Der merkwürdigste See in der Altmark ist der sogenannte „große See" bei dem Städtchen Arendsee, auch blos der „Arendsee" genannt. Er liegt an der alten Poststraße von Havelberg nach Hamburg. Er hat einen Umfang von einer kleinen deutschen Meile, und ist sehr tief, über 20 bis 30 Klafter. Nach dem Städtchen Arendsee hin hat er hohe Ufer; sonst sind seine Ufer flach und sandig. Sein Wasser ist hell und klar. Schilf und sonstiges Sumpfgewächs findet sich nicht darin, sondern nur hin und wieder etwas Binsengras. Auch wird zuweilen beim Fischen mit den Netzen ein Gras herausgezogen, das über 20 bis 30 Ellen lang ist. Das Wasser des Sees bleibt fast immer in derselben Höhe; es vermehrt sich nicht bei nassem, und vermindert sich nicht bei trockenem Wetter. Doch bemerkt man zu Zeiten, daß es etwas wächst, wenn die, zwei Meilen davon entfernte Elbe bedeutend steigt, weshalb man auch annimmt, daß der See, obwohl zumeist durch unterirdischen Wasserzufluß gebildet, doch durch dergleichen Canäle auch mit der Elbe in Verbindung stehe. Fischerei wird wenig darauf getrieben, weil das Wasser zu tief ist; besonders ist es auffallend, daß der Fisch zwischen Michaeli und Mariä Verkündigung sich ganz in die Tiefe hineinzieht.

Der See friert sehr selten zu, gewöhnlich alle 15 Jahre einmal, und immer nur, wenn der Belt zufriert. Wenn er zufrieren soll, welches alsdann gewöhnlich um Heilige Drei Könige geschieht, so fängt er vorher an zu rauchen wie ein Backofen, dabei läßt er ein entsetzliches Geheul und Krachen in seinem Innern, und ein eben sol-

ches Getöse über sich in der Luft hören. Das Nämliche hört man auch, wenn ein starkes Ungewitter, oder ein Sturm in der Nähe ist, oder wenn wieder Thauwetter eintritt. Besonders hört man ein Getöse, als ob ein fürchterliches Ungewitter los wäre, wenn das Eis losgehen will.

Früher stand auch eine Windmühle an dem Ufer des Arendsees. Als aber im Jahre 1685, am 25. November auf St. Catharinentag, sich plötzlich von Nordwesten ein starker Sturmwind erhob, und nun um zwei Uhr Nachmittag das Wasser des Sees mit großer Bewegung aufwärts stieg, da wurde diese Mühle mit dem Hügel, worauf sie stand, auf einmal in die Tiefe des Sees hinuntergerissen, so daß der Müller kaum Zeit hatte, mit seiner Magd herunter zu springen und sich zu retten. Die Stelle, wo die Mühle gestanden, bildet noch jetzt eine merkliche Bucht, und hat eine Tiefe von 20 Klaftern. — Der Müller hatte drei Nächte vorher, jede Nacht zweimal, vom See her eine Stimme gehört, die ihm zurief: Müller heraus, nur bald fort! — ohne daß er einen Menschen hatte sehen können. Kurz vor dem Beginn des Sturms aber hat die Mühle einige Male angefangen zu prasseln, als wenn Alles darin in Stücke zergangen wäre, und doch war nichts darin versehrt. Es ist daher auch noch lange Jahre in dem Städtlein Arendsee der 25ste November wie ein Bußtag begangen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 1075—1080.

53. Der Mehlberg am Arendsee.

Am Arendsee in der Altmark bei dem Dorfe Schrampe, liegt ein Berg, der aus sehr feinem, mit weißen Spathflinkern vermischtem Sande besteht. Er wird von den Bewohnern der Gegend der Mehlberg genannt, und es geht die Sage, daß in ganz theuren Zeiten die armen Leute aus diesem

Berge ihr Mehl zu Brod holen können, wie denn dies in früheren Zeiten zum öfteren bereits soll geschehen sein.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 1. S. 888.

54. Der gekeilte Dieb.

In dem Dorfe Garzin unweit Arendsee lebte vor Zeiten ein Mann, Namens Johann Heinrich Müller, der wegen Bienendiebstahls sehr verrufen war. Die Gerichte konnten ihm zwar nicht beikommen, aber dafür starb er eines elenden Todes. Denn die Bestohlenen hatten ihn durch Verwünschungen eingekeilt, und auf einmal, ehe er es sich versiehet, überfällt ihn ein Schmerz, als wenn er erbärmlich geprügelt würde. Dieser Schmerz hat gedauert bis an seinen Tod. Als er zum Sterben kam, da fielen ihm große Löcher in seinen Leib, und er mußte sich lange und viel quälen vorher.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 5. Buch 1. Cap. 3. S. 727.

55. Der Inspector Krusemark zu Seehausen.

Magister Joachim Krusemark, seit dem Jahre 1625 Diakonus zu Seehausen in der Altmark, wurde im Jahre 1628 geistlicher Inspector daselbst. Derselbe hat die Plünderung der Stadt Anno 1633 mit ausgehalten, und dabei von einem Kroaten einen gefährlichen Hieb über den Kopf bekommen, wovon er bis an seinen Tod große Beschwerung gehabt. Dieser sein Tod erfolgte Anno 1637, und ging ihm eine absonderliche Begebenheit vorher. Wenige Tage vor seinem Ende nämlich, als er in der Kammer, seine Frau und Schwiegermutter aber in der Stube nebenan geschlafen, hörten diese Letzteren, daß Jemand in der Kammer mit ihm redete. Sie verwunderten sich darüber, weil doch Niemand bei ihm in der Kammer sein konnte, und

machten deshalb die Kammerthüre auf. Dabei sahen sie einen hellen Schein in der Kammer, der jedoch allsofort verschwunden. Der Inspector aber zeigte sich sehr unwillig, daß man ihn gestöret, und den Tag darauf meldete er, es sei ihm in der Nacht geoffenbaret, daß er bald sterben werde; hat dabei auch den Tag und die Stunde benannt, wann solches geschehen werde, imgleichen mehrere andere Dinge; welches Alles sich auch also zugetragen.

Der Alt Märkischen historischen Sachen II. Sammlung von Jul. Conr. Rudemann. S. 214. 215.

56. Die Hand auf dem Grabe.

In der Kirche des Dorfes Groß-Rodensleben, eine Stunde von Seehausen, befindet sich gleich beim Eingange, links vor der Thüre an einem steinernen Pfeiler, eine hölzerne, schwarz angestrichene Tafel, welche folgende Inschrift hat:

2 Buch Moses XX
Sieh, sieh du böses Kind,
Was man hier merklich findt,
Eine Hand, die nicht verwes't,
Weil der, deß sie gewesst,
War ein ungerathenes Kind,
Die man auch jetzt noch findt.
Den Vater schlug der Sohn,
Darum hat er dieß zum Lohn,
Daß hier hängt seine Hand,
Hüt dich für solche Schand.

Auf dem Rande der Tafel, rund um jene Inschrift herum, stehen die Worte:

Du sollt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott giebt.

Unten an der Tafel befindet sich eine eiserne Kette, ungefähr eine halbe Elle lang, an derselben hängt eine Menschenhand, welche kurz an der Wurzel abgehauen ist; sie ist von aschgrauer Farbe, Haut und Fleisch sind gänzlich daran vertrocknet. Man erzählt hiervon folgende Sage:

Vor dem dreißigjährigen Kriege lebte zu Groß-Rodensleben ein frommer Mann, der einen sehr ungerathenen Sohn hatte. Dieser Sohn verlachte nicht nur des Vaters Ermahnungen, sondern ging in seiner Verstocktheit gar so weit, daß er seinen eigenen Vater mißhandelte. Einst hob er auch die Hand gegen ihn auf, als der Vater gerade für ihn zu Gott um Besserung betete. Da geschah es aber, daß der ungerathene Bube plötzlich todt zur Erde niederfiel, zum sichtbaren Zeichen, daß der Himmel seinen Frevel nicht ungestraft lasse. Als er nun aber am Tage nachher begraben war, da begab sich ein noch größeres Wunder. Denn es wuchs plötzlich aus seinem Grabe seine Hand heraus, dieselbe Hand, womit er seinen Vater geschlagen hatte, als wenn sie in der Erde keine Ruhe habe. Da flohen vor Schrecken Alle, die es sahen, und es wagte sich Keiner mehr auf den Kirchhof; denn die Hand wich nicht wieder unter die Erde, und es war grausig anzusehen, wie sie so starr und bleich aus dem Grabe hervorragte, kalt und schweigend, aber doch ein so beredter Zeuge, wie der Herr die Sünde strafe. Zuletzt befahl die Obrigkeit, daß man sie mit Ruthen streichen sollte, glaubend, daß eine solche Strafe genug sei und die Erlösung bewirken werde. Der Befehl wurde vollzogen, und die Hand blutete, daß die Erde davon roth wurde; aber in das Grab wollte sie nicht zurück. Da ließ man sie abhauen und mit jener Tafel in der Kirche aufhängen, damit noch späte Zeiten sich ein Beispiel daran nehmen möchten.

(Eine ähnliche Sage ist in Szamaiten und Polen häufig.)

57. Der Kaiserbesuch in Osterburg.

Hochmuth kommt vor dem Fall. Als der Kaiser Lothar, der zweite dieses Namens, einstmals in der Altmark war, und mehrere Städte besuchte, da wollte auch die Stadt Osterburg einer solchen Ehre theilhaftig werden, um nicht gegen die anderen Städte zurückzustehen. Sie ließ daher den Kaiser um einen Besuch bitten. Dem genügte dieser Herr, und er kam mit großem Gefolge und vielen Menschen in die Stadt. Aber das kam den guten Leuten theuer zu stehen. Denn bei den Festlichkeiten, die sie zur Ehre des Kaisers anstellten, geriethen die Bürger mit den kaiserlichen Bedienten in einen Streit, der so arg wurde, daß die meisten Einwohner von Osterburg erschlagen, und die Stadt selbst mit der darin befindlichen Burg zerstümmert wurde.

Ueber die Altmark. II. S. 8.

58. Die Feuersbrunst in Osterburg.

Vor ungefähr hundert Jahren lebte zu Osterburg ein Brauer, dem waren zu einer Zeit seine Bottiche behext, so daß ihm kein Gebräu darin gedeihen wollte. Alle Mittel, die er dagegen gebrauchte, wollten nicht anschlagen, die Behexung wollte nicht weichen. Da hörte er zuletzt, daß in Stendal ein kluger Mann sei, dem keine Behexung widerstehen könne; diesen ließ er zu sich kommen, und der Mann brannte ihm mit vielen Ceremonien seine Bottiche aus. Aber die Zauberei, die einmal darin saß, konnte er nicht verbannen; denn ehe er und der Brauer es sich versahen, fuhr die Flamme aus den Bottichen hervor und ergriff das Haus, in dem sie waren, und es brannten über zwei Drittheile der ganzen Stadt ab. Nach der Chronik ist dieser große Brand im Jahre 1761 gewesen. Es ist

dabei auch der Kirchthurm niedergebrannt, welcher der höchste und künstlichste Thurm in der ganzen Altmark gewesen ist.
Vergl. Ueber die Altmark. II. S. 19.

56. Die rothe Erde bei Krumke.

Unweit der Stadt Osterburg liegt das Dorf Krumke, welches dem Herrn von Kahlden zugehört. In der Nähe dieses Dorfes, da wo jetzt die Krumkesche Schäferei liegt, ist vor langen Jahren eine große und mörderische Schlacht vorgefallen, in welcher Huder von Stade und Albrecht von Askanien sich um die Altmark stritten. Es sind in derselben eine große Menge Menschen ums Leben gekommen, also daß die Erde rund umher ganz roth geworden, und ein Bach, der dort fließt, voll Blut gewesen. Zum Wahrzeichen ist noch jetzt die Erde dort roth, als wenn das Blut der Erschlagenen noch immer nicht daraus zu vertilgen wäre. Das Bächlein, welches früher Elia hieß, wird seitdem die rothe Furth genannt.
Ueber die Altmark. II. S. 40. 41.
Enzelt Chronik der Altmark. S. 100.

Nach einer anderen Sage ist an dieser Stelle eine mörderische Schlacht zwischen den Städten Seehausen und Osterburg vorgefallen. Der Anführer der Einwohner von Osterburg hat in derselben auf einem Ochsen geritten. Auf diesen Umstand beziehen sich die zwei letzten Verse des folgenden alten Liedes, welches die sieben Städte der Altmark charakterisirt:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Gardeleger wüllen Junker sin,
De Tangermünder hebben den Moth,
De Soltwedler hebben det Goth,
De Seehuser det sind Ebenthür,

De Werbner geben den Weiten dähr,
De Osterborger wollden sich reken,
Und deden den Bullen vör den Bären steken.

Ueber die Altmark. a. a. O.

Ueber diese zwei letzten Verse hat man indeß auch noch eine andere Sage. Vor langen Jahren nämlich sah der Thurmwärter zu Osterburg eines Tages einen großen Haufen Thiere auf die Stadt zukommen. Er hielt sie für Bären, und er eilte voller Schrecken vom Thurm herunter in die Stadt und verkündete den Bürgern, daß eine Menge Bären im Anzuge auf die Stadt wären. Da kam denn die gesammte Bürgerschaft zusammen, mit Spießen, Stangen, Mistforken, und was man sonst in der Eile an Waffen hatte aufgreifen können. Die zogen dem schrecklichen Feinde entgegen. Als sie ihn aber erreicht hatten, da sahen sie, daß es eine Heerde Ochsen waren, die friedlich der Stadt zugetrieben wurden.

Zur Auslegung der übrigen vorstehenden Verse mag folgende Auskunft nicht uninteressant sein. In und bei Stendal wurde im Mittelalter viel Weinbau getrieben, den zuerst die unter Albrecht dem Bären (regierte von 1142 bis 1170) eingewanderten Rheinländer, denen das Bier nicht mundete, eingeführt hatten. Dieser Weinbau war so ausgebreitet, daß Stendal seine Weine selbst nach Pommern, Schweden, Preußen und Liefland ausführte. Gardelegen dagegen war in früheren Zeiten durch seine Bierbrauereien berühmt, deren hier zu einer Zeit an dreihundert waren, und von denen namentlich ein unter dem Namen Garlei berühmtes köstliches Bier gebrauet wurde. Durch dieses Bierbrauen kam nach Gardelegen ein großer Reichthum, und die Gardeleger wurden hochmüthig, als wenn sie Junker wären. Die Stadt Tangermünde zeichnete sich in mehreren Fehden des Mittelalters durch

ihren Muth aus, besonders in dem Kampfe für den falschen Waldemar, an dem sie, trotz der Achtserklärung des Kaisers Carl des Vierten, die letzte der Brandenburgischen Städte, in unerschütterlicher Anhänglichkeit festhielt. Die Stadt Salzwedel gehörte zu den vorzüglichsten Städten des Hansebundes, und es floß lange Zeit in ihr der größte Reichthum unter den altmärkischen Städten zusammen. Von den Seehausern sollen ehedem Mehrere große Seereisen gemacht haben, um die Insel der Glückseligen aufzusuchen, die sie aber nicht gefunden haben sollen. Die Stadt Werben, in der Wische, einer sehr fruchtbaren Gegend, belegen, trieb früher einen bedeutenden Handel mit Weitzen, der dort zur Schifffahrt aufgespeichert, und erst, wenn er sehr theuer geworden, losgeschlagen wurde.

§8. Der letzte Pfarrer in Krumke.

Das Dorf Krumke hatte früher seinen eigenen Pfarrer. Jetzt ist es ein Filial von Lossen. Der letzte Pfarrer lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er hatte eine sehr kärgliche Einnahme, und war ein alter, schwächlicher Mann. Wenn er in seiner Gemeine herumreisen mußte, so saß er auf einem alten zweirädrigen Karren, der mit Brettern benagelt und mit zwei Kühen bespannt war, denn ein Pferd hatte er nicht. Auch einen Knecht konnte er sich nicht halten, und darum mußte seine Tochter ihn fahren. Eines Tages, als er so von dem Dorfe Däsedau zurückkam, begegneten ihm schwedische Reiter. Die hielten ihn und sein Fuhrwerk an, und verlangten, daß seine Tochter ihnen zu Willen sein solle. Das Mädchen und der Pfarrer geriethen darüber in großen Schrecken. Er kletterte von seinem Karren herunter und fiel den Soldaten zu Füßen, ihr Mitleid anflehend. Anfangs half das nichts. Zuletzt aber sagten sie, wenn er ihnen sein ganzes Ver-

dienſt von heute abgebe, ſo wollten ſie ſeine Tochter fahren laſſen. Da reichte er ihnen mit Zittern hin alles was er hatte. Es waren zwei Schillinge. Die Schweden wollten ihr Wort nicht brechen, ſie nahmen das Geld und jagten lachend davon.

Ueber die Altmark. II. S. 29.
Beckmann hiſtor. Beſchr. von Brandenburg. V. 1. Cap. 5. S. 55.

61. Das Kloſter Creveſe.

Da, wo jetzt das Kloſter Creveſe in der Altmark, unweit Oſterburg, ſteht, war früher ein Schloß, Zerweſt geheißen, woraus nach der Zeit der Name Creveſt oder Creveſe gemacht wurde. Daſſelbe gehörte dem Grafen Werner von Oſterburg. Als dieſem ſein Sohn, Graf Werner der Jüngere, im Sturm vor Brandenburg geblieben war, da beſchloß er, mit Beirath ſeiner Gemahlin, zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, ſein Stammſchloß Zerweſt zu einem Jungfrauenkloſter zu machen. Er fing auch an, dieſes zu bauen. Als er nun an dem Bau war, ſo fand er auf einmal mitten in dem Holze ein kleines Marienbild, beſchloß daher, das Kloſter, für welches er noch keinen Namen hatte, Marienthal zu heißen. Solches geſchah im Jahre 1157. Allein die Bauern in der Gegend behielten den alten Namen Creveſe bei, der denn auch fortwährend dem Kloſter geblieben iſt.

Beckmann hiſtor. Beſchreibung v. Brandenburg. Th. 5. Buch 1. Cap. 10. S. 157.

62. Die beiden Frauen zu Auloſen.

Vor vielen hundert Jahren lebte auf ſeinem Schloſſe zu Auloſen in der Wiſche ein Herr von Jagow. Er hatte eine Frau und viele Kinder; aber weil er ſehr fromm und gottesfürchtig war, ſo ließ er Alles im Stich, und zog mit

den deutschen Heeren in den Türkenkrieg, um den Erbfeind des christlichen Glaubens besiegen zu helfen. Dort ging es ihm indeß sehr schlecht, er wurde gefangen und als Sklave verkauft. Er kam als Gärtner zu einem vornehmen türkischen Herrn. Die Tochter dieses Türken kam oft in den Garten, in welchem er arbeitete, und sah ihn, und hatte ihr Gefallen an ihm, weil er ein sehr schöner und schmucker Herr war. Sie fühlte auch bald Mitleiden mit seinem Unglücke, und endlich hatte sie ihn in ihrem Herzen so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte. Der Ritter merkte das Alles wohl, und obgleich er seine Gemahlin mit seinem ganzen Herzen liebte, so war er doch auch der Türkentochter gut, weil er nur durch ihre Hülfe hoffen konnte, seine Freiheit zu erlangen, und seine Hausfrau, seine lieben Kinder und seine Heimath im Leben wiederzusehen. Deswegen ließ er sich mit ihr ein, und er versprach, sie neben seiner Gemahlin zu heirathen, wenn sie ihn befreien und zu dem christlichen Glauben übertreten wolle. Dazu war sie gern bereit. Sie entfloh glücklich mit ihm aus seiner Sklaverei; in Deutschland wurde sie eine Christin und dann durch die Dispensation des Papstes seine Hausfrau.

Es war gerade auf Grünen Donnerstag des Mittags, als der Ritter mit seiner gewesenen Türkin auf seinem Schlosse zu Aulosen ankam. Seine deutsche Hausfrau und seine Kinder saßen am Mittagstisch und aßen Erbsen und Stockfisch. Sie freueten sich sehr, wie sie ihren Herrn und Vater wieder sahen, den sie todt geglaubt hatten, und die erste Frau nahm die mitgebrachte zweite mit Freuden neben sich auf. Beide Frauen wurden die besten, verträglichsten Freundinnen, und blieben dies bis an ihr seliges Ende. Das Bildniß der Türkin wird noch unter den Jagowschen Familiengemälden gezeigt; sie ist danach ganz ausnehmend

schön gewesen. Sie ist, wie man sagt, zu Großen-Garz begraben; in dem Kirchengewölbe daselbst zeigt man noch ihren einbalsamirten Körper; auch zeigt man dort zwei Leichensteine, auf welchem zwei weibliche Figuren ausgehauen sind, welches die beiden Frauen dieses Ritters sein sollen.

Der Ritter stiftete zum Andenken an seine glückliche Heimkehr auf den Grünen Donnerstag eine Armenspende, daß alle Armen, so viel deren sich einfinden würden, auf dem Schlosse mit Erbsen und Stockfisch, als welches seine Familie bei seiner Rückkehr gegessen, gespeiset werden, und ein Stück Speck und Brod mit auf den Weg bekommen sollten. Noch vor nicht langen Jahren war dieses Bettlerfest so besucht, daß an die fünfhundert Armen dahin wallfahrteten.

Vergl. Ueber die Altmark. II. S. 133.

68. Der Währwolf in Hindenburg.

Der Glaube an den Währwolf hat sich auch in der Altmark erhalten. In dem Dorfe Hindenburg erzählen sich die Leute noch jetzt von einem solchen Menschen, der sich in einen Wolf hat verwandeln können, und es leben noch welche, die ihn in ihrer Kindheit gekannt haben. Er hatte einen Streifen Leder aus einer Wolfshaut gehabt, an der noch die Haare waren. Sobald er sich diesen um den Leib band, war er in einen Wolf verwandelt. Er hatte dann eine außerordentliche Stärke, so daß er oft ganz allein ein ganzes Fuder Heu zog, oder einen ganzen Ochsen ins Maul nahm und forttrug. Er hatte in solchem Zustande aber auch ganz und gar die Natur des Wolfes: denn er würgte das Vieh, und fraß sogar Menschen. Einer seiner Nachbarn ward einmal von ihm verfolgt, und konnte ihm nur mit genauer Noth entgehen. Nur seine Frau verschonte er, wenn er auch noch so wüthend war. Sie kannte einen Zauberspruch, wodurch er gebannt wurde, und den er ihr

ſelbſt gelehrt haben ſoll. Sie ſchnallte ihm dann den Streifen wieder ab, und nun war er wieder ein vernünftiger Menſch.

Acten des Altmärkiſchen Vereins für Geſchichte und Induſtrie.

64. Der Kobold in Lichterfeld.

Wie in den meiſten Gegenden Deutſchlands, ſo iſt auch in der Altmark die Sage vom Kobold ſehr verbreitet. Man unterſcheidet eine doppelte Art, die guten und die böſen. Der gute Kobold hält ſich gewöhnlich auf dem oberſten Boden des Hauſes auf, er wird gehörig gepflegt, und beſonders mit Milchſuppen gefüttert. Dafür bringt er Segen ins Haus, er ſchafft Geld herbei und verrichtet allerlei nützliche Arbeiten. Er muß ſehr ſorgſam gewartet und gepflegt werden; denn ſonſt wird er böſe, zieht aus dem Hauſe und ſteckt es in Brand. Der böſe Kobold iſt eigentlich ſo recht böſer Natur nicht; er treibt nur gern allerlei Kurzweil, und hat ſeine Freude daran, die Leute zu necken. Er erſcheint in allen möglichen Geſtalten, ſo wie es ſeine Laune, und der Spaß, den er vorhat, gerade mit ſich bringt. Gewöhnlich aber hat er die Geſtalt eines kleinen unterſetzten Knaben von ungefähr zwei Fuß Größe, und in rothen Kleidern.

Ein gar neckiſcher Kobold war einmal in dem Dorfe Lichterfeld in der Wiſche. Es wohnte dort ein Bauer, der eines Tages Korn zu der Stadt gefahren hatte. Wie er zurückfuhr, fand er mitten auf dem Wege einen ganz neuen Kober, der ſorgfältig mit Stricken zugebunden und verſiegelt war. Der Bauer glaubte einen reichen Fund gethan zu haben; er hob voller Freuden den Kober auf und nahm ihn mit zu Hauſe. Hier öffnet er ihn geſchwind, um zu ſehen, was darin ſei. Aber zu ſeiner Verwunderung findet er ihn ganz leer, als er hineinfaßt. Hineinſehen konnte er

nicht, denn es war schon Abend, und Licht hatte er nicht angezündet. Noch mehr verwunderte er sich aber, als es ihm vorkommt, als höre er etwas sich bewegen und ganz leise, aber geschwinde aus dem Kober herausschlüpfen. Das war ein Kobold gewesen, der noch an demselben Abende sein neckendes Spiel begann.

So wie der Bauer Licht angezündet hatte, warf er ihm das vom Tische, Bänke und Stühle kehrte er um, und er machte einen gewaltigen Spektakel und Unfug, so daß man wohl sehen konnte, er müsse lange in dem Kober festgesessen haben, und wolle sich dafür recht was zu Gute thun. Einmal warf er eine Fleischgabel gegen die Stubenthür, mit solcher Gewalt, daß sie darin stecken blieb und daß alle Knechte des Bauern herbeikommen mußten, um sie herauszuziehen.

Der Bauer wendete allerlei Mittel an, um diesen Kobold wieder einzufangen. Es wollte aber Alles nichts helfen. Er warf umsonst die theuersten Näschereien in den Kober und wartete in seinem Versteck Stunden lang, daß jener kommen und naschen möge. Der Kobold war ihm aber zu klug. Selbst Zaubermittel halfen nicht gegen ihn. Das Gerücht von diesem Kobold hatte sich unterdeß in der ganzen Wische verbreitet, und es kam einstmals ein Bekannter des Bauern auf einem wilden Hengste geritten, um ihn zu besuchen und etwas Neues über den Kobold zu erfahren. Schon an der Hofpforte rief er dem Bauern zu: Nun, wo hast du denn deinen Teufel? Der Kobold aber saß gerade auf der Pfortenthür; wie der die Worte hörte, da sprang er geschwind auf das Pferd des fremden Bauern und kniff und kratzte es, daß der Hengst wie toll davon lief. Der Bauer ward gleich abgeworfen, und das Pferd lief weiter. Nicht lange aber, so kam es an einen Weidenbaum, unter dem lief es in seiner Angst durch, und

streifte so den Kobold ab. Von dieser Weide kann der böse Geist nun nicht herunter. Desto toller treibt er aber sein Wesen darauf. Bis auf den heutigen Tag sitzt er noch da, und sobald der Abend kommt, läßt er keinen Menschen ungeschoren vorbeigehen.

Der jetzt noch lebende Schäfer in Hindenburg weiß viele Streiche von ihm; der Mann schwört auch, daß die Geschichte Wort für Wort wahr sei.

Aus den Acten d. Altmärkischen Vereins f. Geschichte u. Industrie.

65. Der Münchensee bei Osterholz.

Bei dem Dorfe Osterholz ist ein stehendes Wasser, welches den Namen Münchensee führt. Vor Zeiten hat hier ein Kloster gestanden, welches nachmals untergegangen ist, worauf denn nun der See entstand. Den Grund davon weiß man nicht. In jeder Neujahrsnacht hört man aber tief unten in dem See Glockengeläute und Chorgesang, und oben auf dem Wasser sieht man ein helles Flämmchen. Dies Flämmchen sieht man auch in anderen Nächten, und es haben schon manche Leute sich davor erschrocken.

Acten des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

66. Gott läßt sich nicht spotten.

In einem Dorfe bei Osterburg saßen an einem Sonntage mehrere Bauern im Kruge und tranken und spielten Karte. Einer von ihnen, der erst vor Kurzem durch eine Heirath Hofwirth im Dorfe geworden war, ein wüster Gesell, tobte und fluchte fürchterlich, weil er ein paar Dreier verloren hatte. Darüber kam ein fremder Reisender in die Krugstube, der verkündete den Anwesenden, daß ein Gewitter im Anzuge sei, und daß man schon den Donner von ferne hören könne, und er bat sie, mit dem Spielen Einhalt zu thun, und lieber nach Bibel und Gesangbuch

zu greifen. Der neue Hofwirth aber schalt und rief: Was scheert uns das Gewitter; wir müssen weiter spielen, bis ich mein Geld wieder habe. Die Andern wollten sich damit auch nicht lumpen lassen, und sie spielten fort. Unterdeß war das Gewitter näher gekommen, und es donnerte und blitzte draußen erschrecklich, und wurde auch in der Stube so dunkel, daß man ohne Licht nur noch kaum sehen konnte. Die anderen Bauern hätten gern aufgehört, aber sie schämten sich vor dem Einen, der ihrer Furcht und Angst spottete. Endlich kam voller Schrecken über das Unwetter die Wirthin in die Stube gelaufen. Die entsetzte sich, als sie die Karten sah. Sie riß diese vom Tische weg, und rief den Bauern zu: Schämt Ihr Euch denn nicht, Ihr Leute? Es ist sündlich und gottlos, bei solchem Wetter zu spielen! Die Bauern nahmen nun das Gesangbuch zur Hand und ließen vom Spielen und Trinken ab, waren auch durch kein Verspotten des neuen Hofwirths zu etwas Anderem zu bewegen. Darüber wurde dieser erboßt, und er verhöhnte sie: Ihr furchtsamen Seelen! der Teufel wird Euch nicht gleich holen, und das Bischen Poltern am Himmel wird Euch auch nicht schaden. In seinem Uebermuth ging er immer weiter, bis er zuletzt ausrief: Der liebe Gott will uns nur Wasser vom Himmel schicken; ich will ihm einmal in Bier Bescheid thun! Damit nahm er seinen Krug Bier, und ging zum Schrecken aller Anwesenden hinaus vor die Thür. Auf einmal kam ein furchtbarer Blitz, als wenn die ganze Erde in Feuer stände, und mit dem Blitze kam ein Donnerschlag, daß das Haus von unten bis oben erzitterte. Zu gleicher Zeit aber hörte man draußen ein ängstliches Schreien. Da liefen Alle aus der Krugstube, und vor der Thür fanden sie den gottlosen Frevler knietief in die Erde geschlagen. Er war todtenbleich im Gesichte, und konnte sich nicht rühren.

Sein Krug war zerschmettert, und nur den Henkel hielt er noch in der Hand. Man führete ihn in die Stube zurück. Dort brachen ihm die Augen. Er konnte nur noch eben die Worte herausstammeln: Gott läßt sich nicht spotten! Dann sank er zusammen, und war todt.

Acten des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

67. Die zwei Todesengel.

Das Jahr des Herrn 654 war ein erschreckliches Jahr für das Land Sachsen, absonderlich die jetzige Altmark. Zuerst fiel viel Feuer vom Himmel. Darauf entstand eine furchtbare Seuche, welche drei volle Monden den ganzen Sommer über gewüthet. Man sah augenscheinlich zwei Gespenster umhergehen, die man für zwei Engel hielt, einen guten und einen bösen. Der böse trug einen Schweinespieß, der andere nichts. Wenn nun der gute Engel den bösen geheißen, mit seinem Spieß vor ein Haus anpochen, so sind allwege aus demselben Hause so viele Menschen gestorben, als oft der böse Engel daran geschlagen.

Andreas Angelus Annales March. Brand. pag. 23.

68. Die Tempelherren-Schlösser.

Früher waren auch in der Mark viele Tempelherren. Der Papst Clemens der Fünfte hob diesen Orden in der ganzen Christenheit auf und seine armen Ritter wurden überall hart verfolgt. Auch in der Mark geschah dieses: man nahm ihnen ihr Eigenthum, und that ihnen Leid an, wo man nur konnte. Da thaten sie sich endlich zusammen, und begaben sich in die Wälder und Sümpfe der Altmark, Schutz vor ihren Verfolgern zu finden. Dort erbaueten sie sich an den entlegensten und unzugänglichsten Stellen feste Schlösser, um zur Noth einen Angriff abwehren zu können. In diesen Schlössern brachten sie ihre Tage zu,

still und abgeschieden von allen anderen Menschen, bis sie einer nach dem anderen dahin starben. Die Schlösser sind nachher von Niemandem anders bewohnt, sondern verfallen und zu Trümmern geworden. Solche Trümmer von Tempelherrn-Schlössern findet man noch an mehreren Orten in der Altmark, besonders im Drömling, sodann bei Calvörde und bei Hohen-Erxleben.

Ueber die Altmark. II. S. 131.

69. Der neue Adel in der Altmark.

Es war im Jahre 926, als Kaiser Heinrich der Vogler anfing, sich in der Altmark ernstlich gegen die Wenden zu rüsten. Diese vernahmen das und merkten wohl, daß es ihnen gelten würde. Sie befestigten sich daher in der Stadt Brandenburg, und weil es zornige, hastige Leute waren, so ließ ihr König Mizisla Kaiser Heinrichen entsagen mit seinen Legaten, die er zu ihm nach Stendal schickte. Kaiser Heinrich gab den Legaten zwar demüthige Antwort; aber er ließ einen alten Hund herbringen und stäupen und an einen Baum hängen, daraus die Legaten ihre eigentliche Antwort abnehmen konnten. Darauf beschrieb der Kaiser Heinrich der Finkler einen Landtag zu Stendal, berief seine Sachsen und Thüringer, Bünder und Märker, zeigte ihnen seine Noth an, und begehrte Hülfe. Weil ihm aber noch immer mehr Leute vonnöthen, besonders getreue Leute, die ihm zum Kriege dienstlich, so fing er an, auf dem Landtage, in Gegenwart vieler Fürsten, Grafen, Herren und Alten vom Adel, und machte alle seine Hofdiener, Handwerksleute zu Hofe, gemeine Amtleute und Kriegsleute zu eitel Edelleuten, sprechend: „Adel, Edel, Eid, Halt!“ gab ihnen Sturm- und Kriegsrüstung zu Waffen und Helmzeichen, wie solches der Edelleute Waffen vielfältig mit sich bringen. Das ist auch die Ursache,

warum vornehmlich in der alten Mark so Viele von Adel sind, nämlich über funfzig Geschlechter; und es sind so viele Dörfer daselbst vor Zeiten nicht gewesen, als man Namen der Geschlechter findet, von welchen jetzt viele untergegangen.

Die Hauptleute und Befehlshaber erhöhete der Kaiser aber zu Grafen und Herren.

Als darauf nun der Kaiser seine Kriegsleute gemustert und seine neuen Edelleute vermahnet, sie sollten ihren Adel bedenken, und mit adeligen Thaten beweisen, da rückte er mit dem Haufen stracks über die Elbe. Sein Oberster war Johannes, Heinrichs des Kahlen Sohn, Markgrafen zu Stade, ein junger aber freudiger Kriegsmann und rechter Held. Dieweil nun ein harter Winter plötzlich kam, rückte er Anno 927 vor Brandenburg, schlug sein Zelt auf dem Eise auf, stürmte und gewann Brandenburg, würgete die Wenden, Heruler, Obotriten, und was darinnen lag, besetzte das stark mit Sachsen und vielen vom Adel, von welchem noch viele Geschlechter über der Elbe übrig sind, und sich in der Mittelmark, Neumark, Ukermark, Priegnitz, Mecklenburg u. s. w. vertheilet haben.

Darauf baute der Kaiser Heinrich da zu Brandenburg, zum Zeichen des Sieges, auf dem Harlunger-Berge eine runde Kirche, in der Ehre der Jungfrau Maria. Sodann rückte der Kaiser nach dem Siegeberge, dem Blockhause unter Werben, welches er Werben nannte. Er wollte daraus den Sieg erwerben, wie auch geschah. Als er da sein Feldlager hielt im Frühlinge, da kamen nämlich die Wenden gerüstet mit großer Heeresmacht, mit welchen der Kaiser eine heftige Schlacht hatte. Darin ließen die Neuen vom altmärkischen Adel ihre Thaten scheinen, und behielt der Kaiser durch sie das Feld.

Enzelt Chronik der alten Mark. Halberstadt 1682. S. 72—75. (Ausgabe von Amersbach.)
Dieselbe Chronik. Salzwedel, 1736. S. 65 f.

70. Der Name Jagow.

Einige meinen zwar, der Name Jagow rühre daher, daß Derjenige, so ihn zuerst geführet, bei der Vertreibung der Tempelherren aus der Mark sich ausgezeichnet, und von dem „Ausjagen" derselben, wobei er so thätig geholfen, den Namen erhalten habe. Richtiger aber ist die folgende Meinung über den Ursprung dieses Namens: In der Wische liegen noch jetzt die Trümmer eines alten Schlosses, Uchtenhagen geheißen, den Herren von Jagow zugehörig. Ein Ritter aus diesem Hause zu Uchtenhagen kam vor vielen hundert Jahren in einem hitzigen Treffen seinem Herrn, dem Markgrafen, zu Hülfe, als der Sieg gerade anfing, sich auf dessen Gegenseite zu neigen, und er entschied durch seine tapfere Hülfe die Schlacht zum Vortheile des Markgrafen. In dem Kampfe verlor der Ritter ein Rad von seinem Streitwagen, indem er nicht zu Rosse, sondern zu Wagen gefochten hatte. Er hatte sich dadurch nicht abhalten lassen, an dem Kampfe ferner Theil zu nehmen. Zum Lohne für seine Tapferkeit und Hülfe befahl ihm nun der Markgraf, daß der Ritter für alle Zeiten den Namen Jag to (Jag' zu!) führen solle, woraus nachher der Name Jagow entstanden ist. Von dieser Begebenheit her führen die Jagows auch ein Rad in ihrem Wappen, zum Andenken des von dem Ritter verlornen Rades.
Ueber die Altmark. II. S. 131. 132.

71. Der Name Schulenburg.

In der Altmark blühet das Geschlecht der Grafen und Herren von der Schulenburg. Dieser Name ist auf fol-

gende Weise entstanden. Die Vorfahren derer von der Schulenburg hatten in der Herrschaft Apenburg in der Nähe des Dorfes Stapenbeck eine Burg liegen, deren Ruinen zum Theil noch in der sogenannten Holzwiese an der Jentze zu sehen sind. Die Burg diente ihnen zum Auflauern gegen ihre Feinde, mit denen sie in Fehde lebten, und erhielt davon den Namen: die Schulenburg, indem „schulen" in der alten deutschen Sprache soviel als „lauern" heißt. Von der Burg bekamen nun auch nachher die Besitzer den Namen der Herren von der Schulenburg.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 5. B. 1. S. 90.

72. Der Name Gans von Putlitz.

Das Geschlecht derer Gans von und zu Putlitz war früher auch in der Altmark ansässig. Der Name dieses edlen Geschlechts ist auf folgende Weise entstanden: Im zwölften Jahrhundert lebte ein junger Graf Gerhard von Mansfeld; dieser war mit in der mörderischen Schlacht am Welpholze im Jahre 1115, und weil er fast der Einzige war, der von einer großen Menge tapferer Ritter in dieser Schlacht sein Leben behielt, und in die Gefangenschaft des Kaisers Lothar gerieth, so veranlaßte ihn das, in seinem Unmuthe zu sagen: Hier stehe ich wie eine verflogene Gans! Davon behielt er den Namen, den er späterhin, als ihm der Kaiser die Burg Podlyst oder Potlitz in der Priegnitz schenkte, mit dem Namen dieser Burg vereinigt führte. Eine fliegende Gans ist das Wappen dieses Geschlechtes.

Ueber die Altmark. II. S. 129.

73. Der wunderbare Ring in der Familie von Alvensleben.

In der Mark Brandenburg blühet, schon seit vielen Jahrhunderten, ein altes hohes Geschlecht, das der Grafen

und Freiherren von Alvensleben. Besonders ist es in der Altmark zu Hause, wo es in Erxleben, zu Calbe an der Milde, in der Gegend von Gardelegen und an mehreren anderen Orten bedeutende Güter hat. Das Schloß zu Calbe war lange Zeit der Hauptsitz der Familie; Herr Albrecht von Alvensleben und seine Söhne Gebhardt und Albrecht hatten es im Jahre 1324 von den Gebrüdern Johann und Heinrich von Kröcher angekauft. In diesem Schlosse befindet sich auch noch die Hälfte eines wunderbaren Ringes, der auf folgende Weise in den Besitz der Familie gekommen ist:

Auf dem Schlosse zu Calbe lebte vor langen Jahren eine Frau von Alvensleben, eine sehr fromme und mildthätige Frau. Diese wurde einstens bei nachtschlafender Zeit, als das Haus und ihre Schlafkammer wohl verschlossen waren, von einer Magd geweckt, die mit einer Laterne vor ihrem Bette stand, und sie inständigst bat, aufzustehen, und ihrer Frau beizustehen, die in Kindesnöthen sei. Die Frau von Alvensleben weigerte sich dessen anfangs; als die Magd ihr aber so viele gute Worte gab, willigte sie endlich ein, und sie stand auf, kleidete sich an und ging mit der Magd. Unterwegs sprach diese mit ihr, und ermahnte sie, wann sie in das Haus komme, so solle sie ja nichts essen oder trinken, auch sonst nichts annehmen, was man ihr anbieten werde. Darauf führte die Magd sie an einen Ort, wo die Frau von Alvensleben vorher in ihrem Leben noch niemals gewesen war, und den sie auch nachher keinem Menschen hat beschreiben können. Dort fand sie eine Frau, die in Kindesnöthen war, und daneben stand deren Mann. Mann und Frau waren ganz kleine Leute, so wie auch die Magd war. Die Frau von Alvensleben leistete der kleinen Frau ihren Beistand, worauf das Männlein ihr eine Schüssel mit gemünztem Golde darreichte und sie sehr bat, dieselbe

anzunehmen. Die gebärende Frau sprach aber ebenfalls zu ihr, sie solle das Gold nicht annehmen, denn, wofern sie durch Geiz sich blenden lasse, werde ihr Mann durch Gottes Verhängniß ihr vielen Schaden zufügen. Daher nahm sie von dem Golde nichts an, sondern ließ sich von derselben Magd zum Schlosse und in ihr Schlafzimmer zurückgeleiten, ohne daß ihr das geringste Leid widerfahren wäre.

Ueber eine Zeit kam die Magd um Mitternacht, als Alles schlief und alle Thüren im Hause verschlossen waren, wieder mit einer Laterne vor das Bette der Frau von Alvensleben, und weckte diese. Sie trug zwei Schüsseln über einander gestülpt. In der untersten derselben lag ein goldener Ring; den gab sie der Frau von Alvensleben, nebst vielen Grüßen von ihrem Herrn, den sie aber nicht nannte, und hinzufügend: ihr Herr verehre ihr hiermit ein Kleinod, einen güldenen Ring, zur Danksagung für erzeigten Dienst; den solle sie wohl bewahren, denn so lange derselbige Ring ganz und ungetheilet auf dem Hause Calbe und bei dem Geschlechte derer von Alvensleben bleiben werde, solle dieses blühen und Glück und Wohlfahrt haben; werde aber der Ring von Händen kommen oder zertheilet werden, so werde es auch demselben Geschlecht unglücklich und nicht wohl ergehen. — Damit verschwand die Magd.

Der Ring wurde lange auf dem Hause Calbe verwahrt, und brachte sichtlich Heil und Glück dem immer mehr blühenden Geschlechte von Alvensleben. Einstmals waren aber zween Brüder, die sich bei der Erbtheilung um den Ring nicht vertragen konnten. Jeder wollte ihn für sich allein behalten, und als ihn nun Keiner missen wollte, verlangte zuletzt der Eine, daß er getheilet werden solle. Darauf mußte denn der Ring in zwei Theile getheilt werden. Aber der Stamm dessen, so die Theilung am heftig-

sten begehrt hatte, verkümmerte bald und ging rasch gänzlich zu Grunde, so daß die Wahrsagung der Magd sich an ihm bewährte. Der andre Stamm, der auf dem Hause Calbe blieb, verwahrt dort noch bis auf den heutigen Tag die ihm zugetheilte Hälfte des Ringes, und er ist deshalb auch noch in einem blühenden Zustande. Andere behaupten hingegen, der Ring sei niemals getheilt worden, und befinde sich noch unversehrt in der Capelle auf dem Hause zu Calbe. Er ist in Gestalt eines ordentlichen Traurings, nicht sonderlich stark, und ohne alles Abzeichen.

Ueber die Altmark. II. S. 226. 227.
Beckmann histor. Beschr. der Altmark. Th. 5. B. 1. Cap. 9. S. 54.

74. Der alte Ziethen.

Es weiß es noch ein jeder Preußische Soldat, daß der alte Ziethen ein großer Hexenmeister war. Er hat das oft bewiesen, und darum konnte ihm auch Keiner so recht was anhaben. Daß er einmal in Schlesien bei Ottmachau mit seinem Regimente mitten durch die Oesterreicher ritt, ohne daß auch nur einem Preußen ein Haar gekrümmt wurde, soll ihm zwar, wie Viele meinen, nur allein dadurch geglückt sein, daß er seine Husaren die Dolmans umkehren ließ. Allein die Wahrheit ist, daß er die Oesterreicher behext hatte. Das beste Stückchen aber, das er gemacht hat, ist folgendes:

Einstmals traf er mit einer großen Armee von Oesterreichern und Russen zusammen. Er hatte zwar auch ein ziemlich großes Heer bei sich; aber der Feinde waren zehnmal so Viele. Seine Soldaten mochten daher mit Säbel, Bajonnet und Kolbe soviel drein schlagen, wie sie wollten und konnten, und er mochte trommeln und blasen und stürmen lassen, es konnte Alles nichts helfen; als es gegen

Abend kam, da mußte er zur Retirade blasen, und sein ganzes Heer zog sich zurück. Das ging aber in guter Ordnung, denn der alte Ziethen sagte den Leuten, sie sollten nur ganz ruhig sein, und er wollte ihnen dafür stehen, daß sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie sich nur alle hübsch beisammen hielten; und sie wußten, was der Ziethen ihnen versprach, darauf konnten sie sich verlassen. So kamen sie nun über einen Berg, und wie sie den hinter sich hatten, und sie unten ins Thal gekommen waren, ging eben die Sonne unter. Da commandirte der Alte: Halt, und rühre Keiner ein Glied! Sie standen Alle, Mann für Mann, wie eine Mauer, und der alte General schlug ein Kreuz und murmelte einige Worte in seinen Bart. Die konnte kein Mensch verstehen, aber in demselben Augenblick war die ganze Armee in einen großen Wald von allerlei Bäumen verwandelt. Der alte Ziethen selbst kletterte auf einen Eichbaum, und lachte im Stillen darüber, was nun kommen werde, und wie der Feind sich werde anführen lassen. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Feind in voller Hast vom Berge herunter gestürzt, Panduren, Kroaten, Kosaken und allerlei Gesindel, die meinten, die Preußen nur so auffressen zu können. Wie erstaunten die aber, als sie keinen Feind mehr sahen, und auf einmal in einem großen, dichten Walde sich befanden. Sie fluchten und tobten, und jagten wüthend voran, um jenseits des Waldes ihr Müthchen desto sicherer kühlen zu können. Dabei hieben sie denn in ihrer tollen Lust nach manchem Zweige, der ihnen im Wege hing.

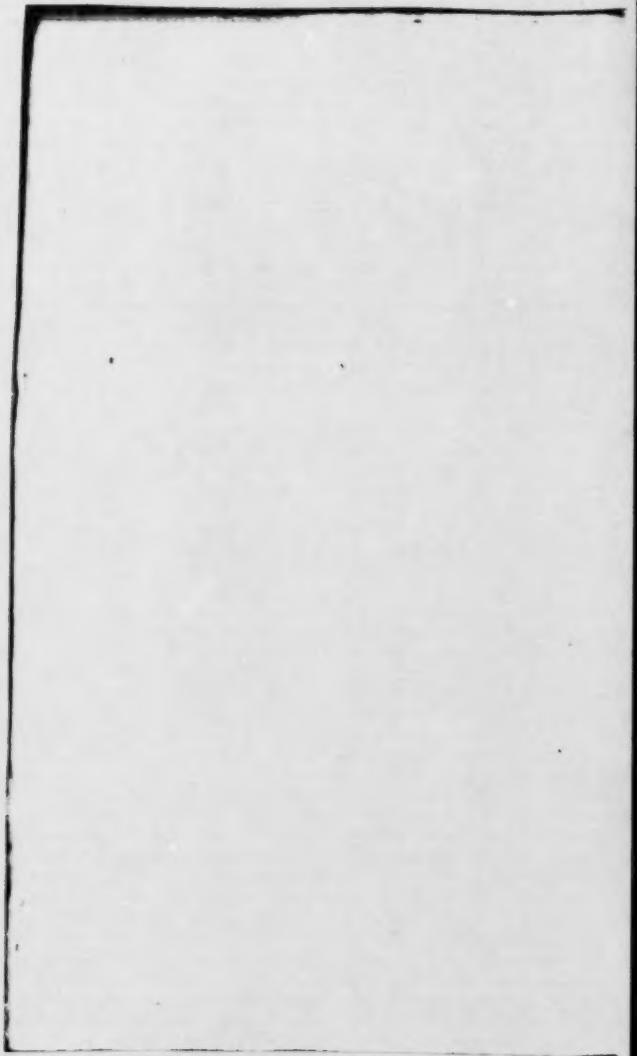
Wie sie nun aber durch waren, da stieg Ziethen von seiner Eiche herunter, kreuzte sich wieder und sagte einen andern Spruch. Da waren mit einem Male die Bäume verschwunden, und die Soldaten standen wieder mit Sack und Pack. Mancher hatte zwar von den Hieben in die

Zweige ein Stück von seiner Nase verloren, oder seinen Zopf, oder es thaten ihm die Rippen weh. Aber schwerer beschädigt war Keiner, und den Kopf hatten sie Alle behalten, und darum machten sie aus den kleinen Verlusten auch nicht viel. Sie konnten auch nicht einmal recht zur Besinnung kommen. Denn der Alte commandirte geschwind: Nun haben wir die Kerls! Nun vorwärts, Marsch! Und nun ging's in vollem Jagen, wie ein Donnerwetter, dem Feinde in den Rücken, daß er mit Mann und Maus umkam oder gefangen wurde. — Der alte Fritz wollte sich nachher todt lachen über den Witz, den der Ziethen gemacht hatte.

(Einen Schauplatz giebt diese Sage nicht an. Sie ist aber mündlich in der ganzen Altmark zu Hause, und deshalb wird sie unter den Sagen der Altmark um so mehr einen Platz einnehmen dürfen, als der Herausgeber sie anderswo noch nicht gehört hat.)

II.

Meinungen und Gebräuche der Altmark.



Abergläubische Meinungen und Gebräuche.

In der Altmark hat man auf dem Lande einige besondere Hochzeitsgebräuche, mit denen Meinungen über das künftige Schicksal der jungen Eheleute enge verbunden sind. Die Aus-richtung der Hochzeit z. B. geschieht auf demjenigen Hofe, auf dem das Brautpaar künftig seinen Wohnsitz nehmen wird, also in der Regel auf dem des Bräutigams. Kommt nun die Braut auf diesem an, welches zu Wagen geschehen muß, so wirft sie, über die Leitern des Wagens hinweg, sich dem Bräutigam in die Arme, der sie, um den Leib gefaßt, schwebend, ohne daß ihre Füße die Erde berühren dürfen, ins Haus, bis an den Feuerheerd tragen muß. Dort steht eine Suppe fertig, in welche von Allem, was in der Wirthschaft vorkommt, von der Pferde-, Kuh- und Schaafkrippe etwas hineingemischt sein muß. Wenn diese Suppe nun gut „mündet" (mundet), so gedeihet die künftige Wirthschaft gut. Im anderen Fall sieht es schlecht damit aus.

Wenn die Suppe verzehrt ist, zieht man mit voller Musik in die Kirche, wo die Trauung vollzogen wird. Während derselben bemühet sich die Braut, zwar so unmerklich als möglich, aber doch aus allen Kräften, den Bräutigam auf den Fuß zu treten; glückt ihr dieß, so ist sie sicher, daß sie künftig die Herrschaft im Hause bekom-

men wird. Doch ist sie dessen auch schon sicher, wenn es ihr nur glückt, daß sie beim Wechseln der Ringe die Hand oben bekömmt. Daher sucht denn auch der Bräutigam Beides nach Kräften zu verhindern. So lange sie bei der Trauung vor dem Altare stehen, müssen sie so dicht bei einander stehen, daß man nicht zwischen ihnen durch sehen kann, weil sonst künftig böse Leute zwischen sie kommen und ihnen etwas anthun werden.

In den Schuhen müssen sie während der Trauung einige Körner Getreide tragen, weil dieß die Fruchtbarkeit des Feldes bewirkt. —

Ueber die Altmark. I. S. 124 folg.

Bei einem neugebornen Kinde muß beständig Jemand wachen, bis es getauft ist, damit die Dickköpfe (unterirdische Geister) nicht kommen und es austauschen. Deswegen eilt man auch mit der Taufe soviel als möglich.

Am Tage der Taufe dürfen die Taufpathen von ihrem Eintritt ins Haus an bis nach geschehener Taufe nicht ein Naturbedürfniß befriedigen, weil sonst das Kind nie würde das Wasser halten können.

Bei dem Taufmahle muß die Wöchnerin von Allem, was aufgetragen ist, etwas genießen, wenn das Kind gedeihen soll.

Auf der Höhe, nicht aber in der Wische, wird auch der Kirchgang der Wöchnerin gefeiert; die Pathen kommen dann zusammen, und bescheeren dem Kinde ein Pathenkleid, schenken ihm auch Gevattergeld; dabei haben sie, obgleich nicht Katholiken, den Gebrauch, über die Stirn und Brust des Kindes dreimal das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Daselbst, S. 128. 129.

In der Altmark hört man häufig das Wort „böten"; es bedeutet: Feuer anmachen, aber auch das Vertreiben

der Rose durch Sympathie. Das Böten in diesem letzteren Sinne geschieht besonders auf dreifache Art. Einige böten die Rose durch Räuchern, Andere durch bloßes Blasen mit dem Munde; am sichersten hilft aber, wenn man einen Junggesellen, der dabei nichts sprechen darf, dreimal über dem leidenden Theile mit einem Feuerstahle Funken schlagen läßt. Bei allen diesen Mitteln darf aber, wenn sie anschlagen sollen, der Kranke nicht wissen, daß sie mit ihm vorgenommen werden.

Daselbst, S. 138.

In dem Dorfe Königstädt unweit Arendsee wird am Palmsonntage des Nachmittags ein Paar Stunden lang geläutet, indem man allda glaubt, daß, so weit der Schall der Glocken fällt, das ganze Jahr hindurch das Wetter keinen Schaden thun werde.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 5. Buch 1. S. 42.

In dem Städtlein Calbe an der Milde und in dem Calbeschen Werder findet man fast unter allen Thorhäusern bei den Ackerleuten ein Pflugrad hängen; von demselben hat man den Glauben, wenn das Vieh unter solchem Rade aus- und eingehe, so können weder der Teufel, noch dessen Handlanger, die Zauberer, ihm irgend einigen Schaden zufügen.

Beckmann a. a. O. S. 61.

Einige ganz besondere Gebräuche haben sich in der Altmark noch aus jener Zeit erhalten, in welcher unsere Vorfahren den Mond verehrten, den sie Ostera, Ostra nannten, woher auch wahrscheinlich unser Osterfest diesen Namen erhalten hat. Bekannt ist es namentlich, wie von den alten Sachsen der Göttin Ostra zu Ehren am Harze die Osterfeuer angezündet wurden. So geschieht ein Aehnliches noch jetzt in den Dörfern bei Salzwedel. In der Osternacht wird nämlich auf einer Anhöhe neben dem Dorfe

ein großes Freudenfeuer angezündet, um welches die jungen Burſche, ſo lange es brennt, unter lautem Singen herumtanzen. Wo viel Holz iſt, beſteht dieſes Feuer aus einem großen Scheiterhaufen; an anderen Orten wird ein leerer Bienenkorb dazu genommen, der inwendig mit Werg gefüllt und auswendig mit Theer beſtrichen iſt, und an einer hohen Stange aufgerichtet wird; an der Stange hängen zuweilen noch einige Theertönnen. Man hat den Glauben, daß, ſoweit der Schein von dieſem Feuer reiche, in dieſem Jahre keine Feuersbrunſt entſtehen werde. In der Regel muß Alles, was zu ſolchen Oſterfeuern gebraucht wird, entwendet ſein, damit die Wirkung des Feuers deſto ſicherer eintrete.

Ein anderer, auf die Göttin Oſtra ſich beziehender Gebrauch iſt folgender: Ein Brand von dem dieſer Göttin geheiligten Oſterfeuer verhütete, ſo wie er dem Mißwachs vorbeugte, namentlich auch die Krankheiten des Viehes; insbeſondere war dieß mit den Schweinen der Fall, die jeglichem Uebel enthoben wurden, wenn man ſie durch ein der Göttin zu Ehren angezündetes Feuer jagte. Davon hat man noch heutiges Tages an mehreren Orten in der Altmark den Gebrauch, wenn man kranke Schweine hat, ein ſogenanntes Nothfeuer zu machen. Dieß geſchieht auf folgende beſondere Weiſe: Vor Aufgang der Sonne, und ohne daß ein Wort geſprochen werden darf, werden zwei Pfähle von trockenem Holze in die Erde gegraben, ſo daß die oberen Enden hervorragen. Um dieſe Enden werden alsdann hanfene Stricke ſo lange hin- und hergezogen, bis das Holz ſich entzündet und die Pfähle in Brand gerathen. Durch dieſes Feuer nun werden die kranken Schweine hindurchgetrieben.

Ueber die Altmark. I. 129. II. 217.

In der Gegend von Hindenburg (im Kreise Osterburg) glaubt man stark an Doppelsauger (Vampyre). Damit sie nicht aus dem Grabe wiederkommen, steckt man den Todten ein Stück Geld in den Mund.

In derselben Gegend wird, wenn bei Beerdigung einer Leiche die Schaufeln auf das Grab geworfen werden, genau danach gesehen, in welche Richtung die zuletzt hingeworfene Schaufel zu liegen kommt. Diese Richtung giebt den Hof im Dorfe an, aus dem der nächste Todte kommen wird.

Will der Pferdeknecht (in derselben Gegend) das ganze Jahr hindurch gut genährte Pferde haben, so muß er in der Neujahrsnacht Kohl stehlen und damit die Pferde füttern.

Böse Leute (ebenfalls in der Gegend von Hindenburg), die eine schlecht melkende Kuh haben, gießen etwas von der Milch dieser Kuh in den Brunnen des Nachbars. Jene Kuh wird dann geheilt, und auf die Kuh des Nachbars geht ihr Uebel über.

In der Gegend von Salzwedel wird auf dem Lande, damit der Todte nach der Beerdigung nicht spuken soll, beim Heraustragen der Leiche aus der großen Thüre Wasser hinter ihr hergegossen; auch werden ein Löffel, eine Schüssel, ein Kamm und die zuletzt ausgekämmten Haare mit in den Sarg gelegt. Man steckt auch dem Todten einen Zehrpfennig in den Mund.

Wer am Neujahrstage Geld zu sich steckt, hat das ganze Jahr Geld.

In der Gegend von Mellin werden die jungen Gänse (Gänseküken) in einem Siebe geräuchert; zu dem Räuchern wird genommen etwas von dem Schwanze eines jeden Kükens, etwas aus dem Neste, worin sie ausgebrütet sind, und etwas von den Dunen der alten Gänse. Nach dem

Räuchern werden sie durch die natürliche Oeffnung irgend eines Gegenstandes gesteckt; am liebsten nimmt man dazu das Skelett eines Pferdekopfes, oder ein Stück Eichenholz, das sich rings um den Ast abgeringelt hat. Auf diese Weise werden die Gänse vor dem Fuchs verwahret; denn wenn dieser sie künftig sieht, so hält er sie für den Gegenstand, durch dessen Oeffnung sie gesteckt sind, für ein Pferd, eine Eiche o. d. g.

(Daselbst.) Wenn es am Vitus-Tage regnet, so gedeihet der Hafer nicht.

(Daselbst.) Bei der Taufe eines Kindes müssen die Gevattern sämmtliche von dem Prediger beigebrachte Bibelstellen nachbeten, sonst kann das Kind nachher nicht ordentlich lernen.

(Daselbst.) Wenn das Feuer bullert, und man spuckt hinein, so entsteht Zank, aber nicht für den, der gespuckt hat.

(Daselbst.) Wenn beim Brodbacken das Brod in den Ofen geschoben ist, so werden mit der Schüssel drei Kreuze vor der Mündung des Ofens gemacht, damit das Brod gedeihen soll. Dabei werden folgende Verse gesprochen:

Dat Brod is in Oven,
Unser Herrgott is boven;
Wenn't keen Brod will werden,
Loat't luter Stuten werden.

(Daselbst.) Wenn im Herbst der Kohl mit Raupen besetzt ist, so nimmt der Herr oder die Frau einen Birkenstrauch, der aber einer von denen sein muß, welche am Pfingstabend im Hause aufgestellt waren, und welche deshalb sorgfältig aufbewahrt werden. Damit umgeht man dreimal den Platz, auf dem der Kohl steht, und spricht dabei die Worte:

Rupen packt ju,
De Moan geit weg,
De Sunne kümmt.

(Daſelbſt.) Damit Erbſen von Tauben und Sperlingen nicht aufgefreſſen werden, muß man beim Pflanzen derſelben drei Erbſen in den Mund nehmen, und ſie darin, ohne ein Wort zu ſprechen, ſo lange behalten, als das Pflanzen dauert. Iſt dieſes vorbei, ſo ſpuckt man ſie in ein offen gelaſſenes Loch aus.

Hexereien in Mellin.

Ein gekauftes Rind muß das Erſtemal, wenn es in den Stall geführt wird, rücklings ins Haus gezogen werden, damit es nicht behext werden kann.

Wenn man in einem fremden Dorfe ein Pferd kauft, ſo muß man aus der erſten Hufſpur des Pferdes auf der Mellinſchen Feldmark etwas Erde nehmen, und dieſe rückwärts über die Grenze werfen; dann kann das Pferd nicht behext werden.

Ein eben geborenes Kalb muß gegen Hexerei mit Salz und Dille beſtreut werden.

Wenn der Viehſtall ausgemiſtet iſt, ſo wird ein Pulver von Dille dreimal rückwärts in den Stall geſtreut, gegen Hexerei.

Beim Anſpannen der Pferde wird der eine Strang rechts, der andere links übergehakt, gegen Hexerei.

Wenn ein Brautpaar zur Trauung in die Kirche geht, ſo geht zuerſt die Braut mit ihrem Gefolge; hinter ihr geht der Bräutigam mit dem ſeinigen. Auf dem Rückwege iſt die Ordnung umgekehrt. Alle müſſen aber ſo dicht hinter einander gehen, daß Niemand zwiſchen ihnen durchgehen kann, ſonſt wird das Ehepaar zu ſtetem Unfrieden behext.

Wenn in dem Dorfe Rohrberg ein neuer Dienſtbote ins Haus kommt, ſo muß ſeine erſte Arbeit darin beſtehen,

daß er einen Eimer mit Waſſer holt; ſonſt kann er ſich nicht an das Haus gewöhnen. Ein Dienſtmädchen wird dann auch noch dreimal um den Heerd gejagt, ſonſt läuft ſie wieder aus dem Dienſt.

Gewohnheiten in Thüritz.

Am Abend vor Weihnachten wird Eiſen und Stahl in den Häckerling, auch in die Krippe der Kühe geſteckt. Es kann dann das ganze Jahr hindurch dem Viehe kein Schade geſchehen, und wer den Häckerling ſtiehlt, hat keinen Nutzen davon.

Am erſten Weihnachtsmorgen werden Feuerbränder in den Brunnen und in den Waſſertrog geworfen, gegen Hexerei.

Die Tage zwiſchen Weihnachten und Heiligen drei Könige werden die Zwölfe genannt. In dieſen Tagen darf kein Miſt aus den Ställen gebracht oder vom Hofe gefahren werden; und in den erſten 6 Tagen der Zwölfe darf man nicht ſpinnen; Alles, damit die Wölfe nicht einbrechen.

Acten des Altmärkiſchen Vereins für Geſchichte und Induſtrie.

In der ganzen Altmark auf dem Lande glaubt man an ein Geſpenſt, „die Rockenmöhr", das den faulen Mägden um Heiligen drei Könige allerlei Poſſen ſpielt, wenn ſie ihren Rocken nicht abgeſponnen haben.

Wenn die Sonne am Neujahrstage auf den Altar ſcheint, dann geräth in dem Jahre der Flachs gut.

Irrlichter, in der Altmark „Tückbolde" genannt, werden für die Seelen von Kindern gehalten, die vor der Taufe geſtorben ſind.

Ueber die Altmark. I. 147. 149.

Mutterplage und Bruſtbeſchwerden heißen „die Moger". Dieſe iſt ein häßliches Thier, das im Leibe ſitzt und

durch den Hals herauskriechen will; dadurch verursacht es die großen Schmerzen und Beängstigungen.

Das Alpdrücken, hier „Mohrdrücken" genannt, rührt von einem Thiere her, das ungefähr wie ein Marder aussieht; es legt sich dem Menschen im Schlafe auf die Brust und verschluckt dessen Athem.

Daselbst S. 141. 142.

Besondere Gebräuche und Meinungen im Hans Jochen-Winkel.

Der Strich Landes der Altmark, welcher zwischen Salzwedel und Disdorf liegt, heißt schon von alten Zeiten her der Hans Jochen (Joachim)-Winkel. Es ist dies ein Spitzname, dessen Entstehung und Grund man mit Gewißheit nicht angeben kann, der aber vielleicht daher rührt, daß die Mehrzahl der männlichen Einwohner hier seit undenklichen Jahren die Vornamen Hans Joachim führt. In diesem Winkel haben sich eine Menge ganz eigenthümliche Meinungen und Gebräuche erhalten, von denen hier folgende einen Platz finden mögen:

Eine Frau darf während ihrer Schwangerschaft sich keine Speise versagen, zu der sie Lust verspürt; denn alle Speisen, die sie sich so entzieht, würde das Kind künftig, wenn es erwachsen ist, nicht essen können.

Mit einer Leiche darf sich eine Schwangere nichts zu schaffen machen, weil sonst das Kind zeitlebens eine Todtenfarbe behalten würde.

Sobald das Kind geboren ist, wird ihm Honig oder Zucker in den Mund gegeben, damit es künftig süß aus dem Munde rieche.

Wenn das neugeborne Kind viel schreit, so sagt man: es hat Herzspann, und nun wird es dreimal durch die

Sprossen einer Leiter gezogen; dadurch bekommt es Erleichterung.

Der Glaube, daß das Kind ausgetauscht werden könne, ist besonders in diesem Winkel sehr stark. Man fürchtet, daß die unter der Erde wohnenden kleinen verwachsenen Zwerge, die man hier nicht Dickköpfe, sondern die Unterirdischen nennt, und die nichts lieber als hübsche, wohlgestaltete Menschenkinder zu haben wünschen, das neugeborne Kind wegnehmen und ihre eigenen verwachsenen Kinder, die man Wechselbälge nennt, dafür hinlegen würden. Deshalb wird hier ganz besonders mit der Taufe geeilt, und bis zu derselben Mutter und Kind keinen Augenblick allein gelassen; auch muß bis dahin immer ein Licht bei ihnen brennen, selbst am hellen Tage, weil vor dem Lichte die Unterirdischen sich fürchten.

Bei dem Einwickeln des Kindes zum Taufen wird ein beschriebenes Stück Papier mit eingewickelt. Was darauf geschrieben steht, ist gleichgültig, aber fehlen darf es nicht, weil sonst leicht bei der Taufe eine Hexerei vorgehen könnte.

Eine Wöchnerin, die zum ersten Male niedergekommen ist, darf ja nicht zu früh die Wäsche wechseln, weil sie sonst alle Jahre ein Kind bekommen würde.

Herangewachsene Kinder dürfen nicht ans Wasser gehen, denn darin sitzt die Wassernix, die auf sie lauert und sie herunterholt.

Auch an das Korn dürfen die kleinen Kinder nicht kommen, denn darin sitzt die alte Roggenmöhr (Muhme); die hat eine schwarze Brust, daran legt sie die Kinder, wovon sie leicht sterben können. —

Bei Krankheiten wird besonderes Gewicht auf den Abgang gewisser Thiere gelegt. Gegen die Rose hilft der Abgang einer schwarzen Katze; gegen den Husten der Abgang von einem schwarzen Hunde; der Abgang selbst muß

aber weiß sein. Wenn Jemand Kopfweh hat, das nicht weichen will, so nimmt man einen Faden, der wird dreimal um den Kopf des Kranken gewunden, und dann in Form einer großen Schlinge in einen Baum gehangen; wenn nun ein Vogel hindurch fliegt, so nimmt dieser das Kopfweh hinweg.

Es giebt viele Leute, welche das Blut und das Feuer besprechen können, so daß jenes augenblicklich aufhört zu fließen, dieses aber sich nicht weiter verbreiten kann, sondern sich in sich selbst aufzehren muß. —

Wenn Jemand gestorben ist, so wird sofort das Kopfkissen unter ihm weggezogen und ein Fenster in der Stube geöffnet, damit die Seele herausfliegen kann. Wenn die Leiche beerdigt ist, so gehen zuerst die Angehörigen und sodann die übrigen Begleiter dreimal um das Grab herum und von da in die Kirche; ein Grund dieses Gebrauches ist nicht bekannt.

Nach der Gegend von Salzwedel hin hat man auch noch folgende besondere Leichengebräuche:

Dem Todten wird, wenn er in den Sarg gelegt wird, ein Pfennig in den Mund gesteckt, damit er einen Zehrpfennig nach dem unbekannten Lande hin habe. — Beim Zunageln des Sarges muß man sich wohl in Acht nehmen, daß der Todte nichts von seinem Anzuge in den Mund bekomme; denn sonst „zehrt er nach", und Einer nach dem Andern muß ihm im Tode folgen. Sobald die Leiche aus dem Hause getragen ist, wird ein voller Eimer mit Wasser hinter ihr her gegossen, damit der Todte nicht wiederkommen und spuken möge. —

An einzelnen besonderen Tagen des Jahres hat man noch folgende merkwürdige Gebräuche:

Am Neujahrstage wird vor Sonnenaufgang im Garten geschossen, damit die Obstbäume in dem Jahre reichlich tragen.

Von Neujahr bis Heiligen drei Königstag darf kein Dünger ausgefahren werden; denn um diese Zeit sind die Wölfe gerade am schlimmsten, und sie würden durch den Geruch frischen Düngers herbeigelockt werden.

Auf Lichtmessen, wie überhaupt an jedem Marientage, darf kein altes Zeug geflickt werden, weil sonst die Hühner Windeier legen.

Wenn auf Lichtmessentag die Sonne auch nur einen Augenblick hell am Himmel scheint, so gedeihen das Jahr die Bienen gut. Scheint sie aber gar nicht, so ist das für die Bienenzüchter ein schlimmes Zeichen.

Die Bauern haben für Lichtmeß folgenden Vers:

Lichtmessen hell und klar,
Giebt ein gutes Kornjahr,
Lichtmessen dunkel,
Macht den Bauern zum Junker!

(d. h. er hat dann nichts zu thun, zu dreschen.)

Auf Fastnacht darf nicht gesponnen werden; das an diesem Tage gesponnene Garn würde doch nur wieder verschwinden.

Am Charfreitag muß der Hofhund ein Butterbrod bekommen, worin ein Kreuz geschnitten ist. (Eine Bedeutung dieses Gebrauchs ist nicht zu ermitteln gewesen.)

Wenn an den drei hohen Festtagen, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, Jemand in der Nacht aufwacht, so nimmt er ein Gesangbuch, schlägt es auf, und legt es offen wieder fort. Am anderen Morgen sieht er nach, was für einen Gesang er aufgeschlagen hat, um daraus sein künftiges Schicksal zu ersehen. Ist der Gesang ein Sterbelied, so muß man noch in demselben Jahre sterben; ist es ein Tauflied, so läßt man noch in demselben Jahre taufen oder steht Gevatter. Ist der Gesang von anderem

Inhalte, so sucht man danach das Schicksal des Jahres zu bestimmen.

Am Ostermorgen muß man früh aufstehen und einen Eimer mit Wasser auf den Hof setzen. Wenn man in diesen hineinblickt, bis die Sonne aufgegangen ist, so kann man darin das Osterlamm erblicken. Man sieht sogar seine Bewegungen in dem Wasser.

Am Walpurgisabend werden alle Thüren an Häusern und Ställen bekreuzt, um das Vieh vor den vorüberziehenden Hexen zu bewahren.

Wenn man in der Walpurgisnacht die abziehenden Hexen sehen will, so muß man sich unter eine Hechel oder Egge setzen, deren Stacheln und Zacken aber rückwärts stehen.

Wenn am ersten Maitage die Kühe ausgetrieben werden, so legen einige Leute Ketten und Stricke vor die Schwelle des Stalles, andere aber ein frisches Ei mit einem Beile, welches beides mit einem frischen Rasenstücke bedeckt wird. Wenn nun das Vieh über diese Sachen hinwegschreitet, so wird es sich gut halten und es kann ihm nichts angethan werden.

Am Abend vor Pfingsten werden junge Birkensträuche, Maien genannt, geholt, womit die Stuben und besonders die große Diele (Tenne) ausgeschmückt werden. Später werden diese Maien sorgfältig aufbewahrt und beim Röthen auf den Flachs gelegt, wodurch dieser fester wird.

Zum Theil mündlich, zum Theil aus den Acten des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie.

Besondere Gebräuche bei Entbindungen und Kindtaufen in der Gegend von Lagendorf (einem Theile des Hans Jochen-Winkels).

Sobald das Kind dem Mutterschooße entwachsen ist, wird es von der Hebamme in ein Laken gewickelt. In eine Schürze oder in ein Tuch darf man es nicht legen, weil es sonst, wenn es ein Knabe ist, in späteren Jahren zuviel hinter den Frauensleuten herlaufen, wenn es aber ein Mädchen ist, sich ebenfalls zuviel mit den Mannspersonen abgeben würde.

Wenn das Kind nun so gewickelt ist, so wird es von der Hebamme stillschweigends unter den Tisch auf die bloße Erde gelegt, wo es so lange liegen bleibt, bis die Wöchnerin zu Bette gebracht ist; dadurch wird es ruhiger und frommer, und es wird nicht soviel schreien.

Ist die Mutter ins Bett gebracht, so wird das neugeborne Kind gebadet und dann ordentlich gewickelt. Bei diesem ersten Wickeln und Anziehen darf aber keine neue Mütze und kein neues Hemdchen gebraucht werden, weil sonst das Kind später zuviel Zeug zerreißen würde. Zum zweiten Anziehen kann man ohne Schaden neues Zeug gebrauchen.

In der ganzen Zeit bis zur Taufe muß das Kind sorgfältig vor Verwechselung durch die Unterirdischen gehütet werden; deshalb wird das sogenannte „Wort Gottes", d. i. ein Blatt aus der Bibel oder aus dem Gesangbuche, entweder mit in die Windeln gewickelt, oder in die Wiege gelegt.

Damit nun aber auch dann, wenn die Mutter das Kind zu sich ins Bette nimmt, die Unterirdischen nicht Gewalt über dasselbe bekommen, muß in der ganzen Zeit bis

zur Taufe unter dem Kopfkissen der Wöchnerin ein Gesangbuch liegen.

Wenn Nachbarinnen oder Anverwandte die Wöchnerin besuchen, so müssen sie zuerst zu der Wiege gehen, dem Kinde das Gesicht aufdecken und zu ihm sprechen: Gott segne es! Erst dann dürfen sie zu dem Bette der Mutter gehen und mit dieser sprechen.

Wenn bei einem solchen Besuche eine Nachbarin zufällig ihre Regel haben sollte, so muß sie es ja gleich der Wöchnerin sagen; denn wenn diese über den Platz der Nachbarin schreiten würde, so würde sie sicher gefährlich krank werden.

Wenn die Mutter während der Taufe des Kindes recht fleißig in der Bibel und im Gesangbuche lieset, so wird auch künftig das Kind leicht lesen lernen.

Eben dasselbe wird auch der Fall sein, wenn es dem ältesten Taufpathen, während er das Kind über die Taufe hält, gelingt, einige Worte aus der Agende des Predigers über den Kopf zu lesen.

Werden zwei Kinder zugleich in der Kirche getauft, so darf dies mit demselben Taufwasser nur dann geschehen, wenn beide von gleichem Geschlechte sind. Sind sie dies nicht, und es wird nicht jedes mit seinem besonderen Taufwasser getauft, so würde der Knabe künftig den Frauensleuten nachlaufen, das Mädchen aber einen Bart bekommen.

Wenn das Kind während der Taufe und so lange es in der Kirche ist, sich ganz ruhig verhält und kein einziges Mal schreit, so ist das ein schlimmes Zeichen, und das Kind wird bald sterben.

Nach der Taufe, wenn die Hebamme und die Gevattern mit dem Kinde nach Hause zurückkehren, nimmt es an der Hausthüre der jüngste Gevatter, und läuft damit,

so schnell er kann, über die große Diele nach der Stube der Wöchnerin; dadurch wird das Kind tüchtig flink werden.

Gleich nach der Taufe dürfen die Gevattern ihre Nothdurft nicht verrichten, sonst wird das Kind unrein liegen.

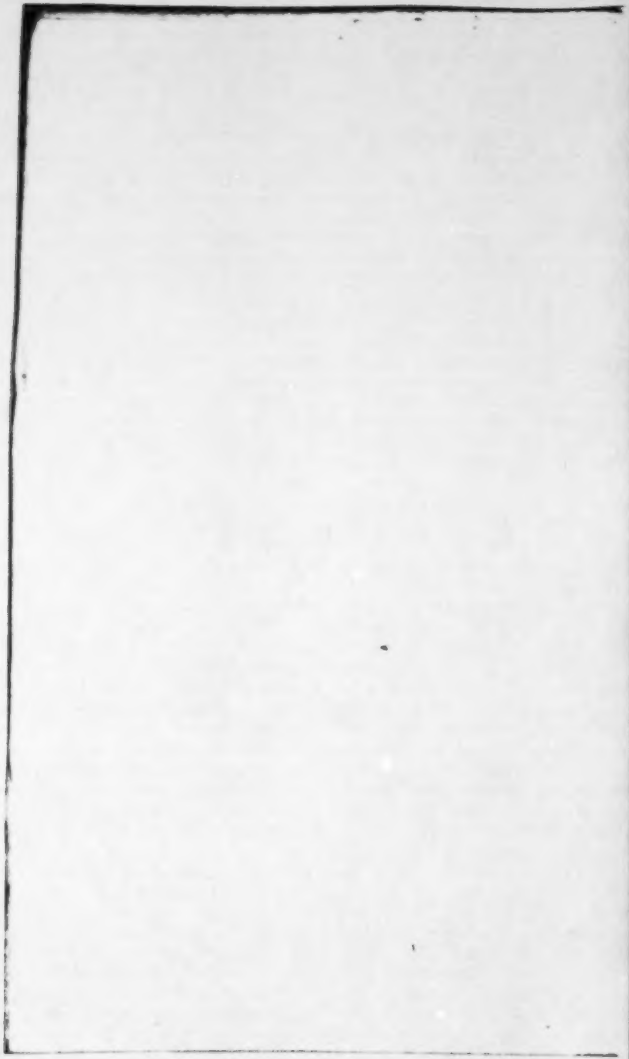
Die Mutter darf bis zu ihrem Kirchgange nicht spinnen; denn da sie dabei die Finger mit ihrem Speichel nässen müßte, so würde dies zur Folge haben, daß das Kind aus dem Munde geifert.

In dem Hause, in welchem ein Kind geboren ist, darf ein ganzes Jahr lang kein junger Hund und keine junge Katze aufgezogen werden; denn es kann nur Eins gedeihen, entweder das Kind oder das Vieh. Kälber, Ferkel und Lämmer schaden aber nicht.

III.

Sagen

der übrigen Marken.



1. Urſprung der Geſchlechter Habsburg, Zollern ꝛc.

In Frankreich lebte vor langen Jahren ein König, welcher Günther hieß. Derſelbe zeugte mit ſeiner Gemahlin ſo viele Söhne, daß ganz Frankreich zu wenig wurde, um ihnen ihrem Stande und ihrer Nothdurft gemäß Aufenthalt und gebührlichen Sitz zu gewähren. Da berathſchlagten die Söhne des Königs unter ſich, was ſie thun ſollten, und ſie beſchloſſen aus Noth, ihren königlichen Stand und Frankreich zu verlaſſen, und im Auslande gemeiner Fürſten, ja auch wohl mittelmäßiger Grafen Stand zu erwählen und anzunehmen. Solches ſetzten ſie auch alsbald ins Werk; ſie begaben ſich nach Deutſchland und Burgund, in den Sundgau und ins Schwabenland, und ſie wurden die Stifter der Fürſten- und Grafen-Häuſer von Habsburg, Zollern, Kyburg, Pirtz, Zähring u. ſ. w.

Andreas Werner, Magdeb. Chronik.

2. Die wunderbarſte Sage von Berlin.

In der Stadt Berlin war früher eine ſehr große Sittenſtrenge. Das erfuhr im Jahre 1364 Herr Conrad Schütz, Geheimſchreiber des Erzbiſchofs Dietrich von Magdeburg. Als dieſer Herr Schütz eines Tages nach den öffentlichen Bädern ging, begegnete ihm auf dem Wege dahin eine junge Bürgersfrau. Die fragte er ſcherzend,

wie ein junger Geheimschreiber wohl pflegt, ob sie ihm im Bade nicht wolle Gesellschaft leisten. Die Berlinerin verstand den Scherz aber unrecht, und erhob auf der Straße ein gewaltiges Geschrei, wie sie beleidigt werde. Die vorbeigehenden Bürger ergriffen darauf den armen Geheimschreiber, schleppten ihn auf den nächsten Platz, und schlugen ihm da ohne weitere Umstände den Kopf ab.

Geschichte der Stadt Tangermünde von Pohlmann und Stöpel. S. 279. 280.

3. Die Zauberinnen in Berlin.

Im Jahre 1553 lebten zu Berlin zwei arge Zauberinnen, die allerlei Schaden an Früchten und Vieh thaten. Besonders unterstanden sie sich, zum öftern, zur Verderbung der Früchte, Hagel und Ungewitter zu machen. Zum letzten stahlen sie einer Frau aus der Nachbarschaft ein Kindlein, das sie zerstückelten und dessen Glieder sie in einen Topf thaten, um sie zu kochen. Wenn sie dies vollbracht hätten, so hätten sie ein Ungewitter zu Wege gebracht, daß im ganzen Lande keine Frucht wäre auf dem Felde geblieben. Aber der allmächtige Gott verhinderte den Frevel, und fügte es, daß die Mutter des Kindes herzukam und die Glieder ihres Kindes im Topfe gesehen. Sie lief sogleich zum Rathe und zeigte die Sache an, worauf die Zauberinnen verhaftet wurden und alle ihre Verbrechen und Gräuel bekannt haben. So wie sie gedienet, also wurden sie auch gelohnet.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 351.

4. Die Bildsäule des Churfürsten von Sachsen in Berlin.

Inwendig im Schlosse zu Berlin stand ehemals die Bildsäule des Herzogs und Churfürsten Moritz von Sachsen.

Im Jahre 1553, am 9ten Tage Januarii, erhob sich in Berlin auf einmal ein sehr starker Wind, der besonders im Schlosse wüthete. Er that aber allda weiter keinen Schaden, als daß er jenem Bilde den Kopf abwarf, ohne daß die anderen Bilder, so daneben standen, sich auch nur rührten. Dieses war ohne Zweifel eine Anzeige des großen Unglücks, welches dem Churfürsten bald nachher begegnen sollte. Denn im Heumonde desselben Jahres erhielt dieser in einer Schlacht, die er mit dem Markgrafen von Brandenburg gegen die Herzöge von Braunschweig, bei dem Schlosse Pirna in Sachsen, stritt, einen tödtlichen Schuß, davon er am dritten Tage hernach in seinem drei und dreißigsten Jahre verstarb.

Andreas Angelus Annales March. Brand. pag. 349. 350.

5. Die gespenstischen Mäher bei Berlin.

Im Jahre 1559 nach Christi Geburt, in der Ernte, da man den Hafer pflegt abzuhauen, trug sich nicht weit von Berlin eine wunderbarliche, aber wahrhaftige Geschichte zu. Es wurden nämlich plötzlich viele sonderbare Mannspersonen auf dem Felde gesehen. Zuerst waren deren funfzehn gekommen, nach diesen kamen noch zwölf. Die ersten hatten ordentliche Häupter, wie andere Menschen; aber die zuletzt gekommenen waren ohne Haupt und waren scheußlich und gräßlich gestaltet. Alle diese sieben und zwanzig Männer hatten große Sensen, mit denen sie mit großer Gewalt in den Hafer hineinhieben, daß man es weithin hören konnte. Das Wunderbarste dabei aber war, daß der Hafer nicht fiel, sondern unversehrt stehen blieb.

Ueber solches Wunder entstand viel Geschrei bei Hofe und in der Stadt, und es gingen, so vom Hofgesinde wie von den Bürgern, Viele hinaus auf das Feld, um die gespenstischen Mäher zu schauen. Es gingen auch Etliche

an die Männer heran und fragten sie: wer sie wären? woher sie kommen? und was sie dort machten? Diese antworteten aber nichts, sondern hieben immerfort in den Hafer hinein. Darüber wurden die Hinzugekommenen muthiger, und traten ganz nahe an sie heran, wollten auch sogar einige der Männer greifen. Die aber entwischten ihnen und liefen weiter, im Laufen nichts desto weniger in den Hafer hineinhauend. Nach etlichen Tagen erst verschwand dieses Gesicht.

Es war die allgemeine Meinung, daß dieses böse Geister gewesen, die nichts Gutes bringen könnten. Derowegen ließ der Durchlauchtigste Churfürst, Herr Joachim, dieses Namens der Andere, die fürnehmsten Prediger in der Mark versammeln, von ihnen zu erfahren, was durch solches Gesicht bedeutet werde. Diese hielten zwar dafür, daß dadurch die göttliche Strafe der Pestilenz solle angedeutet werden; es ist aber in demselbigen Jahre keine Pestilenz im Lande gewesen.

Andreas Angelus Annales March. Brand. pag. 359. 360.

6. Das Unwetter und Churfürst Joachim I.

Zu dem Churfürsten Joachim dem Ersten kam eines Tages ein Sterndeuter, sprechend, wie er in den Sternen gelesen, daß noch desselbigen Tages ein grausames Unwetter über Berlin losbrechen werde, so daß zu besorgen stände, beide Städte, Berlin und Cölln, möchten untergehen. Er rieth deshalb dem Churfürsten, sich mit seiner Gemahlin in Sicherheit zu begeben. Der Fürst erschrak über solche Kunde, und ist alsbald mit seiner Gemahlin, der jungen Herrschaft und den vornehmsten Bedienten auf den Tempelhofischen Berg gezogen, um die Begebenheit der beiden Städte abzuwarten. Allein lange wartete er dort vergebens. Wie sie nun schon fast den ganzen Tag auf dem

Berge sich aufgehalten, und aus dem Wetter nichts hat werden wollen, da hat ihn endlich seine Gemahlin, welche eine sehr gottesfürchtige und christliche Fürstin gewesen, flehentlich gebeten, daß er möge wieder hineinziehen in die Stadt, und bei seinen armen Unterthanen abwarten, was Gott der Herr thun wolle, weil sie es vielleicht nicht allein verschuldet. Darüber ist der Churfürst bewogen, gegen Abend wieder nach Cölln zu fahren. Ehe er aber noch an das Schloß gelanget, hat sich ein Wetter heraufgezogen, welches so schnell und so stark geworden, daß es dem Churfürsten, wie er gerade unter das Schloßthor hat fahren wollen, seine vier Pferde vor dem Wagen sammt dem Kutscher erschlagen hat. Sonsten hat es jedoch keinen Schaden gethan. Dieses hat sich zugetragen am 15. Juli 1525.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 2. S. 509. 510.

7. Gesichter der Churfürsten Joachim I. und II.

Der Churfürst Joachim I. jagte eines Tages im Jahre 1533 in der Haide bei Köpenik, als auf einmal ein überaus großer wilder Keuler auf ihn losstürzte. Der Churfürst, ein muthiger Jäger, freuete sich dieses Abenteuers, hielt dem Thiere Stand, und wollte es abfangen; er stach ihm auch mit großer Geschicklichkeit sein Fangeisen in den Rachen. Aber plötzlich fuhr eine große Flamme aus dem Halse des Keulers, so daß der Schaft des Fangeisens in den Händen des Churfürsten verbrannte, und dieser nun in große Gefahr vor dem wüthenden Thiere gerieth. Zum Glück kamen die Bedienten des Churfürsten herbei, worauf der Keuler entschwand. Anderthalb Jahre darauf aber war der Churfürst todt.

Ein ähnliches Abenteuer hatte der Churfürst Joachim II. Es war im 1570, als dieser in derselben Haide bei Köpenik auf der Jagd war, und einen großen Hirsch traf, den

er alsbald verfolgte. Wie er nun aber recht in der Hitze des Verfolgens war, da gewahrte er auf einmal, daß der Hirsch auf dem Kopfe zwischen dem Geweihe ein Crucifix trug. Darauf ließ der Churfürst von der Verfolgung ab, und warf sich auf die Kniee nieder und betete; denn er erkannte, daß dies seinen Tod anzeigen solle. Nicht lange darauf, am 3. Januar 1571, starb er auch im Schlosse zu Köpenik. Der Hirsch hat sich nach der Zeit nicht wieder sehen lassen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 3. S. 782. 783.

8. Joachim von Schapelow.

Zu den Zeiten des Churfürsten Johann Georg lebte zu Berlin ein Edelmann, Namens Joachim von Schapelow, dessen Grabschrift noch in der Kirche zu Quilitz vorhanden, und der wegen seiner verwunderlichen Stärke beim Volke noch in gutem Andenken ist. Es gab zu seiner Zeit keinen stärkeren Mann als er. Einstmals war ein fremder Fürst nach Berlin zum Besuche des Churfürsten gekommen; der hatte einen ungeheuer großen und starken Mann mitgebracht, von dem er rühmte, daß kein lebender Mensch ihm an Stärke gleich komme. Das wollte der Churfürst nicht glauben, indem er vermeinte, sein Schapelow sei stärker. Er befahl diesem dahero, sich mit dem Riesen des fremden Fürsten einzulassen. Das waren alle Theile zufrieden, indem der Riese und sein Herr nicht anders vermeinten, als jener werde über den kleinen Märker einen leichten Sieg davon tragen. Aber Joachim von Schapelow warf bald den fremden Riesen zu Boden, ergriff ihn dann, als derselbe aufstand, von Neuem, hielt ihm beide Hände fest, daß er sich nicht rühren konnte, trug ihn zum Fenster hin, und wollte ihn aus demselben hinauswerfen, zum öffentli-

chen Wahrzeichen seines Sieges. Der Churfürst aber gestattete ihm das nicht.

Dieser hohe Herr war indeß über den Sieg seines Edelmanns so erfreut geworden, daß er ihm erlaubte, aus seinem Weinkeller so viel Wein herauszuholen, als er mit Einem Male heraustragen könne. Da sah man erst die erstaunliche Kraft des Schapelow. Er nahm nämlich ein Faß Wein unter den rechten Arm, ein Faß unter den linken, ferner ergriff er ein Faß am Spundloch mit den vier Fingern der rechten, und eins mit den vier Fingern der linken Hand; also daß er insgesammt vier Fässer Wein aus dem Keller getragen. Als das der Churfürst gesehen, hat er gesagt: Schaplo! Schaplo! dießmal mag's geschehen; wir werden dich aber wohl nicht wieder in unseren Weinkeller schicken!

Dieser Schapelow starb im Jahre 1574.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 278.

9. Der Müggelberg bei Cöpenik.

Vor dem Städtchen Cöpenik, zwei Meilen von Berlin, liegt ein sehr fischreicher See, eine halbe Meile lang und eine viertel Meile breit, durch den die Spree, wie ein breiter Fahrweg, mitten durchfließt, der „Müggelsee" oder auch kurzweg die „Müggel" genannt. An demselben ist eine aus vielen Hügeln zusammengesetzte Anhöhe gelegen, mit vielen schlanken Eichen und Fichten besetzt, der „Müggelberg" genannt. In diesem Berge findet man einen weißen Stein, der ungefähr sieben Fuß lang und sechs Fuß breit ist. Von demselben erzählt man, daß darunter ein großer Schatz verborgen liege, der von einer Jungfrau verwahrt wird, und nicht eher gehoben werden kann, als bis die Jungfrau erlöset ist. Vor langen Zeiten hat sich diese einmal sehen lassen. Sie ist schön und an-

schnlich von Gestalt gewesen, sie hat gesagt: daß sie verwünscht sei, und hat gebeten, sie zu befreien; dazu solle man sie um die Kirche zu Cöpenik herumtragen. Es hat das aber keiner thun wollen.

Auch hört man in dem Müggelberge oft des Nachts ein sonderbares Getöse von Jagdhörnern und bellenden Hunden.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 1098.

10. Das Grab bei Rheinsberg.

Nahe bei der Stadt Rheinsberg in dem bei derselben befindlichen See liegt eine kleine Insel. Als man auf dieser vor Zeiten einmal beschäftigt war, einen Graben zu ziehen, fand man auf einmal tief unten in der Erde viele Menschenknochen von ganz ungewöhnlicher Größe, und zugleich ein altes Grab, welches aus zwei Steinen bestand, von denen der eine etwas kleiner, der andere aber größer und von schönem Marmor war. Dieser letztere war drei viertel Ellen lang, eine halbe Elle breit und eine viertel Elle dick; auf dessen einer Seite waren sechs Vögel zu sehen, die man für Habichte erkannte; auf der anderen Seite war eine Aufschrift, deren Buchstaben aber vom Alter so sehr ausgezehrt worden, daß sie sich nicht mehr wollten lesen lassen. Weil man nun alsbald bemerkte, daß dieses Grab römischen Ursprungs sein müsse, so wie man überhaupt in der Gegend von Rheinsberg mehr römische als deutsche Alterthümer von jeher gefunden hat, so ist man auch klar darüber geworden, daß dieses das Grab des Remus sei, des Bruders von Romulus, dem ersten Könige von Rom, und daß dieser Remus nicht von seinem Bruder auf den Mauern Roms umgebracht, sondern über die Alpen entflohen, und auch nun nicht, wie Andere von ihm berichten, die Stadt Rheims in Frankreich gegründet habe, sondern

die Stadt Rheinsberg in der Mark. Wobei es denn auch wohl zu beachten, daß diese Stadt schon in alten Zeiten zum öftern Remus- oder Remsberg ist genannt worden, so wie denn auch der Fluß an derselben eigentlich nicht Rhein oder Rhin heißt, wie er gewöhnlich ausgesprochen wird, sondern Rhem, und jene Insel, auf welcher man das Grab gefunden, von Alters her bis auf den heutigen Tag Remus-Burgwall von den Einwohnern genannt wird.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 2. S. 421 f.

11. Der Stein bei Stolzenhagen.

Auf dem Stolzenhagischen Felde unter dem Amte Müllenbeck in der Mittelmark, nicht gar weit von dem Wandelitzischen See, liegt ein ungeheuer großer Stein, der mehrere Fuß tief in die Erde hineingeht, und oben einen tiefen eindringenden Eindruck von einer sehr großen und starken Manneshand hat. Die fünf Finger kann man noch ganz klar und deutlich erkennen. Von diesem Stein erzählen die Wandelitzer, daß er in alten Zeiten an der anderen Seite des Wandelitzer Sees gelegen habe. Dort hat damals ein großer und ungeheurer Riese gewohnt, der den Stein aufgehoben, und zum Beweis seiner großen Stärke mit seinen fünf Fingern hineingegriffen, daß sie sich darin abgedrückt, ihn dann auf die Hand genommen, und hoch über den ganzen See hinweggeworfen, daß er an der andern Seite desselben niedergefallen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 2. S. 377.

12. Die sieben Steine bei Morin.

Unweit des Städtchens Morin in der Neumark stehen auf dem Felde sieben große Steine beisammen, nur die sieben Steine genannt. Nach der Sage sind dieß sieben junge

Burſche geweſen, welche dort aus Uebermuth ihren Käſe und ihr Brod auf eine unanſtändige Weiſe benetzt haben. Zur Strafe für ihren Frevel ſind ſie ſofort in jene Steine verwandelt worden.

Beckmann hiſtor. Beſchr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 362.

13. Der Adamstanz bei Wirchow.

Bei dem Dorfe Wirchow in der Neumark befindet ſich ein Kreis großer Steine. Es ſind deren achtzehn an der Zahl. Vierzehn, zwei bis drittehalb Fuß hoch, ſtehen jedesmal paarweiſe in einem großen Kreiſe um zwei, welche in der Mitte des Kreiſes ſtehen. Dieſe zwei ſind über zwei Ellen hoch. Zwei andere, noch etwas höher, ſtehen außerhalb des Kreiſes, in einiger Entfernung. Von der Entſtehung dieſer Steine erzählt man, daß an dieſer Stelle vor einigen hundert Jahren mehrere Menſchen am heiligen Pfingſttage einen nackten Tanz aufgeführet haben, und zu einer ſonderbaren Strafe für ihr frevelhaftes Beginnen in die Steine verwandelt worden ſind. Daher heißen die Steine auch der Adamstanz oder der Steintanz. Die vierzehn Steine im Kreiſe ſind die Tänzer und Tänzerinnen geweſen; die zwei in der Mitte die Bierſchenker, und die zwei außerhalb des Kreiſes die Spielleute. An dieſen beiden Letzteren kann man im Stein noch die Violinen erkennen.

Beckmann hiſtor. Beſchr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 362.

14. Die alte Stadt im Blumenthal.

Unweit Pröbzel im Oberbarnimſchen Kreiſe, ungefähr fünf Meilen von Berlin und anderthalb Meilen von Wrietzen, findet man in einem Walde, welcher der Blumenthal genannt wird, vieles alte Mauerwerk, das, der Sage nach, von einer Stadt herrühret, die in alten Zeiten dort

gestanden hat, aber, man weiß nicht auf welche Weise, zu Grunde gegangen ist. Wenn man genauer zusieht, so kann man noch jetzt einzelne Straßen und andere Theile der Stadt an dem Gemäuer entdecken. Man findet nämlich, daß die südliche Seite 190, die nördliche 160, die westliche 80, und die östliche etwa 60 rheinländische Ruthen enthalten hat. Die Stadt hat ferner vier Thore gehabt, eine Hauptstraße, welche in die Richtung nach Straußberg geführt hat, und sechs Quergassen. Eben so findet man noch vier besondere ummauerte Plätze, als wenn daselbst eine Kirche, ein Rathhaus, ein Schloß und ein Kloster gestanden hätten. Mitten in der Stadt sind drei runde Hügel, von denen man sagt, daß es alte Begräbnißplätze seien. Vor ein paar hundert Jahren ist das Mauerwerk überall noch eines Mannes hoch über der Erde gewesen. Jetzt kann man es aber nur noch mit großer Mühe entdecken, und es ist alles mit starken Bäumen bewachsen. — Von der Stadt selbst, die hier gestanden, hat man weiter keine Nachricht; man sagt nur, daß sie Blumenthal solle geheißen haben, und daß davon der Wald noch jetzt seinen Namen führe.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 446. 447.

15. Der Markgrafenberg bei Rathenau.

Bei der Stadt Rathenau liegt ein ziemlicher Berg, der Markgrafenberg genannt. Vor langen Zeiten, in den Eintausend zweihundert und zwanziger Jahren, lebten einstmals zu gleicher Zeit neunzehn Markgrafen von Brandenburg, Alle aus dem Anhaltinischen Geschlechte. Die kamen eines Tages sämmtlich zu einer großen Landschauung auf dem gedachten Berge zusammen, und davon hat er seinen Namen erhalten. Aber Gott schickte es also, daß sie in wenigen Jahren, Etliche sagen in zweien, sammt und son-

ders gestorben und umgekommen waren. Der Chronist, der diese Geschichte aufbewahrt hat, setzt hinzu: „Denn sobalde Gott der Allmächtige ein Geschlechte herfürziehen und erhöhen kann, sobalde und leichtlich kann er es auch wieder herunterrücken und gar verdorren und umkommen lassen, wie die Historien sowohl in der Bibel als anderswo genugsam ausweisen und zu erkennen geben. Daß danach also auf viele Kinder und auf ein groß Geschlechte nicht zuviel zu pochen und zu vertrauen ist."

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 129.
H. Ammersbach, Churbrandenburgische Chronik. S. 125.

16. Das Wunderblut zu Belitz.

Im Jahre 1247 nach Christi Geburt haben in der Stadt Belitz etliche Juden mit einer Magd gehandelt, daß sie zum Sacrament gehen, ihren Gott im Munde empfangen, hinter dem Altare aber aus dem Munde in die Schürze fallen lassen und ihnen sodann zubringen solle; sie wollten ihr ein gutes, namhaftes Geld dafür geben. Die Magd hat von dem Mammon sich verblenden lassen, und also gethan, wie die Juden von ihr begehret. Diese haben nun die geweihete Hostie dem Herrn Christo zu Unehren gemartert, zerhauen und gestochen, worauf sie aber sogleich angefangen zu bluten. Darüber haben die Juden sich gefürchtet, es möchte offenbar werden, und solche That ihnen übel bekommen. Sie haben die Hostie daher der Magd wiedergebracht, diese auch gebeten und ihr Geld gegeben, daß sie dieselbe wieder angenommen und in ihrem Hause unter dem Dache versteckt. Da trug es sich aber zu, daß daselbst unter dem Dache die Nachtwächter jede Nacht viele Lichter und Kerzlein gesehen, welches sie den Herren der Stadt angezeiget. Diese haben eine Hausuchung gehalten, die Hostie alsbald gefunden, auch die Thäterin ausgekund-

schaftet, und mit allen Juden, auf die sie bekannt, gefänglich eingezogen. Wie nun die Juden auch nicht lange haben läugnen können, wurden sie alle mit sammt der Magd zu einem Berge vor dem Müllerthore nach dem Dorfe Schönfeld zu geführet, und dort sammt und sonders lebendig verbrannt. Der Berg heißt davon bis auf den heutigen Tag der Judenberg.

Die Hostie hat man in einer herrlichen Prozession mit großen Klagen, Beten und Reverenz in die Kirche getragen und an einen besonderen Ort gesetzet, allwo sie von Stund' an große Wunderwerke gethan. Weil sie fortwährend geblutet, so erhielt sie den Namen des Belitzer Wunderblutes. Es geschahen bald große Wallfahrten zu ihr.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 101.

17. Das Wunderblut zu Zehdenick.

Im Jahre 1249 hat ein Weib zu Zehdenick eine geweihete Hostie genommen, in Wachs gedruckt und vor ihrem Bierfasse vergraben, in der Absicht, damit die Leute ihr Bier lieber holen und trinken möchten, da sie einen Bierschank hatte. Als sie aber hernach einen scharfen Prediger gehört, ist sie dadurch zur Erkenntniß ihrer begangenen Sünde gekommen, und obwohl sie eine schwere Buße erwarten konnte, hat sie doch in ihrem Herzen und Gewissen keine Ruhe gehabt, bis sie die Sache an den Tag gebracht. Sie hat demnach Alles dem Pfarrer zu Zehdenick gebeichtet, und wie dieser es nicht hat glauben wollen, allem Volke geoffenbaret. Darauf hat man in ihrem Keller angefangen zu graben, und es ist an dreien Orten Blut hervorgequollen, daß alle Umstehenden sich sehr darüber verwundert. Die Hostie aber hat man nicht wieder aufgefunden. Die blutige Erde hat man darauf ausgegraben und in die Kirche getragen, wo sie viele Wunderwerke ge-

than. — Als nun die Geschichte ist bekannt geworden, da ist ein großer Zulauf von Menschen entstanden, die aus allen Orten gen Zehdenick gereiset sind. Es sind auch dahin gekommen der Bischof Ruthgerus von Brandenburg, die beiden Markgrafen Johannes und Otto von Brandenburg, so wie deren Schwester Mechtild, Herzogin von Braunschweig und Lüneburg. Zum Gedächtniß dieser Geschichte hat man auf Anrathen des Bruders Hermann von Langen, Lectors im grauen Kloster zu Berlin, so der Beichtvater des Markgrafen gewesen, zu Zehdenick ein Jungfrauenkloster Cisterzienser-Ordens gestiftet, und solches im folgenden 1250sten Jahre aufgerichtet.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 102. 103.

16. Das Wunderblut zu Wilsnack.

In der Priegnitz lebte im Jahre 1383 ein Edelmann, mit Namen Heinrich von Bülow; der verbrannte und zerstörte feindlicher Weise eilf Dörfer in der Priegnitz, unter denselben auch das damalige Dorf Wilsnack. In diesem Dorfe brannte die Kirche ab mit Allem, was darin war. Der Pfarrer von Wilsnack, Herr Johannes, hatte zu damaliger Zeit drei Hostien, um der Kranken willen, sonderlich in der Kirche verwahret. Als er nun in der Nacht nach dem Feuer auf seinem Lager lag und schlief, da vernahm er auf einmal eine Stimme, die ihm zurief: Stehe auf, Johannes, und mache dich fertig, an dem Altare der verbrannten Kirche die Messe zu lesen. Anfangs glaubte er, ein böser Bube wolle ihn foppen, und er blieb liegen. Als er aber dieselbe Stimme zum zweiten und dann gar zum dritten Male vernahm, da stand er auf und ging zu dem Orte der verbrannten Kirche. Und siehe, hier stand mitten in der Verwüstung unversehrt der Altar der Kirche; zu dessen beiden Seiten brannten zwei helle Wachskerzen,

und mitten auf demſelben lag eine weiße Leinewand. In dieſer aber lagen die drei Hoſtien, ſo der Pfarrer verwahrt hatte. Sie waren unverſehrt, aber wunderbarer Weiſe ganz mit Blut beſprengt. Ueber dieſes Wunder erſtaunte der fromme Mann mit Allen, denen er es zeigte. Die drei Hoſtien wurden ſorgfältig aufbewahrt und verrichteten bald viele Wunderwerke, alſo daß große Haufen von Kranken aus Schweden, Norwegen, Ungarn, Frankreich, England, Schottland, Dänemark u. ſ. w. dahingekommen und geſund geworden. Solche Wunderthätigkeit hat gewährt bis zum Jahre 1552, wo die drei blutigen Hoſtien von dem damaligen Pfarrer zu Wilsnack, welcher der neuen Lehre angehangen, zerſtöret worden.

Andreas Angelus Ann. March. Brand. pag. 167.
Zach. Garcaus Res Gesta March. II. pag. 144.

19. Das wunderbare Geſicht zu Prenzlau.

Am erſten Tage des Hornungs im Jahre 1554, als die Sonne hat wollen untergehen, iſt zu Prenzlau in der Ukermark ein gar wunderbares Geſicht geſehen worden. Es hat ſich nämlich plötzlich am Himmel eine dicke Wolke aufgethan, und man hat darin gar deutlich und augenſcheinlich geſehen die Geſtalt unſeres Erlöſers und Seligmachers Jeſu Chriſti, wie er am Kreuze gehangen. Neben dem Kreuze haben zu beiden Seiten viele Perſonen geſtanden. Nachdem ſolches alle Bürger und Einwohner der Stadt lange genug haben betrachten können, hat das Bild ſich aus der Wolke langſam und allmälig heruntergelaſſen und iſt in einer großen Feuergluth im Prenzlauer See verſchwunden. Was das Geſicht bedeutet, hat man nicht erfahren können.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 353.

20. Die geharnischten Männer zu Cüstrin.

Um Bartholomäi des Jahres 1555 erschienen auf dem Markte zu Cüstrin auf einmal zwei unbekannte, am ganzen Körper geharnischte Männer. Sie gingen allda lange herum, und gaben einander die Hände. Zu derselbigen Stunde sah man unterdeß am Himmel eine große Feldschlacht und hörte dabei oben in der Luft ein jämmerliches Geschrei und großes Getümmel. Nach einer guten Weile verschwand das Alles, die beiden geharnischten Männer mit großem Klagegeschrei. Man hat nicht erfahren können, was dieses zu bedeuten gehabt.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 354.

21. Der Bärenskirchhof in Grimnitz.

Unfern des Schlosses Grimnitz in der Mittelmark befindet sich ein Platz, der rund herum mit Steinen besetzt ist, und der Bärenskirchhof genannt wird. Diesen Namen hat er von folgender Begebenheit erhalten:

Der Churfürst wollte einst eine Schweinejagd halten, und diese war schon mehrere Tage vorher angesagt. In der dritten Nacht vor der Jagd hörte auf einmal der damalige Haidereuter auf dem Schlosse, Namens Bärens, um Mitternacht auf dem Boden, wo er die Schweine hörte, eine Stimme, die rief: „Ist der Stumpfschwanz da? Der soll dem Haidereuter das Leben nehmen!“ Der Haidereuter achtete nicht darauf. Als er aber in der folgenden Nacht dieselbe Stimme nochmals hörte, erzählte er es dem Churfürsten, in der Meinung, daß irgend ein Hofbedienter ihn suche furchtsam zu machen. Der Churfürst befahl ihm, Niemandem von der Sache zu sagen, auch die kommende Nacht zu Hause zu bleiben. Dagegen schickte er seinen Büchsenspanner auf den Boden. Dieser hörte dieselbe Stimme.

Da befahl der Churfürst am anderen Tage, als die Jagd war, daß der Haidereuter zu Hause bleiben solle, welches auch geschah. Erst als die Jagd ganz zu Ende war, ritt er noch hin, um die getödteten Sauen zu besehen, die gerade aufgeladen wurden. Darunter war wirklich ein Stumpfschwanz. Der Haidereuter ging an ihn heran und sagte: „Du solltest mir das Leben nehmen, und bist eher todt als ich!" Dabei hielt er das Schwein, bis die aufladenden Bauern die andere Leiter vom Wagen vorgeschoben, daß es nicht herunter fallen sollte. Auf einmal fiel aber unversehens der Kopf des Stumpfschwanzes herunter und schlug dem Haidereuter den Leib auf, wovon er auch alsbald starb. Er wurde auf der Stelle begraben, die davon den Namen „Bärenskirchhof" behalten hat.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 782.

22. Das vermauerte Thor zu Gransee.

In vielen Städten der Mark Brandenburg, nur nicht in der Altmark, findet man etwas, was man nur sehr selten in anderen Ländern antrifft. Neben dem gewöhnlichen Stadtthore ist nämlich noch ein zweites, zugemauertes Thor. Nach Allem muß man annehmen, daß dieses das allererste gewesen, weil das mit dem Bau der Mauer, in der es sich befindet, übereinstimmt, und weil es auch gerade auf die Straße zugeht, wogegen das jetzige offene Thor schräge in die Stadt hinein führt. Welche Bedeutung die zugemauerten Thore gehabt, und aus welcher Veranlassung sie vermauert sind, das suchen unsere Geschichtschreiber vergeblich zu erforschen. Es finden sich namentlich dergleichen vermauerte Thore in Kyritz, in Wittstock, zu Wusterhausen im Ruppinschen, zu Gransee zwei, zu Soldin drei, zu Friedeberg zwei, zu Morin zwei, zu Berlinchen zwei, zu Königsberg zwei, zu Schönfließ zwei, zu Landsberg an der

Warthe, zu Beerwalde, zu Woldenberg, zu Bernau, zu Fürstenwalde und zu Mittenwalde. —

Von den beiden Thoren zu Gransee hat man zwei verschiedene Sagen. Einige geben nämlich vor, es sei einstmals ein Kaiser durch die Stadt gereiset, dem zu Ehren man beide Thore, durch die er gekommen, zugemauert, damit Niemand mehr durchreisen solle. Andere dagegen behaupten, daß bekanntlich in Gransee früher Wenden gewohnt, daß diese von den einwandernden Deutschen vertrieben seien, und nun diese letzteren die Thore, durch welche die Wenden ausgegangen, nicht würdig erachtet, auch von ihnen gebraucht zu werden, weshalb sie dieselben denn zugemauert und für sich nebenan neue Thore haben machen lassen. Hiermit stimmt es überein, daß in den Dörfern auf dem Lande, wo noch jetzt Deutsche und Wenden zusammen wohnen, die Deutschen sich der gewöhnlichen Kirchenthüren bedienen, dieses aber nicht den Wenden gestatten, welche vielmehr durch eine kleine, besonders angelegte Thür in die Kirche gehen müssen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 283. 284.

23. Die Strohbrücke bei Himmelpforten.

Unweit des Klosters Himmelpforten in der Ukermark liegen zwei Seen, Moderwitz und Sidow genannt; beide hängen zusammen, und es ist dort, wo sie in einander fließen, eine Brücke befindlich, über welche man von Himmelpforten nach dem Dorfe Lichen gelangt. In alten Zeiten, als in Himmelpforten noch Mönche waren, die Brücke aber noch keinen Namen hatte, da hatte einstmals einer der Mönche eine Liebschaft mit einer Frauensperson aus Lichen. Diese wollte er eines Tages mit sich ins Kloster nehmen, weshalb er sie, damit Niemand es merken solle, in ein Bund Stroh einband, und sie so auf seinen Rücken

nahm, als wenn er Stroh als milde Gabe für sein Kloster empfangen habe. Wie er nun so, unter seiner Last keuchend und schwitzend, über jene Brücke ging, da begegnete ihm unvermuthet mitten auf der Brücke der Abt des Klosters. Das Mönchlein ließ sich dadurch zwar nicht erschrecken, sondern grüßte seinen geistlichen Vater vielmehr demüthiglich und berichtete, wie fromme Leute im Dorfe ihm das Stroh als Gabe für sein Kloster geschenkt hätten. Der Abt aber sah ihm doch verwundert nach, weil jener so sehr schwitzte, und da entdeckte er denn auf einmal die Füße der Weibsperson, welche unten aus dem Stroh hervorragten. Wie es dem armen Mönche hierauf erging, brauche ich Euch wohl nicht zu erzählen. Die Brücke aber, auf der solches geschehen, wurde von da an die Strohbrücke genannt, welchen Namen sie noch bis auf den heutigen Tag führet.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 4. S. 1123.

24. Der schwarze Mönch zu Ukermünde.

Im Jahre 1469 führete Markgraf Friedrich der Andere von Brandenburg einen langen Krieg gegen die Herzöge in Pommern. Unter andern belagerte er die Stadt Ukermünde. Nun war aber damals in dieser Stadt ein schwarzer Augustiner-Mönch, der etliche freie Schüsse hatte und damit treffen konnte, was er wollte. Der schoß eines Tages dem Markgrafen den Tisch mit dem Essen darauf vor dem Munde weg, und ließ sich zugleich hören, wo der Churfürst nicht bald weichen werde, so wolle er ihm noch näher kommen. Darüber erschrak der Churfürst so sehr, daß er den Sturm aufhob, den er vorhatte, und von der Stadt abzog. Andere sagen freilich, er sei darum abgezogen, weil ihm die Zeitung zugekommen, daß die Sund-

schen und Rugianer den Pommerschen Herzögen mit starker Kriegsmacht zu Hülfe gekommen seien.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 230.

25. Die Capelle des h. Kreuzes bei Perleberg.

Vor der Stadt Perleberg auf dem Felde, und zwar aus dem Parchemer Thore hinaus, lag früher eine Capelle „des heiligen Kreuzes zu Jerusalem". Sie ist aufgebauet von einem Bürger, Namens Matthäus Dambeck. Dieser bekam für seine viele Sünden dieß als Buße auf. Er mußte auch selbst nach Jerusalem reisen, um die Weite der Schädelstätte von Jerusalem auszumessen und gerade in derselben Weite jene Capelle bauen zu lassen, welches denn auch geschehen ist. Jetzt sind von der Capelle nur noch einige Mauertrümmer in der Erde zu sehen.

Beckmann histor. Beschreibung von Brandenburg. Th. 5. B. 2. Cap. 2. S. 44.

26. Der große Stein bei Neetz.

Zwischen dem Amte Neetz und dem Dorfe Nietzig steht am Wege ein großer Stein, um welchen kleinere Steine herumliegen. Auf dem großen Steine findet man allerlei Figuren von Menschen-Händen und Füßen und von Thierklauen eingedrückt, und man unterscheidet besonders deutlich den Fuß von einem Frauenzimmer, den Fuß von einem Kinde, eine Hand und ein Hufeisen. Man erzählt sich, daß der Teufel einmal eine Krügerin, so die Bauern im Kruge betrogen, geholet und auf diesen Stein gesetzet, da dann plötzlich viele Geister mit Pferde- und Bocksfüßen gekommen, die um sie herum getanzet und einen höllischen Lärm gemacht. Wie nun die Krügerfrau in großer Todesangst dem zusehen muß, da kommen des Weges zwei unschuldige Kinder. Die gewahren von allem dem Spuk

nichts, und setzen sich ruhig auf den Stein zu der Krügerin, um sich auszuruhen. Und in dem Augenblicke ist denn auch Alles verschwunden gewesen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 2. S. 376. 377.

27. Das fluchende Weib.

Im Jahre 1555 in den heiligen Pfingstfeiertagen saßen in einem Dorfe unweit Wittstock mehrere Menschen beim Biere. Unter denselben war ein Weib, die fing an gräulich zu fluchen und mehrmals den Teufel zu rufen. Auf einmal wurde sie mitten in ihrem Schwören sichtlich von der Erde aufgehoben und zur Thüre hinaus geführet, vor welcher sie todt niedergeworfen wurde, allen Fluchern und Gotteslästerern zum Exempel.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 344.

28. Die Mißgeburt zu Jütkendorf.

Zu Jütkendorf, einem Dorfe in der Cöllner Inspektion, lebte vor Zeiten ein Bauer, der eine hübsche Frau hatte. Diese hatte er in Verdacht, daß sie heimlichen Umgang mit seinem Knechte pflege. Er stellte sie deshalb darüber zu Rede; die Frau aber, welche gerade in gesegneten Umständen war, verschwor sich und sagte: wenn das wahr wäre, so möge Gott ein Zeichen geben an dem Kinde, das sie in ihrem Leibe trage. Dafür wurde die Ehebrecherin auf schreckliche Weise gestraft; denn wie sie in die Wochen kam, da ward sie von einem Knäblein entbunden, welches an der Nase ein Gewächs wie ein Taubenei, und an jedem kleinem Finger und an jeder kleinen Zehe ein Ende Fleisch gehabt, wie ein Glied am Finger. Da gestand die Frau, daß sie wirklich Ehebruch mit dem Knechte

trichen, worauf denn, am dritten Tage nach der Geburt, das Kind ſtarb.

Beckmann hiſtor. Beſchr. v. Brandenburg. Th. 3. S. 867.

29. Die Zauberſäcke zu Cüſtrin.

Im Jahre 1562 lebten zu Cüſtrin mehrere boshafte alte Weiber, welche große Zauberinnen waren. Gegen dieſe predigte zum öftern Herr Wenzeslaus Kielmann, damaliger Zeit Pfarrer und Superintendent zu Cüſtrin. Als dieſer nun am 19. Tage des Auguſtmonats in dem gedachten Jahre geſtorben war, und am folgenden Tage des Mittags um 1 Uhr begraben wurde, da entſtand ein ſolches Donnern, Blitzen, Regen und Ungewitter, daß man vermeinte, die ganze Stadt werde zu Grunde gehen. Man bekam gleich Verdacht auf jene alten Zauberſäcke, welche eingezogen wurden und denn auch bekannten, ſie hätten das Ungewitter zu Wege gebracht, damit man habe denken ſollen, des Pfarrers Seele ſei vom Teufel hinweggeführt.

Andreas Angelus Annal. March. Brand. pag. 389.

30. Die ſtillen Fröſche zu Schwante.

In dem Dorfe Schwante, eine Meile von Oranienburg, befindet ſich ein Ritterſitz der Familie von Redern. Da findet man die Merkwürdigkeit, daß, ſo viele Fröſche ſich auch dort in der Gegend überall befinden, doch in der Nähe jenes Ritterſitzes und eine ziemliche Strecke rund um denſelben kein Froſch ſeine Stimme hören läßt. Fängt auch ja einer zuweilen an, etwas laut zu werden, ſo bekommt er von den anderen keine Beiſtimmung, und er hört ſchnell wieder auf, als wenn es ihm plötzlich einfiele, daß er etwas Verbotenes thue, oder als wenn ihm über ſein Schreien ein Vorwurf gemacht werde. Man erzählt ſich folgende Urſache dieſer ſonderbaren Erſcheinung:

Vor vielen Jahren fiel einmal im Frühling ein Herr von Redern in eine schwere Krankheit, in welcher er fortwährend viele Unruhe hatte. Diese Unruhe nahm aber auffallend zu, wenn er das Geschrei eines Frosches vernahm. Er konnte dann mehrere Nächte lang keinen Schlaf bekommen. Das wurde so arg, daß er zuletzt gar keinen Schlaf mehr fand, und daß kein Mittel der Aerzte im Stande war, ihm den wieder zu geben. Vergebens versuchte man darauf Alles, die Frösche zu vertreiben oder zum Schweigen zu bringen. Man mußte schon an der Genesung des Herrn von Redern verzweifeln. Er verfiel jeden Tag mehr, und seine Hausfrau hatte deshalb alle Tage weinende Augen. Da geschah es eines Tages, daß ein armer fremder Mann an das Schloß kam und bettelte. Der sah die nassen Augen der Edelfrau, und fragte, um was sie weine. Man berichtete ihm, daß der Herr krank wäre, und vor dem Geschrei der Frösche nicht ruhen, solchergestalt auch nicht lange mehr leben könne. Darauf spricht der Bettler: O, wann Eurem Herrn damit kann geholfen werden, so sollen die Frösche bald still schweigen. Dieses Erbieten wird erstlich der Frauen, und hernach dem Herrn selbst vorgebracht. Der befiehlt, daß man dem armen Manne solle einen Sack voll Roggen geben, wenn er sein Versprechen sollte ins Werk richten. Hierauf begiebt sich der Bettler aus dem Schlosse, umgehet dasselbe in einem großen Zirkel, so weit als ihm däucht, daß der Frösche Stimme dem Herrn könnte verdrießlich sein, gebrauchet dabei seine Wissenschaft und bringet damit zu wege, daß das Geplärre der Frösche sofort aufhört. Und in diesem Stande ist es seitdem mit den Fröschen dort immer geblieben, daß sich, soweit der fremde Mann gegangen, kein Frosch wieder hat hören lassen. Der Mann hat dabei

gleich gesagt, daß dieß nur auf hundert Jahre so dauern werde. Die 100 Jahre sind noch nicht um.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 589.

31. Die Ratzen in Neustadt-Eberswalde.

Eine besondere Merkwürdigkeit ist es, daß sich in der Stadt Neustadt-Eberswalde gar keine Ratzen finden. Dieses hat folgenden Grund:

In den früheren Zeiten waren allda sehr viele Ratzen, besonders in der städtischen Kornmühle, wo sie vielen Schaden thaten. Da trug es sich um das Jahr 1607 oder 1608 zu, daß sich ein gewisser Mann bei dem Rath meldete und sich erbot, dieses Ungeziefer wegzuschaffen, dergestalt, daß hinführo, so lange die Mühle stehen werde, nimmermehr eine Ratze sich darin halten sollte. Er begehrte eher keinen Groschen, bis ein Jahr hernach, wann er seine Probe würde gethan und das Ungeziefer fortgeschafft haben; davor er dann zehn Thaler gefordert, welche ihm auch versprochen worden, und worauf ihm der Magistrat zwei Thaler sofort bezahlen ließ. Darauf legte der Mann etwas in die Mühle, versteckte auch sonst noch etwas an einen verborgenen Ort. Da war es denn am folgenden Tage mit Verwunderung anzusehen, wie die Ratzen sich haufenweise aus der Mühle fortmachten und den dortigen Fluß, die Finow, hinunterschwammen, also daß keine einzige zurückblieb. Nach Verfließung des Jahres kam der Mann wieder, um die übrigen ihm versprochenen 8 Thaler zu holen, die ihm auch bezahlet wurden. Nach der Zeit sind keine Ratzen, weder in der Stadt, noch in der Mühle, mehr zu spüren gewesen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 529.

32. Die Schlangen von Prenzlau.

Rund um die Stadt Prenzlau, die Hauptstadt der Ukermark, findet man keine einzige Schlange, so weit man die große Glocke der Stadt hören kann. Vor diesem gab es dort eine große Menge dieses Ungeziefers. Da war aber zu einer Zeit ein Verbrecher in der Stadt, der das Leben verwirkt hatte. Der erbot sich, alle Schlangen aus der Gegend zu vertreiben, wenn man ihm das Leben schenke. Dieses geschah, und man hat seitdem keine Schlangen dort wieder gesehen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 834.

33. Die Schlangen zu Bernau.

Auf der Feldmark der Stadt Bernau findet man, soweit man das Läuten der Bürgerglocke hören kann, weder Schlangen noch Nattern. Als Grund davon giebt man Folgendes an: Als vor Alters jene Bürgerglocke gegossen wurde, ward dazu nach damaligem Gebrauche von den Leuten allerlei verehret, als Gold, Silber, Erz u. s. w. Es kam auch ein altes Weib herbei, die sagte, sie habe zwar nichts von Geldeswerth, das sie zu der Glocke verehren könne, sie wolle aber doch etwas dazu schenken, was man nicht verachten werde. Damit ließ sie eine lebendige Schlange und eine solche Natter mit in den Guß einlaufen, mit dem Bedeuten, daß sich danach die Schlangen und Nattern verlieren würden, welche damals so häufig in der Gegend waren. Und solches geschah auch, sobald man mit der neuen Glocke zum ersten Male zu läuten anfing.

Als vor ungefähr 200 Jahren die Glocke einstmals einen Riß bekam, so daß man nicht mehr damit läuten konnte, stellte das Ungeziefer sich wieder ein. Es verlor

ſich aber ſogleich wieder, als im Jahre 1649 die Glocke umgegoſſen wurde und nun zum erſten Male wieder läutete.

Beckmann hiſtor. Beſchr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 833.

34. Das Bernauiſche Bier.

In der Stadt Bernau wird ein Bier gebrauet, welches ganz vorzüglich, und beſonders auch dadurch bekannt iſt, daß es ſich ſo ſehr lange hält. Hiervon erzählt man ſich folgende Geſchichte: Ein Lehrling aus der Stadt mußte einſt für ſeinen Herrn Bier holen. Auf dem Rückwege machte er einen dummen Streich, ſo daß er ſich nicht getrauete, wieder zu Hauſe zu kommen. Er vergrub daher die Flaſche, welche von Zinn war, ſammt dem Biere in der Erde und ging unter die Soldaten. Er hielt ſich hier brav und brachte es ſo weit, daß er Hauptmann wurde. In dieſer Würde kehrte er nach vielen Jahren gen Bernau zurück und zeigte ſich ſeinem früheren Lehrherrn. Der will nicht glauben, daß der Hauptmann ſein entlaufener Lehrburſche ſei, bis dieſer den Umſtand mit der vergrabenen Flaſche erzählt, und letztere auch wieder aufgegraben wird. Dabei verwunderte man ſich aber höchlich; denn das Bier war in allen den Jahren ganz wohl erhalten, und war einem Oel ähnlich und ſo wohlſchmeckend, als wenn es ganz friſch geweſen wäre.

Beckmann hiſtor. Beſchr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 654.

35. Die Wundereiche bei Wittſtock.

Eine Meile von Wittſtock hat früher eine Eiche geſtanden, bei welcher ein großer Zulauf von Menſchen, inſonderheit von Lahmen geweſen, die daſelbſt ihre Geſundheit wieder erlangt. Es war ein dicker und krauſer Baum, und waren daran etliche Aeſte in einander und Löcher durchgewachſen. Wer durch dieſe Löcher kroch, der wurde ge-

fund. Der Baum war so ästig und knorrig, daß er nicht konnte gespalten oder weggeführet werden. Die Eiche stand in der ganzen Gegend in großer Ehrerbietung bei allen Leuten. Vor ungefähr hundert Jahren, als die wüste Feldmark, auf der sie stand, geräumt wurde, brannte sie mit ab. Man erzählt folgende Geschichte von dieser Eiche:

Es werden bald zwei hundert Jahre, als ein Knecht, von Widurg aus Holstein gebürtig, Namens Christian, zu Wittstock bei einem Fleischer, Namens Joachim Lebengier, als Ackerknecht diente. Derselbe bekam einen Zufall in den Gliedern, daß er seine Arbeit nicht mehr verrichten konnte. Das Uebel zog sich zuletzt in den Füßen zusammen, besonders in den Schenkeln und in der Biegung des Plattfußes, darin er große Schmerzen empfand, so daß er an einem Stocke sich forthelfen mußte. Sein Meister wurde darüber ungeduldig, und redete ihn hart an, er solle sich zwingen, seinen Dienst zu verrichten, damit er sein Brod nicht umsonst esse. Befiehlt ihm auch ernstlich an einem Sonnabend, er solle Morgen, als am Sonntage, weil er nicht gehen könne, ein Pferd nehmen, und nach Blesendorf reiten, um ein erkauftes Kalb von einem Bauern daselbst abzuholen. Darüber geht der Knecht sehr betrübt zu Bette. Auf einmal um Mitternacht wird er durch eine Stimme aufgeweckt, die ihm Befehl giebt, er solle auf seiner Reise an dem Eichbaume, den er am Wege hinter Jazke finden werde, stille halten, sich vom Pferde begeben und durch den von einander gewachsenen Eichbaum durchkriechen, alsdann werde er gesund werden. Darauf wurde der Knecht freudig, und am anderen Tage that er, wie ihm die Stimme befohlen hatte. Er wurde von Stund' an gesund, daß er seine Krückenstöcke an dem Baume hinwarf und gehen und stehen konnte.

Als dieses bekannt wurde, kamen viele preßhafte Men-

schen mit Krücken zu dem Baume, die hernach fröhlich davon gegangen, und haben die Krücken in Menge um den Baum gelegen.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 1. S. 744, 745.

36. Der bestrafte Sabbathschänder.

Zu Fretzdorf, unweit der Stadt Wittstock, in der Priegnitz, lebte einst ein Müller, Namens Hildebrand, der sich gar nichts aus dem Sabbath machte. Der wurde zuletzt für solchen Frevel hart bestraft. Als er auch wieder eines Sonntags auf das Feld gegangen war und sein Getraide abbrachte, bekam er auf einmal die Nachricht, daß sein Sohn in der Dosse ertrunken war. Und wie er nun, erschrocken über solche Nachricht, zu Hause eilen will, erhebt sich plötzlich ein Gewitter, schlägt in die Stiegen ein, die er aufgerichtet hat, und verzehrt seine ganze Arbeit.

Beckmann histor. Beschreibung von Brandenburg. Th. 5. B. 2. Cap. 7. S. 304.

37. Der Name Pritzwalk.

In der Priegnitz liegt ein Städtlein Namens Pritzwalk. Der Name ist zusammengesetzt aus den beiden wendischen Worten: Priz oder Przez, welches soviel heißt als: mache dich fort, und Walk oder Wolk, welches einen Wolf bedeutet. Von dem Ursprung und der Bedeutung dieses Namens erzählt man Folgendes: Vor Alters war an dem Orte der jetzigen Stadt ein großer Wald. Als sich nun unterschiedliche Handwerks- und Landleute zusammengefunden, welche Lust hatten, sich hier niederzulassen, und in den Wald hineingingen, fanden sie unter einer Linde einen Wolf liegen, denselben schrieen sie mit jenen Worten an: Priz Walk, oder: Mache dich fort, Wolf! Davon blieb her-

nachmals dem Orte der Name, so wie die Stadt auch einen Wolf unter einer Linde in ihrem Wappen führt.

Beckmann histor. Beschreibung von Brandenburg. Th. 5. Buch 2. Cap. 3. S. 89.

38. Das blutende Hirschhorn.

In dem Dorfe Schönhagen, unweit Pritzwalk, zeigt man in dem Hause des Herrn von Brietzken ein merkwürdiges Hirschhorn. Dasselbe hat vor vielen Jahren, als eine Frau von Brietzken gestorben war und begraben wurde, auf einmal angefangen Blut zu schwitzen, und hat solches einen ganzen Tag und eine ganze Nacht gedauert. Das Horn hatte damals schon 14 Jahre an seiner Stelle gehangen.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 5. Buch 2. Cap. 3. S. 147.

39. Die Blutkammer zu Wilsnack.

In der Kirche des Städtleins Wilsnack, in der Priegnitz, befindet sich ein Ort, darein die Leichen der Herren von Saldern zuerst beigesetzt wurden. Es heißet die Blutkammer. In dieser Blutkammer ist es nicht geheuer, und man vermeidet dieselbe gern. Einstmals im Jahre 1705 lebte zu Wilsnack ein junger Tischlergesell, Matthias Schulze mit Namen, der trieb in der Kirche seinen Fürwitz und schaute durch eine geheime Thüre in die Blutkammer hinein. Aber auf einmal bekommt er von einer harten und eiskalten Hand eine Ohrfeige, so stark, daß die Zeichen von der Hand und von den Fingern ein ganzes Jahr lang auf seiner Backe zu sehen gewesen.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 5. Buch 2. Cap. 8. S. 315.

40. Das Fräulein bei Wittenberge.

Die Stadt Wittenberge in der Priegnitz hat in früheren Zeiten nicht da gestanden, wo sie jetzt steht, sondern etwas mehr seitwärts. Man zeigt noch jetzt die Stelle und gräbt dort auch noch zuweilen Mauersteine, Urnen und andere Sachen aus der Erde. Da wo die rechte Stadt selbst gestanden, ist ein ebenes beackertes Feld, gleich daneben ist aber ein hoher Hügel mit einem breiten Graben umgeben; da hat früher das Schloß der Herren von Wittenberge gestanden. Diese ganze Gegend wird noch jetzt die „alte Stadt" genannt. In dem Hügel soll noch ein tiefer Keller sein, der aber jetzt verfallen ist. Auch lassen sich um denselben herum oft Gespenster sehen und hören. Ueber die Zerstörung der alten Stadt und des Schlosses erzählt man sich, daß einst vor langen Jahren ein Fräulein dieses Ortes, deren Namen man nicht mehr weiß, sich an einen vornehmen Herrn ehelich versprochen, worauf dieser sich in den Krieg begeben müssen. Nicht lange darnach aber setzte das Fräulein sich diesen Ritter aus den Gedanken, und sagte einem andern vornehmen Herrn die Ehe zu, mit dem sie sich auch copuliren ließ. Als das nun der erste Bräutigam erfahren, hat er die Stadt und Burg mit Kriegsgewalt angegriffen und erobert, und beide zerstöret. Die Einwohner suchten sich darauf einen andern Platz zur Wiederaufbauung ihrer Stadt aus, da wo diese noch jetzt steht. Das Fräulein aber, deren Untreue auf solche Art gerächt worden, kann seitdem noch immer keine Ruhe finden.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 5. Buch 2. Cap. 8. S. 328, 329.

41. Der Hildebrand bei Wittenberge.

Bei dem Städtlein Wittenberge in der Priegnitz sieht man noch die Reste zweier freiherrlichen Häuser. Sie liegen auf zwei besonderen Bergen, welche die freiherrlichen Berge, oder die Freienburgen genannt werden. Bei einem dieser Häuser ist ein Gefängniß, der Hildebrand genannt, daher, weil vor vielen Jahren ein Fuhrmann Namens Hildebrand darinnen oft in Haft gesessen, auch zuletzt darin gestorben ist. Dieser Hildebrand muß noch in dem Gefängnisse umgehen, wie man denn oft des Nachts sein erschreckliches Lärmen und Rumoren darin hört.

Beckmann histor. Beschreibung v. Brandenburg. Th. 5. Buch 2. Cap. 8. S. 336.

42. Der Blutregen in Großmantel.

Auf der Mühle bei Großmantel, einem Dorfe in der Gegend von Stargard, diente schon vor mehreren hundert Jahren eine Magd, Namens Catharina Darnmann, aus Stargard gebürtig. Dieselbe ging eines Tages, gerade auf Mariä Verkündigung, in einen niedrigen Grund unweit der Mühle, um eine daselbst stehende trockne Erle abzuhauen. Wie sie damit nun fertig war, und die Erle zu Hause trug, da entsetzten sich Alle vor ihr, die sie sahen; denn nicht bloß ihr Gesicht und ihr Oberlatz, sondern auch, nachdem sie sich entkleidet hatte, ihr ganzer Leib war mit Blut bedeckt, als wenn es überall Blut hingeregnet hätte. Die Magd hatte vorher aber nichts davon bemerkt. Sie entsetzte sich mit den Uebrigen, aber weil sie sonst keinen Schaden verspürte, so ging sie am anderen Tage wieder an ihre Arbeit in denselben Grund. Doch wie sie zurückkehrte, fand man, daß sie wieder voller Blut war, wie am Tage vorher, und noch ärger, denn das Blut

fiel stückweise von ihr und die Hunde leckten es sehr begierig auf. Desgleichen geschah auch mit ihr am Tage darauf. An diesem Tage hatte sie zugleich ein Gesicht von zwei Reutern, die gegen Norden hin in glänzenden Wolken ritten, und es trat zu ihr eine lange, weißgekleidete Gestalt, die ihr befahl, sie solle das Blut von ihrem Leibe nicht abwischen, sondern es den Gerichten anzeigen. Dieses hat sie gethan, so daß es von vielen glaubhaften Leuten gesehen ist. Was weiter aus der Magd geworden, weiß man nicht.

Beckmann histor. Beschr. v. Brandenburg. Th. 3. S. 529.

43. Historie von der Magd zu Frankfurt an der Oder, so Geld gegessen.

Im Sommer des Jahres 1536 diente zu Lebus eine Magd, Marx Fischers Tochter, mit Namen Gertraud. Zu der kam einst der leidige Satan in Gestalt eines Kriegsmannes, und redete ihr zu, sie solle seinen Willen thun und ihn lieben, so wolle er ihr auch so viel Geld verschaffen, als sie nur zu haben wünschte. Sie, als eine einfältige Magd, läßt sich leichtlich bereden, und sagt ihm zu, was er begehret. Das dauert so eine gute Weile, da lässet der Teufel sich ihr sehen in seiner eigentlichen Gestalt, und von Stund' an besaß er sie leibhaftig, so daß alle Leute merkten, sie sei besessen. Damit ihr nun desto besser von den Geistlichen mit Beten könne geholfen werden, wurde sie gen Frankfurt an der Oder gebracht, und der Rath daselbst verordnete ihr gute Wartung und starke Wache, damit sie sich selber kein Leid zufügte. Nun war es aber ganz wunderbar, dergleichen nie gehöret oder erfahren worden, auch in keiner Historie oder Chronik beschrieben, daß, wenn sie an irgend ein Ding faßte, mochte es sein eine Mauer, Wand, Tisch, Bank, Rock, Barett oder der-

gleichen, so bekam sie flugs die Hand voll Geldes mancherlei Münze, die aber doch im Lande gäng und gebe waren, als Märkische, Pommersche, Meißnische, Polnische, Preußische und Böhmische Groschen und Pfennige. Mit dem Gelde fuhr sie nun alsbald in den Mund und zerkauete es, daß man es zwischen den Zähnen konnte knirschen hören, und zuletzt schluckte sie es ein. Das trieb sie etliche Wochen, und es geschah nicht scheinweise, wie die Gaukler thun, die Flachs fressen und Feuer speien: denn die Leute, so um sie waren, griffen ihr oft die Hände, brachen ihr die mit Gewalt auf, ehe sie damit zum Munde kommen konnte, und nahmen ihr das Geld fort. Die Katholischen, welche damals noch das Kirchenregiment inne hatten, ließen endlich einen Teufelsbanner kommen, der es sich auch mit seinem Beschwören und Bannen recht sauer werden ließ, auch die Magd oft in Weihwasser badete, der aber doch den Teufel nicht austreiben konnte. Zu derselben Zeit war jedoch in Frankfurt ein evangelisch-lutherischer Prediger, Namens Andreas Ebert von Grüneberg aus Schlesien. Dieser Herr Andreas, da die Papistischen mit ihrem Beschwören nichts ausrichten konnten, wandte sich an Dr. Luther selbst, den er zu Wittenberg gehört, und auf dessen Rath ließ er sie in seine Predigten führen und that dort in der Gemeinde Fürbitten für sie. Und das half. Denn obwohl der Teufel nun selbst in der Kirche erschien, und unter der Predigt viel Ungemach trieb, ein großes Geschrei und Geplärr erhob, den Prediger oft Lügen strafte, sonderlich wenn des Herren Christi gedacht wurde, so ward gleichwohl durch Verleihung göttlicher Gnade die Magd geheilet, und diente hernach noch viele Jahre zu Frankfurt an der Oder.

Andreas Angelus Annales March. Brand. pag. 324.
Zach. Garcaeus Res gesta Marchiae. II. pag. 258.

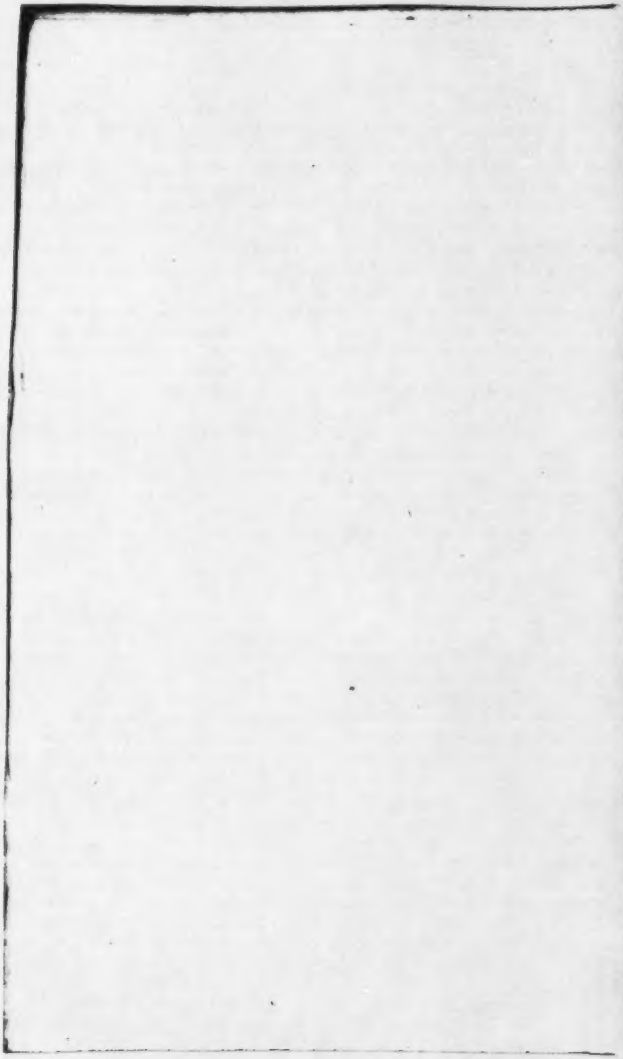
44. Die Magd und die Männlein zu Help.

In dem Dorfe Help, eine halbe Meile von Arnswalde in der Neumark, war im Jahre 1574 eine Magd, siebenzehn Jahre alt, auf den Palmsonntag zum Sacrament des Altars gegangen. Anstatt nun darauf den Tag mit frommen Werken zuzubringen, war sie des Abends auf die Gasse gegangen, und hatte den anderen Mägdlein zugesehen, die allda herumliefen und allerlei weltliche Spiele trieben. Auf einmal hat sie ein kalter Wind angeblasen, davon sie ganz schwach im Haupte geworden. Sie ging zu Hause und legte sich mit allen ihren Kleidern zu Bette, aus welchem sie von der Stunde an in vollen vier Jahren nicht wieder herausgekommen. Sie wurde dabei lahm und blind, und aß und trank in aller der Zeit nichts; sie verrichtete auch kein Bedürfniß und sprach kein einziges Wort. Nachdem sie also ins fünfte Jahr bis zum 2. August 1578 gelegen hatte, da wurde sie an diesem Tage gen Arnswalde in das Hospital des heiligen Geistes gebracht. Vier Tage lang lag sie hier, so wie in ihrer Wohnung zu Help. Am fünften hat sie auf einmal angefangen, durch eine Bewegung ihres Mundes Anzeigung ihres Hungers von sich zu geben. Es wurde ihr darauf eine Weinsuppe gebracht, die sie mit einem Löffel gegessen. Von derselbigen Zeit an war sie genesen. Sie erzählte nun auch die wunderbare Weise, in der sie vier Jahre zugebracht. Es waren nämlich kleine Männlein und Jungfräulein alle Tage unter ihrem Bette hervorgekommen, die außer ihr kein Anderer hatte sehen können. Die waren schön geschmückt gewesen, und hatten ihr die besten Speisen gebracht, von allem, was anderswo gekocht oder gebraten gewesen. Sie hatten sie auch anfangs aus ihrem Bette hinwegtragen und ein anderes Bild an ihre Stelle legen wollen; aber Einer

unter ihnen, in einem gelben Kleide, hatte das widerrathen. Darauf hatten sie aber dermaßen auf sie gedrückt, daß sie davon auf einer Seite ganz lahm geworden. Auch hatten sie ihr immer die Augen zugedrückt, daß sie nicht hatte sehen sollen, wovon sie Zeit ihres Lebens braune Flecken an den Augen behielt. Als sie zuletzt gehört hatten, daß sie in die Stadt gebracht werden solle, hatten sie unter einander davon geredet, daß sie ihr über Land keine Speise bringen könnten, und sie hatten sie nun wieder wegtragen wollen. Auf Vorbitten Eines war das aber auch dieses Mal unterblieben. — Von ihrer Krankheit behielt sie nichts zurück, als daß sie nur wenig aß, selten redete, daß sie mit einem Fuße hinkte, und daß sie niemals allein im Hause bleiben wollte.

(Unter der Sonne nichts Neues!)

Andreas Angelus Annales March. Brand. pag. 372. 377, 378.



IV.

Sagen

aus dem Magdeburgischen.

1. Die Wiedererbauung Magdeburgs.

Die schöne Stadt Magdeburg, die schon 47 vor Christi Geburt von dem Römischen Cäsar Julius erbauet sein soll, war nach Karls des Großen Zeiten von den Wenden und Ungarn ganz verwüstet, daß nur ein wenig armes Völklein von Fischern daselbst geblieben, die ihre Hütten, so gut sie gekonnt, wieder aufgebauet hatten. Ein solcher wüster Flecken ist Magdeburg geblieben bis zur Zeit des Kaisers Otto. Dieser schenkte den Flecken und die dabei gelegene Burg seiner ersten Gemahlin, der Kaiserin Editha, zur Morgengabe, dahero sie auch besonderen gnädigen Gefallen dazu getragen, und den Kaiser, ihren Gemahl, gebeten, darein zu willigen, daß aus dem schlechten Flecken eine große schöne Stadt gebauet werde. Das erlaubte ihr der Kaiser, gestattend, daß sie Burg und Flecken nach ihrem Gefallen erweitern und befestigen möge. Wie nun der Kaiserin also ihre Bitte gewähret, ist sie in einen Wagen gestiegen und hat sich herumfahren lassen, und hat selbst die Länge und Weite der neuen Stadt besehen und ausgesetzet, worauf denn nun alsbald im folgenden Jahre, 940 nach der Geburt des Herrn, Magdeburg zu einer vornehmen Stadt zu erweitern und zu bauen angefangen ist. Die alte Stadtmauer ging aber in folgender Weise: nämlich am Ulrichs-Thor, am Marstall und am Barfüßerkloster, zu Ende des neuen Scharrens, wenn man vom breiten Wege

hinein gehet, in der neuen Petristraße hinter den Häusern und Gärten, wo vor diesem der Diaconus gewohnt hat; auch ging die alte Stadtmauer über den St. Johannis-Kirchhof, da wo ehemals die St. Stephans-Kirche gewesen, welches nachher der Elenden Kirchhof hieß; eben so war ein Stadtthor an der Stelle des Schwibbogens des Hauses der Seiden-Krämer-Gilde.

Gottfried Gengenbacher: Stadt Magdeburg, das ist Kurtze Beschreibung der Stadt Magdeburg ꝛc. (Magdeb. 1678.) S. 8, 9.

2. Das Kaiserbildniß im Dome zu Magdeburg.

An dem Pfeiler der Kanzel im Dome zu Magdeburg befindet sich eine runde, aus Steinen mit kleinen Thürmchen gezierte Capelle. Auf dem Altare in derselben stehen der Kaiser Otto nebst dessen erstem Ehegemahl, der Kaiserin Editha, abgebildet. Die Kaiserin hält in der linken Hand einen zirkelrunden Reif, der aus neunzehn runden vergoldeten Kügelchen besteht. Diese Kügelchen zeigen an, daß diese fromme Kaiserin eben so viele Tonnen Goldes zur Erhaltung des Erzstifts Magdeburg hergegeben hat.

Gengenbach, Stadt Magdeburg. S. 12.

3. Der Schäfer am Dome zu Magdeburg.

Außerhalb am Dome zu Magdeburg, nach Westen hin, über dem sogenannten Paradies, steht in Stein ausgehauen das Bild eines Schäfers mit seinem Knechte, seinen Schafen und seinen Hunden. Der Schäfer sieht nach einem Sterne hin, den man von dieser Seite an dem Thurme des Domes erblickt. Man sagt, so hoch der Stern steht, so hoch hat dieser Schäfer den Dom sammt dessen beiden Thürmen auf seine Kosten aufführen lassen; zu dessen Andenken sind das Bild und der Stern ausgehauen.

Gengenbach, Stadt Magdeburg. S. 16.

4. Der schwörende Mönch.

Zur Zeit als der Dom in Magdeburg gebauet wurde, lebte in dieser Stadt ein Mönch, der sich vermaß und verschwor, der Teufel solle ihn holen, wenn er nicht in Pantoffeln auf die Krone des Thurmes steige. Das bekam ihm aber übel, denn als er eine ziemliche Strecke gestiegen war, fiel er plötzlich von oben herunter, und der Teufel zerbrach ihm sichtlich den Hals. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde an der Spitze des Thurmes ein Bildniß in Stein gehauen, welches den Mönch und, dicht unter ihm, den auf seinen Fall lauernden Teufel vorstellt. Das Bild ist noch zu sehen.

Gengenbach, Stadt Magdeburg. S. 13.

5. Die gefesselten Männer am Dome zu Magdeburg.

Zur rechten Seite im Dome zu Magdeburg sieht man zwei aus Holz geschnitzte Mannsbilder, mit eisernen Ketten und Banden an Hals, Leib, Händen und Füßen. Man erzählt davon Folgendes: Als der Dom gebauet wurde, kamen zwei Gebrüder Grafen von Gleichen gen Magdeburg, wollten den Bau wehren und vermaßen sich, aus dem Dome einen Pferdestall zu machen. Zum ewigen Andenken an solche Vermessenheit wurden ihre Bildnisse in Ketten im Dome aufgehangen.

Gengenbach, Stadt Magdeburg. S. 12.

6. Die frommen Hunde in Magdeburg.

Im Jahre 1016 kam ein deutscher Fürst mit etlichen seiner Gewappneten nach Magdeburg, und fing Einen von Adel, welcher dem Erzbischofe Gero, dem fünften Erzbischofe von Magdeburg, lieb und sein Diener war. Dem-

selben ließ er die Augen mit Gewalt ausstechen, darüber denn der Erzbischof hart ergrimmte und den Fürsten in den Bann erklärte. Da geschah es, daß von diesem Verbannten selbst die Hunde kein Brod und keine Speise annehmen wollten. Dadurch kam derselbe zur Erkenntniß und Reue seiner Mißhandlung, und er kommt daher zum Erzbischof in bloßem Haupte und in bloßen Füßen, fällt vor dem nieder und bittet um Absolution. Diese wurde ihm auch alsbald in Gegenwart des Kaisers Heinrich, worauf es wieder wohl um ihn stand.

Amersbach. Chronik des Erzstifts Magdeburg. S. 26.
Andr. Werner, Magdeb. Chronik (nicht paginirt).

7. Kriegeszeichen.

Unser deutsches Vaterland wurde von sehr schweren und schädlichen Kriegen heimgesucht unter seinem Kaiser Heinrich, dem Vierten dieses Namens, welcher regierte vom Jahre 1065 bis zum Jahre 1105. Diesen Kriegen gingen aber auch ganz besondere Anzeigen vorher, absonderlich im Erzbisthum Magdeburg. Denn nicht allein, daß man überall zwei Monate lang einen großen Cometen gesehen, und daß in der Luft sich feurige Kriegsheere zeigten mit blutigen Waffen, brennenden Fackeln, glühenden Pfeilen, und belagerten Städten, so wie ein Krachen in den Lüften gehört wurde, als wenn dort große Feldschlachten geliefert würden; eben so geschahen noch ganz besondere Wunder im Magdeburgischen. So versammelten sich eines Tages auf dem Marsch bei Magdeburg ein großer Haufen Raben, welche also heftig mit einander gestritten, daß eine große Menge von ihnen todt zur Erde niederfielen. Solcher Streit hat einen ganzen Tag gewähret. Ferner haben mehrere Bischofsstäbe, die in ihren Capellen standen, am hellen Tage, da es lauter und klar Wetter gewesen, Wasser

geschnitzet, und denen, die sie angefaßt, die Hände mit Wasser gefüllet. Eben so ist Blut aus gebackenem Brodte, wenn man dasselbe zerschnitten, häufig herausgeflossen, und Kinder haben im Mutterleibe geredet. — Solche und dergleichen Wunder sind jenen schweren Kriegen vorhergegangen.

Alte Magdeburgische Chronik (nicht paginirt).

8. Der gefangene Jude zu Magdeburg.

Zu den Zeiten des Bischofs Conrad zu Magdeburg, der ein geborner Graf vom Sternberg war, und im Jahre 1278 starb, fiel an einem Sonnabend ein Jude ins Privet. Weil es nun der Sabbath war, so durften ihn die Juden nicht herausziehen, wollten auch nicht leiden, daß dieses von Christen geschehe, weil der Jude doch immer selbst mit hätte helfen und Hand anlegen müssen. Ueber solchen Aberglauben erzürnte der Bischof, und des nächstfolgenden Tages, weil es Sonntag und der Christen Sabbath war, entbot er daher den Juden, sie sollten der Christen Sabbath auch nicht brechen. Also mußte der arme Schelm zwei Tage und zwei Nächte im Privet sitzen bleiben.

Bünting, Braunschw.-Lüneb. Chronik. I. 61. 93.
Alte Magdeburger Chronik (nicht paginirt).

9. Die heiligen Leichnams-Capelle zu Magdeburg.

Im Jahre 1315 brach ein Bube des Nachts zu Magdeburg in die Sanct Pauls-Kirche, und stahl daselbst die Büchse mit den geweiheten Hostien, so man zum Sacrament gebrauchet. Damit ging er des Morgens in die Sanct Peters-Kirchen, willens, daselbige allda auf den Altar zu legen, ward aber anderen Sinnes, und warf das Sacrament hinter den Kirchhof daselbst, zwischen die Steine, in einen Pfuhl, und versetzte die Büchse den Juden. Da begab es sich, daß Einer mit einer Kufe, damit man Wasser

zum Bierbrauen führet, von der Elbe gefahren kam, und da er an den Ort gelanget, da das Sacrament gelegen, sind die Pferde stehen geblieben und haben nicht fortgewollt. Darüber wird der Küfenführer des Sacramentes, daselbst liegend, gewahr, und ein Müller, der von ohngefähr dazu gekommen, hebt dasselbe mit seinem Schwerte auf. Der Dieb wurde darauf bald entdeckt, auf dem Kleiderhofe vor den Juden gegriffen und hernach geschleifet. Auf der Stellen, da das Sacrament gefunden, erbauten die Bürger, zum Andenken des allda geschehenen Wunders, eine Capelle, welche die Capelle des heiligen Leichnams geheißen wurde; in dieselbe ließen sie die Geschichte hineinmalen, und das Schwert, damit das Sacrament aufgehoben, haben sie darin aufhängen lassen. Die Capelle stand noch vor nicht gar langer Zeit, hinter dem Sanct Marien-Magdalenen-Kloster, und man konnte vom Kloster und vom Kirchhofe aus in die Capelle gehen. Es befand sich auch in dieser ein Brunnen mit einem eisernen Eimer, damit man Wasser schöpfen konnte.

Alte Magdeburger Chronik (nicht paginirt).
Gengenbach, Stadt Magdeburg. S. 30.

10. Das Gespenst auf dem Tye in Magdeburg.

In dem Jahre 1371 war in der Neustadt Magdeburg, auf dem Tye, in Hans Schartauens Hause ein gar sonderbares Gespenst. Dasselbe war gekommen in der Nacht des Krautweihen-Tages (Mariä Himmelfahrt); es ließ sich hören, aber nicht sehen; es trieb viel Ungestümes, und sagte, es wäre Hans Schartauens Seele, der vor drei Jahren in der Ohre ertrunken war; es begehrte von mehreren Priestern, die es benannte, eine gewisse Anzahl Messen und Vigilien, und erzählte dabei, wie viele Gebete und Almosen zu seiner Erlösung bereits geschehen wären. In

unserer lieben Frauen Lichtmessen-Nacht verlor es sich, also daß es gerade zwischen den beiden Marien-Tagen da gewesen war.

Alte Magdeburger Chronik.

11. Bestrafte Tanzlust.

Am Sonntage nach Laurentii im Jahre 1381 wurde Ludwig, ein Markgraf zu Meißen, Administrator des Erzbisthums Magdeburg. Erzbischof wollte er nicht werden, weil sein Sinn nach Mainz stand, wo er schon zum Erzbischofe postulirt war, und weil er zwei Erzbisthümer zusammen nicht behalten konnte. Er war überhaupt ein weltlicher Herr; deshalb regierte er denn auch nicht lange, und es traf ihn bald der Zorn des Himmels. — In der Fastnacht des Jahres 1382 ließ er nämlich ein großes Bankett zu Calbe an der Saale bestimmen, wohin er seine Brüder, die Markgrafen zu Meißen, nebst vielen andern großen Leuten berief. Da geschah es denn nun, als der Administrator am Montage in der Fastnacht, des Abends nach dem Essen mit seiner ganzen Gesellschaft zum Rathhause gegangen war, den Abendtanz und gute Kurzweil zu vollbringen, daß in einer kleinen Kammer nebenan das Bettstroh aus Versehen anfing zu brennen, und darüber ein groß Gerücht entstand, daß sich ein gefährliches Feuer erhoben hätte, obgleich die Sache doch ohne alle Gefahr gewesen, worüber denn nun Jedermann bestürzet, und gesuchet, der Erste aus dem Rathhause zu entkommen. In solchem Gedränge und Tumult ist die Rathhausstiege zerbrochen, und viel Volk hart beschädigt worden. Zu Tode ist aber blos gekommen der Administrator Ludwig von Meißen mit noch zwei Anderen. Er ist die zerbrochene Stiege herunter gefallen, hat den Hals abgestürzet und ist in Puncto todt geblieben.

Gottfried Gengenbacher, Magdeb. Chr.
Andr. Werner, Magdeb. Chronik.

12. Die Cardinalsbirne.

Unter dem Namen der Cardinalsbirne ist zu Magdeburg eine schöne, wohlschmeckende Birne bekannt. Dieser Name ist schon sehr alt, und im Jahre 1453 entstanden. Dazumal hatte der Papst den Bruder Johann Capistran, Barfüßer-Ordens, mit mehreren seiner Brüder in das Land zu Böhmen geschicket. Der wurde von dem Erzbischof Friedericus mit nach Magdeburg gebracht, wo er wegen seiner großen Frömmigkeit von der ganzen Clerisei und von der Gemeinde mit Kreuzen und Fahnen prächtiglich empfangen wurde. Man bauete ihm einen Pallast auf dem neuen Markte, davon er predigte. Er predigte mit solchem Ernst und Eifer, daß man ihm alle Wurftafeln, Würfel, Karten, Larven und anderes Spielgeräthe, und die Frauen ihre Schnüre und Haare, und ihre Bretter, darauf sie ihre Schleier und Tücher zu kleistern pflegten, darbrachten, und es wurde alles dieses öffentlich auf dem neuen Markte verbrannt. — Dieser Capistran aß einesmals von jenen schönen Birnen, und weil er sie so gar wohlschmeckend fand, so segnete und weihete er sie. Davon haben sie den Namen Cardinalsbirnen erhalten, den sie noch jetzt haben.

Alte Magd. Chronik.

13. Der Erzbischof Ernestus zu Magdeburg.

Der ein und vierzigste Erzbischof von Magdeburg war Ernestus, ein Herzog von Sachsen, Herzogs Ernsten des Churfürsten Sohn. Er wurde am heiligen drei Königs-Tage des Jahres 1476 zum Erzbischofe erkoren, und bekleidete den erzbischöflichen Stuhl bis zum Jahre 1513,

wo er starb. Er war ein frommer und einsichtsvoller Herr, der gar löblich regierte. Als er zum Sterben kam, boten ihm die Barfüßer-Mönche alle ihre Werke und Verdienste bei Gott an, als die ihm zur Seligkeit desto sicherer verhelfen sollten. Denen hat er aber geantwortet: „Lieben Herren, es ist nichts mit allen Euren Verdiensten und Werken; ich begehre derselbigen auch nicht. Die Werke meines Herrn und Heilandes Jesu Christi müssen es alleine thun.“ Darauf ist er selig abgeschieden, nachdem er 37 Jahre regieret.

Alte Magd. Chronik.

14. Der Warner vor der Schlacht, und die Magdeburger Taufe.

Im Jahre 1550 hatten die Magdeburger einen schweren Krieg mit dem Herzog Georg von Mecklenburg; dieser, ein junges hitziges Blut, war in das Magdeburgische Land eingefallen, und trieb ein arges Wesen mit Rauben, Plündern und Brandschatzen, also daß des Flehens des Landvolks an den Rath der Stadt Magdeburg um Hülfe und Errettung mit jedem Tage mehr ward. Da rüsteten sich denn die Magdeburger, und am Tage Mauritii, welcher damals war der 22ste Tag des Septembers, zogen sie aus, dem Feinde eine große Schlacht zu liefern. An ihrer Spitze waren der Bürgermeister Georg Gericke und Heinrich Müller mit dem Hauptmanne Hans Springer.

Der Tag Mauritii aber war für die Magdeburger ein Unglückstag, und er war ihnen schon zwei Mal in Kriegsläuften zum Unheil gewesen, indem sie an solchem Tage zweimal eine Niederlage erlitten hatten. Daher geschah es auch, daß, als sie ausgezogen waren, vor dem Dorfe Barleben, eine Meile von der Stadt, ihnen ein Mann begegnete, der sie verwarnete. Dieß war ein feiner,

langer, anſehnlicher Mann, der Kleidung nach einem Bauersmann nicht ganz unähnlich. Er war zwar gar alt und eisgrau, aber ſo ſchönen holdſeligen, röthlichen und jungen Angeſichts, daß es zu verwundern. Der hielt die Magdeburger an, und fragte ſie, wo ſie mit dem Kriegsvolk und der Kriegsrüſtung hinaus gedächten? Und da er ihres Vorhabens unterrichtet, hat er ſie mit aufgehobenen Händen herzlich gebeten, von ihrem Vorſatze abzuſtehen, wieder heim zu kehren und ihrer Stadt Acht zu haben, und ja des Orts, und ſonderlich der Zeit nichts vorzunehmen, indem gerade vor zweihundert Jahren auf den Tag und an dem Ort die Magdeburger geſchlagen worden, wie ein Jeder, der es nicht wüßte, auf der Tafel in der Sanct Johannes-Kirche zu Magdeburg leſen könne; er ermahnte ſie, daß es ihnen gewiß auch dieſes Mal unglücklich ergehen werde, wenn ſie nicht umkehreten.

Ob nun wohl ſich Etliche über die Perſon und die Rede dieſes Mannes verwundert, ſo haben doch ihrer ſehr Viele ſeiner geſpottet und die Warnung höhniſch verachtet. Das iſt ihnen aber zu ihrem großen Unglück geworden.

Die Magdeburger rückten nämlich weiter, und früh um ſieben Uhr trafen ſie auf den Feind. Sie griffen dieſen ſogleich an, aber ſchon nach einer halben Stunde waren ſie ſo auf das Haupt geſchlagen, daß ſie 1200 Todte und 300 Gefangene verloren hatten, und daß 11 Stück Feldgeſchütz und 11 Bürgerfähnlein in die Hände der Feinde gefallen waren. Abſonderlich war keiner von den Spöttern des alten Warners unerſchlagen oder ungefangen geblieben.

Dabei trug ſich auch noch folgender verwunderliche Umſtand zu, der den Meiſten das Leben koſtete. Die Magdeburger hatten nämlich, als ſie dem Feinde entgegen gingen, das Flüßlein, die Ohre genannt, paſſiren müſſen, wel-

ches zu damaliger Zeit gerade sehr tief gewesen. Sie hatten daher eine seichte Stelle gesucht, durch welche sie ohne große Beschwerde über den Fluß gelangten, und dieselbe, um sie bei ihrer Rückkehr desto sicherer wieder finden zu können, mit einem Merkmale bezeichnet. Wie sie aber nun von dem Feinde geschlagen und zu einer eiligen Flucht gezwungen worden, da war unterdeß, ohne daß sie etwas davon wußten, das Zeichen von der Furth weggenommen und an eine Stelle gesteckt, wo die Ohre gerade am allertiefsten war. Die Magdeburger glaubten, das sei ihre Furth, sie stürzten in ihrer großen Angst sich in die Tiefe hinein, und fanden einen gar jämmerlichen Tod im Wasser. Auf welche Weise das Zeichen von seiner alten Stelle fortgekommen war, hat man niemals erfahren können. Die Stelle, wo solches passiret, heißt zum Wahrzeichen bis auf den heutigen Tag die Magdeburger Taufe.

Wie es nun also leider geschehen, daß die Weissagung des alten Mannes eingetroffen, da hat man fleißig Nachforschungen nach ihm gehalten; aber man hat Niemanden erfragen können, der ihn vorher oder nachher gesehen hätte.

Alte Magdeb. Chronik (nicht paginirt).
Beckmann histor. Beschr. von Brandenburg. Th. 4. S. 974.

15. Das blutige Brod.

Im Jahre 1551 wurde die Stadt Magdeburg von dem Churfürsten Moritz von Sachsen, dem Churfürsten Joachim von Brandenburg, dessen Vetter dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem Grafen Hans Georg von Mannsfeld, und mehreren anderen Herren hart belagert. In dem Lager der Belagernden wurde aber ein gar wüstes und gottloses Leben geführt, wofür denn auch die Strafe nicht ausblieb. Unter andern fiel am 30sten Juli des gedachten Jahres ein Scharmützel vor, welches fast drei

Stunden dauerte, in welchem von den Magdeburgern nur zwei und zwanzig Menschen, und darunter nur sieben Reiter, von den Belagerern aber über 50 Menschen und an die hundert Pferde beschädigt und Viele zu Gefangenen gemacht wurden. Diese Gefangenen nun erzählten von einem seltsamen Wunder, es wäre kürzlich geschehen, daß Etliche im Lager Brod angeschnitten, woraus Blut hervorgekommen; darüber wären die Knechte heftig erschrocken; darnach wäre auch eine Krankheit unter sie gekommen, darin ihrer Viele wahnsinnig geworden.

Gottfried Gengenbacher Magdeb. Chronik.

16. Die Metze und die Magd.

Die schwere Belagerung, welche die Stadt Magdeburg in den Jahren 1550 und 1551 von dem Churfürsten Moritz von Sachsen und dessen Bundesgenossen auszustehen hatte, geschah im Namen des Deutschen Kaisers. Der Herzog forderte deshalb auch im Namen des Kaisers die Stadt zur Uebergabe auf, bekam aber eine sehr trotzige abschlägliche Antwort. Weil nun kurz vorher der Kaiser in gleicher Art gegen die Stadt Metz nichts hatte ausrichten können, so entstand auf ihn jetzt in den deutschen Landen das Spottgedicht:

Die Metze und die Magd
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.

Wahrhaftiger ausführlicher und gründlicher Bericht von der Altenstadt Magdeburgk Belagerung, so die Röm. Kais. Maj. Carolus Quintus ꝛc. (Magdeburg 1587.)

17. Der Todtengräber in Magdeburg.

Es sind beinahe zweihundert Jahre her, als in Magdeburg ein Todtengräber lebte, der mit dem Teufel einen Pact gemacht hatte, und in dessen Folge von dem bösen

Feinde in einen Höllenpfuhl von Verbrechen und Sünden geworfen wurde, zuletzt aber ein gar jämmerliches Ende fand. Dieser Todtengräber hatte einstmals einen Trommelschläger unter den Kaiserlichen kennen gelernt, der gegen Kugeln und Hieb und Stich fest war. Das wollte der Todtengräber auch gern sein, und er fragte den Trommelschläger, wie er das anzufangen habe. Da gab ihm dieser einen Zettel, der gar toll mit allerlei Zeichen beschrieben war.

Mit dem Zettel mußte der Todtengräber draußen aufs Feld gehen, unter das Hochgericht. Zur Mitternacht mußte er da sein. Daselbst erschien ihm der Satan in Gestalt eines Cavaliers, anhabend einen gelben Koller, rothe Hosen und einen grauen Hut mit weißen Federn. Der fragte ihn, ob er Lust zu dienen hätte. Der Todtengräber antwortete ja; worauf der Satan verschwand. In der folgenden Nacht mußte der Todtengräber noch einmal unters Hochgericht gehen, wo ihm der Satan wieder erschien. Dieser fragte ihn, ob es bei der Abrede bleibe? Wie nun der Andere sich abermal mit ja vernehmen lassen, da sind sie denn der Sachen vollends eins geworden, nämlich dahin, daß der Todtengräber sich dem Satan mit seinem Blute verschreiben solle, sein eigen zu sein funfzehn Jahre lang, hergegen solle ihn der Satan am Leibe unbeschädigt verwahren und ihm drei freie Schüsse geben. Als sie so einig geworden waren, verwundet auf des Teufels Befehl der Todtengräber sich mit einer Stecknadel auf der Hand und schreibet auf einen Zettel mit dem Blute die beiden Anfangsbuchstaben seines Namens, nämlich E. und F., und dazu drei Kreuze, weil er mehr nicht hat schreiben können. Auf diese Handschrift war er dem Teufel eigen.

Eine Weile hernach, am Charfreitage, bringet ihm der Teufel ein Büchslein mit einer grasgrünen Salbe darin, damit er sich festmachen könne. Das hat er also auch

befunden. Denn als bald darauf in dem damaligen Kriegswesen etliche feindliche Völker das Korn vor der Stadt Magdeburg verheerten und anzünden wollten, ist er mit den anderen Bürgern ausgezogen und hat das Korn tapfer helfen vertheidigen. Darüber hat er zwar einen Schuß mitten auf die Brust bekommen, derselbe ist aber nicht durchgegangen, sondern hat nur einen blauen Fleck auf der Haut zurückgelassen. Das sah des Abends sein Weib, als sie zu Bette gingen, und als sie daraus merkte, daß es nicht richtig mit ihm sei, da hat die ihm ernstlich zugeredet und gesagt, daß sie Alles ihrem Beichtvater offenbaren wolle; er hat ihr das aber hart verboten, mit Bedrohung, er wolle sie sonst übel tractiren und sie solle nicht sicher vor ihm sein. Worauf sie denn stille geschwiegen.

Indessen verfing er sich immer mehr in des Satans Stricken; er war dem Gesöff und allerlei gottlosem Wesen ergeben; er konnte es nicht leiden, daß sein Weib die Kinder zum Gebet hielt, sondern sagte, sie sollten in des Teufels Namen beten; er half den Gotteskasten in der St. Johannis-Kirche bestehlen, und verschwendete das Geld, so er davon mit bekommen. Zwar ging er einmal in sich, und er versuchte nun, des Satans los zu sein. Er hatte nämlich gehört, er werde frei sein, wenn er Anderen seine Kunst beibringe und dieselben dem Teufel zuführe. Derohalben bot er einmal einem Knaben von fünfzehn Jahren seine Salbe an, mit dem Versprechen, sie solle ihn stark machen, und er solle niemals beschädigt werden, wenn er sich mit anderen Jungen herumschlüge. Der Junge wollte indessen nichts mit [illegible] zu thun haben. Ein andermal, als er einen jungen Kerl antraf, der Lust zu seinen Künsten hatte, trank er ihm diese zu in seines Bruders Namen, das heißt in des Teufels Namen, denn er nannte den höllischen Feind nicht anders, als seinen Bruder, oder den

Herrn Edelmann, oder Herrn Urian. Er bildete sich nun auch ein, daß er den Teufel in der That los sei. Allein der Satan hatte doch nicht von ihm gelassen, sondern gebrauchte ihn noch zu vielen gottlosen Thaten. So gab er ihm einmal im Frühjahre ein graues Pulver in einem weißen Papier, und hieß ihn dasselbe in den Gassen der Stadt ausstreuen, daß die Pest daraus erfolgen möchte. Und wie er nun nicht Alles ausstreute, sondern einen großen Theil in die Elbe warf, da trat auf einmal der Teufel zu ihm, und wollte ihn strafen; wie er sich aber in seiner Angst gesegnet, und gebetet: Das Blut Jesu Christi u. s. w., da ist der Böse von ihm gewichen. Im Herbste desselben Jahres entstand wirklich die schreckliche Pest, die nicht blos die Stadt Magdeburg, sondern auch die benachbarten Provinzen verheerte. Ein andermal befahl ihm der Satan durch eine grobe Stimme, die er wohl erkannte, ein Kind von drei Wochen, so denselbigen Tag auf dem St. Peters-Kirchhofe begraben war, auszugraben, und von dessen Gliedern ein Pulver zu machen, solches aber auszustreuen, damit die Pest abermals in die Stadt komme. Diesem ist er gehorsam; als er gerade ein ander Kind zu begraben hatte, öffnet er das Grab jenes Kindes, zerschlägt den Sarg, nimmt von dem Körper, was ihm der Satan geheißen, und machet ein Pulver daraus, indem er das neu zu begrabende Kind in das Grab leget. Des verstorbenen Kindes Eltern werden zwar gewahr, daß das Grab geöffnet, und ein ander Kind darin beigesetzt sei; als sie ihn aber darüber zur Rede stellten, wußte er sich so herauszudrehen, daß sie nichts Böses vermutheten. Aber das Maaß seiner Bosheit war erfüllet, und der gerechte Gott hatte beschlossen, ihn in die Hände der Obrigkeit zu wohlverdienter Strafe zu liefern. Drei Vierteljahre nachher, im August, als des verstorbenen Kindes Vater Schafe suchet,

wird er in einer wüsten Capelle beim St. Marien-Magdalenen-Kirchhof seines Kindes mit Gewalt zerschlagenen Sarg gewahr, und als er dem gottlosen Menschen abermals zuredet, suchet dieser zwar sich zu entschuldigen; der Vater aber will damit nicht zufrieden sein, sondern bringet den Handel vor die Obrigkeit, welche den Uebelthäter zur Haft bringet und das Grab des verstorbenen Kindes öffnen lässet. Da hat man denn das Körperlein gefunden, wie sehr viele Knöchlein und Gliedlein daran gemangelt, worauf man den Verbrecher an die Folter gebracht, und er nun seine Sünden bekannt hat. Er hat dabei auch angegeben, wie er das Pulver, so er von den Gliedern des Kindes gemacht, an vielen Orten ausgestreuet, nämlich auf dem Augustiner-Kirchhof, an dem Orte, wo die Leinewand gebleichet worden, auf dem Steige, der vom Fischerufer heraufgehet, am breiten Wege, und in allen Gassen der Stadt an den Ekken. Er hat das gethan in der Nacht von eilf Uhr an; der Satan ist in Gestalt einer schwarzen Ratze immer neben ihm her gelaufen, und hat zu ihm gesagt: er solle nur sachte wegstreuen, dann werde die Pest schon kommen.

Nachdem der Böswicht also seine Schandthaten bekannt, ist er durch einen Rathsspruch zum Tode verurtheilet, und darauf mit dem Rade hingerichtet. Dieß ist geschehen am 26sten October 1637. Der Satan hat Gewalt über ihn behalten, bis an sein Ende; denn obgleich die ihm zugeordneten Prediger allen Fleiß an ihm thaten, so hat er doch, wie er zum Tode geführet wurde, von starkem Getränke sehr viel zu sich genommen, und sich nichts denn gottloser Worte gebrauchet.

Gengenbach, Stadt Magdeburg. S. 84 — 88.

18. Wolmirstett.

Im Jahre 780 nach Christi Geburt ist der große Kaiser Carl mit seinem Kriegsvolke bis an die Elbe gekommen. Eines Tages kam er an den Ort, da die Ohre in die Elbe läuft, allwo gegenwärtig Wolmirstett liegt. Da er nun dort ausruhete, und eine bessere Luft gespüret, denn zuvor, sprach er: Wohl mir die Stette! Daher denn noch heutigen Tages dem Städtlein, so nun allda gebauet, der Name Wolmirstett geblieben.

Zum Wahrzeichen, daß Carl der Große wirklich sein Feldlager bei Wolmirstett gehabt, zeigt man noch jetzt neben dem nächsten Dorfe Jerschleben mehrere Hügel, auf denen die Tages- und Nachtwache aus dem Lager gehalten ist. Dieselben sind oben etwas ausgegraben und hohl, deshalb nennt das Landvolk sie bis auf diese Stunde: Carlskessel.

Andreas Angelus Ann. March. Brand. pag. 24, 25.

19. Der heilige See bei Neuhoff.

Bei dem Dorfe Neuhoff, unweit der Elbe im Amte Wolmirstedt, befindet sich ein See, welcher der heilige See genannt wird. Zu den Zeiten des sieben und zwanzigsten Erzbischofs von Magdeburg, Burkhard, welcher auf dem Stuhle saß vom Jahre 1295 bis zum Jahre 1304, war dieser See voll böser Geister und Gespenster; diese erschreckten die Fischer und Schiffleute zum öftern, thaten ihnen vielen Schaden, und ersäuften und brachten manchen Mann gar jämmerlich ums Leben. Wie solches der Erzbischof Burkhard vernommen, ein sehr frommer und gottesfürchtiger Herr, ist er in großer Innigkeit dahin gezogen, hat denselbigen Ort gesegnet, und die bösen Geister

daraus vertrieben, so daß sie sich niemals wieder haben sehen lassen. Derselbe See heißt davon bis auf den heutigen Tag der heilige See.

Werner Chronik des Erzstifts Magdeburg (1584, nicht paginirt).
Alte Magdeburger Chronik (nicht paginirt).

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Volkssagen

Ostpreussens, Litthauens

und

Westpreussens.

Gesammelt

von

W. J. A. von Tettau

und

J. D. H. Temme.

Sauber geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Berlin, Elbing und Thorn.

In der Nicolaischen Buchhandlung.

1837.

Inhaltsverzeichniß.

Sagen.

Der Name Preußen. — Die alten Preußen. — Herkunft der Cymbrier nach Ulmigerien. — Wie Ulmigerien ein Königreich ward. — Von der Zwietracht der Cymbrer und Urbewohner. — Der Streit mit den Massoviern um den Zins. — Wie Widewuto das Land theilte. — König Widewuto's Ende. — Nadrv's Tod. — Die Töchter Hoggo's. — Der Tod Pomeso's. — Ermia. — Chelmo. — Der König Waidewuttus. — Die heilige Eiche zu Romove. — Die Eiche zu Wehlau. — Der eilfjährige Krieg mit den Maloviern. — Wie die Brutener um ihren Namen kämpften. — Die Galinder. — Das Geisterheer. — Das fischreiche Schloß bei Ragnit. — Lohn der Gastfreundschaft. — Sonne und Mond. — Die Anbetung des Hammers. — Strafe der Liebloſigkeit. — Die Erfindung des Bratens. — Wie die Preußen zuerst Christen geworden. — Der heilige Adalbert in Preußen. — Der heilige Bonifacius. — Heiligenbeil. — Thorn. — Macko der Pomesanier. — Das Teufelsopfer. — Verherrlichung des deutschen Ordens. — Die Jungfrau auf der Wahlstatt. — Die Bekehrung der Poggesaner. — Die Unterwerfung der Samländer. — Die Bekehrung der Samländer. — Der Sturm auf Rehden. — Der leichte Sieg. — Die Teufelsplage. — Sagen von Schwentixpol. — Die muthige Culmerin. — Die Hülfe der heiligen Barbara. — Das segnende Crucifix. — Der St. Marienritter. — Die Lichter auf der Wahlstatt. — Hanno's von Sangerhausen Rettung. — Das Stahlhemde. — Volrad Mirabilis. — Die Hülfe vom Himmel. — Die Hülfe der heiligen Jungfrau. — Hercus Monte und Hirschhals. — Das Nonnenkloster zu Thorn. — Der Riese Miligedo. — Der Streit um den Fischkessel. — Der Läufer ohne Kopf. — Der starke Ritter. — Die zwei Grafen von Mark und von Zülich. — Die Auferstehung in Schöneck. — Der weissagende Rabe. — Meinhard zu Querfurt. — Der Bischof von Fischhausen. — Das Todtengöcklein. — Die Belagerung von Fischhausen. — Der Feuertod der beiden Brüder. — Das gerettete Marienbild. — Albert von Meissen. — Michael Rimpitz. — Die Freunde. — Vertreibung der Juden aus Preußen. — Anmahnung zur Buße. — Heinrich von Kunzen. — Kraft des Gelübdes. — Williger von Korneburg. — Das schwarze Roß. — Das Grab des Bruders Guntram. — Der Biß des Teufels. — Der Tod Siegfrieds von Feuchtwangen. — Der Polenwürger. — Das Gelübde zur Jungfrau. — Der himmlische Schutz. — Der Hund des Barto. — Der Streit um die Jungfrau. — Die Rettung der jungfräulichen Ehre. Der ruhelose Leichnam. — Des Teufels Gehorsam. — Der wunderbare Pfeil. — Hans von Sagan. — Herr Wolfgang Sauer. — Die Nebelschlacht. — Des Hochmeisters Ehrentisch. — Der reiche Bauer aus Niclauswalde. — Die hochmüthigen Bauern zu Lichtenau. — Der Bote aus der andern Welt. — Die Tannenberger Schlacht. — Die Christburg. — Der Remter zu Marienburg. — Heinrich Reuß von Plauen. — Der entdeckte Kirchendieb. — Ladung vor Gottes Gericht.

— Die Sonntagsgespenster. — Das Thornsche Fastnachtspiel. — Der Dammbruch bei Sommerau. — Der Graf von Nassau. — Der Bischof Dietrich von Cuba. — Hans von Liesen. — Strafe der Habgier. — Die Ueberrumpelung von Elbing. — Die bewährte Unschuld. — Die Belagerung von Holland. — Das Teufelsbündniß. — Die heilige Jutta. — Heiligenlinde. — Die Eiche des heiligen Jodocus. — Das Bild der heiligen Barbara. — Heinrich Knotte der Teufelsbanner. — Das fromme Gespenst. — Die heilige Dorothea. — Das Bernsteinrecht. — Strafe der Gotteslästerung. — Die Luftreise. — Der heilige Andreas. — Strafe der Teufelsbeschwörer. — Die Schnabelschuhe. — Der gute Engel. — Die erhängten Gäste. — Valtin Supplik. — Die entheiligte Christnacht. — Das Nachtmahl in Thorn. — Strafe des Kirchenraubes. — Der Ritt auf dem Teufel. — Das Schmerlenfließ. — Stasy die Weidlerin. — Der Irrlehrer Osiander. — Das Erdbeben in Thorn. — Die Lösung aus der Haft. — Der blutschwitzende Topf. — Der Bauer aus Plibischken. — Der Schatz bei Elbing. — Der verschüttete Milchtopf. — Die gestörten Schatzgräber. — Des Teufels Buhlin. — Der ungerathene Sohn. — Der Versucher. — Das Gelag des Teufels. — Der Kirchendieb. — Die Schmodittenschen Mägdlein. — Strafe des Fluchens. — Die Mönchsgespenster. — Die fromme Magd zu Königsberg. — Rettung der Stadt Thorn. — Der Thornsche Poltergeist. — Das Blutwunder zu Rudau. — Der alte Dessauer in Litthauen. — Die Braut des Fingerlings. — Der Spuck im Schlosse zu Schlodien. — Das Licht in der Kirche zu Zaeskendorf. — Der Schloßvoigt bei Tilsit. — Der Opferstein vom Rombinus. — Die weiße Frau auf der Baierburg. — Der Leichenbesuch. — Die Stadt Gumbinnen. — Der Name Stallupönen. — Der Kamsvikus. — Die Einäugigen zu Narpischken. — Die Kirche zu Engelstein. — Der Glomssack zu Memel. — Die singende Meeresjungfrau. — Das Teufelswerder. — Die Rählsche Säule. — Die Messer im Dome zu Königsberg. — Die wunderbare Münze. — Die wandernde Traube zu Königsberg. — Das Kreuzthor zu Königsberg. — Der heilige Brunnen zu Königsberg. — Die sonderbare Leiter an dem Dome zu Königsberg. — Das Bild der Eva zu Königsberg. — Der Rinau. — Die Schätze des Rinau. — Das Dorf Germau. — Die Neue Sorge. — Die Bierbrüder-Säule. — Das Archiv zu Tapiau. — Die wandernden Steine bei Retteinen. — Die Gründung von Gerdauen und Wartenburg. — Der Bartel. — Das versteinerte Mädchen. — Der Glommensche Kesselteich. Die 12 Ritter und die 12 Nonnen zu Kreuzburg. — Der Schloßberg bei Kreuzburg. — Die Schätze des Kreuzburger Schlosses. — Der unfruchtbare Eichwald. — Die Ausländer aus Zinten. — Die blutriefende Hostie. — Die Gründung der neuen Kirche zu Glottau. — Die Stadt Wormditt. — Die Krügerfrau zu Eichmedien. — Die Männlein zu Allenstein. — Der große Krebs zu Mühlhausen. — Der Wurf mit dem Teufel. — Die Karelle auf dem Tannenberger Wahlplatz. — Die Kirche zum Leichnam Jesu in Elbing. — Die Teufelssteine. — Der Kartenstein. — Die Blutseen. — Der Seeteich bei Elbing. — Ursprung der Stadt Danzig. — Erbauung der Stadt Danzig. — Der Marienbrunnen zu Danzig. — Das Crucifix in der Marienkirche zu Danzig. — Adam und Eva zu Danzig. — Der Brodstein zu Danzig. — Der Brodstein zu Oliva. — Der Grundstein der St. Marienburg. — Das Gnadenbild zu Marienburg. — Die versteinerten Liebenden. — Der Teufelsstein. — Der unterirdische Gang im Schlosse zu Marienwerder. — Der Todtenberg bei Marienwerder. — Der Irrgarten bei Riesen-

burg. — Die Pfarrkirche zu Culm. — Das vermauerte Thor. — Das flüchtende Marienbild. — Der Schwedenstein. — Der heilbringende Quell. — Das englische Packhaus zu Culm. — Die Wanderung des Marienbildes. — Ursprung der Stadt Thorn. — Die feindlichen Brüder. — Die schwarze Jungfrau. — Die umgehenden Feldmesser. — Ursprung des Namens Conitz. — Die eingesperrte Pest. — Die Hülfe. — Der Bauer aus Konaczyn. — Der Schwedenbrunnen. — Der Schloßsee bei Kenfau. — Das Gespenst in der Tucheler Haide. — Die Görzdorfer Glocke. — Das Glockenbruch. — Die lederne Brücke. — Das Marienbild zu Jacobsdorf. — Die Glocken zu Jacobsdorf. — Das Gespenst auf dem Ostrowitschen See. — Die versteinerten Tänzer. — Das Schmochhaal. — Die Schlangenberge. — Ursprung der Stadt Baldenburg. — Die goldene Wiege. — Der See Sbonkowo. — Der See bei Lutzmin. — Die Gründung des Klosters Polnisch Krone. — Der Loosee. — Der Pfaffensee. — Die Entstehung des Namens Pelplin. — Das Grab des Riesenweibes. — Die Bekehrung der Orhöfter. — Die Staroſt von Seekath. — Der wilde Jäger auf dem Bullerberge. — Die Jungfrauen in dem Brahefluſſe. — Der Bau der evangelischen Kirche zu Schöneck. — Ursprung der Stadt Berend. — Das Berendsche Wappen. — Der König im Lauenburger Berge. — Der Schloßberg bei Bütow. — Die Jungfernmühle. — Der Herrensee. — Das versteinerte Ehepaar. — Die versunkenen Jäger. — Die versunkene Orgel.

Anhang.

Meinungen und Gebräuche.

Litthauische Hochzeitsgebräuche, — Das Speckopfer. — Die Barfucken. — Die Schlangen. — Die Wachholderbäume. — Die Entdeckung eines Diebes. — Der Seelentisch. — Das Bockheiligen, — Das Viehaustreiben. — Der Herrenglaube. — Das Beschwören. — Die Nachtwandler. — Die Blutsauger. — Die bedeutungsvollen Tage. — Vorbedeutungen und Anzeichen. — Sympathetische Mittel und Kuren. — Die Todtenurnen. — Vermischtes.

Die

Volksſagen

von

Pommern und Rügen.

Geſammelt

von

J. D. H. Temme.

Berlin, 1840.
In der Nicolaiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
VINDOBONENSIS.

Einleitung.

Die Sage lebt in und mit dem Volke; sie gehört zu dem romantischen Theile seines Lebens, den es mit einem eigenthümlichen poetischen Kleide umgeben hat. Sie gehört in solcher Weise seinem vergangenen, wie seinem gegenwärtigen Leben an; sie zieht sich selbst bedeutungsvoll in seine Zukunft hinüber. Seiner Vergangenheit gehört die rein geschichtliche Sage an; der Gegenwart die Sage, welche entweder ganz, oder auch zum Theil als geschichtliche, an noch vorhandene Gegenden, Orte oder Denkmäler sich anknüpft. Für die Zukunft wird sie bedeutungsvoll, indem sie durch Prophezeihungen, Ahnungen, oft nur durch dunkle Andeutungen, über das künftige Schicksal des gesammten Volkes, einzelner Gegenden, Städte, Dörfer, oft nur einzelner Familien bestimmt.

Immer hat sie eine nahe Beziehung auf das Volk, dem sie angehört, aus dem sie entstanden, das sie in sich aufgenommen und sie ausgebildet hat. „Sie ist sein liebes Kind geworden, und eben dadurch sein Schutzgeist," wie die Brüder Grimm in ihrer Vorrede zu den Deutschen Sagen dies so schön ausführen. Durch diese Beziehung unterscheidet sie sich wesentlich vom Märchen. Das Märchen ist überall, in der ganzen Welt zu Hause, es hat

durchaus keine specielle National- oder gar nur Local-Beziehung. (So wie die Sage dem Leben eines bestimmten Volkes angehört, so gehört das Märchen in seiner Allgemeinheit dem gesammten Menschengeschlechte.)

Indeß giebt es zwischen beiden auch noch einen anderen erheblichen Unterschied. (Das Märchen enthält immer etwas Wunderbares, es theilt Ereignisse und Wirkungen mit, deren Existenz und Ursachen der menschliche Geist nicht begreifen kann. Sein Gebiet ist das des spielenden Kindes, der duftigen Traum-Phantasie. Anders ist dies bei der Sage. Auch von ihr ist das Gebiet des Unbegreiflichen und Wunderbaren nicht ausgeschlossen. Im Gegentheile, die meisten Sagen werden gerade diesem Gebiete anheim fallen, weil der eigentliche Charakter des Volks ein unverdorben kindlicher ist, und der Charakter des Volks auch seine Poesie modificirt; sie werden ihm daher um so mehr angehören, je einfacher das Volk ist, dem sie angehören, oder je weiter der Zeitpunkt von uns zurückliegt, in dem sie entstanden sind. Denn je mehr die fortschreitende Zeit die Cultur der Völker entwickelt, desto mehr nimmt sie ihnen von ihrer Einfachheit, von ihrer kindlichen Poesie.)

(Aber darum ist das Wunderbare der Sage nicht wesentlich nothwendig. Sie kann auch ohne dasselbe bestehen.) Man will dies nicht überall zugestehen; man will den Begriff der Sage von dem Erforderniß des Uebernatürlichen nicht trennen. Es sind in dieser Hinsicht namentlich den Preußischen und Litthauischen Sagen, die der Unterzeichnete gemeinschaftlich mit dem Landrath, jetzt Regierungsrath von Tettau herausgab, von mehreren Seiten Vorwürfe gemacht. Indeß dürfte, die Sach

aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet, die Ansicht des Unterzeichneten Manches für sich haben. Volkssage ist, was das Volk sagt, näher: was es sich selbst und Anderen aus seinem Leben und aus dem Leben solcher Personen sagt, die ihm angehören und zugleich so bedeutend geworden sind, daß es sie als einen Theil seiner selbst betrachtet; dies ist namentlich mit seinen ausgezeichneten Fürsten der Fall. Freilich ist auch mit dieser näheren Bestimmung das Wesen der Volkssage noch nicht angegeben. Das Charakteristische der Volkssage besteht nämlich zum großen Theile auch darin, daß sie bleibend im Volke ist. Ihre Feuerprobe ist, daß sie nur mit dem Volke, dem sie gehört, stirbt, daß sie dasselbe noch sogar überlebt, wenn nicht anders das Volk späterhin seinen Sinn für sie verliert. So leben für uns noch die Griechischen Götter- und Heldensagen, obgleich das Griechische Volk längst untergegangen war; sie leben, was ihr bewährtester Probirstein ist, zum großen Theile selbst noch unter jenen wilden, uncultivirten Stämmen, die mit den alten Griechen sonst fast nichts mehr gemein haben, als den Boden, auf dem sie geboren sind, und die Luft, die sie einathmen. Mit diesem Boden, mit dieser Luft hat sich die Sage erhalten.

Volkssage ist, was das Volk aus seinem eigenen Leben erzählt. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß von bleibendem Interesse nur dasjenige für das Volk seyn kann, was ihm bedeutungsvoll, merkwürdig ist. Das Gewöhnliche, Alltägliche wird es in seinem Gedächtnisse nicht aufzeichnen.

Wollte man nun von der Sage nur einen dem Verstande unbegreiflichen, einen wunderbaren Inhalt fordern, so würde man dadurch behaupten, daß nur dies

dem Volke bedeutungsvoll wäre, daß es nur dafür Empfänglichkeit hätte. Wie sehr Unrecht würde man dadurch seinem richtigen, und für alles Schöne und Große empfänglichen Sinne, seinem Geiste zufügen! Wie arm und beschränkt würde man seine Sage machen, wenn man ihm jene schönen, herrlichen Erzählungen nähme, in denen es auf seine Weise die historischen Thaten seiner Vorfahren, die glänzenden Eigenschaften seiner Fürsten feiert!

Es ist freilich nicht zu verkennen, daß auf solche Weise Sage und Geschichte sehr nahe an einander gebracht, in manchen Fällen gar mit einander verschmolzen werden. Aber darum bleibt noch immer ein großer Unterschied zwischen beiden. Was die Geschichte uns mittheilt, ist wahr, wenigstens so wahr, als es historische Wahrheit überhaupt giebt. Es ist also durch gültige Zeugnisse erwiesen. Was uns aber die Sage erzählt, dafür giebt es keine Zeugnisse weiter, als nur den Glauben. So wie die Geschichte durch die Feuerprobe der Kritik bewährt ist, so besteht die Sage, ein Kind des Glaubens, nur durch Glauben. Treffen nun gleichwohl Geschichte und Sage ganz zusammen, was indeß kaum in einem Falle ganz seyn dürfte, so ist das ein Zufall, der weiter nicht in Betracht kommen, namentlich auf das Wesen der Sage keinen Einfluß äußern kann. Wie Geschichte und Sage an einander grenzen, möge z. B. die Sage unter Nr. 104. (der Landvogt Barnekow) dieser Sammlung zeigen.

Dabei ist das poetische Kleid nicht zu übersehen, mit welchem das Volk seine Sage umgiebt und welches ebenfalls ein durchaus wesentlicher, nothwendiger Theil derselben ist. Was in dem Gewande der Geschichte, wenn auch ohne alle höhere Gelehrsamkeit, vorgetragen ist, wird nie

Eigenthum des Volkes werden, mindeſtens nie in ſolchem Gewande. Soll es in das Volk übergehen, ſo wird dieſes es ſofort, oder vielmehr zuvor, auf ſeine Weiſe umgeſtalten, und ſeinem Weſen aſſimiliren. Dieſes Weſen iſt nun aber immer mehr oder weniger ein poetiſches. Ohne poetiſche Elemente beſteht kein Volk. Bei den meiſten Völkern ſind ſie die überwiegenden. Daher würde man es dann nur als eine Nüchternheit des Volkes betrachten können, wenn es zufällig bei ihm eine Sage gäbe, die ganz, ohne alle poetiſche, ſagenartige Beimiſchung, mit der Geſchichte zuſammenfiele. Die geſchichtliche Volksſage ſteht inſofern dem hiſtoriſchen Romane gleich; nur mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß dieſer einen Romanſchreiber, oder höflicher zu reden, einen Novelliſten, jene aber ein poetiſches Volk zum Verfaſſer hat. Darum erlebt die einfache Volksſage oft mehr Jahrhunderte, als die Mehrzahl der hiſtoriſchen Romane — Jahre.

Die hier angedeuteten Gründe haben den Herausgeber bewogen, trotz jener Einwendungen gegen einzelne Stücke ſeiner früheren Sammlungen, in die gegenwärtige Sammlung auch ſolche Sagen aufzunehmen, denen das Element des Wunderbaren fehlt, wenn ſie nur ſonſt echte Sagen waren. In Betreff der geſchichtlichen Sagen glaubte er, dieſem gemäß um ſo mehr verfahren zu müſſen, als es vielleicht keine Germaniſche oder Slaviſche Provinz geben mag, die einen ſolchen Reichthum der herrlichſten, kräftigſten und friſcheſten geſchichtlichen Sagen hat, wie gerade Pommern. Aber auch in Betreff der nicht geſchichtlichen, ſondern blos localen Sagen glaubte er, eben ſo ohne Aengſtlichkeit um ſo zuverſichtlicher verfahren zu dürfen, als er das Beiſpiel der Brüder Grimm für ſich hat, von

deren deutschen Sagen manche, z. B. der Glockenguß zu Attendorn, ebenfalls ohne allen wunderbaren Inhalt sind.

Einem zweiten Vorwurfe, der den Preußischen Sagen gemacht wurde, ist der Herausgeber schon in der Vorrede zu seinen Volkssagen der Altmark begegnet. Er hält es aber nicht für überflüssig, auch hier noch einige Worte darüber zu sagen, da er in gleicher Art auch der gegenwärtigen Sammlung gemacht werden könnte. Es sind nämlich viele Sagen blos aus Chroniken aufgenommen. Die eigentliche Volkssage aber soll nur aus dem Volke genommen werden. Jene Chroniken-Sagen hätten also nicht dürfen aufgenommen werden. Allein dieser Einwand ist illusorisch. Denn nicht der Chronikant, dem hier nacherzählt ist, hat das ihm Nacherzählte erfunden und gemacht. Die Erzählung existirte vielmehr im Volke, der Chronikant fand sie schon vor, und theilte sie nur weiter mit. Es ist hiernach also die Aufnahme der Sage in die Chroniken gerade ein Beweis für ihre Echtheit als Sage; denn das Volk hatte sie sich so ganz und gar zu eigen gemacht, daß selbst der gelehrte Chronikant sie gläubig, gar als Wahrheit mittheilte, oder doch mindestens, eben weil sie so innig mit dem Volke, dessen Geschichte er schrieb, verbunden war, es für nothwendig hielt, ihrer zu erwähnen. Rühete aber auch die Sage wirklich von dem Chronikanten, als dessen Erfindung her, so würde sie auch hierdurch nichts von ihrem Charakter verlieren. Denn auch die echteste Volkssage ist, sofern sie nicht einen geschichtlichen Boden hat, zuerst von Einem, gläubig oder ungläubig, aufgenommen und weiter erzählt, und so zur Sage geworden. Ob dieses ursprüngliche Erzählen von Einem aus dem Volke oder von einem Chronisten ausgegangen ist, bleibt gleichgül-

tig, denn die Sage ist nur dadurch geworden, daß das Volk sie in sich aufnahm, sie als einen denkwürdigen Theil seines Lebens betrachtete, als solchen sie zu seinem Eigenthume machte und sie weiter erzählte.

Auch das läßt dieser Gattung der Volkssagen sich nicht zum Vorwurfe machen, daß sie nicht mehr im Volke leben, sondern nur noch in den todten Büchern stehen. Es genügt, daß sie einmal als Sage des Volks wirklich gelebt haben. Ist dies jetzt nicht mehr der Fall, so ist dies ein Zeichen, entweder, nach dem Obigen, daß ihr Kern und Gehalt nicht ein so echt volksthümlicher war, daß sie ganz und gar mit dem Volke sich erhalten und in ihm fortleben mußten, oder aber daß aus anderen, außerhalb der Sage und ihrem Werthe liegenden Gründen das Volk sie aufgab und vergaß. Solcher Gründe giebt es eine große Menge. Manche davon sind im Volke selbst zu suchen: Indolenz, Mangel an anhaltendem poetischen Sinne, Flüchtigkeit der Auffassung ꝛc. Manche liegen aber auch außer ihm, wie denn leider namentlich die letztere Hälfte des vorigen Jahrhunderts in ihren auf das Volk einwirkenden Richtungen nicht dazu geschaffen war, eine kernhafte, tüchtige Volksbildung zu schaffen. Finden wir doch selbst in den Volksgeschichten, in den Städte- und Ortsbeschreibungen aus dieser Zeit eine Dürre und Nüchternheit, die auch dem trockensten Gelehrten jetzt schwerlich mehr zusagen wird, aus der am Ende gar nichts zu entnehmen ist. Solche Umstände können aber nicht zwingen, vergessene Sagen nun gar nicht mehr als Sagen gelten zu lassen. Im Gegentheile, haben sie wirklich einen echten volksthümlichen Kern, so wird es Wohlthat für den einen, und Pflicht für den anderen Theil, sie der Gefahr einer

gänzlichen Vergessenheit zu entreißen, und sie auch dem Volke, dem sie eigentlich angehören, zurückzugeben. Diese Sagen aber, die nicht aus Mangel an innerem Werth, sondern nur durch andere äußere Umstände dem Volke entfremdet sind, machen die unbestrittene Mehrzahl der blos noch in den Chroniken lebenden Sagen aus. Man darf sogar, ohne Uebertreibung, behaupten, daß sie es nur allein sind, oder es möchte denn eine oder die andere sich finden, die ein so eigenthümlich, dem Volkssinne widerstrebendes Element enthält, daß von vornherein angenommen werden muß, sie sey von Anfang an nichts weiter als das Hirngespinnst eines müßigen Kopfes gewesen und geblieben. Solche Erzählungen dürfen denn selbstredend in keine Sagensammlung aufgenommen werden, und der Herausgeber glaubt nicht, sie früher oder auch gegenwärtig aufgenommen zu haben.

Es ist überhaupt ein eigen Ding, die Sage bis zu ihrem Ursprunge hin verfolgen zu wollen. Dem Geschichtsforscher ist dies allerdings von Erheblichkeit, wenn sie ihm dazu dienen soll, die Geschichte zu erläutern oder zu berichtigen. Aber der Sagensammler, der sich darauf einlassen wollte, um danach einen Maßstab für den Werth, oder gar für die Aufnehmbarkeit der einzelnen Sagen zu finden, würde jedenfalls fehl greifen. Ihm muß es genug seyn, daß das, was er mittheilt, wirklich im Volke lebt oder gelebt hat. Jene, die verlangen, man solle nur diejenigen Sagen geben, welche nicht bloße Erfindungen der Chronikenschreiber seyen, haben freilich an sich Recht. Allein wie soll ihr Recht aus den concreten Verhältnissen heraus gefunden werden? Sehr viele echte Volkssagen sind sicher ursprünglich nichts, als Erfindungen eines müßigen Kopfes,

oder gar eines Betrügers; in der vorliegenden Sammlung soll z. B. nur auf die Sage Nummer 256: „die brennende Mütze" verwiesen werden. Aber ist sie darum keine Volkssage? Sollte sie aus der Sammlung hinausgestoßen werden, trotz ihres reinen, volksthümlichen Sagen-Elements?

Der Herausgeber glaubt nicht, nach den angedeuteten Richtungen hin seine Sammlung weiter rechtfertigen zu müssen. Dagegen muß er dies noch in zwei anderen Beziehungen. Es sind zuvörderst mehrere geschichtliche Sagen aufgenommen, die als Pommersche Sagen vielleicht nicht dürften bestehen können. Dies gilt namentlich von den Kämpfen zwischen den Wenden und Dänen. Neuere geschichtliche Forschungen glauben wenigstens so viel festgestellt zu haben, daß diese Streitigkeiten, wenn sie überhaupt stattgefunden, doch sicher das Pommersche Volk nicht berühren. Der Herausgeber war gleichwohl der Meinung, sie aufnehmen zu müssen. Die meisten Chronisten beziehen sie auf Pommern, insbesondere auch noch Kantzow; dies war dem Herausgeber eine Gewähreleistung, daß sie irgend wann und wie von dem Pommerschen Volke sich angeeignet, und deshalb Pommersche Sagen seyen. Die Sage muß überhaupt und im Ganzen gläubig aufgenommen werden, nicht blos hinsichtlich ihres Inhalts, sondern auch hinsichtlich ihres Ursprungs und ihrer Zeit. Historische Critik muß sich ganz fern von ihr halten. Sie darf nur in einer einzigen Beziehung sich ihr nahen, nämlich nur in sofern, als es sich darum handelt, Sage und Geschichte von einander zu trennen. Diese, vorzüglich in der neueren Zeit geltend gemachte Aufgabe der Geschichtsforschung ist nun aber der Sage nichts weniger als gefährlich. Es muß auch der leidenschaftlichste Freund der Sage wohl

nur mit einem „Leider" das Gegentheil eingeſtehen. Dieſer harmloſen Bemerkung muß eine nähere Andeutung fremd bleiben. Aber ein Wunſch kann hier nicht unterdrückt werden. Das Mittelalter und die nächſte Periode nach ihm warf Geſchichte und Sage ohne Critik bunt durch einander; darauf folgte eine Zeit bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, die nur mit einem trocknen Aufſammeln des Materials ſich beſchäftigte. Jetzt leben wir in der Zeit der Alles zerſchneidenden und zerſetzenden Critik. Die Geſchichte wird zur Sage und die Sage wieder wird zu gar nichts heruntergeſetzt. Möge auch dies nur eine Uebergangsperiode ſeyn, die, ohne daß ſich ihr Gegenſatz an ſie knüpft, zur Erkennung der lauteren hiſtoriſchen Wahrheit führt!

Ein zweiter Gegenſtand der Rechtfertigung iſt, daß der Herausgeber mehrere Sagen nicht aufgenommen hat, die von Vielen gerade als Pommerſche Sagen ausgegeben werden. Hierher gehörten vorzüglich die Sagen von der Jomsburg. Allein ſolche Sagen, deren Localität, anders wie bei den eben erwähnten, ſo durchaus unbeſtimmt und beſtritten iſt, wie hier, und die zudem nur gerade durch ihre Localität in Pommern wurzeln könnten, indem im Uebrigen ihre Helden unbeſtritten einem fremden Volke angehören, glaubte der Herausgeber nothwendig hier ausſchließen zu müſſen. —

Nach dieſen Erörterungen hat der Herausgeber nur noch Weniges über die gegenwärtige Sammlung zu ſagen.

Er hat bei derſelben im Ganzen daſſelbe Verfahren beobachtet, wie bei den Preußiſchen und Altmärkiſchen Sagen. Jede Sage iſt mit der gewiſſenhafteſten Treue wiedergegeben, ſo wie ſie entweder noch unmittelbar im Munde des Volkes oder in den Chroniken aufgefunden iſt.

Freilich entbehrt dadurch manche Sage einer eigentlichen Pointe; allein desto sicherer und ungetrübter stellt sich dadurch das Bild der Volkseigenthümlichkeit heraus, von welcher die Sagenpoesie eines Volkes Zeugniß giebt. Die äußere Einkleidung, die Sprache, ist in der einfachsten Form gehalten, wie sie ihrem einfachen Gegenstande nur angemessen seyn kann. Wo nur ein einigermaßen ansprechender, namentlich nicht zu breiter (der Hauptfehler dieser Bücher) Chronikenton vorgefunden wurde, ist dieser beibehalten. Insbesondere konnte in dieser Hinsicht der Styl Kantzows als musterhaft betrachtet werden. Seine Schreibart ist so durch und durch einfach, anspruchslos und treuherzig, klar, so eigentlich sagenhaft in einem anderen Sinne des Wortes, daß man beim Lesen desselben unwillkürlich verleitet wird, auch die wahrste Geschichte, die er erzählt, für köstliche Sagen zu halten.

Was die Anordnung der Sammlung betrifft, so muß der Herausgeber, auch abgesehen davon, daß er einige ihm zu spät zugekommene Sagen, ohne Ordnung an das Ende der Sammlung hat verweisen müssen, mehrere Vorwürfe befürchten, die er auch durch die nachfolgenden Bemerkungen nicht ganz wird beseitigen können. Er hat sich nämlich im Ganzen dabei dem Systeme der Preußischen Sagen angeschlossen, welches von der Verwandtschaft des Inhalts der einzelnen Sagen ausging. So stehen auch hier die alten geschichtlichen Sagen des Volkes und Landes voran. Unter diesen, die im Ganzen der Chronologie folgen, sind diejenigen, welche sich auf die Bekehrungsgeschichte Pommerns und späterhin Rügens beziehen, wieder besonders gruppirt. Es folgen darauf die Sagen, die sich auf einzelne Familien des Landes beziehen. Ihnen schließen

ſich an zunächſt die Sagen, welche das kirchliche und religiöſe Leben der Provinz betreffen, beſonders im Mittelalter und bis in die Zeit der Reformation hinein, welche aber desjenigen geſchichtlichen Elements entbehren, das den Sagen aus den eben genannten Bekehrungsperioden eigenthümlich iſt. Hierauf folgen die eigentlichen Localſagen allerlei Inhalts. Sie ſind zumeiſt nach Verſchiedenheit dieſes Inhalts verſchieden claſſificirt, jenachdem ſie ſich mit dem Urſprung von Eigennamen der Städte, Dörfer ꝛc. beſchäftigen, oder verſunkene Oerter, Seeen, Steine, Berge, Raubritter, Rieſen, Zwerge, Unterirdiſche, Zauberer und dergleichen mehr zum Gegenſtande haben.

Hierbei nun fanden ſich mannigfache Schwierigkeiten. Zuerſt war der Inhalt mancher Sagen der Art, daß ſie ſowohl zu der einen als zu der anderen Claſſe gehörten; es entſtand daher die Frage: wo ſie unterzubringen. Der Herausgeber hat zwar in der Regel nach dem am meiſten hervorſtechenden Stoffe die Claſſification vorgenommen; er kann aber auch nicht läugnen, manchmal mehr nach einer augenblicklichen Laune, als nach einer durch jene Rückſicht gegebenen Nothwendigkeit verfahren zu haben. Zum Andern führte gerade eine ſolche Rückſicht einen anderen, nicht unerheblichen Uebelſtand herbei. Manche einzelne Gegenden und Städte haben nämlich einen überwiegend großen Reichthum an Sagen, ſo daß, wenn gleich dieſe von dem verſchiedenartigſten Inhalte ſind, es doch intereſſant ſeyn mußte, ſie in einer Gruppe beiſammengeſtellt zu ſehen. Namentlich war dies bei Stettin und bei dem Gollenberge der Fall. Hierauf mußte nun leider verzichtet werden. Nur eine einzige Ausnahme glaubte der Herausgeber machen zu müſſen, auf die Gefahr hin, daß ſie ihm

als Inconsequenz ausgelegt werden würde. Die Stadt Stralsund nämlich, so wie sie noch bis auf den heutigen Tag eine Stellung behaupten will, die gegen die Stellung auch der am meisten privilegirten Corporationen im gegenwärtigen Staatsrechte wenigstens sehr eigenthümlich ist, hat sich von der ersten Zeit ihres Entstehens an eben so sehr durch diese nämliche Eigenthümlichkeit als durch die Wichtigkeit ihrer Stellung ausgezeichnet. Sie ist in sofern von ihrem Entstehen bis jetzt hin eine geschichtliche Merkwürdigkeit. Dieser ihr Charakter stellt sich nun auch wieder in ihren Sagen heraus, deren im Ganzen zwar nur wenige sind, von denen aber jede einzelne etwas so Besonderes und Eigenes, und zugleich in der angegebenen Hinsicht Charakteristisches hat, daß es schon darum allein Schade wäre, sie zu trennen, wenn sie auch nicht eben durch ihre Gesammtheit dazu beitrügen, uns ein Bild von dem ganz besonderen Leben einer merkwürdigen Stadt zu geben. Einigermaßen vervollständigt wird dieses Bild durch manche Sagen der, ebenfalls durch Eigenthümlichkeiten, wenn auch in einem weit geringeren Grade ausgezeichneten Stadt Greifswald; darum wurden auch deren Sagen meist in ihrem Zusammenhange mitgetheilt.

Eine dritte, wenn gleich nicht ganz hierher gehörige Schwierigkeit lag in der anordnenden Behandlung der einzelnen Sagen selbst, besonders der geschichtlichen. Schon den Preußischen Sagen wurde der Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr zerrissen, daß anstatt einer Menge einzelner kleiner Sagen nicht eine einzige Sagengeschichte gegeben wäre. So hätten namentlich auch hier die Kämpfe der Wenden und Dänen, die Sagen vom H. Otto, von der Bekehrung der Insel Rügen, ferner die Sagen von Bo-

gislav X. jedesmal als eine einzige Sage mitgetheilt werden können. Allein in jenem Vorwurfe selbst dürfte zugleich dessen Widerlegung liegen. Es war und ist nicht die Aufgabe, die Sagen*geschichte* eines Volkes zu schreiben. Es sollen nur die *einzelnen* Sagen des Volks wiedergegeben werden, als solche, sowohl ihrem Inhalte, als ihrer Form nach. In letzterer Beziehung existiren sie eben nur einzeln. Zudem ist nicht außer Acht zu lassen, daß ein Erzählen vieler einzelnen Geschichten im Zusammenhange, ohne Abschnitte und Ruhepunkte, nothwendig etwas Ermüdendes hat, was bei der eigentlichen Geschichte nur durch die kritische und pragmatische Darstellung derselben beseitigt wird, also durch eine Form, die am allerwenigsten für die Sage passen würde. —

Die vorliegende Sammlung bietet einen reichen Stoff zu Vergleichungen dar, sowohl der Pommerschen Sagen mit den Sagen anderer deutschen Provinzen, und dieser wieder mit denen anderer Völker, als auch der Volkssage überhaupt mit dem ihr verwandten Volksliede, so wie mit der sogenannten Schildsage, die nur für einzelne Familien traditionell geblieben ist, ohne in das Volk selbst überzugehen. Allein alles dieses würde hier zu weit führen, und der Herausgeber behält sich daher vor, das Material, das er darüber gesammelt hat, bei einer anderen Gelegenheit zu bearbeiten zu suchen.

Dagegen fühlt er sich um desto mehr verpflichtet, hier öffentlich seinen Dank auszusprechen für die viele und freundliche Theilnahme und Unterstützung, die von fast allen Seiten der Provinz Pommern seinem Unternehmen geworden ist. Ganz besonderen Dank ist er der verehrlichen Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde schuldig,

die ihm bereitwillig ihre Acten mittheilte, und den Herren Professoren Böhmer und Hering in Stettin, die ihn nicht nur mit einer Menge von Beiträgen unterstützten, sondern ihm auch außerdem manchen lehrreichen Wink und manche freundliche Aufmunterung zu Theil werden ließen. Wer es weiß, mit wie vielen Schwierigkeiten das Sammeln von Volkssagen verbunden ist, zumal in der gegenwärtigen Zeit, wo die Cultur der unteren Stände des Volkes im Gähren, und in vieler Hinsicht noch eine Aftercultur ist, die namentlich auch durch ein vornehmes Verläugnen aller Eigenthümlichkeit, und mit ihr der Sage, sich kund giebt, der wird sich von der Aufrichtigkeit des hier ausgesprochenen Dankes überzeugen.

Es knüpft sich hieran noch eine Bemerkung. Die vorliegende Sammlung giebt Zeugniß von dem Sagenreichthum Pommerns. Schon bei den Preußischen Sagen wurde deren Reichthum anerkannt. Die Provinz Preußen aber hat über zwei Millionen Einwohner, wogegen Pommern kaum eine Million hat; in fast gleichem Verhältnisse steht das Areal beider Provinzen. Gleichwohl war, durch mehrjährigen unermüdeten Fleiß und durch vielfache Unterstützung, in Preußen eine nicht so reiche Sammlung zu Stande zu bringen, als die gegenwärtige. Nur Eins bedauert der Herausgeber hierbei: daß es ihm nicht hat gelingen wollen, von einzelnen, noch in mittelalterlicher Eigenthümlichkeit abgeschlossen lebenden Volksstämmen mehr Sagen zu erhalten, insbesondere von den Cassuben in Hinterpommern, zum Theil von den Mönchgutern auf der Insel Rügen. Es existirt bei diesen Stämmen eine, ganz ihrer äußeren Abgeschlossenheit gleichstehende innere Ver-

schlossenheit, zumal auch in Ansehung ihrer Sagen, worüber hier an das erinnert werden darf, was der Herausgeber in gleicher Beziehung auf die Altmark in der Vorrede zu den altmärkischen Sagen angeführt hat. —

Wie den früheren Sammlungen, hat der Herausgeber auch der gegenwärtigen einen Anhang von abergläubischen Volksmeinungen und Gebräuchen beigefügt. Sie ergänzen das Gebiet und oft das Verständniß der Sage. Es ist darunter ein Gebrauch aufgenommen — das Tonnenabschlagen auf dem Darß — der zwar nicht zu den abergläubischen gerechnet werden kann, der aber um seiner Eigenthümlichkeit willen nicht ganz unwillkommen seyn dürfte. Es dürfte überhaupt ein nicht verdienstloses Unternehmen seyn, eine Beschreibung aller besonderen Volksfeste einer Provinz oder eines Landes zu veranstalten. —

Zur leichteren Uebersicht der Quellen ist zugleich ein Verzeichniß der zu der Sammlung hauptsächlich benutzten Werke mitgetheilt.

Der Herausgeber.

Verzeichniß der Werke,

die zu den Pommerschen Sagen benutzt sind.

1. Des fürtrefflichen Hochgelahrten Herrn Alberti Krantzii Wandalia, oder: Beschreibung Wendischer Geschicht ꝛc., transferiret und übersetzet durch M. Stephanum Macropum vom Andreasberge. Lübek, bei und in Verlegung Laurentz Albrechts, Buchhändlers, 1600.

2. Johannis Micrälii Sechs Bücher vom Pommerlande ꝛc. Stettin und Leipzig, Johann Kunkel, 1723.

3. Martini Rangonis Origines Pomeranicae etc. Colbergae, – Georg. Bothius, 1684.

4. Joh. Bugenhagii Pomerania etc., Gryphiswaldiae, Jac. – Löfflerus, 1738.

5. Valentini ab Eikstedt Epitome Annalium Pomeraniae etc. – Gryph. J. Löfflerus, 1728.

6. Alberti Georgii Schwarzii Historia finium principatus – Rugiae etc., Gryph. Typis Höpfnerianis, 1727.

7. Diplomatische Geschichte der Pommersch-Rügenschen Städte Schwedischer Hoheit, nach ihrem Ursprunge und erster Verfassung. Nebst angehängter Historie der Pommerschen Grafschaft Gützkow. Entworfen von Albert Georg von Schwarz. Greifsw. bei H. J. Struck (Mit einer vom 15. November 1755 datirten Vorrede von J. H. Dähnert, der dieses Werk nach dem Tode des Verfassers herausgegeben hat.)

8. Das große Pommersche Kirchen-Chronikon D. Danielis – Crameri etc. Alten Stettin, Nic. Barthelt, 1628.

9. Pomerania, oder Ursprunk, Altheit und Geschichte der Völker und Lande Pomern, Cassuben, Wenden, Stettin, Rhügen, in vierzehn Büchern beschrieben durch Thomas Kantzow, weiland Geheimschreiber in der Fürstlich-Pommerschen Kanzley zu Wolgast, und aus dessen Handschrift herausgegeben von Hans Gottfried Ludwig Kosegarten. Greifswald, auf Kosten des Herausgebers, 1816. II. Theil 1817.

10. Geschichte von Pommern bis auf das Jahr 1129, von Peter Friedrich Kanngießer. Greifsw. in Comm. der Univ. Buchh. 1824. (Auch unter dem besonderen Titel: Bekehrungsgeschichte der Pommern zum Christenthum.)

11. Geschichte des Herzogthums Pommern von den ältesten Zeiten bis zum Tode des letzten Herzogs, oder bis zum Westphälischen Frieden 1648. Von Johann Jacob Sell. Nach dessen Tode herausgegeben. Berlin, Flittner, I. und II. Th. 1819. III. Th. 1820.

12. Pommerbuch, oder vaterländisches Lesebuch für die Provinz Pommern. Herausgegeben von Karl Lappe. Stralsund, 1820.

13. Rügensche Geschichte. Ein Versuch von E. D. Gustav v. d. Lanken. Greifsw. a. Kosten d. Verf. 1819.

14. Märchen und Jugenderinnerungen von E. M. Arndt, Berlin, Realschulbuchhandlung, 1818.

15. Pommersche Sagen, in Balladen und Romanzen, von Ed. Hellm. Freyberg, Pasewalk und Prenzlau, in Comm. b. F. W. Kalbersberg, 1836. (Enthält neunzehn poetisch bearbeitete Pommersche Sagen.)

16. Berliner Kalender auf die Jahre 1837 und 1838. (In beiden namentlich die schätzbare „Geschichte von Pommern und Rügen" vom Professor Barthold in Greifswald.)

17. Chronik der Stadt Wolgast, von Carl Heller, Greifsw. gedr. bei Kuhnike, 1829.

18. Pommersches Magazin, herausgegeben von D. C. G. N. Gesterding. Greifswald und Stralsund, 1747—1782.

19. Pommersches Museum, von Demselben. Gedr. zu Rostock 1782—1787.

20. Pommersche Mannigfaltigkeiten, von Demselben, Neu-Brandenburg, 1796.

21. Pommersche Denkwürdigkeiten, gesammelt von Friedrich Rühs. Greifswald 1803.

22. Altes und Neues Pommerland, von Christian Schöttchen, Stargard 1721.

23. Nicolaus von Klempzen, vom Pommerlande und dessen Fürsten-Geschlecht-Beschreibung. Stralsund 1777.

24. Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, auch von dero Religion und Bekehrung ꝛc. von Christiano Zickermann. Stettin 1724.

25. Wahrhafftige erschreckliche newe Zeitung und Geschichte, so sich ausser und in der Stadt Stralsundt dieses jetzt laufenden 97. Jahrs der minderzall zugetragen und begeben. Als das es zu unter-

schieblichen malen, Blut und Schwefel geregnet ꝛc. Greifswald. 1597.

26. Memorabilia Pomeraniae etc. quae etc. recenset etc. M. Christophorus Pylius. Sedini (ohne Jahrszahl).

27. Stralsundische Chroniken, herausgegeben von D. G. Ch. F. Mohnike und D. E. H. Zober, Stralsund, 1833.

28. Baltische Studien, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin, 1833 fern.

29. Geschichte von Rügen und Pommern, durch J. W. Barthold, Prof. zu Greifswald. Hamburg 1839.

30. Der Darß und der Zingst, ein Beitrag zur Kenntniß von Neuvorpommern. Vom Hauptmann August von Wehrs. Hannover 1819.

31. Pommersche Provinzial-Blätter für Stadt und Land. Band 1 bis 5. Treptow a. d. Rega 1820—1823.

32. Jahresberichte der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin 1827 ꝛc.

33. Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Klöster in Neuvorpommern, von Diedrich Herrmann Biederstedt. Vier Theile, Greifswald 1818 und 1819.

34. Altes und Neues Rügen, das ist, Kurzgefaßte und umständliche Nachricht von demjenigen, was sowohl in civilibus, als vornehmlich in ecclesiasticis mit dem Fürstenthum Rügen von Anfang an bis auf gegenwärtige Zeit sich zugetragen ꝛc. (von E. H. Wackenroder). Zu finden bei bei Jacob Löfflern, Buchhändler 1730.

35. Geschichte der Klöster in Pommern und den angränzenden Provinzen ꝛc., von Johann Joachim Steinbrück, Prediger bei der St. Peter- und Paulskirche zu Alten-Stettin. Stettin 1796.

36. Neue und genaue geographisch-statistisch-historische Darstellung von der Insel und dem Fürstenthume Rügen. Zur näheren und gründlichen Kenntniß dieses Landes entworfen von Johann Jacob Grümbke, 2 Theile. Berlin, bei Reimer, 1819.

37. Topographische und chronologische Beschreibung der Pommerschen Kauf- und Handelsstadt Anklam, von Carl Friedrich Stavenhagen, Stadt-Secretair in Anclam. Greifswald 1773.

38. Beschreibung und Geschichte der uralten, ehemals festen, großen und berühmten Hansestadt Demmin ꝛc., von Wilhelm Carl Stolle, Archidiacono an der St. Bartholomäikirche und Pastore zu St. Marien in Demmin. Greifswald 1772.

39. Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preußischen Herzogthums Vor- und Hinterpommern, von Ludwig Wilhelm Brüggemann, K. Preuß. Consistorialrath und

Hofprediger bei der Schloßkirche zu Stettin. Stettin, 1779—1800. 5 Theile.

40. Geſchichte und Beſchreibung der St. Marien-Dom-Kirche zu Colberg. Vom Dr. J. G. W. Maaß, Königl. Superintendent und Oberprediger. Colberg 1837.

41. J. C. Dähnert, Pommerſche Bibliothek (eine Zeitſchr.). Greifswald 1753 folg.

42. Reiſe durch Pommern nach der Inſel Rügen ꝛc., von Joh. Friedr. Zöllner, K. Pr. Ober-Conſiſtorialrath und Probſt. Berlin, 1797.

43. Bartholomäi Saſtroven Herkommen, Geburt und Lauff ſeines gantzen Lebens ꝛc. Aus der Handſchrift herausgegeben und erläutert von Gottl. Chriſt. Friedr. Mohnike, Conſiſtorial- und Schulrathe ꝛc. zu Stralſund. Greifswald 1823. 1824

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung III
Verzeichniß der benutzten Werke XVIII

Sagen.

1. Die Zweikämpfe um die Oberherrschaft zwischen den Wenden und Dänen 4
2. Unterjochung der Wenden durch die Dänen . . . 7
3. Der Dänen-König Frotho und die Wendischen Schnapphähne 8
4. Die Königin Wißna 9
5. Der gefangene König Jaromar 10
6. Die Longobarden in Rügen 13
7. Der Liebeskampf 14
8. König Schweno von Dänemark und die Wolliner . . 15
9. Der Ranisberg bei Lübeck 18
10. Strafe des Kirchenraubes 19
11. Der Ritter auf dem weißen Rosse 21
12. Der Wendische Hund 22
13. Rethra 23
14. Wineta . . . . . —
15. Julin 27
16. Der Bischof Bernard und die Juliner 29
17. Der heilige Brunnen bei Pyritz 32
18. Das heidnische Edelweib zu Cammin 35
19. Sanct Otto in Julin, und Bogdal 36
20. Die Bekehrung der Stettiner 37
21. Julins Abfall vom Christenthum 40
22. Stettins Abfall vom Christenthum 41

Seite

23. Die Bekehrung von Wolgast 43
24. Stettins Wiederbekehrung 45
25. Der Götzenbaum in Stettin 46
26. Die Götzenfliegen zu Gützkow 47
27. Die bestraften Götzenpriester 48
28. Der Gott Triglaf und das Dorf Triglaf . . . 49
29. Wunderwerke des H. Otto 51
30. St. Otto's Tritte 53
31. Der schwarze Hahn des H. Otto . . . . . —
32. Die singenden Todtenköpfe . . . . . —
33. Die Heiligung des Meeres 54
34. Die Corveier Mönche auf Rügen 55
35. Die Fünte bei Schwantow 56
36. Swantewit und Arcona . . . . . —
37. Die Götter in Carenza 64
38. Der Hertha-See 65
39. Claus Hane 67
40. Die Frauen und Jungfrauen in Stolpe 68
41. Sanct Johann! Sanct Johann! 69
42. Die verdorrte Linde zu Schildersdorf 70
43. Zacharias Hase 71
44. Der Seeräuber Eisborn 74
45. Herzog Bogislav X. und der Hofnarr 75
46. Bogislav X. und Hans Lange 76
47. Herzog Bogislav X. und die Türken 79
48. Herzogs Bogislav X. Rückkehr aus dem heiligen Lande . 83
49. Jürgen Krokow 84
50. Herzog Philipps Trauring 86
51. Die Oderburg bei Stettin . . . . . —
52. Das Aussterben der Herzöge von Pommern . . . 87
53. Wunderzeichen zu Pyritz 89
54. Der große Churfürst in Pommern 90
55. Die Bauern zu Conneröw 92
56. Drei hohe Häupter auf dem Darß 94
57. Napoleon und der Teufel 94
58. Die Manteuffel . . . . . —
59. Die Familie von Lepell 97
60. Der erste Lepell in Pommern 98
61. Die Schlieffen und Adebare in Colberg 99
62. Das Wappen der Familie von Dewitz 100
63. Die Kirche zu Gingst 101

Seite

64. Entstehung der Gertrudenkirche zu Stettin 102
65. Die Capelle auf dem Gollenberg . . . . . —
66. Der Gollenberg 103
67. Die drei Mönche im Dome zu Colberg 104
68. Der ermordete Herzog Wartislav 106
69. Baggus Speckin 107
70. Die Capelle zu Levenhagen 109
71. Die Kirche zu Cablitz 110
72. Die offne Kirche zu Pollnow 111
73. Das Spiel zu Bahne . . . . . —
74. Die beiden Störe und die geizigen Mönche zu Grobe . 112
75. Die Maränen im Madüesee 113
76. Die Gräfin Jaroslav von Gützkow 114
77. Das hochmüthige Edelweib zu Wusseken 115
78. Die Raubmönche zu Stettin 116
79. Eulenspiegel in Pommern 117
80. Die Putzkeller im Lande Bart 118
81. Die blutigen Judenkinder 120
82. Matthias Puttkammer der Schläfer 121
83. Der jähzornige Edelmann zu Dünnow . . . . . —
84. Der disputirende Mönch 123
85. Bestrafung eines Meßpfaffen 124
86. Der Papenhagen in Langenhagen . . . . . —
87. Der Teufel in der St. Nicolaus-Kirche zu Stettin . —
88. Die Verschwörer wider die Ehe 125
89. Magister Frisius 126
90. Der Gotteslästerer in Lassahn . . . . . —
91. Pastor Cradelius 127
92. Die ungerathenen Kinder in Stettin 128
93. Die Blutflecken in der Jacobikirche zu Stettin . 129
94. Der verzweifelte Kornwucherer 130
95. Treue Liebe 131
96. Das Feuer in Stargard 132
97. Das fluchende Weib in Demmin . . . . . —
98. Das Feuer in Garz 133
99. Der Brand in Pyritz 134
100. Der Artushof in Stralsund 135
101. Der todte Rathsherr in Stralsund 137
102. Die Gefangenen in den Tonnen 138
103. Der Priesteraufruhr in Stralsund 139
104. Der Landvogt Barnekow 141

	Seite
105. Der Dänholm bei Stralsund	144
106. Herzog Wallenstein vor Stralsund	145
107. Der Katzenritter zu Stralsund	147
108. Der Kampf der Blinden in Stralsund	—
109. Der Büttel und die grauen Mönche in Stralsund	148
110. Der gotteslästerliche Organist in Stralsund	149
111. Der Teufel in der Nicolaikirche zu Stralsund	150
112. Der Blutregen in Stralsund	152
113. Der Calands-Ornat zu Stralsund	—
114. Die arme reiche Frau	154
115. Die Straßenbeleuchtung in Stralsund	155
116. Der Name Greifswald	156
117. Der Rathsspruch in Greifswald	157
118. Der Wettlauf um das Opfergeld	159
119. Das Nordfenster im Nicolaithurme zu Greifswald	161
120. Hans Katte	—
121. Greifswalder Lammsbraten	162
122. Anklamer Schwinetrecker	163
123. Cösliner Sackjöfers	—
124. Pook und Kollen	164
125. Der hochgelobte Adel	—
126. Das neue Tief	165
127. Die Insel Hiddensee	166
128. Die Insel Rattenort	169
129. Die Bewohner des Darß	170
130. Die Strandbewohner in Hinterpommern	—
131. Der Name Demmin	171
132. Der Name Usedom	—
133. Der Name Swinemünde	172
134. Neuwary	—
135. Das Dorf Klempin	173
136. Putbus	—
137. Der Königstuhl auf Stubbenkammer	174
138. Das Nonnenloch auf Mönchgut	175
139. Das Zeichen am Thurme zu Bergen	—
140. Das zehntfreie Dorf	176
141. Das Vogelgeld in Schlawe	—
142. Die Kirche ohne Thurm	178
143. Die Ruine des Hauses Demmin	179
144. Der Ritter mit der goldenen Kette	180
145. Ritter Flemming	181

		Seite
146.	Claus Hinze	182
147.	Die Windmühlen bei Stettin	184
148.	Sagen vom Schloſſe zu Daber	—
149.	Die Grafen von Eberſtein in Retzlow	187
150.	Der geizige Graf von Eberſtein	190
151.	Das Schloß zu Matzdorf	191
152.	Der Cracauberg bei Zachan	192
153.	Die Eule im Schloſſe zu Labes	—
154.	Der Dollgemoſt auf Rügen	—
155.	Die Burg Ralow	193
156.	Claus Störtebeck und Michael Gädeke	194
157.	Die Räuber im Gollenberge	195
158.	Das Raubſchloß bei Cantreck	198
159.	Der Raubritter Picho	201
160.	Der Leichenſee	202
161.	Die Räuberhöhle bei Schmölle	204
162.	Das verſunkene Schloß bei Plathe	205
163.	Das verſunkene Dorf im Madüeſee	206
164.	Die alte Stadt bei Werben	207
165.	Das Pommerſche Sodom und Gomorrha	208
166.	Der ſchwarze See bei Grimmen	209
167.	Die verſunkene Stadt im Grabowſee	210
168.	Die verſunkene Stadt im Scharpſower See	—
169.	Die verſunkene Stadt im Barmſee	—
170.	Die verſunkene Stadt Regamünde	211
171.	Der Nonnenſee bei Bergen	—
172.	Der Gollen auf Uſedom	212
173.	Die Hühnengräber zu Züſſow	213
174.	Das Hühnengrab bei Griſſow	214
175.	Der lange Berg bei Baggendorf	—
176.	Der Hühnenſtein bei Wuſterhuſen	215
177.	Der Rieſenſtein bei Zarrentin	—
178.	Der Opferſtein bei Buſchmühl	216
179.	Der Teufelsſtein auf dem Wartherfelde	217
180.	Der hohe Stein bei Anclam	—
181.	Der Rieſenſtein bei Kleptow	218
182.	Der Rieſenſtein bei Rehhagen	219
183.	Der Teufelsſtein bei Polchow	220
184.	Der Teufelsſtein bei Hohen-Krämk	—
185.	Der verwünſchte Schäfer	221
186.	Der Stein bei Wiekow	223

Seite

187. Die großen Steine bei Groß-Tychow und Burzlaff . 223
188. Die Steine bei Pumlow 226
189. Hühnengräber auf Rügen . . . . . —
190. Der Dubberworth 228
191. Die neun Berge bei Rambin 229
192. Der Riesenstein bei Nadelitz 230
193. Das Hühnengrab bei Nobbin 231
194. Der Mägdesprung auf dem Rugard 232
195. Die sieben Steinreihen auf der Prove . . . . —
196. Der Schatz im Hause Demmin 233
197. Der Schatz in Demmin 234
198. Der Schatz bei Gahlkow 235
199. Die Kriegskasse bei Hansbagen . . . . . —
200. Der Schatz zu Schwerinsburg . . . . . —
201. Der Schatz und der Stiefel 236
202. Die Klosterruine zu Eldena 237
203. Die Ruine des Klosters Belbog 238
204. Der Schatz in Plathe . . . . . —
205. Sagen von Gollnow 239
206. Die drei Ringe zu Panstn 240
207. Der Schatz bei Lanken 241
208. Die Jungfrau im Ziegenorter Forst 242
209. Prinzessin Swanwithe 244
210. Die schwarze Frau auf dem Königsstuhle . . 247
211. Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer . 248
212. Die schwarze Frau in der Stubbenkammer . . 250
213. Die Seejungfer im Haff 252
214. Der Chimmeke in Loitz . . . . . —
215. Die Kobolde mit den rothen Hosen 253
216. Die Erdgeister in Greifswald 254
217. Die Uellerkens bei Boek 256
218. Die Unterirdischen bei Bernstein 257
219. Die Unterirdischen bei Budow 258
220. Das Pathengeschenk 260
221. Die Zwerge in den neun Bergen . . . . . —
222. Johann Wilde 261
223. Fritz Schlagenteufel 263
224. Der leichte Pflug 265
225. Jochen Schulz 266
226. Matthes Pagels 267
227. Das unterirdische Wasser zu Rothemühle . . . 268

Seite

228. Die Bergſchlange im Bauerberge bei Wolgaſt . . . 270
229. Die beiden Lindwürmer 271
230. Der Jungfernberg bei Rankwitz 272
231. Der alte Mann im Gollenberge . . . . . —
232. Die vier Eichen bei Stolzenburg 273
233. Der Teufelsdamm im Galenbecker See 274
234. Der Teufelsdamm im Naugarder See 276
235. Die Schütze in Greifswald 277
236. Der Grenzwächter 278
237. Der Feuerkönig auf dem Seegrunder See . . . 279
238. Der Strand zwiſchen Swine und Dievenow . . . —
239. Die drei Lichter am H. drei Königs-Abend . . . 282
240. Der Schimmelreiter bei Paſewalk . . . . . —
241. Der Mann ohne Kopf bei Pyritz 283
242. Der Spuk auf der Brücke bei Pyritz . . . . . —
243. Der Teufel in Greifenberg 284
244. Der ſchußfeſte General 288
245. Der Schwarzkünſtler in Eldena . . . . . —
246. Sidonia Borken 289
247. Der unſchuldige Hexenmeiſter 292
248. Die verbrannte Hexe zu Hohendorf . . . . . —
249. Die Hexenmütze und der Kreuzdornſtock 293
250. Das Geſpenſt in Hohen-Bünſow . . . . . —
251. Die ſieben bunten Mäuſe 294
252. Der Erddegen 297
253. Der Kalfater oder Klabatermann 300
254. Das Brodmännlein in Stettin 302
255. Das Waldhorn in Gahlkow 303
256. Die brennende Mütze 304
257. Die todte Schlange 306
258. Die Vampyre in Caſſuben 307
259. Die Währwölfe in Greifswald 308
260. Der Währwolf bei Zarnow . . . . . —
261. Die Cholera 309
262. Der prophezeihende Täufling . . . . . —
263. Der Beamte mit dem rothen Faden um den Hals . 311
264. Die drei Schüſſe nach dem lieben Gott . . . . —
265. Der Teufel auf dem Tanzboden 313
266. Die gebannten Glocken 312
267. Der ſchwarze See und die gebannte Glocke bei Brandenburg 314

Seite
268. Die ſingende Glocke 316
269. Die Glocke in Stargard 317
270. Hack ut, ſo fret ik di . . . . . —
271. Das von Hexengeld aufgebaute Dorf 318
272. Der Thurm zu Wobeſer 319
273. Die Schwedin in Pommern 320
274. Das Mannagras an der Leba . . . . . —
275. Der Bettler auf der Inſel Oie 221
276. Die Steingrobe 323
277. Der Geiſt des Herrn von Kemnitz 328
278. Die alte Stadt Grimmen . . . . . —
279. Der Mäuſewagen in Grimmen 329
280. Die ſieben eingemauerten Bauern zu Turow . . . —
281. Der Schatz in der Vollmondsnacht 330
282. Die Wenden-Glocken im Wirchow-See 332
283. Der Geiſt des Bürgermeiſters Rubenow 333

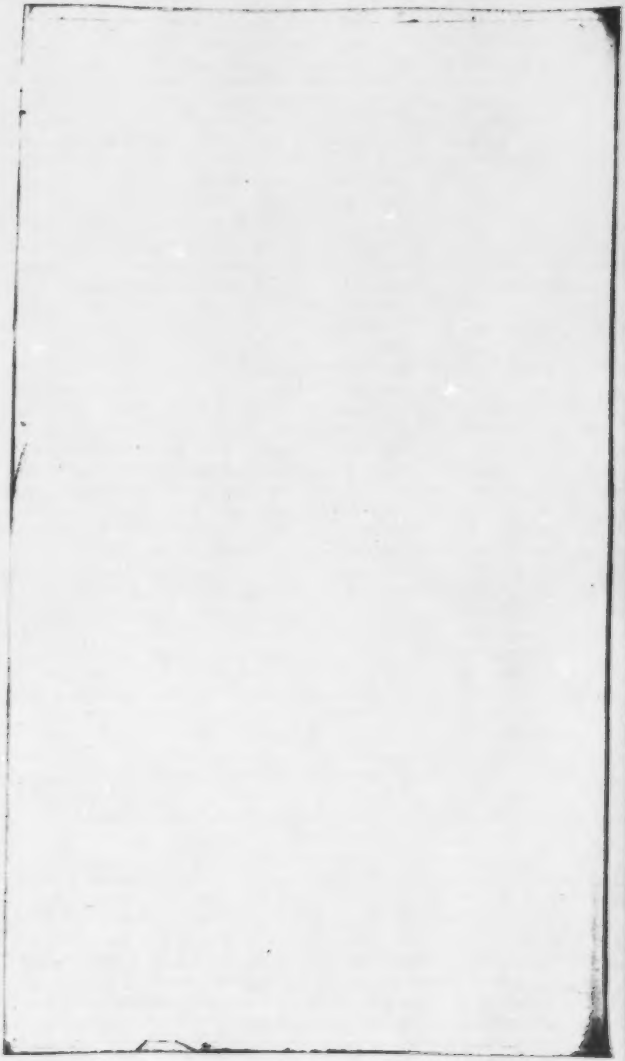
Anhang.

Abergläubiſche Meinungen und Gebräuche in Pommern und Rügen 338
Schiffer-Meinungen und Gebräuche 346
Fiſcher-Meinungen 351
Das Tonnenabſchlagen auf dem Darß . . . . . —

Die Volkssagen

von

Pommern und Rügen.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1. Die Zweikämpfe um die Oberherrschaft zwischen den Wenden und Dänen.

In den alten Zeiten wurde das jetzige Pommerland von einem Volke bewohnt, welches Wenden genannt wurde. Diese Wenden waren sehr tapfer und kriegerisch. Insbesondere wurden sie in viele und arge Kriege mit den Dänen verwickelt. Einstmals, lange Zeit vor der Geburt des Herrn, lebte in Dänemark ein König Namens Rorich, welcher viel Krieg mit seinen umliegenden Nachbarn führte. Derselbe unterstand sich auch, die Wenden im Pommerlande zu bekriegen. Er fand diese zum Streite lustig, und die beiden Völker kamen in ihren Schiffen auf der See gegen einander. Die Wenden hatten etliche Schiffe in einen Halt versteckt, und ließen nur einige wenige sehen, indem sie meinten, der Dänische König solle auf diese losgehen; so wollten sie dann weichen bis auf jene Seite des Haltes, und alsdann den König von vorn und von hinten zugleich überfallen. Aber der König merkte den Betrug, und als die Wenden vor ihm flohen, verfolgte er sie nur bis zu dem Halte hin und überfiel flugs die im Halt und schlug sie in die Flucht, ehe die anderen umkehren konnten. Diese kamen ihnen aber doch nach einer Weile wieder zur Hülfe, und sie setzten sich nun sämmtlich dem Könige zur Wehre. Da der König das sah, hielt er stille, und war zweifelhaft, was er thun sollte.

Wie nun die Feinde so gegen einander lagen, trat einer der Wenden hervor, der hieß Maska, und war ein weidlicher starker Mann, von Gliedmaßen und von Gemüthe. Derselbige rief, so die Dänen wollten, um Vermeidung vielen Blutvergießens, Einen gegen ihn schicken, daß sie mit einander kämpften um die Ueberhand, also welcher von den Kämpfern gewänne, daß dessen Volk des andern Herr sein sollte, so wollten die Wenden ihr Glück und Unglück darauf setzen. Dem Könige und den Seinen bedünkte es zwar schwer zu sein, um solche hochwichtige Sache, daran ihre Freiheit und ganze Wohlfahrt stände, auf eines einzigen Mannes Hand zu wagen; dennoch zogen sie sich es zum Schimpfe, daß nicht Einer unter ihnen sein sollte, der so keck und stark wäre als der Wenden Einer; sie forschten deshalben unter sich, und fanden Einen, der sich gegen den Wenden zum Kampfe erbot. Also willigten sie in den Vorschlag der Wenden ein, und gaben Maska einen Gegenmann.

Diese beiden Kämpfer traten nun zu Lande; die anderen aber Alle blieben in ihren Schiffen, damit kein Theil seinem Kämpfer mochte zu Steuer kommen, und sahen mit großer Begierde und Angst zu, wie es doch die Kämpfer endigen würden. Darauf stießen die Trompeter an, und die beiden Kämpfer liefen feindlich an einander. Der Däne schmiß weidlich gegen den Wenden an, und gab ihm einen Streich über den andern, und verwundete ihn etlichemal hart, also daß er schier erlegen hätte. Aber der Wende säumte auch nicht, schlug aller Orten um sich herum, und wehrte sich männlich, bis auf daß er zuletzt dem Dänen das Haupt mitten entzwei hieb und ihn also erwürgte.

Da erhob sich ein großes Geschrei und Frohlocken unter den Wenden; sie holten ihren Kämpfer Maska zu Schiffe, ließen ihn verbinden und erwiesen ihm große Ehre. Von den Dänen aber forderten sie, der gegenseitigen Ver-

willigung nach, daß sie ihnen unterthänig sein sollten. Ueber solches Unglück wurden die Dänen traurig und sie begannen ihren Unbedacht zu verfluchen, daß sie so leichtsinnig ihr höchstes Gut und Wohlfahrt, als die Freiheit, auf Eines Mannes Hand gestellt. Sie suchten daher Ausflüchte, wie sie von ihrer Verpflichtung sich befreien möchten, und sagten, der Kampf sei ungleich gewesen, dieß und jenes hätte daran gefehlet, sonst hätte ihr Kämpfer wohl so gut gewinnen mögen als Maska; sie wollten ihrer Zusage nicht entfallen, aber es müsse ehelich und unparteiisch zugehen; daher wollten sie noch einmal zwei Kämpfer gegen einander stellen, und dieselbigen sollten, ihrem vorigen Bescheide nach, durch ihren Gewinn oder Verlust entscheiden, wer da herrschen oder dienen solle.

Den Wenden bedünkte die Ausflucht unbillig; aber sie nahmen die Sache in Bedenken bis auf den andern Tag, und unterdeß beredete Maska sie, sie sollten der Dänen Vorschlag annehmen, nicht daß sie es schuldig, sondern zum Uebermaß, er versehe sich, ob er gleich etwas verwundet worden, dennoch so stark zu sein, daß er einem Dänen, er mögte seyn, wer er wolle, Manns genug sein könnte, und die Dänen würden auch so leichtlich keinen finden, der sich gegen ihn zu erheben vermöchte: derohalben sollten sie es nur kühnlich auf ihn wagen, er wolle ihnen, mit Hülfe der Götter, keinen Schimpf oder Verlust zu Wege bringen. Da die Wenden solch einen Trost hörten, ergaben sie sich darein, und bewilligten den Dänen ihren Vorschlag, doch daß es einen Tag oder vierzehn anstände, bis daß Maska ganz geheilet wäre. Das nahmen die Dänen frölich auf, und sie zogen unterdeß auf Mone (Insel Mönc) und die Wenden auf Rügen. Die Dänen konnten anfangs nicht leichtlich Einen unter sich finden, den sie zu dem Kampfe vermögten; zuletzt hat sich Einer, Ubbo genannt, dazu angegeben. Dem

hat der König Norich große Verehrung zugesagt und ihm auch sogleich seine güldenen Armbänder geschenket.

Nachdem nun der Anstand verlaufen war, sind die Dänen und Wenden wieder zur See gezogen, und haben die Stelle des Kampfes auf Falster benannt. Daselbst traten die Kämpfer auf den Strand und boten sich den Kampf.

Die Wenden und Dänen hielten auf dem Wasser in ihren Schiffen, und sahen zu. Da stießen die Trompeten an, und Maska und Ubbo liefen wie Riesen, mit großem Ungeheuer auf einander, und stritten mörderlich zusammen, also daß von den Schlägen das Feuer aus den Waffen flog und Einer dem Andern den Harnisch zerhieb, daß die Stücke klungen und das rothe Blut zur Erde lief. Darüber erhob sich ein großes Geschrei und Rufen in den Schiffen. Ein jeder Theil ermahnte seinen Kämpfer und wünschte ihm zu gewinnen, und stunden beide Theile in Hoffnung und Angst.

Aber wie die Kämpfer also auf einander verhitzet waren, und Einer auf den Anderen mörderlich drängte, da erwürgten sie sich zuletzt Beide, also daß Keiner übrig blieb.

Darauf vermeinten die Dänen, die Sache wäre jetzt gleich. Aber die Wenden bezogen sich darauf, daß ihr Kämpfer zuerst gewonnen, nachdem auch nicht verloren hätte; darum sollte die erste Ueberwindung nicht todt sein, und die Dänen sollt... ihnen Unterthänigkeit geloben. Das wollten die Dänen nicht, und war die Sache wie zuvor. Nach vielem Zanken und Dräuen haben sie sich jedoch in der Länge so vertragen, daß die Dänen sich absagen mußten, nimmer wieder gegen die Wenden zu kriegen ohne billige Ursache.

Thomas Kantzow, Pomerania, herausgegeben von H. G. L. Kosegarten, I. S. 9—13.

Alberti Cranzii Wandalia, S. 8.

2. Unterjochung der Wenden durch die Dänen.

Hernach war einstmals König bei den Dänen Frotho, und bei den Pommern und Wenden war König Strumik. Nachdem nun die alten Verträge des Friedens fast in Vergessenheit gekommen, und beide Völker danach standen, daß Eins das Andere unter sich brächte, thaten sie beiderseits einander vielen Einfall und Schaden. Doch waren die Wenden den Dänen auf dem Wasser zu behende. Das verdroß in die Länge den König Frotho, und er schickte gegen sie seinen Hauptmann Erich mit acht Jachten, während er sich selbst auch rüstete. Als Erich nun in die See kam, erfuhr er, daß die Wenden nicht fern wären, und nur sieben Schiffe hätten. Er ließ darauf sieben von seinen Jachten mit grünem Busch und Laub um und um bestecken, und legte sie in einer Wieke in einen Hinterhalt, mit dem Gebote, sie sollten da stille liegen, und wo sie auch sähen, daß die Feinde ihm nacheileten, sollten sie sich nicht daran kehren, bis daß sie ganz an sie heran kämen, dann sollten sie getrost angreifen. Er selber zog mit der achten Jacht aufs Meer, und zeigte sich den Wenden. Als diese seiner inne wurden, und sahen, daß er nur Ein Schiff hatte, setzten sie ihm fröhlich nach. Da floh Erich zurück, und die Wenden jagten flugs hinter ihm her, und kannten die sieben Jachten nicht, die da im Hinterhalte standen. Denn weil sie mit grünem Busch besteckt waren, meinten sie es wären Bäume, die an den Dünen und am Strande ständen, und liefen also mitten in die Wick. Darauf wendete sich Erich, und die sieben Jachten erhoben sich auch, und umringten die Wenden, daß sie nicht zurück konnten, und fingen sie und führten sie mit den Schiffen weg.

Dieses Unglück verursachte viel Niederlage und Schrekken in dem Lande der Wenden. Das benutzte der König Frotho; er hatte eine große Kriegsflotte und viel Volks

versammelt, mit demselben zog er nun fort, um die Wenden auch daheim zu besuchen. Der Wenden König Strumik beschickte ihn zwar, und ließ ihn um Anstand bitten. Den hat ihm aber Frotho nicht bewilligen wollen, und ist fortgezogen, und hat den König Strumik mit allem seinem Kriegsvolk erschlagen und die Pommern und Wenden unter sich gebracht.

Th. Kantzow Pomerania, I. S. 13. 14.

3. Der Dänen-König Frotho und die Wendischen Schnapphähne.

Als nun der König Frotho die Wenden unterthänig gemacht hatte, da sahe er wohl, daß sie ihm und den Seinen keinen Frieden lassen würden, wo er nicht ganz und gar alle diejenigen ausrottete, welche des Freibeutens und Raubens gewohnet waren. Darum besann er sich auf folgende List: Er ließ ein gemeines Gebot ausgehen, wo Jemand unter den Wenden wäre, der zum Freibeuten, Rauben und Kriegen Lust hätte, der solle sich kund thun, der König bedürfe solcher Leute wider seine Feinde; er wolle sie herrlich besolden. Solches gefiel den Schnapphähnen und den anderen bösen Buben unter den Wenden wohl, und ließen sich alle einschreiben, und zeigeten an, was ein Jeder könnte, und je mehr Einer Böses zu thun wußte, desto mehr Solds vertröstete er sich vor den Anderen. Da nun also alle Schnapphähne und wüste Gesellen unter den Wenden zusammen waren, da ließ der König Frotho sie vor sein Kriegsvolk bringen, und sagte zu den anderen Wenden: „Diese sind, ihr lieben Wenden, diejenigen, die zwischen uns und euch Unruhen machen, und unter euch keinen beständigen Frieden bleiben lassen. Sehet, wie keck sie noch sind in ihrer Bosheit, vermeinend, daß sie auch noch für ihre Bosheiten großen Sold erlangen sollten. Derohalben ist

uns und euch von Nöthen, dazu zu thun, daß wir und Ihr nicht weiter durch sie bekümmert werden." — Und er ließ sie allzumal an den lichten Galgen hängen, einen jeden neben einem Wolfe.

Dadurch ward eine Zeitlang guter Friede, beides, zu Wasser und zu Lande; und der König Frotho ordnete das Land, und setzte Amtleute darinnen von den Wenden selbst, damit sie über die Fremden nicht murren dürften, und sich daraus keine Ursache zum Abfallen nähmen.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 14. 15.

4. Die Königin Wißna.

Wie also die Dänen die Herrschaft über die Wenden gehabt, haben sie hernachmals übermüthig regieret, und hat das die Wenden in die Länge verdrossen. Darum thaten sie sich zusammen und empörten sich gegen die Dänen und erwählten eine männliche Jungfrau zu ihrer Königin, Wißna, aus dem Geschlechte des erschlagenen Königs Strumik. Der ordneten sie zween Kriegsfürsten zu, Duck und Dall genannt. Und es entstand solche Erbitterung und Ergrimmung gegen die Dänen, daß auch die Königin selbst und viele Frauen und Jungfrauen sich zum Reiten und zum Kriege gewöhnten, und mit in das Feld zogen, auch so fertig und geschickt zum Kriege wurden, daß sie den Männern in nichts nachgaben. — Als nun die Dänen die Empörung der Wenden hörten, rüsteten sie sich auch, und zogen mit großer Gewalt herüber, um die Wenden wieder zum Gehorsam zu bringen. Aber die Königin Wißna schlug sie, und setzte ihnen nach bis in Dänemark, schlug sie daselbst auch etlichemal, und that ihnen großen Schaden; und nahm die Inseln Möne und Schonen ein. Da haben sich aber endlich beiderseits der Adel, von den Dänen wie von den Wenden, ins Mittel geschlagen, und Frieden gemacht, also

daß Wißna Schonen wieder abtrat, Möne aber für den Schaden zwanzig Jahre behielt, und die Wenden frei sein und bleiben sollten, so auch die Dänen.

Die Königin Wißna regierte darauf noch lange und hatte viele Kriege, auch einmal mit den Sachsen, deren König Hengst sie zu Walsleben gefangen nahm. Zuletzt aber mußte sie elendiglich sterben. Denn als der König Harald von Dänemark schweren Krieg bekam mit den Schweden, und sie ihm darin beistand, zog sie selbst wiederum mit ins Feld, sammt ihren Kriegsheldinnen. Den Sieg gewannen jedoch die Schweden, was sie einem ungeheuren Riesen zu verdanken hatten, Namens Star Kater, der an Stärke des Leibes, wie an Erfahrung des Kriegshandels nicht seines Gleichen hatte. Dieser Star Kater kam auch mit der Königin Wißna in der Schlacht zusammen, und wie sie sich ritterlich seiner erwehrte, hieb er ihr die rechte Hand ab. An dieser Wunde starb die Königin nicht lange hernach. In derselben Schlacht blieben auch ihre beiden Kriegsfürsten Duck und Dall.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 17. 18.
Alberti Cranzii Wandalia, S. 12.

5. Der gefangene König Jaromar.

Nachdem die Schweden durch Hülfe des Star Kater die Dänen besiegt hatten, nahm ihr König Ringo das Land Dänemark sammt der Insel Möne ein, und zwang auch die Wenden, weil sie seinen Feinden beigestanden, daß sie ihm mußten unterthänig sein und Tribut geben. Dieses blieb also, bis nach etlichen Jahren Sievert König in Dänemark wurde. Gegen den setzten sich die Wenden, und weigerten sich, ferner Tribut zu geben. Allein der König Sievert zog mit vielem Volke gegen sie, und bezwang sie wieder. Die Wenden hatten aber dazumalen keinen Herrn, sondern nur etliche Hauptleute. Sie bedachten daher, sie

hätten ihre Niederlage nur darum erlitten, daß sie kein Haupt oder Herrn gehabt, und erwählten darauf zu ihrem Könige Jsmarus, einen Verwandten der Königin Wißna. Mit dem zogen sie wieder gegen Sievert, und trafen ihn in Fünen, und schlugen ihn sammt seinem Volke, daß er nach Jütland flüchtete, wo er viel Volks von Neuem zusammen brachte. Aber Jsmarus zog ihm nach nach Jütland, und schlug ihn noch einmal, und fing auch seinen Sohn Jaromar und seine beiden Töchter Ida und Bammeltrud. Er nahm darauf ganz Jütland und Dänemark ein, und besetzte es mit Amtleuten und genugsamem Kriegsvolk, so daß er es immer in Gehorsam hielte. Die Prinzessin Ida verkaufte er den Deutschen, und die Bammeltrud den Norwegern. Den Prinzen Jaromar und noch einen gefangenen Dänen, Namens Gunno, warf er ins Gefängniß.

Die Dänen waren darauf viele Jahre den Wenden unterthan, und gaben ihnen Tribut. Dieß nahm aber auf folgende Weise ein trauriges Ende.

Als nämlich Jsmarus, der Wenden König, meinte, daß er die Dänen nun für immer unter seiner Gewalt und Gehorsam hätte, dauerte ihn zuletzt das Elend und schwere Gefängniß des Prinzen Jaromar und seines Gesellen Gunno. Er entließ sie daher ihrer Haft, und that sie in ein Vorwerk, wo sie mußten arbeiten helfen. Da hat sich besonders Jaromar so fleißig erzeigt, daß Jedermann Mitleid mit seinem Unglücke hatte, und ihn der König zuletzt zum Meier über das Vorwerk setzte. Auch diesem Amte stand er so wohl vor, daß der König ihn sowohl um seines Verstandes und Fleißes, als auch um seiner Geduld willen lieb gewonnen, ihn zu sich an seinen Hof genommen und ihn zu seinem vertrautesten Rathe gemacht hat, mit Vertröstung, ihm mit der Zeit noch zu etwas Besserem zu verhelfen, so er sich ferner ehrlich und treu erzeigen würde.

Des Königs Gemahlin Woislafa hatte zwar immer einen argen Wahn gegen ihn, und rieth dem Könige, ihm nicht allzugroßes Vertrauen zu geben; der König aber besorgte sich gar nicht vor ihm und befahl ihm auch die wichtigsten Sachen seines Königreiches an.

Dadurch kam Jaromar mit den Dänen, die oft zu Hofe mußten, wieder in Kundschaft, und erfuhr ihr Gemüth, daß sie gern die Absicht hätten, von der Herrschaft der Wenden sich zu befreien. Also hielt er heimliches Verständniß mit ihnen, und sprach mit ihnen ab, wie sie sich und ihn befreien wollten. Als nun zu einer Zeit der König mit seiner Königin und seinen Kindern auf der Jagd war, da bestellte er heimlich die Schiffe der Dänen, und sie überfielen in der Nacht den König und seine Gemahlin, pfählten das Gemach zu, worin sie mit ihren Kindern schliefen, und zündeten es von außen an, daß dieselbigen sämmtlich darin verbrannten. Darauf erhob sich ganz Dänemark gegen die Wenden, und sie erschlugen alle Wenden, die im Lande waren. Damit war Jaromar, den sie zu ihrem König machten, noch nicht zufrieden; er zog herüber zu den Wenden und schlug sie und brachte sie unter sich. Er setzte ihnen Amtleute und Vögte, und hielt sie sehr strenge in Zaum, so daß sie nicht einmal trinken durften. Die Wenden empörten sich zwar, und suchten die fremde Herrschaft von sich abzuschütteln. Aber Jaromar bezwang sie bald, und ließ ihrer Obersten etliche enthaupten und etliche aufhängen, also daß sie ihm ganz unterthan sein mußten.

„Also soll man einen Feind, den man hat, als Feind halten, und ihm nicht zuviel trauen. Denn hätte der König Jsmarus das gethan, so wäre ihm und den Wenden so großes Unglück nicht widerfahren, und er sammt seinem Gemahl und Kindern hätten noch lange gelebt und wären Herren gewesen; nun aber sind sie todt, und die armen

Wenden sind jämmerlich umgebracht, und die anderen müssen den Dänen dienen."

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 19–21.

6. Die Longobarden in Rügen.

In uralten Zeiten war einmal eine große Theurung und Hungersnoth in Norwegen. Da traten die starken Leute auf, die des mittleren Alters waren, und wollten die Alten und die Jungen, als den schwächeren Theil, tödten, damit sie nicht Alle Hungers stürben. Dasselbe hat aber eine ehrbare Frau, Gamboir geheißen, abgerathen und gesagt, man sollte lieber das alte und junge untüchtige Volk an einen Haufen, und das starke Volk an einen anderen Haufen setzen, und das Loos darum werfen, wer aus dem Lande ziehen sollte; welchen Theil das Loos träfe, dem würden die Götter schon gute Wege zeigen. Solches gefiel ihnen Allen wohl und sie warfen das Loos. Das traf die starken. Dieselben mußten nun wegziehen, und kamen nach langem Streifen und Umherziehen zuletzt auf das Land zu Rügen. Daraus vertrieben sie die Rüger und setzten sich an deren Stelle fest im Lande. Und weil sie auf ihrer langen Reise die Bärte hatten lang wachsen lassen, hießen sie sich die Langbarte, welchen Namen sie auch behalten haben. Sie sollen auch die Stadt Barth erbaut haben, welche in ihrem Wappen noch ein Haupt mit einem langen Barte führet.

Diese Langbarte haben bei fünf Könige Zeiten auf der Insel Rügen und dem festen Lande gegenüber gewohnt. Darauf sind ihrer aber wieder zu viele geworden, und die meisten von ihnen sind gezogen, zuerst an die Elbe, dann an die Donau, und zuletzt nach Italien hin, wo sie ein Land eingenommen, das jetzt mit einem etwas verkehrten Namen von ihnen die Lombardei heißet.

Die vertriebenen Rüger hatten sich nach Hinterpom-

mern gezogen, wo sie auch die Stadt Rügenwalde erbaut haben. Dort saßen sie ruhig, bis der Mehrtheil der Langbarte das Land zu Rügen also geräumt hatten. Da brachen sie auf, überfielen die zurückgebliebenen Langbarte, und nahmen ihre alte Heimath wieder ein. Die Langbarte zerstreueten sich überall im Lande umher, und wurden da von nun an Wandalen genannt.

Th. Kantzow, Pomerania. I. S. 21—26.

7. Der Liebeskampf.

Es ist schon tausend Jahre her und noch länger, als einst in Polen ein Herzog lebte, welcher Cracus hieß, und der auch die Stadt Crakau soll erbaut haben. Dieser hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Von den Söhnen hieß der Eine Cracus wie der Vater, der andere Lechus; die Tochter hieß Wenda. Die Regierung sollte nach des alten Herzogs Tode an seinen ältesten Sohn, den Cracus, fallen; aber Lechus gönnte sie diesem nicht, und brachte ihn eine Tages auf der Jagd meuchelmörderischer Weise um. Doch die Polen wollten nun keinen Brudermörder über sich haben, und gaben das Reich der Wenda. Zu dieser kamen darauf viele Könige und Prinzen, die sie zur Ehe begehrten; denn sie war zugleich mächtig, klug und schön. Allein sie wollte lieber Prinzessin allein sein, als eines Prinzen Weib, und sie schlug alle Anträge ab, und ließ mit solchen Antworten die Freier von sich.

Das hörte ein Fürst der Rügianer im Pommerlande, Namens Rütiger, ein gar mächtiger und tapferer Held. Er glaubte die Fürstin zu gewinnen, und zog aus an ihren Hof und buhlte um sie. Allein er bekam keinen besseren Bescheid als die Uebrigen. Darüber ergrimmte der Fürst in seinem Herzen, und da er in großer Liebe zu der Prinzessin entbrannt war, so brachte er ein ansehnlich Heer auf

die Beine und fiel damit in Polen ein, um mit Gewalt um sie zu werben. Wenda das Fräulein zog ihm entgegen, gleichfalls mit großer Heeresmacht, und in ihrem Herzen gelobend, wenn sie den Feind besiegen sollte, Zeitlebens den Göttern ihre Jungfrauschaft zum Opfer zu bringen.

Als nun aber die beiden Heere gegen einander hielten, da dünkte es den Pommern schimpflich, daß sie wider ein Weib das Schwert ziehen sollten, und sie hielten bei ihrem Fürsten an, daß er sich eines Besseren bedenken möge. Darüber entbrannte der edle Rütiger dermaßen vor Zorn und Liebe, daß er sein eignes Schwert ergriff und sich dasselbe durch das Herz stieß. Also zogen die Pommern und Polen wieder von einander, nachdem sie einen neuen Bund unter sich gemacht hatten.

Wenda aber, das Fürstenfräulein, hatte von der Stunde an großes Herzeleid; und als sie wieder in ihr Schloß kam, wollte sie nicht länger leben, nachdem sich ihrenthalben ein so tapferer Held ums Leben gebracht hatte. Sie sprang deshalb von der Brücke ihres Schlosses in die Weichsel, wo sie ihren Tod fand.

Solches ist geschehen bald nach dem Jahre des Herrn 700. Nach Wendas Tode kamen die zwölf Woiwoden in Polen wieder an das Regiment.

Micrälius, altes Pommerland. I. S. 407.

8. König Schweno von Dänemark und die Wolliner.

Vor Zeiten lebte in Dänemark ein König Namens Harald. Der hatte einen bösen, ungerathenen Sohn, Schweno. Dieser Schweno warf das Christenthum ab, setzte sich gegen seinen Vater, und vertrieb ihn aus dem Reiche. Harald flüchtete nach der Insel Wollin in Pommern, und die Wolliner nahmen sich freundlich seiner an, unangesehen daß er

ein Christ war. Sie rüsteten auch eine große Kriegsflotte aus, um ihn wieder in sein Land einzusetzen, und zogen damit gegen Schweno, mit dem sie sich einen ganzen Tag schlugen, also daß es ungewiß blieb, wer gewonnen hätte oder nicht. Allein sie erreichten ihren Zweck nicht, weil Schweno am anderen Tage seinen Vater durch einen Dänen meuchlings erschießen ließ.

Darüber faßte Schweno einen so großen Haß gegen die Wolliner, daß er großes Volk und viele Schiffe zusammen brachte und also gegen sie zog. Aber die Wolliner säumten auch nicht, sondern zogen ihm entgegen, und schlugen und fingen ihn, so daß er sich lösen mußte mit vielen tausend Mark Goldes. Nicht besser erging es ihm, als er nach einiger Zeit sich rächen wollte und von Neuem gegen jene zog. Darüber wurde er nun sehr ärgerlich in seinem Gemüthe, und obgleich er Frieden hatte zusagen müssen, so brach er doch sein Versprechen und zog wieder gegen sie, vermeinend, das Glück werde sich doch einmal auf seine Seite wenden. Allein die Wolliner waren auch dießmal auf, und kamen ihm zwischen Möne und Falster entgegen.

Weil sie nun ohne Noth nicht eine Schlacht mit ihm wagen wollten, so ersannen sie einen Betrug. Der war dieser: Sie wußten, daß die Dänen des Nachts genaue Wache halten ließen; sie erwählten daher Etliche unter sich, die gut Dänisch konnten; dieselben schickten sie mit einem Schiffsboote und befahlen ihnen, sich so zu gebähren, als wären sie von der Dänischen Schaarwache gekommen um die Zeit, wenn die Wache pflegt umzuwechseln. Die fuhren dann auf sie, und kamen unbemerkt zwischen der Wache und den anderen Schiffen durch bis an des Königs Schiff. Da schrieen sie dem Schiffer zu und sagten, sie hätten dem Könige etwas Eiliges zu sagen, das heimlich wäre, er möge das dem Könige anzeigen. Der Schiffer meinte nicht anders, als es

wären Dänen von der Schaarwache, und sorgte, daß es dem Könige gesagt wurde. Der König meinte auch nicht anders, als es wären Wächter, die etwas Wichtiges vom Feinde brächten, und er kam hervor- und bückte sich über den Bord seines Schiffes bis an den Bord des Wollinschen Schiffes hinan, um zu hören, was sie ihm Heimliches zu sagen hätten. Da ergriffen ihn die Wolliner bei den Achseln und zogen ihn in ihr Boot, und hielten ihm das Maul zu, daß er nicht schreien konnte, und ruderten so eilends mit ihm davon zu ihrer Kriegsflotte. Die Dänen erhoben zwar nach einer Weile ein großes Geschrei und Getümmel, aber da war es schon zu spät. Ihr König wurde ungehindert nach Wollin gebracht.

Diesesmal wollten ihn die Wollincr gar nicht wieder in Freiheit setzen, weil er so schmählich seine Zusage gebrochen. In die Länge gaben sie aber seinen und seines Volkes Bitten nach; sie forderten jedoch ein so großes Lösegeld von ihm, als er die beiden vorigen Male zusammen hatte geben müssen. Das war viel und so viel Geld war in ganz Dänemark nicht vorhanden. In dieser großen Noth erbarmten sich die Frauen und Jungfrauen im Reiche über ihn, und sie trugen all ihr Gold und Silber, Schmuck und Kleinodien herbei, damit er gelöset werde. Also wurde der König Schweno wieder in Freiheit gesetzt.

Als er nun aber wieder zu dem Reiche kam, da gedachte er der Gutherzigkeit der Frauen und Jungfrauen, und er gab ihnen ein Privilegium, daß sie hinführo in allen Lehn- und anderen Gütern gleich den Männern erben sollten, welches zuvor nicht gewesen war. Auch that er jetzt Buße, und bekehrte sich zum Christenthum.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 47. 52—55.

9. Der Ranisberg bei Lübeck.

Um das Jahr 1107 lebte Heinrich, Fürst der Mecklenburger. Er hatte den Fürsten Crito erschlagen lassen, und darauf dessen Wittwe, Slavina, zur Ehe genommen, mit der er schon lange im Einverständnisse gelebt hatte, und mit der er das Fürstenthum Mecklenburg bekam. Nachdem er also mächtig geworden war, da suchte er, sich auch die Herrschaft über die Rügianer zu verschaffen. Die Rügianer wollten ihm aber nicht gehorsam sein, vielmehr über ihn gebieten und sein Land haben, wie ihr Fürst Crito gehabt hatte. Derohalben brachten sie ein großes Heer und Schiffsrüstung zusammen, und zogen damit die Trave hinauf vor die Stadt Lübeck, in welcher der Fürst Heinrich lag, und belagerten die Stadt. Als das der Fürst sah, erschreckte er sich des unversehenen Ueberfalls hart. Er faßte aber bald einen Rath, und befahl seinem Hauptmann in der Stadt, er sollte ein Mann sein und die Stadt nicht aufgeben bis in den vierten Tag; er wollte ins Land ziehen und Hülfe suchen; wo er aber den vierten Tag nicht käme, und sich nicht auf einem Berge zeigte, den er ihm von der Stadt aus anwies; so möchte er thun was die Noth forderte. Darauf schlich er selbander in der Nacht aus der Stadt vor den Rügianern weg, und begab sich in das Land Holstein, wo er in der Eile Volk aufbrachte. Die führte er um die Stadt herum bis an Travemünde, denn er hatte erfahren, daß von der Seite her das reisige Zeug der Rügianer zu diesen kommen sollte, und darauf baute er eine Kriegslist.

Als nämlich nun der vierte Tag gekommen war, da ritt er auf den Berg, den er seinem Hauptmann angewiesen hatte, und gab diesem das Zeichen, daß er da wäre. Damit wurden der Hauptmann und die Bürger sehr getrost; denn die Rügianer hatten unter der Zeit mit Stür-

men und Niederbrechen der Mauern keine Ruhe gelaſſen. Alsdann ließ der Fürſt ſeine Reiſigen von Travemünde herauf an dem Ufer der Trave herziehen, und darauf das Fußvolk allmälig nach. Als das die Rügianer ſahen, meinten ſie nicht anders, als es wären ihre Reiſigen; denn ſie wußten nicht, daß der Fürſt aus der Stadt entkommen war, und ſie liefen den Reutern mit Freuden entgegen, ohne Ordnung und ohne Waffen. Da ſetzte das reiſige Zeug des Fürſten in ſie, und die aus der Stadt fielen auch aus und beringten die Rügianer allenthalben und erſchlugen ſie zumeiſt, ſo viele ihrer nicht in die Trave gedrängt wurden und darin ertranken.

Es waren aber der Rügianer ſo viele zu Tode gekommen, daß, als hernach die aus der Stadt die Erſchlagenen ſammelten und ſie begruben, davon ein ſolcher Berg wurde, welchen man noch heutiges Tages ſieht, und welcher der Ranisberg heißet, weil man die Rügianer in alten Zeiten auch Ranen geheißen.

Zur Gedächtniß dieſes Sieges haben die Lübecker ſtets den erſten Auguſttag, an welchem die Ueberwindung geſchehen, hoch gefeiert.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 62. 63.
J. J. Sell, Geſchichte des Herzogthums Pommern, I. S. 110.
G. v. d. Lanken, Rügeniſche Geſchichte, S. 52.
Alb. Cranzii Wandalia, S. 99.

10. Strafe des Kirchenraubes.

Vor vielen hundert Jahren, als die Pommern noch Heiden waren, hatten ſie zu einer Zeit viele Kriege mit den Polen. Der Herzog Boliſlaff von Polen hatte damals einen großen Theil von Pommern inne. Das verdroß ſehr den Fürſten Wartislav in Vorpommern und er machte deshalb Verſtändniß und Freundſchaft mit Swantebor, dem

Fürsten von Hinterpommern, daß er von dem Polen-Herzoge abfiel; und er gewann auch wiederum die Städte Wollin, Camin, Colberg, Belgard, Cöslin und andere, welche ihm der Herzog von Polen abgenommen hatte, und befestete sie.

Da der Herzog Boliślaff solchen Abfall hörte, brachte er Volk auf, und zog damit vor das Pommersche Schloß Zarnekow, in welchem ein gewaltiger Edelmann Namens Gniefomer lag, und belagerte dasselbe und hat es endlich eingenommen. Die Pommern waren aber auch nicht faul, und kamen mit etlichen tausend Mann vor Zarnekow, welches die Polen aufgeben mußten. Darauf zogen jene weiter in das Land Polen hinein, bis nach Gnesen und verwüsteten und verdarben viele Dörfer und Flecken. Auch brachen sie der Könige und Herzöge von Polen Begräbnisse auf, und nahmen die Todtenköpfe und Gebeine heraus und schlugen den Todtenköpfen die Zähne aus, und zerstreuten sie dann auf den Feldern. Also trieben sie überall großen Muthwillen und Gewalt, und besonders raubten sie die Heiligthümer aus den Kirchen, als Patenen, Kelche und viele andere Kleinodien. Auch den Bischof Martinus von Gnesen wollten sie fangen, der gerade auf einem Dorfe war, um eine neue Kirche einzuweihen; allein der fromme Mann entkam ihnen, und sie fingen statt seiner nur seinen Archidiakonus Nicolaus, den sie jedoch, da er ein alter, zitternder Mann war, wieder los ließen.

Für solche Gewalt und Gräuel wurden die Pommern hart gestraft. Denn wie sie hernach in ihre Heimath gekommen waren, und die geraubten Kelche nnd Patenen bei ihren Banketten als Trinkgeschirr gebrauchten, da verfielen plötzlich Alle, so daraus getrunken, mit Weibern und Kindern, in schwere unsinnige Raserei, also daß sie sich untereinander jämmerlich verwundeten und umbrachten.

Solche Zeichen und Strafen Gottes brachten große Furcht unter sie. Sie schickten deshalb das geraubte Kirchengut dem Bischofe von Gnesen zurück, worauf sie wieder vernünftig wurden und Ruhe erhielten. — Solches geschah im Jahre 1109.

D. Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, I. S. 21.
Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 79.
Kanngießer, Pomm. Geschichte, S. 423—426.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 145.

11. Der Reuter auf dem weißen Rosse.

In derselben heidnischen Zeit fielen die Pommern auch einstmals in Polen ein, und gedachten das feste Schloß Zantok oder Zittek einzunehmen, welches an der Pommerschen Grenze lag. Es waren zu damaliger Zeit alle Polnische Bischöfe und vom Adel in Gnesen versammelt, und die Pommern glaubten, das Schloß ohne Mühe in ihre Gewalt zu bekommen, da sie auch Einige von der Besatzung durch Geld auf ihre Seite gebracht hatten, daß diese sie des Nachts heimlich einließen.

Sie wurden auch von diesen ihren Freunden des Nachts an Stricken auf die Mauer gezogen. Als sie nun aber in das Innere des Schlosses eindringen wollten, da stellte sich ihnen auf einmal ein Reuter auf einem großen weißen Pferde entgegen, den Niemand kannte. Darüber geriethen die Pommern dermaßen in Schrecken, daß sie aus einander liefen und eilig die Flucht ergreifen wollten. Unterdeß waren jedoch die übrigen Schloßleute erwacht, und diese schlugen die Pommern nieder oder nahmen sie gefangen.

Die Polen aber glaubten, der Reuter auf dem weißen Rosse sey Niemand anders gewesen, als ihr Schutzheiliger, der heilige Adalbert.

Kanngießer, Geschichte von Pommern, S. 357.

12. Der Wendische Hund.

Um das Jahr Eintausend nach Christi Geburt lebte der Fürst Mestiboi, ein gewaltiger, kühner Herr, der zugleich über die Pommern und Mecklenburger Herzog war. Der hatte, als er noch ein junger Prinz war, auf Befehl seines Vaters, des Herzogs Mizislav, dem Kaiser Heinrich auf seinem Zuge wider die Sarazenen Hülfe geleistet mit tausend Pferden, die er ihm zubrachte, und hatte sich sehr tapfer und muthig gezeigt. Auf diesem Zuge hatte er auch die Tochter des Herzogs Bernhard von Sachsen gesehen, und sich in dieselbe verliebt, auch von dem Herzog Bernhard, der ihm wohlwollte, die Zusage erlangt, daß sie sein Gemahl werden solle. Als er nun Herzog geworden war, und die Braut abholen wollte, da war ihm entgegen der Markgraf Dieterich von Brandenburg, ein Oheim der Prinzessin, ein gar hochfahrender Mann. Der sagte, daß man ein deutsches fürstliches Fräulein einem solchen Wendischen Hunde nicht geben solle, und also erhielt er sie nicht. Da sagte Mestiboi drohend: Dieser Wendische Hund soll Euch beißen und bellen, daß man es im ganzen Lande soll hören können. Er schlug auch seiner Seits das Fräulein aus, als demnächst der Herzog Bernhard sie ihm anbieten ließ, und schwor nur, der Schimpf solle dem Markgrafen durch den Hals dringen. Er verband sich darauf mit der ganzen Ostwendischen Nation, und fiel dem Markgrafen in das Land und besiegte ihn, also daß der Markgraf sein Land räumen und Domherr in Magdeburg werden mußte, wo er im Elende gestorben ist. In diesem Kriege mußte sich auch die Stadt Brandenburg den Wenden ergeben; sie plünderten sie rein aus, und rissen alle Kirchen darin bis auf den Grund nieder. Nur die Sanct Marien-Kirche auf

dem Harlunger Berge ließen sie stehen; sie weiheten sie aber ihrem Götzen Triglaff.

Also rächte sich der Wendische Hund.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 127. 128.

13. Rethra.

In den uralten heidnischen Zeiten war in Pommern eine berühmte Stadt, Rethra geheißen. Dieselbe war der Hauptsitz der Pommerschen Götter, besonders des Götzen Radigast oder Redigast. Die Stadt war groß, von vielen Einwohnern und voller Reichthümer. Man ging durch neun Thore in dieselbe hinein, und sie war rund umher mit Wasser beflossen. Sie hatte viele Tempel, in welche man über köstliche Brücken ging. Der vornehmste Tempel gehörte dem Götzen Redigast, welcher ganz von Gold war, und auf einem Lager von Purpur ruhete. — Diese Stadt ist zuletzt wegen ihres Uebermuthes und Heidenthums gänzlich zerstört. Das ist geschehen noch lange bevor das Christenthum nach Pommern kam. Auf welche Weise aber, das weiß man nicht. Sie ist so ganz zu Grunde gegangen, daß man nicht einmal die Gegend mehr angeben kann, wo sie gestanden hat. Doch glauben die Meisten, sie habe da herum gestanden, wo jetzt die Stadt Treptow an der Tollensee liegt.

Altes und Neues Rügen, S. 15.
Stavenhagen, Beschreibung von Anklam, S. 16. 17
Stolle, Geschichte von Demmin, S. 469—489

14. Wineta.

An der nordöstlichen Küste der Insel Usedom sieht man häufig bei stillem Wetter in der See die Trümmer einer alten, großen Stadt. Es hat dort die einst weltberühmte Stadt Wineta gelegen, die schon vor tausend und

mehr Jahren wegen ihrer Laster und Wollust ein schreckliches Ende genommen hat. Diese Stadt ist größer gewesen, als irgend eine andere Stadt in Europa, selbst als die große und schöne Stadt Constantinopel, und es haben darin allerlei Völker gewohnt, Griechen, Slaven, Wenden, Sachsen und noch vielerlei andere Stämme. Die hatten allda jedes ihre besondere Religion; nur die Sachsen, welche Christen waren, durften ihr Christenthum nicht öffentlich bekennen, denn nur die heidnischen Götzen genossen eine öffentliche Verehrung. Ungeachtet solcher Abgötterei waren die Bewohner Winetas aber ehrbar und züchtig von Sitten, und in Gastfreundschaft und Höflichkeit gegen Fremde hatten sie ihres Gleichen nicht.

Die Einwohner trieben einen überaus großen Handel; ihre Läden waren angefüllt mit den seltensten und kostbarsten Waaren, und es kamen Jahr ein Jahr aus Schiffe und Kaufleute aus allen Gegenden und aus den entferntesten und entlegensten Enden der Welt dahin. Deshalb war denn auch in der Stadt ein über die Maßen großer Reichthum, und das seltsamste und lustigste Leben, das man sich nur denken kann. Die Bewohner Wineta's waren so reich, daß die Stadtthore aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber gemacht waren; und das Silber war überhaupt so gemein in der Stadt, daß man es zu den gewöhnlichsten Dingen gebrauchte, und daß die Kinder auf den Straßen mit harten Thalern sollen gespielt haben. Solcher Reichthum und das abgöttische Wesen der Heiden brachten aber am Ende die schöne und große Stadt ins Verderben. Denn nachdem sie den höchsten Gipfel ihres Glanzes und ihres Reichthums erreicht hatte, geriethen ihre Einwohner in große bürgerliche Uneinigkeit. Jedes von den verschiedenen Völkern wollte vor dem anderen den Vorzug haben, worüber heftige Kämpfe entstanden. Zu diesen ei-

fen die Einen die Schweden, und die Andern die Dänen zu Hülfe, die auf solchen Aufruf, um gute Beute zu machen, schleunig aufbrachen, und die mächtige Stadt Wineta bis auf den Grund zerstörten, und ihre Reichthümer mit sich nahmen. Dieses soll geschehen sein zu den Zeiten des großen Kaisers Karl.

Andere sagen, die Stadt sei nicht von den Feinden erobert und zerstört, sondern auf andere Weise untergegangen. Denn nachdem die Einwohner so überaus reich geworden waren, da verfielen sie in die Laster der größten Wollust und Ueppigkeit, also daß die Eltern aus reiner Wollust die Kinder mit Semmeln wischten. Dafür traf sie denn der gerechte Zorn Gottes und die üppige Stadt wurde urplötzlich von dem Ungestüm des Meeres zu Grunde gerichtet, und von den Wellen verschlungen. Darauf kamen die Schweden von Gothland her mit vielen Schiffen, und holten fort, was sie von den Reichthümern der Stadt aus dem Meere herausfischen konnten; sie bargen eine Unmasse von Gold, Silber, Erz und Zinn und von dem herrlichsten Marmor. Auch die ehernen Stadtthore fanden sie ganz; die nahmen sie mit nach Wisbi auf Gothland, wohin sich auch von nun an der Handel Wineta's zog.

Die Stelle, wo die Stadt gestanden, kann man noch heutiges Tages sehen. Wenn man nämlich von Wolgast über die Peene in das Land zu Usedom ziehen will, und gegen das Dorf Damerow, zwei Meilen von Wolgast, gelangt, so erblickt man bei stiller See bis tief, wohl eine Viertelmeile in das Wasser hinein eine Menge großer Steine, marmorner Säulen und Fundamente. Das sind die Trümmer der versunkenen Stadt Wineta. Sie liegen in der Länge, von Morgen nach Abend. Die ehemaligen Straßen und Gassen sind mit kleinen Kieselsteinen ausgelegt; größere Steine zeigen an, wo die Ecken der Straßen ge-

wesen, und die Fundamente der Häuser gestanden haben. Einige davon sind so groß und hoch, daß sie Ellenhoch aus dem Wasser hervorragen; allda haben die Tempel und Rathhäuser gestanden. Andere liegen noch ganz in der Ordnung, wie man Grundsteine zu Gebäuden zu legen pflegt, so daß noch neue Häuser haben erbaut werden sollen, als die Stadt vom Wasser verschlungen ist.

Wie weit die Stadt der Länge nach sich in das Meer hinein erstreckt hat, kann man nicht mehr sehen, weil der Grund abschüssig ist, das Steinpflaster daher je weiter, desto tiefer in das Meer hineingeht, auch zuletzt so übermoost und mit Sand bedeckt ist, daß man es bis zu seinem Ende hin nicht verfolgen kann. Die Breite der Stadt ist aber größer als die von Stralsund und Rostock, und ungefähr wie die von Lübeck.

(In der versunkenen Stadt ist noch immer ein wundersames Leben. Wenn das Wasser ganz still ist, so sieht man oft unten im Grunde des Meeres in den Trümmern ganz wunderbare Bilder. Große, seltsame Gestalten wandeln dann in den Straßen auf und ab, in langen faltigen Kleidern. Oft sitzen sie auch in goldenen Wagen, oder auf großen schwarzen Pferden. Manchmal gehen sie fröhlich und geschäftig einher; manchmal bewegen sie sich in langsamen Trauerzügen, und man sieht dann, wie sie einen Sarg zum Grabe geleiten.)

(Die silbernen Glocken der Stadt kann man noch jeden Abend, wenn kein Sturm auf der See ist, hören, wie sie tief unter den Wellen die Vesper läuten. Und am Ostermorgen, denn vom stillen Freitage bis zum Ostermorgen soll der Untergang von Wineta gedauert haben, kann man die ganze Stadt sehen, wie sie früher gewesen ist; sie steigt dann, als ein warnendes Schattenbild, zur Strafe für ihre Abgötterei und Ueppigkeit, mit allen ihren Häusern, Kirchen,

Thoren, Brücken und Trümmern aus dem Waſſer hervor, und man ſieht ſie deutlich über den Wellen.)— Wenn es aber Nacht oder ſtürmiſches Wetter iſt, dann darf kein Menſch und kein Schiff ſich den Trümmern der alten Stadt nahen. Ohne Gnade wird das Schiff an die Felſen geworfen, an denen es rettungslos zerſchellt, und keiner, der darin geweſen, kann aus den Wellen ſein Leben erretten.

Von dem in der Nähe belegnen Dorfe Leddin führt noch jetzt ein alter Weg zu den Trümmern, den die Leute in Leddin von alten Zeiten her „den Landweg nach Wineta" nennen.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 40. 51.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 97. 98

Pommerſche Mannigfaltigkeiten, von C. G. H. Geſterding, S. 405—408.

Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 10.

Geſterding, Pommerſches Magazin, I. S. 138. IV. S. 62. 244.

Berliner Kalender für 1837. S. 179—182.

Rühs, Pommerſche Denkwürdigkeiten, S. 383.

Barthold, Geſchichte von Pommern. I. S. 419.

Dönniges, Wineta, oder die Seekönige der Jomsburg, S. 100 bis 102.

Acten der Pom. Geſellſch. für Geſch. und Alterth.-Kunde.

15. Julin.

Nachdem Wineta zu Grunde gegangen war, zog ſich der Handel dieſer Stadt theils nach Wisbi in Gothland, theils nach Julin auf der Inſel Wollin, alſo daß dieſes Julin nun die größte und reichſte Stadt in Europa wurde. Es wohnten und handelten in derſelben Leute von den verſchiedenſten Nationen, Sprachen und Gottesdienſt, als Winithen, Winiren, Henceter, Sunnonen, Slaven, Wenden, Dänen, Schweden, Gambriwier, Circipaner, Juden, Heiden, Ruthenier, Griechen und andere Völker mehr. Alle hatten dort Freiheit zu handeln und zu treiben, wie ſie wollten;

nur die Christen mußten sich bei Lebensstrafe heimlich halten. Jede Nation bewohnte ihre eigenen Straßen, die nach ihren Namen genannt wurden.

Lange Zeit waren die Sitten der Juliner gut und anständig. Auf die Länge aber wurden sie üppig und schwelgerisch, und einzelne Völkerstämme wollten eine Tyranei über die anderen ausüben. Wegen solcher Gräuel, Laster und Abgötterei wurde die Stadt zum öftern durch den Zorn Gottes von Blitz und Donner jämmerlich geplagt. Aber das half zu ihrer Bekehrung nicht. Da zogen nach einer Weile zuerst die Ruthenier aus, und wanderten in ihr Vaterland Rußland zurück. Ihnen folgten bald ihre Freunde und Genossen, und stifteten in Rußland das Herzogthum, das noch jetzt von ihnen Wolhynien genannt wird. Unter den Zurückgebliebenen entstand hernach Aufruhr und Zerstreuung der Kaufleute, bis zuletzt der Dänische König Woldemar die Stadt eroberte und sie bis auf den Grund zerstörte. Dieß geschah im Jahre 1170.

Die Stadt Julin lag auf der Spitze der fruchtbaren Insel Wollin, an derselben Stelle, wo jetzt die Stadt Wollin liegt. Aber sie war bei weitem größer als diese Stadt. Denn man sieht noch Ueberbleibsel von ihren Trümmern in der Erde, und danach ist sie größer gewesen als eine deutsche Meile. Die Michaeliskirche, welche jetzt eine gute Strecke weit außerhalb Wollin liegt, soll früher mitten in der Stadt Julin gestanden haben. Auch sieht man noch die Castelle, die früher die Stadt gegen die feindlichen Angriffe umgeben haben, und deren Trümmer auf vier verschiedenen Bergen in einer weiten Entfernung um die Stadt Wollin von einander liegen. Diese Castelle haben noch jetzt ihre alten Namen; eins heißt nämlich Kakernel, eins Moderow, eins der Schloßberg, und das vierte der Silberberg. Dieser Silberberg ist höher als die anderen drei

Berge, und auf demselben soll ein hohes Schloß gestanden haben. In diesem Berge findet man auch noch oft unter den ausgebrochenen Fundamentsteinen des alten Castells allerlei silberne Münzen, und Knochen und Rippen von Menschen, so groß wie Riesen. Wie groß die Stadt Julin gewesen, kann man auch noch daraus abmessen, daß ein Berg im Süden der Stadt, der Galgenberg geheißen, dicht vor dem Thore gelegen hat, daß man hat mit einem Steine hinwerfen können. Heutiges Tages ist dieser Berg so weit von Wollin, daß Einer sehr müde wird, der von der Stadt da hinaus spatziret. Auch kann man sich die Größe dieser herrlichen Stadt denken, wenn man erwäget, daß der Bischof Otto von Bamberg im Jahre 1124 allda 22,000 Bürger getauft hat.

In der Gegend der Stadt sollen noch viele Schätze aus der Zeit, als Julin noch in seiner Herrlichkeit war, vergraben sein. Besonders kommen oft fremde Schatzgräber hin, die nach einer schweren goldnen Kette suchen, welche der Rath der untergegangenen Stadt aus dem Lösegelde eines gefangenen Dänischen Königs soll haben machen lassen. Sie soll aber nur durch viele Messen, die in Rom, Mainz, und anderen heiligen Orten gelesen werden müssen, an das Tageslicht gebracht werden können.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 98.
Gesterding, Pommersche Mannigfaltigkeiten, S. 403–405.
Zöllners Reise durch Pommern und Rügen. S. 91. 92.

16. Der Bischof Bernard und die Juliner.

Zu der Zeit, als noch ganz Pommern in der Finsterniß des Heidenthums lag, jammerte dieses einen frommen Mann, Namens Bernhardus, einen Spanier von Geburt, der in Rom zum Bischof gewählt war, aber das Bisthum nicht annehmen wollte, da er hörte, daß von dem Capitel

desselbigen Stiftes schon ein Anderer war erwählet worden, mit dem er hätte streiten müssen. Er gedachte, daß er lieber etwas zur Ausbreitung der Ehren Gottes beitragen wolle, und er beschloß deshalben, nach dem Pommerlande zu ziehen, dessen Einwohner noch Unchristen waren, um sie zum christlichen Glauben zu bekehren. Er begab sich zuerst zu dem Herzoge Boleslaff von Polen, der zu damaliger Zeit einen großen Theil von Pommern inne hatte, und erbot sich, daß er hinziehen wollte, den Pommern zu predigen. Das hörte der Herzog Boleslaff gern, und er gab ihm Dolmetscher mit in das Land. Dieses war im Jahre 1122.

Darauf zog Bernhardus mit den Dolmetschern nach Julin, da dieses die vornehmste der Städte war. Allda hob er an zu predigen, und die Dollmetscher legten es den Leuten aus.

Aber dieser Bernhardus ging, seiner vermeinten Heiligkeit halber, armselig einher, barfuß und übel bekleidet, und aß nur trockene und wenige Speisen, und trank nur Wasser. Als er daher mit solchem verhungerten Gesichte und armseligen Wesen gen Julin die reiche Stadt kommt, da wollte das Volk nicht auf seine Reden hören, und man frägt ihn, von wannen er komme, und wer ihn gesandt habe. Darauf gibt er durch den Dolmetscher die Antwort: Er sei ein Diener des einzigen wahren Gottes, des Schöpfers des Himmels und der Erden, von dem alle Macht und aller Reichthum komme. Da dünkt es den Julinern sehr ungereimt, daß ein so großer reicher Herr, dessen er sich rühmet, einen so unansehnlichen, hungrigen und zerlumpten Boten sollte ausgeschickt haben, und sie verlachten ihn und hielten ihn für einen Bettler, der nur darum gekommen wäre, daß er ihnen das Geld möchte abschwatzen und reich werden, oder für einen Narren, der seine Armuth bei ihnen büßen sollte. Sie sagten ihm deshalb, er sollte sich nur bald packen, oder

sie wollten ihm Füße machen. Da hob er an zu sprechen von dem geistlichen Reichthume, und daß das Reich Gottes nicht in vielem Gelde und äußerlicher weltlicher Pracht, sondern nur in der Kraft und That des Geistes bestehe; darum sollten sie sich nicht ärgern an seiner Armuth und Schlechtheit, denn sein Gott sei ein solcher, der die Reinigkeit des Herzens haben wollte, und der vergänglichen Gutes nicht achte. Er sagte ihnen weiter, daß ihre Götter keine Götter, sondern nur Holz und Steine wären, die sich selbst nicht helfen könnten, vielweniger denjenigen, die sie ehren. Damit sie auch sehen sollten, daß sein Gott der wahre Gott, und er sein echter Diener wäre, so sollten sie ihn in ein altes Haus setzen und dasselbe mit Feuer anzünden, wo sie dann sehen würden, daß er nicht verbrenne. Das war nun sehr viel von ihm. Die Priester und die Bürger der Stadt hielten auch einen Rath und fragten einander, was sie bei so gestalteten Sachen thun sollten. Aber da sprachen Etliche von ihnen, der Mensch sei wohl seiner Armuth halber in Verzweiflung, also daß er nicht mehr leben wolle. Andere meinten, er wäre nicht bei Sinnen. Und wieder Andere waren der Meinung, er wolle, daß die ganze Stadt in Feuer aufgehe, damit er also für seine Abweisung Rache nehme. Sie verlachten ihn deshalb nur um so mehr, und geboten ihm, straks die Stadt zu räumen und sich zu entfernen, damit er ihre Götter nicht beleidige.

Da entbrannte der fromme Mann in großem Eifer, und er nahm eine Axt und hieb in ein Götzenbild, das mitten auf dem Markte stand und sehr heilig gehalten wurde. Nun ging aber auch den Heiden die Geduld aus, und sie fielen über ihn her und schlugen ihn sammt seinen Dolmetschern blau und gebrechlich. Sie hätten ihn auch todt geschlagen, aber die Götzenpriester und die Aeltesten der Stadt beriethen, wie es vor Jahren den Preußen schlecht

ergangen, die den heiligen Adalbert getödtet hatten, und darüber viel Druck und Elend erlitten und alle das Ihrige verloren. Sie beschlossen also, ihn, ohne ihm größer Leid zuzufügen, aus dem Lande zu entfernen, und sie setzten ihn in ein Schiff, das brachten sie in das frische Haff, und ließen ihn fahren, wohin er wollte, ihm sagend, nun solle er den Fischen predigen, die würden mehr Zeit haben, solch Gaukelwerk anzuhören.

Da sah Bernhardus ein, daß er mit seiner Armuth nichts ausrichten könne; er ging zurück zum Herzog Boleslaff, dem berichtete er die Sache, und zog darauf nach Bamberg, wo Sanct Otto Bischof war; allda begab er sich in das Kloster zu Sanct Michael, und berichtete dem heiligen Otto, wie es ihm zu Pommern ergangen wäre, und sagte, so Einer den Pommern predigen wolle, der müsse nicht arm kommen, sondern mit Reichthum. Das hat sich der heilige Bischof Otto wohl gemerkt, als er hernach auszog, die Pommern zu bekehren.

N. Daniel Cramer, Große Pommersche Kirchen-Chronik, I. S. 19.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 73—77

P. F. Kanngießer, Geschichte von Pommern, S. 541—545.

Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 83.

17. Der heilige Brunnen bei Pyritz.

Vor der Stadt Pyritz befindet sich eine Quelle, welche den Namen des heiligen Brunnens führt. Aus dieser Quelle hat der Heilige Otto die Pommern zu Pyritz getauft. Nachdem nämlich, wie oben erzählt, der Römische Bischof Bernhard von den Julinern verjagt war, beschloß der Bischof Otto von Bamberg, ein kluger und heiliger Mann, die abgöttischen Pommern zum Christenthume zu bekehren. Es war nach Christi unseres Herrn Geburt im Jahre Eintau-

send einhundert vier und zwanzig, unter dem Papste Calixtus und dem Kaiser Heinrich dem Fünften, als er mit vielen Begleitern, denn er wollte nicht armselig erscheinen wie Bernhardus, nach dem Lande zu Pommern zog. Er begab sich zuerst zu dem Pommerschen Herzoge Wartislav, der schon ein Christ war. Derselbe empfing ihn freundlich, und gab ihm auch seinen Feldobersten Paulitius mit mehrerem Gefolge mit, daß sie ihn unterstützen sollten, wenn die Pommern es sich möchten einfallen lassen, ihn ungebührlich zu behandeln. Also zog Sanct Otto weiter und kam zuerst gegen Abend nach Pyritz: allda waren an viertausend Menschen versammelt, die ein heidnisches Fest feierten. Als das der Bischof hörte, blieb er die Nacht draußen und zog erst am anderen Morgen zu den Leuten. Denen hielt er dann eine große und freundliche Anrede, sie beredend, daß sie ihre Götter verlassen und den wahren und einzigen Gott verehren sollten; der Oberst und die Räthe des Herzogs unterstützten ihn. Da geschah es denn wunderbarer Weise durch die Gnade Gottes, daß alle das versammelte Volk sogleich bereit war, sich taufen zu lassen und Christen zu werden. Darauf säumte der Bischof Otto auch nicht, und er begab sich schleunig an sein heiliges Werk. Dieß that er auf folgende Weise: Zuerst unterrichtete er, mit Hülfe seiner Mitpriester, das Volk sieben Tage lang, und ließ sie die Worte im kleinen Catechismus auswendig lernen. Danach legte er ihnen auf, drei Tage lang zu fasten. Wann sie so gefastet, dann mußten sie baden und reine Kleider anziehen, also daß sie nicht nur mit reinem Herzen, sondern auch mit sauberem Leibe zur Taufe gehen möchten. Dann ließ er sie ihren Catechismus aufsagen und sie beten. Unterdeß hatte er drei Taufen zurichten lassen, eine jede besonders, nämlich eine für die Männer, die andere für die Frauen und Jungfrauen, und die dritte für die Knaben.

Dieſelben Taufen ließ er mit Teppichen umhangen, damit man nichts Unhöfliches ſehen konnte. Alſo tauften die anderen Prieſter die Männer und Frauen; er ſelbſt aber taufte die Knaben, damit ſie deſto länger und feſter das Chriſtenthum in ihrem Herzen behalten ſollten.

So taufte er in zwanzig Tagen über 7000 Menſchen, die von allen Seiten gen Pyritz kamen, um von dem frommen Manne das Wort des wahren Gottes zu empfangen. Die Quelle, an der er die Taufzelte errichtet hatte, und aus welcher das Waſſer in die Taufwannen geſchüttet wurde, hat von der Zeit an den Namen des heiligen oder auch des Otto-Brunnens bekommen, den ſie noch bis auf den heutigen Tag führt.

Man ſagt, daß in jener Gegend damals kein Waſſer zum Taufen war. Da nahm der heilige Mann ſeinen Biſchofsſtab, und ſtieß damit in die Erde, und augenblicklich entſtand dieſe heilige Quelle.

Sie iſt ſeit dem Jahre 1824 durch die Huld des frommen Königs Friedrich Wilhelms III. würdig erneuert worden. Sie iſt jetzt mit behauenem Granit eingefriedigt, und bequeme Stufen führen zu ihr hinab; ein großes, granitnes Kreuz erhebt ſich über ihr, mit einer paſſenden frommen Inſchrift. Nicht weit von ihr, nächſt der Landſtraße von Pyritz nach Arnswalde, iſt ein Gebäude, wie eine Abtei, errichtet, als Seminar für Landſchullehrer, und den Namen Ottoſtift führend.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 88—91.
Kanngießer, Geſch. von Pommern, S. 568—580
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 149.
Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, I. S. 27. 28
Berliner Kalender für 1838, S. 357. 358.
Pomm. Prov. Blätter, II. S. 146.

18. Das heidnische Edelweib zu Cammin.

Nachdem Bischof Otto in Pyritz also getauft hatte, zog er zuerst auf das Schloß in Stargard zu dem Herzog Wartislav, von da aber weiter nach Cammin, wo er wieder predigte und das Volk taufen wollte. Allein sein Werk wollte hier keinen rechten Fortgang haben, und es waren anfangs nur Wenige, die sich taufen ließen, bis dieses auf einmal durch ein sichtbarliches Wunder anders wurde. Es war nämlich auf dem Lande nicht weit von Cammin ein Edelweib, sehr gewaltig und reich, so daß ihr Mann wohl mit dreißig Pferden zu reiten pflegte. Dasselbige Weib war sehr gottlos und schimpfte gegen das neue Christenthum und sagte, daß sie ihres Vaters Glauben in keine Wege übergeben wolle. Und weil es gerade in der Ernte war, zwang sie ihre Leute, die schon großentheils getauft waren, auf einen Sonntag zu mähen und zu erndten, und wollte sie nicht zur Kirchen nach Cammin gehen lassen, sprechend: Was liegt mir an dem neuen Gotte, den der Bischof von Bamberg herbringet; sehet Ihr nicht, welche schöne und große Früchte uns unsere Götter gegeben haben? die laßt uns werben und verzehren! Wie das Gesinde nun aber noch zögerte, da ließ sie einen Wagen zurichten und fuhr mit aufs Feld; und wie sie nach Art der Pommern ein stark Weib war, nahm sie eine Sense, und begann selbst zu mähen, und sagte: Laßt sehen, was mir der Christen Gott darum wird thun können! Sie schalt auch die Anderen, daß sie nicht ihre Sensen nehmen und mähen wollten.

Und als sie so schalt und tobte, da verstarrte sie plötzlich von Stund an, und blieb gebückt stehen, konnte sich auch weder aufrichten, noch Sense oder Halm aus den Händen los werden, konnte auch nicht reden, sondern stand also stumm, und sah gräulich aus, wie ein hölzern Bild.

Das Gesinde erschrak sehr, ergriffen sie beim Leibe und wollten ihr die Sense nehmen, konnten das aber nicht, und standen lange und warteten, ob es nicht wollte besser mit ihr werden. Darum riefen sie sie an und ermahnten sie, daß sie sich möchte zu Jesum Christum bekennen und ihn um Gnade bitten, so werde er ihr helfen. Aber sie konnte nicht antworten und nicht einmal ein Zeichen von sich geben, bis sie nach einer Weile plötzlich niederstürzte und todt war.

Als solches Wunderwerk ist lautbar geworden im Lande, da haben Alle, die es gehört, den wahren Gott erkannt, und haben sich taufen lassen und sind Christen geworden, also daß der heilige Otto vierzehn Wochen lang in Cammin bleiben mußte, um alle zu taufen, die sich meldeten.

Kantzow, Pomerania, I. S. 98.
Micrälius, Altes Pommerland I. S. 149.
Kanngießer, Gesch. v. Pomm. S. 600—602.
Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 89.

91. Sanct Otto in Julin, und Bogdal.

Von Cammin zog Sanct Otto zu Wasser nach Julin. Allda kam er des Abends an. Weil es aber bekannt war, daß die Juliner keinen Christen in ihrer Stadt duldeten, und weil der Bischof bedachte, wie es dem Bischof Bernhard daselbst ergangen war, so fürchtete er sich, offen in die Stadt einzuziehen, und er begab sich daher auf Anrathen der Räthe des Herzogs Wartislav bei Nacht in das Schloß, welches der Herzog allda hatte, und welches eine sichere Freistatt war für Alle, die bedrängt und verfolgt wurden. Des anderen Morgens aber erfuhren das die Bürger, und sie liefen vor das Schloß, rufend, daß den Verkehrern des Glaubens und der guten Sitten ihres Vaterlandes nirgends Friede und Sicherheit sein sollte. Sie brachen auch die Thore des Schlosses auf, drangen mit Unsinnigkeit in die

Gemächer und jagten Sanct Otten mit seinen Begleitern aus der Stadt. Dabei liefen viele des gemeinen Pöbels zu und warfen nach den Fremden mit Steinen und Koth.

Darunter war Einer, ein Wende, der schlug den heiligen Bischof mit einer großen Runge, daß er niederfiel und von seinen Dienern wieder aufgehoben werden mußte

Die Vornehmsten der Stadt schickten aber darauf zu dem Bischof, und baten ihn um Verzeihung wegen des Vorgefallenen, und sprachen zu ihm, daß sie zwar nicht abgeneigt wären, sich taufen zu lassen, daß sie aber erst sehen wollten, was die Bürger zu Stettin machten, welche das Haupt der Pommerschen Städte sei, und daher billig vorgehen müsse; würden sich diese taufen lassen, so wollten sie in Julin es auch. Der Bischof zog deshalb zuerst nach Stettin, und nachdem die Stettiner sich hatten taufen lassen, kehrte er nach Julin zurück, wo die Bürger, arm und reich, nun mit Freuden herzuliefen, um die heilige Taufe von ihm zu empfangen.

Unter denselben war jener Wende, der ihn mit der Runge geschlagen hatte. Den gereute diese seine That jetzt sehr, und als er zur Taufe kam, sagte er auf sein Wendisch zu dem Bischofe: Bog dal, ize cien nie zabil, das heißt: Gott gab, daß ich dich nicht erschlug. Darauf gab ihm Sanct Otto den Namen von den ersten Worten, die er geredet, also daß er Bogdal geheißen wurde. Dieser Name besteht noch jetzt in Pommern und besonders auf der Insel Wollin, und hat daher seinen Ursprung.

Kantzow, Pomerania, I. S. 99 100. 100.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 149. II. S. 432.
Cramer, Pomm. Kirchen-Chronik, I. S 41.
Kanngießer, Gesch. v. Pommern, S. 606—620.

20. Die Bekehrung der Stettiner.

Von Julin, wo er so schmählich hatte abfahren müssen,

begab sich Sanct Otto nach Stettin, um allda sein heiliges Werk mit desto größerem Eifer wieder zu beginnen. Die Stettiner nahmen ihn zwar nicht so feindselig auf, wie die Juliner gethan hatten; aber er konnte doch auch hier lange Zeit gar nicht zu seinem Zwecke gelangen. Er predigte bei zwei Monate lang alle Tage, und unterrichtete das Volk; und wie es in Quatember war, ließ er alle Morgen ein silbernes Crucifix vor sich her tragen, und ging mit seinen Priestern auf den Markt. Doch wollte Niemand hinan, und es hat Keiner das Christenthum annehmen wollen. Sie fragten ihn, warum sie doch den neuen Glauben annehmen sollten? Daß sie daraus frömmer werden sollten? Das glaubten sie nicht, denn sie sähen, daß unter den Christen größere Laster wären, denn unter ihnen, nämlich Raub, Mord, Dieberei, Lügen und Trügen, ja auch so großer Uebermuth, Hoffahrt und Ehrsucht, daß sie oft ihren Glauben selbst darum verachteten und schmäheten. Einen solchen Glauben begehrten sie nicht.

Doch schickte es unser Herr Gott um ihres eignen Besten willen anders. Denn es war damals ein gewaltiger Mann in Stettin, Dobislav geheißen, in solcher Achtung, daß auch der Fürst Wartislav nichts gern that ohne ihn, und von großem Geschlecht, also daß er beides, in der Stadt und auf dem Lande viele Freundschaft, Verwandtschaft und Schwägerschaft mit dem Adel hatte. Derselbe war schon früher, als er unter den Sachsen gewesen, getauft, aber als er wieder zu den Wenden kam, achtete er das Christenthum nicht mehr und begab sich zu der Heidenschaft zurück. Er hatte eine Frau von vornehmem Adel aus Sachsen, welche in ihrer großen Jugend von den Wenden ergriffen und weggeführt, und an den Dobislav verkauft war. Damit hatte er zwei junge Söhne gezeugt, Tepitz und Borant geheißen. Da nun St. Otto nach Stettin kam, war Herr Dobis-

lav nicht daheim; daher trug sein Gemahl, welche noch immer an ihrem Christenthum hing, groß Verlangen, daß ihre beiden Söhne getauft werden möchten. Sie hielt sie deshalb heimlich dazu an, daß sie sich zu Sanct Otto halten, aber nicht sagen sollten, daß sie es ihnen geheißen hätte. Das thaten die Knaben, und St. Otto gefiel ihnen wohl, denn er gab ihnen Obst, und andere Geschenke, welche Kinder gern haben, und ließ sie dabei das Vaterunser und den Glauben lernen, und bat sie oft wieder zu kommen. Zuletzt beredete er sie, daß sie sich taufen ließen, womit sie zufrieden waren. Denn nach der Taufe schenkte er ihnen schöne weiße seidene Röcke mit güldenen Streifen und güldenem Gürtel, und bunte Schuhe. Da das andere Kinder sahen, ließen sie sich auch taufen, damit sie schöne weiße Kleider und bunte Schuhe bekämen.

Als nun also schon viele Kinder getauft waren, da bekam Dobislavs Gemahl endlich Muth, auch zu dem Bischofe hinzugehen. Da war es denn nun herrlich anzusehen, wie die fromme Frau, die so lange ihren Glauben hatte geheim halten müssen, zu dem heiligen Manne kam. Ihre beiden Knaben waren gerade bei diesem, und saßen ihm zu beiden Seiten, angethan mit ihren weißen Kleidern. Als nun die Mutter kommt, stehen die Kinder auf, und verneigen sich gegen den Bischof, als bäten sie um Urlaub, und gehen alsdann der Mutter entgegen. Die Mutter wird darüber so voller Freuden, daß sie anfängt zu weinen, und in die Kniee sinket. Sie herzet und küsset ihre Söhne und spricht: Gelobet seist du, Herr Jesus Christus, daß du meine Kinder zu deinem Sacrament hast kommen lassen, daß du endlich meine Bitten erhöret und an ihnen gethan hast, was nun geschehen ist. Sie spricht darauf auch den Bischof an, und danket Gott für seine Ankunft, und bittet, er wolle sich nicht die Zeit lang werden lassen, es werde

alles noch gut gehen. Sie nahm sodann die Absolution und Buße von St. Otto an, und ließ alle ihr Gesinde von ihm taufen. Da dieß bekannt wurde, kamen viele Bürger und ließen sich auch taufen.

Obgleich dieses nun aber geschehen war, so hatte man doch große Furcht, wenn Dobislav von seiner Reise zurückkehren werde. Da trug sich aber das Wunder zu, daß ein heidnischer Pfaff in Stettin, der einen harten Zorn auf den Bischof faßte und auf den christlichen Glauben schimpfte, nachdem er auch einmal des Tages wieder viel höhnische Worte gegen die Christen geredet hatte, über Nacht plötzlich todt gefunden wurde, also daß sein Leib aufgeschwollen und geplatzt war. Das war sichtbarlich nur Strafe Gottes, und wer noch nicht getauft war, der ließ sich nun taufen.

Als nun nach solchen Ereignissen Dobislav endlich wieder zu Hause kam, da kehrte auch er von seinem Irrthume zurück, ließ sich absolviren vom Bischofe, empfing Buße von ihm und war ihm fortan in allem behülflich. — Also wurde Stettin bekehrt.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 101—109.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 149. 150.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch-Chron. I. S. 39. 40.
Kanngießer, Pomm. Gesch. S. 623—655.

21. Julins Abfall vom Christenthum.

Bischof Otto zog, nachdem er die Pommern bekehrt hatte, in seine Heimath zurück, daß er um die Ostern 1125 wieder gen Bamberg kam. Nach seiner Abreise geschah es, daß zuerst die Julinschen von dem neuen Glauben wieder abfielen. Dieselben feierten alljährlich im Anfange des Sommers ein Götzenfest, dazu sie ein großes Feuer anmachten; dazu kam alles Volk zusammen, und aß und trank sich voll

und trieb allerlei Ungestüm. Dieses Fest wollten sie auch jetzt, nach der Abreise des Bischofs, sich nicht nehmen lassen, obgleich sie getauft waren. Sie kamen deshalb zusammen und schlemmten nach alter Gewohnheit. Wie nun das Volk also toll und voll war, da waren Einige unter ihnen, die hatten noch etliche kleine Götzenbilder aufbewahrt. Diese zeigten sie dem Volke, und sagten, das wären ihre alten, wahren Götter, unter denen sie doch ein gutes Leben gehabt hätten, wogegen man ihnen jetzt alle Freuden verbieten wolle. Darum sollten sie den alten Glauben wieder annehmen, und den fremden abenteuerlichen Christengott fahren lassen. Dasselbige gefiel dem tollen Haufen, und sie warfen das Christenthum weg, lästerten Gott, und trieben den Bischof Adalbert aus, den ihnen St. Otto zurückgelassen hatte, und wurden wieder sammt und sonders Heiden. Aber für diesen Gräul wurden sie alsbald bestraft. Denn urplötzlich schickte unser Herr Gott das höllische Feuer herunter und verbrannte die ganze Stadt bis in den Grund; bloß die beiden geweiheten christlichen Kirchen blieben unversehrt stehen. Da das die Bürger sahen, sind sie in Reue gerathen, haben den Bischof Adalbert zurückgerufen, Buße gethan und das Christenthum wieder angenommen. Aber die Stadt Julin, die bis diesen Tag gewaltig und groß gewesen, ist seitdem zu keinem Gedeihen wieder gekommen, und nicht lange hernach, wie oben erzählt, ganz und gar zerstört worden.

Kantzow, Pomerania, I. S. 114.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 98. 154.
Cramer Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. 49.

22. Stettins Abfall von Christenthum.

Des schweren Exempels der Stadt Julin ungeachtet fielen nicht lange hernach auch die Stettiner von dem wah-

ren Glauben wieder ab. Denn als daselbst ein großes Sterben kam, riefen die alten heidnischen Pfaffen unter das Volk, solches Sterben käme nirgends anders her, denn daß sie ihre Götter verlassen und einen neuen Gott angenommen; und so sie sich nicht wieder bekehrten, würden sie Alle sterben und vergehen. Da schrie das Volk, sie wollten ihre alten Götter wieder haben, und sie fielen von dem Glauben ab und stürmten die Sanct Adalberts-Kirche, die ihnen der Bischof Otto hatte bauen lassen, um sie zu zerstören. Das glückte ihnen aber nur, bis sie an das Chor kamen. Da trug sich ein gar merkwürdiges Wunder zu. Denn zu diesem Chore, welches in der Eile nur von Holz war aufgebaut worden, begab sich ein heidnischer Pfaff selbst, mit einer Axt in der Hand und wollte die Ständer umhauen und niederbrechen. Als dieser nun aber die Arme aufhob, so erstarben sie ihm plötzlich und er konnte nichts ausrichten, also daß das Chor stehen blieb. Darüber entsetzten sich die Bürger von Stettin, und sie wußten in ihrer Angst zwischen dem alten und neuen Glauben keinen andern Ausweg, als daß sie neben dem Chor der St. Adalbertskirche einen zweiten Tempel baueten für ihren Götzen Triglaff. So verehrten sie beide, Christum und Triglaff, und das blieb so bis zu St. Ottens Wiederkunft im Jahre 1128.

Kantzow, Pomerania, I. S. 115.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 151.

23. Die Bekehrung von Wolgast.

Im Jahre 1128, also nach vierjähriger Abwesenheit, kam der heilige Bischof Otto von Bamberg zum zweiten Male nach Pommern, um den christlichen Glauben dort, wo er während seiner Abwesenheit zu schwanken angefangen hatte, von Neuem zu befestigen, in anderen Gegenden des Landes aber, wohin er bisher noch nicht gedrungen

war, ihn auszubreiten. Der Bischof begab sich zuerst nach Demmin, und von da nach Usedom, wo der Fürst Wartislav einen allgemeinen Landtag der Pommern ausgeschrieben hatte. Auf diesem Landtage wurde berathen, ob der christliche Glaube jetzt für das ganze Pommerland sollte angenommen werden. Viele Grafen und von Adel wollten das nicht. Aber nachdem St. Otto selbst mit ihren heidnischen Pfaffen gar herrlich disputirt hatte, ergaben sie sich Alle darein, das Christenthum anzunehmen.

Darauf zog St. Otto zuerst nach der Stadt Wolgast, die noch im Heidenthum lag, um sie zu bekehren. In dieser Stadt war damals ein heidnischer Pfaff, dem es nicht gefiel, daß die Wolgaster sollten Christen werden. Als daher das Gerücht kam, St. Otto werde von Usedom zunächst nach Wolgast ziehen, begab er sich in der Nacht in einen dichten Busch im Walde Zitz auf dem Lande Usedom, und zog an sein weißes Kirchengewand. Und als früh Morgens ein Bauer vorbei kam, der Holz holen wollte, da rief er ihm zu mit hohler Stimme, er sei Barovit, der Gott der Wolgaster, der ihnen alles gebe, was sie bedürften; nun kämen aber Fremde ins Land, die wollten einen anderen Gott bringen; derohalben sollte er, der Bauer, den Wolgastern sagen, daß sie den neuen Gott nicht annähmen, auch seine Boten nicht in die Stadt nähmen, und wenn sie doch hineinkämen, nicht am Leben ließen; dafür wolle er ihnen in allen Sachen zur Hülfe sein. Damit macht sich der Pfaff eilends davon.

Der arme Bauer war sehr erschrocken, denn er meinte nicht anders, als daß er den Gott selbst gesehen und gehört hätte. Er ging in der Stadt und verkündete den Bürgern, was geschehen war. Die glaubten ihm leichtlich, und als nun der Pfaff, der geschwinde zur Stadt zurück gelaufen war, auch herzukam, und sich stellend, als wisse er von

nichts, sich den Vorfall erzählen ließ und darüber ein großes Geschrei erhob, da faßten sie Alle einen großen Eifer, und schworen mit Hand und Mund, wo der Bischof oder Einer seiner Gesellen in die Stadt käme, dem wollten sie straks den Kopf entzwei schlagen.

Unterdeß hatte St. Otto zwei Priester, Namens Ulrich und Albinus, weggeschicket, daß sie vor ihm her nach Wolgast gehen sollten. Die schlichen sich in die Stadt und begaben sich in das Haus des Vogts, der aber verreiset war. Als die Frau des Vogts von ihnen erfuhr, daß sie Christen wären, da erschrak sie sehr, und sagte ihnen, was die Bürger gegen sie beschlossen hätten, und bat sie wieder umzukehren. Das wollten die Priester indessen nicht, weil St. Otto bald kommen werde. Die Frau verbarg sie daher in ihrer Angst oben auf dem Söller. Nicht lange danach kamen die Bürger, welche schon erfahren hatten, daß zwei Christen in des Vogts Haus gegangen wären, und suchten sie, um sie zu erwürgen. Denen sagte aber die Frau, daß die fremden Männer wohl bei ihr gewesen, aber da sie sie nicht hätte herbergen wollen, schon längst wieder aus der Stadt gegangen seien. Also wies sie die Bürger ab, und verbarg die beiden Priester, bis nach einigen Tagen der Bischof Otto mit dem Fürsten Wartislav und großem Gefolge ankam.

St. Otto predigte nun den Wolgastern das Evangelium, weil unter dem Schutze des Fürsten die Heiden ihm nichts anhaben konnten. Doch hatte er anfangs wenigen Erfolg. Da trug es sich eines Tages zu, daß Einer aus seinem Gefolge allein ausging, um die Stadt und die Kirchen zu besehen. Wie der so spatzieren ging und die Bürger das sahen, da liefen sie zusammen und sprachen unter sich: Sehet da, da geht er und erspähet unsere Kirchen, wie sie die abbrechen und niederreißen mögen. Sollen wir

das leiden? Also folgten sie drohend dem Christen nach, in eine Kirche, in welche er bereits gegangen war, und umringten ihn und wollten über ihn herfallen. Da gerieth dieser in großen Schrecken, und wie er keine andere Errettung sah, ergriff er in seiner Angst einen Schild, der in der Kirche dicht bei dem Bilde des Götzen Barovit hing. Dieser Schild war groß und schön, und mit goldenen Gurten überzogen; er gehörte dem Gott Barovit, und es durfte ihn Keiner anrühren, außer der oberste Priester des Gottes in der Zeit, wenn es Krieg war. Mit diesem Schilde bedeckte er sich und lief damit nach der Thüre zu. Da solches die Bürger sahen, entsetzten sie sich über den Frevel, daß Einer, und zumal ein Christ, es wagte, den heiligen Schild des Gottes in seine Hand zu nehmen, und sie ließen von ihm ab, aus Furcht, selbst den Schild anzurühren und vermeinend, der Gott werde den Frevler augenblicks erschlagen. Der aber kam, zwar mit großer Angst, aber wohlbehalten zu dem Bischofe zurück.

Ueber Solches fingen die Bürger an, den Glauben an ihre Götter zu verlieren, und sie bekehrten sich zuletzt Alle zu dem christlichen Glauben.

Kantzow, Pomerania, I. S. 117—121.
Cramer Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. S. 52—55.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 152.
Kanngießer, Pomm. Gesch. S. 725—732.

24. Stettins Wiederbekehrung.

Als der heilige Bischof Otto zum zweiten Male nach Pommern und zu den abgefallenen Stettinern kam, um sie von Neuem zum reinen Christenthume zu bekehren, da wurde er übel von den Abtrünnigen empfangen, und sein Werk wollte anfangs nicht gelingen. Aber durch Gottes Gnade glückte es doch. Es war nämlich zu damaliger Zeit ein

Bürger aus Stettin, Namens Witsak, der auf dem Meere viel geraubt und seine Gesellen erschlagen hatte. Der war daher in Dänemark gefangen und in schweren Ketten in einen Thurm geworfen. Wie er nun da saß, so bereuete er seine Unthaten und flehete den wahren Gott, den er bei der Taufe schon kennen gelernt hatte, um Vergebung seiner Sünden an. Auf einmal erscheint ihm St. Otto im Traume und tröstet ihn und spricht ihm Muth ein um seiner Buße willen, befiehlt ihm auch zugleich, den Stettinern zu sagen, daß Gottes harte Strafe über sie ergehen werde, wo sie sich nicht bald bekehren. Und als er am anderen Morgen erwacht, da sind wunderbarer Weise seine Ketten gelöset, und er steht auf ohne Beschwerde und geht aus seiner Haft heraus ans Meer. Dort sucht er lange hin und her nach einem Schiffe, bis er zuletzt in seiner Angst St. Otten anruft, worauf plötzlich aus der Mitte der See ein Boot auf ihn zu geschwommen kommt. In dasselbe setzt er sich und rudert mit seinen beiden Händen, also daß er durch Gottes sichtbare Hülfe bis nach Stettin gelangt. Hier geht er in die Stadt hinein. Da hörten die Stettiner wieder auf St. Otto, und bekehrten sich abermals und blieben von nun an fromme Christen.

Kantzow, Pomerania, I. S. 125.
Kanngießer Gesch. der Pommern. S. 764.

25. Der Götzen-Baum in Stettin.

Daß die Stettiner nach des heiligen Bischofs Otto Wiederkunft zum christlichen Glauben ganz zurückkehrten, das soll sich auch durch folgende wunderbare Begebenheit zugetragen haben: Nicht weit von dem ehemaligen Tempel des Gottes Triglaff stand oben in der Schuhstraße zu Stettin ein alter, großer Nußbaum, den die Stettiner heilig hielten, weil sie glaubten, der Gott wohne in demselben,

und unter dessen Wurzeln eine besonders klare Quelle hervorkam. Als der Bischof die Stettiner zuerst bekehrt hatte, ließ er ihn stehen, weil er meinte, sie würden sich nun, da sie Christen geworden, nicht weiter an ihn kehren. Als er aber jetzt zum zweiten Male nach Stettin kam, und sah, daß ein großer Zulauf zu dem Baume war, so wollte er diesen Baum des Anstoßes aus dem Wege räumen. Er nahm daher eine Axt, um ihn umzuhauen. Da aber das der Mann sah, welcher der Herr des Grundes war, auf dem der Nußbaum stand, ergriff derselbe gleichfalls eine Axt, in der Absicht, dem Bischofe den Kopf zu spalten. Allein Gott der Herr schickte es, daß er den heiligen Mann nicht traf, und daß vielmehr die Axt dergestalt in den Baum selbst hineinfuhr, daß man sie nicht wieder herausziehen konnte. Da erkannten die Umstehenden und Alle den Willen des Allmächtigen Gottes, und sie ließen ab von der abgöttischen Verehrung des Baumes und seines Götzen.

Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, von Christian Zickermann, S. 17.

Pommersche Provinzialblätter, I. S. 449.

26. Die Götzenfliegen zu Gützkow.

Im Jahre 1128 kam der Bischof Otto von Bamberg, als er zur Bekehrung der Pommern ausgezogen war, auch in das Städtlein Gützkow. Dasselbe war damals ein Hauptgötzennest des Pommerlandes, und der fromme Bischof hatte viele Last, das Volk von seiner Abgötterei zum wahren Christenthum zu bekehren. Als ihm dieses endlich gelang, fand er daselbst so viele heidnische Götzenbilder vor, daß mehrere Joch Ochsen vonnöthen waren, um sie aus der Stadt zu schleppen, allwo der Bischof sie verbrennen ließ. Hierbei war es denn wunderbar und zugleich erschrecklich anzusehen, wie auf einmal aus den Götzentempeln und

Bildern eine ſolche große Menge von Fliegen hervorkamen, daß davon die ganze Stadt als von einer ſchwarzen Wolke bedecket ward. Das Wunderbarſte aber war, daß dieſe Fliegen lange Zeit von der Stadt nicht weichen wollten. Sie entflohen erſt, nachdem der Biſchof und ſeine Geiſtlichkeit mit Weihwaſſer und Weihrauch ihnen entgegen gezogen waren, und ihnen als böſen Geiſtern, im Namen des höchſten Gottes geboten hatten, ſich davon zu machen. Da ſah man ſie denn in großen, dunkelen Haufen nach der Inſel Rügen, und dort nach der alten Stadt Arkona hin fliegen, wo zu damaliger Zeit der Oberſte der Pommerſchen Götzen, der gräuelvolle Swantevit, ſeinen Sitz und ſeinen Tempel hatte.

A. G. v. Schwarz, Diplomatiſche Geſchichte der Pommerſch-Rügiſchen Städte Schwediſcher Hoheit nach ihrem Urſprunge und erſter Verfaſſung. Greifswald (1755). S. 419. 607.

Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 101.

27. Die beſtraften Götzenprieſter.

Dem zweiten Zuge des heiligen Biſchofs Otto in Pommern wollten ſich zwei heidniſche Prieſter widerſetzen, und ſie berathſchlagten daher, wie ſie ihn in einer eingeſchloſſenen Gegend in der Nähe der Oder überfallen und ihm das Haupt abſchlagen wollten. Sie waren des Erfolges ihres verrätheriſchen Anſchlages ſo gewiß, daß ſie ſich rühmten, das Haupt des heiligen Mannes könne ihnen nicht entgehen. Allein in dem Rathe des Himmels war es anders beſchloſſen, und daſſelbe Schickſal, welches ſie dem heiligen Manne zugedacht hatten, traf ſie ſelbſt. Denn zu derſelben Stunde, als der Eine von ihnen ausgeſprochen hatte, das Haupt des Biſchofs werde noch heute in ſeinen Händen ſein, erſchien plötzlich vor ihm der Teufel, zerbrach ihm das Genick und zerſchlug ihm den Hirnſchädel an der Wand.

Der Andere aber wurde von ſeinen eigenen Anhängern an einem Baume aufgehangen. Als ſolches die Pommern ſahen, da befeſtigten ſie ſich von Neuem im chriſtlichen Glauben.
Joh. Bugenhagii Pomerania p. 169.

28. Der Gott Triglaf und das Dorf Triglaf.

Die heidniſchen Pommern, abſonderlich die zu Julin und Stettin, hatten zum vornehmſten Götzen Triglaf. Derſelbe hatte drei Köpfe, zur Anzeigung, daß er das Regiment habe im Himmel, auf Erden und in der Hölle, und hatte vor dem Angeſicht eine goldene Decke, zum Zeichen, daß er die Uebelthaten der Menſchen nicht ſehe. Dieſer Götze war von lauterem Golde. In Stettin ſtand er auf dem mittelſten Berge in der Stadt.

In der Nähe des Gotts Triglaf ward ein Pferd gehalten, welches heilig war und zukünftige Dinge voraus ſagte. Es wurde wohl gefüttert, und es durfte Keiner darauf reiten, alſo daß es das ganze Jahr müßig ſtand. Ein Prieſter war beſtellt, der nichts weiter zu thun hatte, als ſeiner zu warten und es zu pflegen. Das Wahrſagen dieſes Pferdes geſchah aber in folgender Weiſe: Wenn man bedacht war, auf irgend einen Zug auszuziehen, ſo wurden lange Stangen in der Quere auf die Erde gelegt. Durch dieſelben führte der Prieſter das Pferd am Zügel, dreimal. Blieben nun die Stangen liegen, ohne vom Pferde angeſtoßen zu werden, ſo bedeutete das Glück, berührte es ſie mit dem rechten Fuße, ſo war der Ausgang zweifelhaft, berührte es ſie aber mit den linken, ſo war es Unglück.

Dieſes Pferd in Stettin war groß, ſchwarz und feiſt. St. Otto gebot den bekehrten Stettinern, daß ſie es gebrauchen ſollten, und ſagte, es wäre beſſer vor dem Wagen als zum Wahrſagen. Aber die Stettinſchen wollten es nicht nehmen, denn ſie beſorgten ſich, der Gott Triglaf

möchte ihnen darum Schaden zufügen. Deshalb schickte St. Otto es nach Deutschland, und ließ es allda verkaufen. Den Stettinschen Götzen Triglaf schickte St. Otto nach Rom an den Papst, zur Anzeigung der Bekehrung der Pommern.

Den Julinschen Götzen Triglaf dagegen konnte er nicht bekommen. Denn als er die Tempel in Julin niederbrach, da brachten die heidnischen Pfaffen den Götzen weg in ein Dorf bei Greifenberg. Dort verbargen sie ihn bei einer Bäuerin. Die hat ihn in ein Tuch gewunden und in einen starken Block verschlossen, auch nur ein kleines Loch darin gelassen, damit man ihm räuchern könne. St. Otto hat ihn lange vergeblich suchen lassen. Endlich ist zwar Einem aus der Gesellschaft des Bischofs, Namens Hermann, einem verschmitzten Manne, gelungen, ihn zu finden, indem sich derselbe der Landesart nach gekleidet und vorgegeben hat, er habe Schiffbruch gelitten und wolle dem Triglaf opfern. Allein er hat dennoch seiner niemals habhaft werden können. Das Dorf, in welchem die Bäuerin ihn verborgen hielt, hat von der Zeit an den Namen Triglaf erhalten, den es noch jetzt führet.

Für gewiß weiß man nicht, wo der Götze von da zuletzt geblieben ist. Verwunderlich ist es aber, daß die Kirche zu Triglaf von undenklichen Zeiten her ein bedeutendes Vermögen hat, und reicher ist, als irgend eine andere Kirche auf dem Lande. Die Leute sagen daher auch, daß das Götzenbild endlich noch aufgefunden und eingeschmolzen sey, und daß davon der Reichthum der Kirche herrühre.

Kantzow, Pomerania, I. S. 107—111.
Micrälius, Altes Pommerl. I. S. 150.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. S. 39—42.
Kanngießer, Pomm. Gesch. S. 665. 666.
Pommersche Provinzialblätter, I. S. 448.

29. Wunderwerke des heiligen Otto.

Der heilige Biſchof Otto, als er im Pommerlande zur Bekehrung der Heiden war, hat allda viele und große Wunderwerke verrichtet.

Einſtmals, als er zu Julin gerade die Meſſe las, kam eine arme blinde Frau zu ihm, und bat ihn, daß ſie wiederum möchte ſehend werden. Als der Biſchof ſolchen Glauben bei ihr fand, da befahl er ihr, ſie ſollte zur Kirche des heiligen Adalbert ſelbigen Ortes gehen, und die Glocke ziehen, um dadurch den heiligen Adalbert zu wecken, damit er ihr helfe. Das hat die Frau denn getham, und wie ſie eine Weile an der Glocke gezogen und dabei fleißig gebetet, ſo iſt ſie plötzlich durch ein großes Wunder ſehend geworden. Als die Julinſchen Bürger das erfahren, wollten ſie die Heilung des Weibes dem Biſchofe zuſchreiben. Der verbot ihnen das aber und ſprach: Ihr müßt wiſſen, daß ich kein Wunderthäter bin, ſondern ein Sünder. Was Ihr geſehen habet, das iſt allein den Verdienſten des heiligen Adalbert zuzuſchreiben. Durch Solches wurden die Juliner in ihrem Glauben von Neuem befeſtigt.

Ein andermal brachte ein Edelmann ſeinen Sohn, der mondſüchtig war, zu dem Biſchofe, und bat dieſen, dem Knaben ſeinen Segen zu ertheilen, auf daß er wieder geſund werde. Er führte auch vier fettgeweidete Ochſen mit ſich, die er dem Biſchofe zum Geſchenk machen wollte. Solches Geſchenk ſchlug der Biſchof zwar aus, den Knaben aber ſegnete er, und wies ihn an, daß er mit ſeinem Vater in das Gezelt gehe, in welchem die Gebeine der Heiligen aufbewahrt wurden, dort ſollten ſie beten und Gottes Barmherzigkeit anrufen. Alſo thaten ſie, und der Kranke geneſete von Stund' an.

Ein anderer Edelmann, der zuweilen an Verwirrung und Wahnſinn litt, warf ſich auf der Stelle nieder, auf

welcher der Biſchof geſtanden hatte, und erhielt augenblicklich ſeine Geſundheit wieder.

An einem Feiertage, nämlich am Tage des heiligen Laurentius, ſah ein Prieſter im Gefolge des Biſchofs, Namens Bocetis oder Bock, als er hinaus auf ein Landgut gegangen war, mehrere Landleute das Korn ſchneiden. Er redete ſie an, belehrte ſie, welch ein heiliger Feiertag heute ſey, und ermahnte ſie, daß ſie die Arbeit unterlaſſen ſollten. Allein der Aufſeher, der über ihre Arbeit geſtellt war, wollte das nicht leiden, und befahl ihnen, ſie ſollten weiter arbeiten. Da fiel auf einmal ein helles, grauſames Feuer vom Himmel, und verzehrte nicht nur die noch ſtehende Saat, ſondern auch die Ernte, die ſchon geſchnitten war.

Derſelbe Prieſter war nicht lange nachher wiederum aufs Land gegangen, wo er einen Mann und eine Frau bei der Kornernte traf. Und weil es an dieſem Tage Mariä Himmelfahrt war, ſo wollte er ſie an ihrer Arbeit hindern und er ermahnte ſie, der Mutter Gottes die Ehre zu geben. Es war aber gerade an einem Montag. Da antwortete ihm der Bauer: Geſtern durften wir nicht arbeiten, weil es Sonntag war, und heute ſollen wir abermals nichts thun. Was iſt das für eine Lehre, welche uns verbietet, unſere Früchte einzuſammeln. Wie er alſo mitten in ſeinem Läſtern war, und fortfuhr, das Getreide zu mähen, da ſtürzte er plötzlich todt in die Furche. Die Sichel, mit der er gearbeitet, behielt er in der rechten Hand, und die Saat, ſo er gerade abgeſchnitten, in der linken. Man konnte auch beides nicht eher aus ſeinen Händen ziehen, als bis die ganze Gemeinde vor dem Geiſtlichen die Sünde des Mannes anerkannt hatte.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chr. I. 95.
Kanngießer, Geſch. v. Pomm. S. 800—804.

30. St. Otto's Tritte.

In der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein, und Einige sagen, daß er noch derselbe sey, auf welchem der heilige Bischof Otto gestanden hat, als er zu Stettin die Pommern getauft. In dem Steine sieht man zwei lange Tritte, die sich von den Füßen des heiligen Mannes abgedrückt haben.

Ledeburs Archiv. S. 213.

31. Der schwarze Hahn des h. Otto.

In dem Dome zu Bamberg zeigt man noch gegenwärtig einen silbernen Arm, in welchem Gebeine des heiligen Vitus eingefaßt sind. An dem Daumen des Armes aber befindet sich ein schwarzer Hahn. Von dessen Bedeutung erzählt man sich Folgendes: Die alten Pommern hielten den Hahn heilig, und verehrten besonders einen schwarzen Hahn. Dieses benutzte der Bischof Otto, als er zur Bekehrung der Pommern auszog. Denn indem er in den silbernen Arm Gebeine des heiligen Vitus einfassen, und an demselben zugleich das Bild des schwarzen Hahnes anbringen ließ, brachte er dadurch zuwege, daß die heidnischen Pommern, weil sie vor dem Hahne niederfielen, zugleich den Reliquien des Heiligen Verehrung erwiesen. Dieses Letztere geschah nun zwar unwissend von ihnen; aber sie wurden dadurch doch der gnadenreichen Einwirkung der heiligen Gebeine theilhaftig, und um desto besser waren sie zu dem wahren Christenthum zu bekehren.

Vgl. Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, I. S. 230.

32. Die singenden Todtenköpfe.

In der Stadt Stargard in Pommern, welche früher nur ein geringer Flecken war, hat sich einstmals ein gar sonderbares Wunder zugetragen. Die Stargarder, welche

damals noch arge Heiden waren, hatten gegen die Christen gestritten, dieselben besieget und viele von ihnen erschlagen. Die Köpfe der Erschlagenen hatten sie mit sich genommen und in ihrem festen Schlosse zum Zeichen des erfochtenen Sieges aufgesteckt. Da trug es sich nun in der heiligen Christnacht des Jahrs 924 auf einmal zu, daß diese sämmtlichen aufgesteckten Heidenköpfe mit heller und lauter Stimme angefangen haben zu singen: Gloria in altissimis Deo! Und haben auch nicht eher aufgehört, dann bis sie das ganze heilige Lied zu Ende gehabt.) Darüber haben die Heiden sich sehr entsetzt und erschrocken. Das Merkwürdigste dabei aber war das, daß gerade 200 Jahre später, nämlich im Jahre 1124, der heilige Bischof Otto in Stargard das Evangelium predigte.

Das Schloß, wo Solches sich zugetragen, hat im Kaholze bei Stargard gelegen, und ist im Jahre 1295 zerstört worden.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. I. S. 29. 30.
Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 409.

33. Die Heiligung des Meeres.

Zur Zeit des Kaisers Otto des Dritten erhielt Reinberus, ein frommer und gelehrter geistlicher Herr, aus dem Hosgau gebürtig, den Sprengel von Kolberg zum Bisthum. Hier war aber zu damaliger Zeit noch Alles tief im Heidenthum versunken. Als daher Reinber gen Kolberg kam, war sein erstes Geschäft, daß er die heidnischen Götter vertrieb und ihren Dienst vertilgte. Die Tempel derselben zerstörte er mit Feuer. Am meisten zu schaffen machte ihm das Meer. Dasselbe war von einer Menge Unholder bewohnt. Diese wollten lange nicht weichen; da nahm der Bischof zuletzt vier Steine, die tränkte er mit dem heiligen

Chrisma und warf sie dann in das Meer hinein. Darauf wichen von Stund' an die heidnischen Geister.«

Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern. I. S. 342.

34. Die Corveier Mönche auf Rügen.

Unter dem Kaiser Ludwig dem Deutschen geschah es zuerst, daß die Wenden zum christlichen Glauben bekehrt wurden. Dieser Kaiser forderte viele Mönche und Priester auf, zu ihnen zu ziehen und ihnen das Evangelium zu predigen. So kamen etliche Mönche aus dem Kloster Corvei in Westphalen in das Land zu Rügen, predigten allda, und bekehrten durch die Gnade Gottes die Rügianer zum Christenthume. Sie bauten darauf eine Kirche im Lande, welche sie in die Ehre Sancti Viti weiheten, der ein Patron ihres Klosters zu Corvei war. Denselben gaben sie auch den Rügianern zum Patron.

Die Insel Rügen selbst ließen sie sich von dem Kaiser*) zum Geschenke machen, und es soll der Schenkungsbrief noch vorhanden sein. Als nun aber nach einiger Zeit die Mönche in ihre Heimath zurückgekehrt waren, und die Vögte, die sie auf der Insel gelassen hatten, anfingen geizig zu werden, und grausam mit den Neubekehrten zu verfahren, da fielen diese von dem christlichen Glauben wieder ab, verjagten die Vögte, und weigerten auch, dem Kloster zu Corvei ferner einen Tribut zu geben. Doch behielten sie den Sanct Vit, wenn auch nicht als einen christlichen Heiligen, so jedoch nun als einen heidnischen Gott, den sie Swantewit nannten, und dem sie einen Tempel zu Arkona erbauten. Nach diesem Swantewit machten sie nachher noch andere, geringere Götter, die sie zu Carenza verehrten.

In solchem Heidenthume verblieben sie, bis sie im

*) Lothar, s. Wigand Geschichte v. Corvei, II. S. 222.

Jahre 1168, wie wir gleich erzählen werden, von den Dänen zum Christenthume wieder bekehrt wurden.

Von dem heiligen Vitus soll auch die Rügensche Halbinsel Witkow ihren Namen haben, indem man sie anfangs Vit—ow, d. h. Vits—land geheißen hat.

Alberti Cranzii Wandalia, S. 58.
Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 41. 42.
Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 65.
Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 11.
Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chron. I. S. 76.
Chr. Schöttgen, Altes und Neues Pommerland, S. 273.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. 3.

35. Die Fünte bei Schwantow.

Auf der Insel Rügen liegt ein Pfarrdorf Namens Schwantow; es soll seinen Namen haben von dem Götzen Swantewit, der auch hier einen Tempel gehabt hat. Nahe bei diesem Dorfe ist ein Teich, die Fünte geheißen. Von demselben sagt man, daß darin die ersten Christen auf der Insel getauft seien. Dieß soll geschehen sein lange vorher, als der heilige Otto von Bamberg in das Land Pommern kam, nämlich im neunten Jahrhunderte, als fromme Mönche aus dem Kloster Corvei in Westphalen nach Rügen gekommen waren, und die heidnischen Bewohner zum Christenthum bekehrt hatten.

Altes und Neues Rügen, S. 275.

36. Swantewit und Arkona.

Auf der nördlichsten Spitze der Insel Rügen findet man noch jetzt die Spuren der Stadt Arkona, in alten Zeiten die Hauptstadt und Hauptfestung des Landes. Sie lag auf einem steilen Berge unmittelbar am Meere. In dieser Stadt befand sich auch der Tempel und das Bild des ersten Götzen der Rügianer, Swantewit, weshalb sie von

dem ganzen Lande besonders heilig gehalten wurde. Der Tempel stand auf einer ganz ebenen Fläche. mitten in der Stadt. Er war sehr zierlich gebaut, und von außen roth angemalt und mit allerlei prachtvollem Schnitzwerk verziert. Er hatte nur Eine Eingangsthür, aber eine doppelte Halle, dergestalt, daß die eine die andere wie ein Ring umschloß. Die äußere dieser Hallen war sowohl an den Seiten wie an ihrer oberen Bedeckung schön mit purpurnen Farben bemalt. Die innere wurde von vier Säulen getragen, zwischen denen Bekleidungen von den herrlichsten Teppichen aufgehangen waren. Beide Hallen hatten ein gemeinsames Dach und gemeinsame Schwibbogen.

In der inneren Halle stand hinter einem Vorhange das Bild des Gottes Swantewit. Es war von ungeheurer Größe und überragte bei weitem alle menschliche Leibesgestalt. Es hatte vier Köpfe auf eben so vielen Hälsen; zwei davon waren vorwärts nach der Brust hin gerichtet, die beiden anderen rückwärts, jedoch nach der Seite hin, so daß Einer links, der Andere rechts sah. Jedes Gesicht hatte einen großen Bart, der ganz wie zerzauset und zerkaut aussah. In der rechten Hand hielt der Gott ein Horn, das mit verschiedenen Metallen ausgelegt war. Dasselbe wurde von dem Priester des Gottes alljährlich mit neuem Meth gefüllt, aus dem er den Segen des neuen Jahres weissagte. Der linke Arm des Götzen war in die Seite gesetzt, und bildete auf diese Weise einen Bogen. Der Gott trug ein Gewand, das bis auf die Schienbeine herabreichte. Mit den Füßen stand er auf einem Gestell, das aber so tief in die Erde hineingelassen oder hineingesunken war, daß man es nicht mehr sehen konnte.

Nahe bei dem Bilde hingen Sattel, Zaum und Schwert des Gottes. Das Schwert war von ungemeiner Größe; Gefäß und Scheide desselben waren von Silber mit

feiner eingelegter Arbeit. Außerdem hingen an den Wänden auf purpurnen Decken allerlei Hörner von wilden Thieren umher, so wie die Geschenke von Gold und Silber, welche dem Gotte von nahe und von fern dargebracht wurden.

Die Verehrung dieses Götzen geschah auf folgende Weise: Weil er vorzüglich als der Gott des Sieges und der Fruchtbarkeit angesehen wurde, so versammelte sich das gesammte Volk alljährlich nach der Ernte vor dem Tempel zum Opfern und zum Opferschmause. Der Oberpriester, der gegen die Sitte des Landes Haar und Bart ungeschoren trug, hatte am Tage vorher das innere Heiligthum des Tempels, welches er allein betreten durfte, mit Besen gereinigt. Dabei mußte er sich aber alles Athmens enthalten, und jedesmal, wenn er Athem holen mußte, vor die Thüre laufen, damit der Gott durch menschlichen Hauch nicht befleckt werde. Wenn nun an dem Tage des Festes das Volk versammelt war, dann besah er zuerst das Horn des Gottes, und weissagte aus dessen Inhalte; war nämlich dasselbe noch voll von dem, im vorigen Jahre hineingegossenen Meth, so bedeutete dieß ein bevorstehendes fruchtbares Jahr; fehlte hingegen etwas an dem Meth, so bedeutete das Theurung und Hungersnoth. Nachdem dieß geschehen war, sprengte er den Inhalt des Horns als Opfer vor die Füße des Gottes, füllte es dann mit frischem Meth und flehete zu dem Gotte um Segen für das Land und um Sieg gegen die Feinde. Darauf legte er dasselbe ohne abzusetzen, füllte es sodann wieder, und stellte es zurück an die Seite des Götzen.

Hierauf nahm er einen Opferkuchen, der rund und so groß war, daß er fast die Größe eines Mannes erreichte; den stellte er zwischen sich und das Volk und fragte das letztere, ob man ihn auch sehen könne. Wenn dieß verneint

wurde, so bedeutete das Glück, und er wünschte nun, daß man ihn auch im künftigen Jahre nicht möge sehen können. Nachdem er alsdann die Versammelten noch zu einer standhaften Verehrung des Gottes ermahnt hatte, grüßte er sie, und es ging darauf Alles aus einander zu fröhlichen Gelagen und Schmausereien, mit denen der Tag beschlossen wurde.

Zur Unterhaltung des Dienstes und der Priester des Gottes mußte jeder Mann und jedes Weib im Lande alljährlich ein Geldstück opfern; auch bekam der Gott bei einem jeden Siege den dritten Theil der Beute, indem angenommen wurde, daß er unmittelbar mit in dem Treffen gewesen wäre, und den Sieg hätte erfechten helfen. Weiter hatte er dreihundert Pferde zum alleinigen Eigenthum, also daß Alles, was durch dieselben verdient, oder alle Beute, welche durch dieselben gemacht wurde, ihm zufiel. Auf solche Weise war der Tempel des Gottes mit vielen Reichthümern angefüllt, zu denen die vielen Geschenke hinzukamen, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Selbst fremde Könige bezeugten ihm durch fromme Gaben ihre Ehrfurcht; so hatte ihm Swein, König Haralds Sohn, einen kostbaren Becher geweihet.

Dieser Gott Swantewit hatte auch ein besonderes, ihm geheiligtes Pferd. Dasselbe war groß und von schneeweißer Farbe. Es durfte Niemand darauf reiten, oder ihm Mähne oder Schweif berühren, als nur der Oberpriester, der es auch allein fütterte. Auf diesem Rosse zog der Gott zuweilen des Nachts ganz allein gegen die Feinde des Landes und des Glaubens aus, und verfolgte und tödtete sie. Denn gar oft fand man des Morgens das Pferd mit Staub und mit Schweiß bedeckt, so daß es einen weiten Weg mußte gelaufen haben.

Dasselbe Pferd wurde auch zu Weissagungen gebraucht.

Denn wenn man gegen den Feind zu Felde ausziehen wollte, so wurden vorher neue Speere oder Stangen in der Quere auf die Erde gelegt, und darüber wurde das Pferd dreimal hingeführet. Schritt es jedesmal mit dem rechten Fuße zuerst vor, und berührte auch die Stangen nicht, so bedeutete dieß einen glücklichen Ausgang des Feldzuges; berührte es sie aber, oder schritt es zuerst mit dem linken Fuße aus, so war dieß ein Zeichen, daß kein guter Ausgang bevorstand. —

Solcher Götzendienst hatte lange auf der Insel Rügen gedauert, und das Bild Swantewits hatte gerade dreihundert und dreißig Jahre in dem Tempel zu Arkona gestanden, als im Jahre 1168 Bild und Dienst zerstört wurden, und an deren Stelle die christliche Religion feste Wurzel auf der Insel faßte.

Die Rügianer hatten nämlich zu damaliger Zeit die Dänische Oberherrschaft, unter der sie lange gestanden, von sich abzuschütteln gesucht. Dafür beschloß der König Waldemar I. von Dänemark, sie zu züchtigen. Er zog deshalb im Winter des Jahres 1167 auf 1168 mit einer überaus großen See- und Heeres-Macht vor Arkona, der Hauptstadt und der Hauptfestung des Landes. Mit sich hatte er genommen seinen geistlichen Feldhauptmann, den Bischof Absalon von Roschild, und den Bischof Swens von Arbuß.

Er belagerte die Festung mit sehr ernstlichen und nachdrücklichen Anstalten. Die Arkoner versäumten sich aber auch ihrer Seits nicht an tüchtigen Gegenvorkehrungen. Die Stadt hatte nämlich von drei Seiten nach der See hin so hohe und steile Ufer zum Schutze, daß es ganz unmöglich war, ihr von daher beizukommen; und nach der vierten, nach der Landseite hin, hatte sie einen eben so hohen und steilen Wall, mit nur einem einzigen Thore darin. Und über diesem Thore befand sich ein star-

ker Thurm, von welchem aus es gegen jeden Angriff zu vertheidigen war. Unter solchen Umständen hielten die Arkoner sich für sicher und unüberwindlich, und da sie auch zudem mit guter und gerüsteter Mannschaft versehen waren, so spotteten sie aller Anstalten der Belagerer.

Diese, nachdem sie schon lange vergebens vor der Festung gelegen hatten, und noch immer keine Weise absehen konnten, wie sie in Stadt zu gelangen vermögten, fingen auch schon nach und nach an, an einem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens zu verzweifeln. Da trat auf einmal Einer unter ihnen auf, ein gemeiner Soldat, der weissagte, daß an dem Tage des heiligen Vitus die Feste fallen werde, zur Strafe des Verraths und der Abgötterei der Einwohner, die vor mehreren hundert Jahren den heiligen Vitus verstoßen und statt seiner den Götzen Swantewit angenommen hatten. Dem Soldaten wollte zwar Niemand glauben, zumal da der Tag des heiligen Vitus herankam, ohne daß man irgend etwas sah, woraus man für eine Uebergabe oder Einnahme der Festung hätte schließen können. Aber dennoch geschah es, daß durch eine wunderbare Fügung des Himmels die Prophezeihung wahr wurde.

Es war nämlich in dem Lager der Dänen ein vorwitziger Bube. Dieser hatte eines Tages, gerade an dem Tage des heiligen Vitus, wahrgenommen, daß in der Verschanzung des Thores, durch Abgleiten von Erdschollen, sich eine Vertiefung gebildet hatte, darin sich ein Mensch verbergen konnte. Leichtsinnig und vorwitzig wie er war, stieg er vermittelst einiger Speere, die er stufenweise in den Wall einstieß, in die Vertiefung hinauf, und machte in derselben aus Spielerei ein Feuer an. Da fügte es sich, daß das Feuer den Thurm ergriff, der etwas über das Thor heraus gebaut war, und hervorragte. Anfangs achtete kein Mensch hierauf. Allein auf einmal stand der ganze Thurm in Flam-

men, so daß selbst das, oben in seinem Gipfel angebrachte Götzenbild von dem Brande ergriffen wurde. Jetzt wurden beide Theile aufmerksam. Die Belagerten schickten sich an, das Feuer zu löschen. Das benutzten die Belagerer, indem sie schleunig an die Festung heranrückten, und anfingen zu stürmen. Dadurch bekamen die Arkoner mit einem dopelten Feinde zu kämpfen, dem sie auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Besonders nahm das Feuer auf schreckliche Weise überhand. Die Dänen hatten ihnen schon früher das Wasser abgeschnitten, so daß sie nur Einen einzigen brauchbaren Brunnen in der ganzen Stadt hatten. Es gebrach ihnen daher bald an Wasser zum Löschen, und sie nahmen nun zu der Milch von ihren Kühen ihre Zuflucht, um die Gluth zu stillen. Allein dadurch wurde das Uebel gerade ärger; denn die Milch vermehrte die Flamme, und trieb sie höher, anstatt sie zu vermindern. In solcher Noth baten denn die Arkoner zuletzt um Unterhandlungen; diese wurden ihnen, auf Anrathen des Bischofs Absalon, vom Könige gewähret, und in Folge derselben übergaben sie die Festung, am Tage des heiligen Vitus, wie der Soldat geweissagt hatte.

Gleich am Tage nach dieser Einnahme der Festung befahl der Dänische König, daß das Bild des Götzen Swantewit zerstört werden solle. Den Auftrag dazu gab er dem Bruder des Bischofs Absalon, Namens Esbertus, und einem gewissen Suno, die sich zu dem Tempel begaben. Vor demselben hatte sich, weil der Befehl des Königs bekannt geworden war, eine große Menge Einwohner versammelt. Sie selbst wagten es nicht, dem Befehle sich zu widersetzen; allein sie waren desto fester überzeugt, daß der Gott sich selbst schützen werde, und sie vermeinten daher nicht anders, als er werde sämmtlichen Dänen die Hälse brechen. Die Dänischen Herren jedoch griffen ihr Werk, ohne Furcht,

mit frischer Hand an. Sie ließen die Teppiche niederreißen, mit denen der Tempel behangen war; dann gingen sie mit Aexten und Beilen auf den Götzen selbst los. Er wurde unten an den Beinen niedergehauen, so daß er rücklings an die Wand stürzte. Da entsetzten sich die Rügianer, und glaubten, nun werde der Zorn des Gottes auf einmal losbrechen. Aber das geschah zu ihrer Verwunderung nicht. Dagegen trug es sich zu, daß in dem Augenblicke, als das Götzenbild niederfiel, der leibhaftige Teufel in der Gestalt eines scheußlichen Thieres aus dem Bilde herausfuhr und durch die Fenster des Tempels entschwand. Nachdem darauf der Götze ganz umgehauen war, wurde er an Stricken aus der Stadt ins Dänische Lager geschleppt. Dort wurde er in kleine Stücke gehauen, bei welchen die Soldaten ihr Essen kochten. Der Tempel wurde verbrannt.

Als die Rügianer ein solches Ende ihres Götzen gesehen hatten, ließen sie von dem Glauben an ihn ab, und bekehrten sich zum Christenthume.

Nachher ist die ganze Stadt Arkona zu einer Zeit in das Meer versunken; auf dessen Grunde soll sie noch ruhen, denn wenn es nebeliges Wetter ist, so steigt sie zuweilen unter dem Wasser empor, und man kann sie dann sehen mit ihren Häusern, Wällen und Thürmen. Die Leute in der Gegend sagen dann, daß die alte Stadt *wafele*.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 163. II. S. 301.
Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 161—166. 170—173.
Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chronica, I. S. 99.
Conr. Sam. Schurzfleisch, Origines Pomeraniae, p. 10.
v. Schwarz, Pommersche Städtegeschichte, S. 627 folg., 653 folg., 666. folg.
Gesterding, Pommersches Magazin, V. S. 48. 49.
Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, I. S. 554 folg.
Zöllner's Reise durch Pommern und Rügen, S. 316.

37. Die Götter in Carenza.

Außer dem obersten Gotte Swantewit verehrten die Rügianer noch drei andere Götter, welche aber unter jenem standen. Diese hatten ihre Tempel in der Stadt Carenza, die heut zu Tage Garz heißt. Jeder dieser Götter hatte dort seinen besondern Tempel. In dem größeren stand der Gott Rugivit, d. h. Gott der Rügianer. Er war eigentlich der Gott des Krieges. Sein Bild war aus einem ungeheuren Eichbaume verfertigt. Er hatte sieben Köpfe, die mit einem Hute bedeckt waren. Er war von mehr als menschlicher Dicke, und so groß, daß Einer, der sich auf den Zehen und mit einer Axt in der Hand vor ihn stellte, mit der Axt nicht bis an sein Kinn hinauf reichen konnte. Er war häßlich anzusehen, zumal da die Schwalben unter seinem Hute genistet und seit undenklichen Jahren mit ihrem Kothe seine Gesichter beschmiert hatten. An seiner Seite hingen so viele Schwerter, als er Gesichter hatte; das achte hielt er drohend in der Hand.

In dem nächsten Tempel wurde Porevit oder Borevit verehrt, der Gott des Wetters oder des Waldes; er hatte fünf Köpfe und keine Waffen. Zuletzt kam der Gott Porenut, welcher wahrscheinlich der Gott des Donners war; er hatte vier Köpfe und außerdem Ein Gesicht vorn auf der Brust; mit seiner linken Hand berührte er die Stirn, mit der rechten das Kinn dieses letzten Gesichtes.

Alle diese Götter waren große Feinde der Unkeuschheit und des Ehebruchs, und sie bestraften diese Laster auf eine schreckliche Weise, also daß ein Jeder, der sich in Unkeuschheit vergangen hatte, ganz absonderlich gezeichnet und sein Verbrechen sofort zum allgemeinen Spektakel bekannt wurde. (Si quidem maris in ea urbe cum foeminis concubitum adscitis, canum exemplo cohaerere so-

lebant. Nec ab ipsis morando divelli poterant. Interdum utrique perticis e diverso appensi, inusitato nexu ridiculum populo spectaculum praebuere. — (sagt Saxo Grammaticus p. 327.)

Alb. Cranzii Vandalia, S. 164.
v. Schwarz, Pommersche Städte-Geschichte, S. 601. 602.
Barthold, Geschichte v. Rügen und Pommern, I. S. 557. 558.

38. Der Hertha-See.

Auf der Insel Rügen, in dem Theile, welcher Jasmund genannt wird, nicht weit von der Stubbenkammer, findet man noch einzelne Theile, insbesondere den Burgwall der daselbst vor vielen hundert Jahren, schon zur Zeit des Heidenthums gestandenen Herthaburg. In dieser Burg verehrten die heidnischen Rügianer ein Götzenbild, welches sie Hertha nannten, und unter welchem sie sich die Mutter Erde vorstellten. Nicht weit von dieser Herthaburg liegt ein tiefer, schwarzer See, rund von Anhöhen und Waldung eingeschlossen, der Herthasee genannt. In demselben badete sich alljährlich einige Male die Göttin. Sie fuhr dahin in einem Wagen, der mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt war, und von zwei Kühen gezogen wurde. Nur ihr geweiheter Priester durfte sie begleiten. Es wurden zwar auch Sklaven mitgenommen, welche die Zugthiere leiten mußten, aber sie wurden, nachdem sie ihren Dienst verrichtet hatten, alsbald in demselben See ertränkt; denn wessen ungeweihete Augen die Göttin einmal gesehen hatten, der mußte sterben. Darum hat man auch keine nähere Nachrichten über den Dienst der Hertha. An diesem See begeben sich noch jetzt allerlei Schreckgeschichten, von denen Einige zwar meinen, es seien Gaukeleien des Teufels, der sich von den Heiden hier als Göttin Hertha habe verehren lassen, und der deshalb noch immer die Gerechtigkeit auf dem See

sich zuschreibe, wovon aber Andere sagen, daß eine alte Königin oder Prinzessin hierher gebannt sey.

Man sieht oft, besonders im hellen Mondscheine, aus dem nahen Walde, da wo die Herthaburg liegt, eine schöne Frau hervorkommen, die sich nach dem See hinbegibt, um sich darin zu baden. Sie ist von vielen Dienerinnen umgeben, die sie zu dem Wasser hinbegleiten. In diesem verschwinden sie alle, und man hört nur das Plätschern darin. Nach einer Weile kommen sie sämmtlich wieder heraus, und man sieht sie in großen, weißen Schleiern zu dem Walde zurückkehren. Für den Wanderer, der dieß sieht, ist dieß alles sehr gefährlich, denn es zieht ihn mit Gewalt nach dem See, in dem die weiße Frau badet, und wenn er einmal das Wasser berühret hat, so ist es um ihn geschehen, das Wasser verschlingt ihn. Man sagt, daß die Frau alle Jahre Einen Menschen in die Fluth verlocken müsse.

Auf diesen See darf auch Niemand einen Kahn oder ein Netz bringen. Es hatten vor Zeiten einmal etliche Leute sich unterstanden, darauf mit einem Kahne zu fahren, den sie des Nachts auf dem Wasser ließen. Als sie aber am anderen Morgen dahin zurückkehrten, war er fort, und sie fanden ihn erst nach langem Suchen oben auf einer Buche am Ufer wieder. Da hatten ihn die Gespenster des Sees über Nacht hinauf gebracht; denn wie die Leute ihn herunter holten, da hörten sie tief unten aus dem See ein Gespött und eine Stimme, die ihnen zurief: Ich und mein Bruder Nickel haben das gethan.)

Micrälius, Alles Pommerland, I. S. 16.

Berliner Kalender für 1837. S. 198. 199., für 1838, S. 359.

Pommersche Prov. Blätter, I. S. 43.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 71. II. S. 209 bis 216.

39. Claus Hane.

Die Herzöge von Mecklenburg behaupteten von alten Zeiten her Gerechtsame auf das Fürstenthum Rügen zu haben. Um dieselben geltend zu machen, fiel im Jahre 1351 der Herzog Albrecht von Mecklenburg in das Land Bart. Er selbst nahm die Stadt Bart ein, und besetzte sie mit seinen Meklenburgern. Die Stadt Grimmen wurde von Niclas von der Werle eingenommen, und gegen die Stadt Loitz schickte er eine Abtheilung seines Heeres unter seinem Hauptmann Claus Hane. Diesem Claus Hane erging es aber auf seinem Zuge so schlecht, daß er darauf nichts gewann, als ein Spottlied, das man noch jetzt, nach beinahe 500 Jahren, zu Zeiten in Pommern hört. Den Loitzern kam nämlich der Herzog Barnim oder Barnam aus Stettin zu Hülfe, zugleich mit dem jungen Grafen Hans von Gützkow, der denselbigen Tag Hochzeit gefeiert hatte, aber das Hochzeitsfest verließ, um die Feinde aus dem Lande jagen zu helfen, wobei er dann, anstatt des fröhlichen Brautbettes, das kalte Todtenbette unter der Erde fand. Auf dem Schuppendamme vor Loitz trafen nun die Pommern auf Claus Hane und seine Mecklenburger, und setzten hart mit ihm an, schlugen ihn auch dermaßen, daß er fast nichts von seinen Leuten rettete; was davon nicht erschlagen wurde, das wurde gefangen genommen und nach Greifswald und Stralsund gebracht. Darauf wurde dann folgendes Spottlied gemacht, in welchem der Herzog Albrecht von Mecklenburg und Claus Hane, bei der Rückkehr des Letzteren, redend eingeführt werden:

Der Herzog:

Hane, Hane, wol hefft thoreten dinen Kamm?

Hane:

Her, dat hefft gedhon Hertog Barnam:

id is ein klein Mann von Live,
averſt ein Held im Kife.
Herzog.
wo heſtu denne gelaten unſe Lüde?
Hane:
Her, ſe ſind in gudem Beholde,
ſind ſe nicht thom Sunde,
ſo ſind ſe thom Gripswolde!

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 371. 372.
Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 72. 79.
A. G. Schwarz, Historia finium Principatus Rugiae, p. 188. 189.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 230.

40. Die Frauen und Jungfrauen in Stolpe.

Zu einer Zeit waren die Herzöge in Pommern in großer Geldnoth, und ſie mußten von dem Hochmeiſter in Preußen eine anſehnliche Summe entlehnen. Dafür ließ der Deutſche Orden ſich die Stadt Stolpe zum Pfande verſchreiben, mit der Bedingung, daß ſie ihm für immer verfallen ſein ſolle, wenn ſie nicht binnen Jahr und Tag eingelöſt werde. Dieſer Termin kam denn nun heran, und die Herzöge konnten nicht bezahlen, und waren in großer Sorge deshalb. Da traten die Stolper zuſammen, die bei ihren angeſtammten Herzögen bleiben und nicht den Deutſchen Herren gehören wollten, und brachten freudig Alles dar, was ſie an baarem Golde und Silber beſaßen. Wie aber das noch nicht ausreichte, da kamen auch die Frauen und Jungfrauen der Stadt Stolpe, und trugen alle ihre Kleinode und ihren Schmuck, und legten dieß zu dem Haufen, daß die Summe voll wurde und die Stadt ausgelöſet war. Alſo wollten die braven Stolper lieber alle arm werden, denn unter einen fremden Herrn gerathen.

Carl Lappe, Pommerbuch, S. 21.

41. Sanct Johann, Sanct Johann.

Um das Jahr 1460 war Bürgermeister in Colberg Einer aus dem Geschlechte von Schlieffen, Namens Peter Schlieff. Der hatte die Gewohnheit, besonders, wenn er angetrunken war, zu Allem, was er sprach, hinzuzusetzen: Sanct Johann, Sanct Johann! weil der heilige Johannes der Täufer Patron des Stifts Cammin war, unter welches Colberg gehörte. Einsmals ließ ihn der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Absichten auf Pommern hatte, zu sich nach Schievelbein kommen, er zeigte sich sehr gnädig gegen ihn, und ließ ihn voll trinken. Danach, als er voll war, redete er mit ihm, daß er gehört hätte, daß Colberg eine hübsche und feste Stadt sei, und daß gute Leute darin wohnten, und daß sie doch böse Gunst bei ihren Herren, dem Bischofe von Cammin und den Herzögen von Pommern hätten; das sei ihm ihrenthalben Leid, und so sie seiner worin bedürften, so sollten sie einen treuen Helfer und gnädigen Herrn an ihm haben. Peter Schlieff merkte wohl, wo solche Worte hinaus sollten, weil er aber kein Verräther an seinem Lande werden wollte, so stellte er sich, als wäre er über den Witz hinaus voll, und sagte: Sanct Johann, Sanct Johann, Herren genug! damit meinend, sie hätten bereits mehr Herren, als sie von Nöthen hätten, und bedürften des Markgrafen nicht noch dazu. Aber der Markgraf ließ nicht von ihm ab, und sagte, wenn sie dann von ihren Herren vergewaltigt würden, so wäre es doch gut, daß sie irgendwo Zuflucht und Trost wüßten. Darauf antwortet Peter Schlieff wiederum wie ein voller Mensch: Sanct Johann, Sanct Johann! Er meinte aber: der sollte ihre Zuflucht und Trost sein. Und was ihm der Markgraf von der Sache mehr sagte, er antwortete immerzu: Sanct Johann, Sanct Johann! Als nun der Markgraf sah, daß

er nichts an ihm erholen konnte, sagte er zuletzt: Ja, den Herrn (Sanct Johann meinend), den behaltet nur, der setzt Euch nicht in den Stock! Also schieden sie von einander.

Kantzow, Pomerania, II. S. 111. 112

Altes und Neues Pommerland, von Christian Schöttgen, S. 438—440.

42. Die verdorrte Linde zu Schildersdorf.

Herzog Otto der Dritte war der letzte Pommersche Herzog aus dem Hause zu Stettin. — Auf seine hinterlassenen Länder machten mehrere Fürsten Ansprüche, unter andern auch der Markgraf von Brandenburg. Dieser hatte deshalb ein geheimes Verständniß mit dem Bürgermeister von Stettin, Albrecht Glinden, welcher ein Märker war, und dem Markgrafen versprach, auf seiner Seite zu halten. Als nun im Jahre 1464 Herzog Otto gestorben war, und er in Gegenwart der ganzen Pommerschen Landschaft, die man zu seinem Begräbnisse beschrieben hatte, begraben wurde, da nahm Albrecht von Glinden den Schild und Helm des Herzogs und warf ihm das nach in das Grab, sprechend: Da liegt unsere Herrschaft von Stettin! um also das Land zu dem Markgrafen zu führen. Aber Einer von den anwesenden Adeligen, Lorenz Eickstedt geheißen, sprang in das Grab hinein, holte Schild und Helm wieder heraus und sagte: Nein, nicht also; wir haben noch erblich geborne Herrschaft, die Herzöge von Pommern und Wolgast; denselben gehört der Schild und Helm! Daraus ist ein großer Zwist entstanden zwischen denjenigen, so gut Märkisch waren, und denjenigen, so Pommerisch geblieben. Die Märkischen aber, als der schwächere Theil, mußten weichen.

Danächst beschloß Albrecht Glinden, die Sache seines Markgrafen, dem er sich ergeben, in einer anderen Weise zu verfechten. Er schrieb deshalb an denselben und bat

ihn, daß er etliche von seinen getreuesten Räthen möchte in das Land schicken, daß er alle Sachen mit ihnen beschlösse, welches der Markgraf also gethan. Diese Räthe ließ Glinden auf eine Nacht zu sich auf den Kirchhof zu Schildersdorf bescheiden, wohin er auch die von Garz, Greifenhagen, Pyritz und von anderen Städten entbot, die an der Märkischen Grenze lagen. Es kamen aber nur allein die Garzischen, denn die anderen Städte blieben aus.

Die Erschienenen versammelten sich nun unter einer großen Linde auf dem Kirchhofe, und beschlossen allda, daß der Markgraf das Spiel versuchen, und auf Vierraden und Garz ziehen sollte, denn Vierraden hatten die Stettiner inne auf Schloßglauben. Dieselben Städte sollten sich zum Scheine zur Wehr stellen, aber sich dennoch ergeben; alsdann wollte Albrecht Glinden dem Markgrafen eine Nacht anzeigen, wann er zu Stettin sollte eingelassen werden.

Dieser verrätherische Anschlag mißglückte zwar; aber die Linde auf dem Kirchhofe, unter der er verhandelt war, ist von Stund' an verdorret.

Kantzow, Pomerania, II. S. 122. 123.
Sell, Geschichte des Herzogthums Pommern, II. S. 162.

43. Zacharias Hase.

Zu der Zeit des Herzogs Wartislav X. lebte in Pommern ein Edelmann, Zacharias Hase, oder wie Andere wollen, Heinricus Hase. Der hatte ein überaus festes Schloß, der neue Torgelow geheißen. Derselbe wurde dadurch sehr muthwillig, wie denn Viele zu damaliger Zeit thaten was ihnen gelüstete, denn die Herzöge erzürnten Niemanden gern in jener Zeit. Er empörte sich selbst gegen den Herzog Wartislav, und brachte seine Freunde auf, und am lichten Tage, da der Herzog auf dem Schloß zu Ukermünde lag, fiel er in die Stadt, fand den Rath auf dem Rath-

hause versammelt und führete sie alle hinweg. Dieß geschah auf Trinitatis im Jahre 1464. Der Herzog gebot ihm zwar, sofort den gefangenen Rath wieder los zu lassen, und drohete ihm, wofern er das nicht thun werde, ihn darum hart zu strafen. Das aber achtete Hase nicht, sondern brandschatzte den Rath auf das höchste und entbot dem Herzoge: das Haus stände bei dem Rathen, womit er meinte, sein Haus sei viel stärker und fester, denn des Herzogs Schloß zu Ukermünde, welches dagegen nur wie ein Rathen zu rechnen wäre. Darauf wurde er auch immer übermüthiger, und gesellte alle Schnapphähne und was nur Böses thun konnte, zu sich, und beraubte die Dörfer umher und erschlug die Kaufleute auf den Straßen.

Da das der Herzog Wartislav vernahm, konnte er den Muthwillen nicht länger erdulden, und er verschrieb die von Stralsund, Greifswald, Anclam, Stettin, Stargard, Demmin und Pasewalk, desgleichen die Seinen vom Adel und zog im Jahre 1465 Dienstags nach Petri und Pauli vor das Schloß Neuentorgelow und belagerte es. Zacharias Hase erwehrte sich zwar hart; aber auf die Länge konnte er doch sein festes Schloß nicht behaupten, und am Sonnabend vor Marien Magdalenen wurde es genommen. Der Herzog hat darin nur vierzehn Mann, drei Knaben und etliche Weiber gefangen; denn Hase selbst mit der übrigen Mannschaft waren durch heimliche Schliche in der Nacht entkommen. Das Schloß ließ der Herzog in den Grund brechen.

Jener Uebermuth des Zacharias Hase war aber nicht die alleinige Ursache, daß sein Schloß zerstört wurde. Denn es war noch ein andrer Groll zwischen ihm und dem Herzoge. Es war nämlich von jeher aus, und absonderlich zu damaliger Zeit eine abscheuliche Gewohnheit im Lande Pommern mit dem Volltrinken, und jemehr Einer das hat pflegen können, desto angenehmer ist er bei den Leuten gewesen.

Daher kamen mancherlei Arten und Bußen des Volltrinkens auf, als

ein Kleeblättlein, das sind drei Gläser, ein jegliches in Einem Trunke;

will Einer denn ein Stengelein dazu thun, das ist das vierte Glas;

den Fuchs schleifen, das ist: wenn man eine große Kanne nimmt, und umher trinket, so muß der Letzte, wenn auch die Vorigen wenig daraus getrunken, das andere gar austrinken, und dann einen frischen Trunk wieder erheben; alsdann bekommt sein Nachbar wieder das letzte, und so geht es die ganze Reihe durch;

die Parlenke trinken, das ist: Einem eine große Schale zutrinken, und wann sie beinahe aus ist, das Uebrige dem Andern in die Augen gießen und ihm die Schale an den Kopf werfen, worüber sich keiner erzürnen darf;

Einen zu Wasser reiten, das ist: man setzt von fern eine Schale mit Trinken, so muß derjenige, der trinken soll, auf Hände und Kniee sich niederlegen, und der, welcher ihm zugetrunken hat, setzt sich ihm auf den Rücken, den muß er tragen, und hinkriechen bis zu der Schale; diese muß er so niedergekniet austrinken, und der Andere bleibt auf ihm sitzen, wie auf einem Pferde, das zu Wasser reitet.

Item zu trinken Kurle Murlepuff, eine blanke Hose, ein Schlänglein, und der Unart soviel, daß es eine Schande ist.

Aus einer solchen großen Schale hatte nun einmal Zacharias Hase dem Herzog Wartislav, als dieser jung war und aus Vorwitz der Jugend sich mit ihm in eine Zeche gemengt hatte, zugetrunken, daß er zu Wasser reiten mußte; und als sie an die Schale kamen, da speiete Hase in die Schale hinein, aus welcher der Herzog trinken mußte. Das hat ihm dieser Zeit seines Lebens nicht vergeben können,

und darum war er gern dabei, ihm sein Schloß zu zerstören.

Th. Kantzow, Pomerania, II. S. 125—129.

44. Der Seeräuber Eseborn.

Zu den Zeiten des Herzogs Wartislav X. von Pommern lebte ein Seeräuber, Namens Eseborn, von Barth gebürtig. Derselbe war einmal auf den Zingst getreten und hatte den Bauern und auch aus des Herzogs Ackerhofe Ochsen und Speck gestohlen und das auf sein Schiff gebracht, damit er es verspeisete. Der Herzog aber war ein großer Beschirmer des Rechts und seiner Unterthanen, und er pflegte zu den Bauern zu sagen: sie sollten ihre Pferde und Kühe nur vor den Wölfen hüten, vor den Dieben wolle er sie schon beschirmen. Darum hat er solchen Raub dem Eseborn wohl sieben Jahre lang nachgetragen. Denn wie Eseborn nach dieser Zeit meinte, es wäre vergessen, und wieder zu Lande kam, begegnete ihm einst der Herzog Wartislav bei Pruchten. Der sprach ihn an und sagte: Eseborn, finden wir uns hier? Warum hast du mir und meinen Leuten die Ochsen und das Speck genommen? Darüber erschrak Eseborn sehr, und er antwortete: Gnädiger Herr, es war damals Fehde. Der Herzog aber antwortete ihm: Es ist noch nicht großer Friede zwischen uns; darum müssen wir davon reden. Du mußt es mit dem Kragen bezahlen. Da sagte Eseborn! Das hoffe ich nicht; ich habe viele Freundschaft, die das wohl rächen könnten. Der Herzog aber hatte einen Hundestrick im Ermel, den zieht er hervor, und macht eine Schleife darin und sagt: Kiek my in dat Loch! mit deiner Freundschaft werde ich mich schon vertragen. Also that er ihm das Seil um den Hals und ließ ihn auf einen Klepper setzen und das Seil an einen Baum knüpfen; alsdann ließ er den Klepper mit der Peitsche hauen, daß

er unter ihm weglaufen mußte, und ist Eseborn am Baume todt hängen geblieben.

Kantzow, Pomerania, II. S. 180. 181.
Nicolaus v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 117. 118.

45. Herzog Bogislav X. und der Hofnarr.

Nachdem der Herzog Erich im Jahre 1474, und bald darauf auch sein ältester Sohn Wartislav gestorben war, da dachte seine herzogliche Wittwe Sophia, das Regiment ganz an sich zu reißen, und sie scheute sich nicht, zu dem Ende ihre beiden noch lebenden Söhne, Casimir und Bogislav, durch Gift aus dem Wege räumen zu wollen. Mit dem Herzog Casimir glückte ihr das, und er starb plötzlich, wie alle Leute sagen, an Gift. Der Herzog Bogislav aber wurde auf seltsame Weise errettet. Denn als ihn eines Tages die Herzogin zu sich auf das Schloß hatte fordern lassen, war sie sehr freundlich gegen ihn, und gab ihm ein Butterbrod. Das war der junge Herzog nicht gewohnt, indem seine Mutter sich sonst wenig um ihn bekümmerte, und ihn herum laufen ließ, daß ihm die Bürgersleute in Rügenwalde zu essen geben mußten. Er dachte aber doch nichts Arges und wollte anfangen zu essen. Da nahete sich ihm der Narr der Herzogin, und sprach ihm heimlich: Bogislav, friß nicht, gib es dem Hunde, es ist unrein! Darüber wurde der Herzog aufmerksam, und er stellte sich, als wollte er essen, ging aber hinaus, und warf das Butterbrod dem Hunde vor, der es auffraß und den anderen Tag daran starb. — Herzog Bogislav schöpfte von nun an einen großen Argwohn gegen seine Mutter und hat nichts wieder von ihr angenommen.

Kantzow, Pomerania, II. S. 160.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 295.

46. Bogislav X. und Hans Lange.

Der Herzog Erich von Pommern starb im Jahre 1474, vor Gram und Sorge, auf dem Schlosse zu Wolgast, und wurde begraben im Kloster Eldena bei Greifswald. Er hinterließ sein Gemahl Sophia mit acht Kindern, nämlich fünf Töchtern und drei Söhnen, unter den letzteren als jüngsten den Herzog Bogislav, der nachher der Zehnte genannt wurde. Dieser Herzog Bogislav ist der berühmteste Herzog der Pommern geworden, und er hat so viel Großes und Gutes gethan, daß er noch jetzt bei Jedermann im rühmlichsten Andenken ist. In seiner Jugend aber hat es ihm schlecht und traurig ergangen und ohne den guten Hans Lange wäre er wohl nicht ein so großer und berühmter Herr geworden.

Herzog Erich hatte nämlich mit seinem Gemahl in unversöhnlichem Unfrieden gelebt, weil sie sich nicht betrug, wie es einer fürstlichen Frau geziemt. Er hatte sie daher, getrennt von ihm, nach Rügenwalde geschickt, wo sie mit ihrem Buhlen, dem Hofmeister Hans Massow, eine fürstliche Hofhaltung hatte. Sie hatte auch ihre beiden jüngsten Prinzen Casimir und Bogislav bei sich, allein sie kümmerte sich um dieselben nicht, und sie war ihnen sogar todfeind um ihres Vaters des Herzogs willen. Sie ließ sie mit den Bürgerkindern in die Schule zu Rügenwalde gehen und gab ihnen nicht einmal die nothdürftigste Kleidung, also daß die armen Herrlein gleich den ärmsten Schülern mit zerrissenen Kleidern gingen, und die Zehen ihnen aus den Schuhen hervorsahen, und Jedermann nicht anders vermeinte, als daß sie es gern gesehen hätte, wenn sie gar umgekommen wären.

Es wohnte zu damaliger Zeit nicht weit von Rügenwalde in dem Dorfe Lantzke oder Lanzig ein Bauer, Hans

Lange genannt, seiner Art nach verständig und ziemlichen Vermögens. Derselbe kam oft nach Rügenwalde in die Stadt, und wie er die jungen Herzöge so zerlumpt und oft hungrig sah, erbarmte es ihn, und er bekam insbesondere eine Lust zu dem Herzoge Bogislav, als dem schönsten und freudigsten. Er sagte deshalb einst auf sein Pommersch zu ihm: Herzog Bogislav, wie gehst du so daher, als wenn du nirgends zu Hause gehörtest! Willst du denn gar nicht wissen, daß du ein Fürst bist? Will dir deine Mutter nichts geben, weil du solche schlechte Kleider und Schuhe hast? Dem antwortete Herzog Bogislav stolz: Was ihm daran liege? wenn er, der Herzog nichts habe, so werde er, der Bauer, ihm nichts geben! Da sagte aber der Bauer: Ja, Bogislav, mir liegt daran. Du solltest mein Herr sein; wenn du dann Keinen mehr hättest, denn wollte ich dir des Jahrs wohl Kleider geben. Laß dir das nicht so spöttisch sein, daß ein Bauer mit dir redet; vielleicht kann ich dir etwas sagen, was dein Schade nicht sein wird. Fragte Herzog Bogislav, was er denn sagen könnte? und antwortete der Bauer: wie, wenn ich dein Bauer wäre, und gäbe dir alle Jahre meine Zinsen, daß du dir dafür Kleider kaufen könntest, würde dir das nicht gefallen? Da sagte Herzog Bogislav! Ja, aber wie könnte das geschehen? Und sagte der Bauer: Gehe hin zu deiner Frau Mutter, und bitte sie, daß sie dir Hans Lange zu Lantzke zu deinem Bauern übergibt, daß er dir seine Pacht und Zinsen gebe, damit du dir Nothdurft davon kaufen mögest. Das gefiel dem Herzog Bogislav zwar wohl, aber er getraute sich nicht, von seiner Mutter es zu erhalten. Der Bauer rieth ihm jedoch: er solle nur Hans Massow, den Hofmeister, darum bitten, der könne es ihm wohl verschaffen. Das that der Herzog, und Hans Massow verschaffte ihm von der Herzogin Hans Langen für seinen Bauer.

Deß freute sich der Bauer und er ging alsbald mit dem jungen Herzoge zu einem Gewandschneider, und nahm ihm lundisch Tuch aus zu Rock und Hosen, und kaufte ihm Parchend zu einem Wamms und ein Paar neue Schuhe, und kleidete ihn neu von unten bis oben. Das gefiel dem Herzog Bogislav wohl, er hielt seine neue Kleidung wie ein goldenes Stück, und begann nun auch, von sich etwas mehr zu halten, so daß der Bauer und Jedermann Lust daran hatte, und jener oft zur Stadt kam, und sah, wie es ihm ginge und wie er sich hielte.

Unterdeß war Herzog Erich zu Wolgast gestorben, und bald hernach auch sein ältester Sohn, Herzog Wartislav; und nicht lange darauf starb auch der zweite Sohn, Herzog Casimir, wie man erzählt, an Gift, das ihm seine eigne Mutter gegeben. Da gedachte die Herzogin Sophia, das Regiment für sich zu behalten, als Vormünderin des Herzogs Bogislav.

Nun aber kam Hans Lange zur Stadt und sprach den jungen Herzog, und rieth ihm, seiner Mutter zu entfliehen, und zu seinem Oheim dem Herzog Wartislav zu ziehen, der ihm rathen werde, wie er sein Land und Regiment erhalte. Er gab ihm auch ein Schwert, ein Pferd, Stiefel und Sporn, und was dazu gehört, und ließ ihn heimlich davon reiten. So ritt der Herzog nach Vorpommern, und der Adel allda gesellte sich zu ihm, daß er in kurzen Tagen über dreihundert Pferde bei sich hatte. Damit ritt er zu seinem Oheim Wartislav, der ihm rieth, straks nach Rügenwalde zu reiten, und seiner Mutter das Regiment zu nehmen, und sie dann zu verwahren bis auf weiteren Bescheid. Wie der junge Herzog also gen Rügenwalde ritt, da versammelten sich unterwegs immer mehr Menschen um ihn, sich freuend, daß er der Mutter Beschwerung gebrochen, und wo er zum Adel oder in Städte oder Klöster

kam, empfingen sie ihn mit solcher Freude, daß sie nicht wußten, wie viele Ehre und Liebe sie ihm erzeigen sollten.

Als aber solches seine Mutter erfuhr, da wartete sie nicht, bis er käme, sondern sie hat alle ihre Schätze und Kleinodien genommen und ist mit Hans Massow, ihrem Hofmeister, nach Danzig geflohen, wo sie in etlichen Jahren Alles verbracht hatte.

Herzog Bogislav übernahm darauf das Regiment. Seiner Mutter schickte er nicht nach, um ihr bei Fremden keinen Schimpf zu machen.

Hans Langen, dem Bauern, aber bewies er viele Ehre, und er versprach ihm zu geben, was er begehrte. Der wollte indeß nichts nehmen, und bat nur, daß er Zeit seines Lebens frei sein möchte von aller Unpflicht. Das hat ihm Herzog Bogislav gern gewährt, und er bot ihm auch ein Gleiches an für seine Erben. Doch Hans Lange hat dieses Letztere nicht angenommen, sondern gesagt: seine Kinder sollten Bauern bleiben; wenn sie sich wohl schickten, so könnten sie keinen besseren Stand haben.

Kantzow, Pomerania, II. S. 153—162.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 295. 296.
Berliner Kalender für 1838, S. 11—14.

47. Herzog Bogislav X. und die Türken.

Als Herzog Bogislav zu einer Zeit allenthalben im Lande Frieden hatte, nahm er sich vor, daß er Jerusalem und das heilige Grab sehen wollte. Sein Gemahl wehrte dasselbe zwar mit allem Fleiß, und bat ihn herzlich, daß er sie und seine kleinen Kinder nicht wolle verlassen. Auch seine Räthe und ganze Landschaft riethen ihm davon ab, und baten ihn sonderlich, so er denn ja des Sinnes wäre, in das heilige Land zu ziehen, so möge er noch warten, bis daß seine jungen Herrlein etwas erwachsen seien. Aber das

half Alles nichts: er hatte einmal das Gemüthe, daß er die Reise unternehmen mußte. Da sie denn nun das gesehen, daß er sich nicht wollte bereden lassen, ließen sie es geschehen, und bewilligten ihm auch eine stattliche Hülfe, indem sowohl die Geistlichkeit, die Grafen und die Herren von Adel, als auch die Städte von ihren Landgütern, das halbe Einkommen von einem Jahr, und außerdem die Städte von ihren Häusern und anderen Gütern noch eine besondere Schatzung ihm gaben. Solches Geld wurde auf zwei Jahre eingenommen, und durch die Rentemeister in Gold verwechselt, damit es leichter zu transportiren wäre.

Darauf zog nun der Herzog Bogislav im Jahre 1496 auf den Tag Luciä von Stettin aus, durch die Mark über Nürnberg nach Venedig, wo er sich bis Pfingsten des anderen Jahres aufhielt, und dann zu Schiffe nach dem heiligen Lande absegelte.

Auf dem Meere begegnete ihm und den Seinen ein seltsames Abenteuer. Eines Tages nämlich sahen sie von ferne, daß unter des Türken Lande wohl an neun Schiffe sich erhoben, darunter zwei gar große, zwei Galeeren und fünf kleinere, darin zusammen wohl bei zweitausend Türken waren. Dieselben setzten am Freitage nach Petri und Pauli gerade auf des Herzogs Schiff an, und fragte den Patron, was für Leute im Schiffe wären. Denen antwortete der Patron, die Galeere seie von Venedig und fahre Pilgrimme, die nach dem heiligen Lande wollten, zeigte ihnen auch seinen Brief und bat sie, ihn sicher ziehen zu lassen. Das waren die Türken aber nicht Willens, denn sie waren keine rechte Kriegsleute, sondern Meerräuber; sie drängten daher nach der Galeere, und beringten sie um und um und warfen Leitern und Ankerhaken an, und wollten die Galeere ersteigen.

Als das Herzog Bogislav und die Seinen sahen,

griffen sie zur Wehre, und es schrie Einer den Andern an, daß sie sich nicht ergeben sollten. Weil sie aber gar keine andere Waffen hatten denn Schwerter und Spieße, so nahmen sie ihre Matratzen und Koller und banden sie gegen das feindliche Geschütz um den Kopf, die Töpfe und Kessel gebrauchten sie als Pickelhauben, und die Hauptbretter von den Betten als Schilde. Nur der Herzog Bogislav allein hatte einen ordentlichen Schild. Also wehrten sie sich mannhaft gegen die Türken, daß diese nicht in das Christenschiff gelangen konnten, und der Kampf wurde so wüthend, daß der Herzog in Kurzem in seinem Schilde vierzehn Pfeile stecken hatte.

Unter den Räubern war aber ein großer, starker Türke; derselbe machte sich vor Anderen an den Herzog Bogislav, weil auch dieser ein gewaltiger, großer Mann war, und setzte ihm mit aller Macht zu. Der Herzog verwundete ihn indeß mehrmalen und stieß ihn zuletzt ins Wasser. Der Türke war jedoch ohne Zweifel ein Erzmeerräuber, denn er wußte geschickt zu schwimmen und zu klimmen, und war bald wieder auf der Galeere und auf den Herzog eingedrungen. Der theure Held Bogislav war gerade auch von Anderen beringet und hatte große Noth; daher er denn so heftig um sich schlug, daß auf einmal sein Schwert entzwei ging, und er nun ohne alle Wehre war. Da drangen die Türken und in sonderheit jener große, mit neuer Macht gegen ihn an und wären ihm überhand geworden; aber es sprangen ihm schnell zur Hülfe Herr Christoph Polinski, Herr Peter Podewils, und des Herzogs Kammerknecht, Valtin von Nürnberg. Die empfingen die Streiche für den Herzog, also daß der brave Edelmann Christoph Polinski erschlagen wurde, und Herr Peter Podewils einen Pfeil unter dem linken Auge in den Kinnbacken geschossen bekam;

Baltin von Nürnberg aber erhielt so viele Schläge und Schüsse, daß er für todt niederfiel.

Unterdeß war Herzog Bogislav behende gewesen, und hatte in Ermangelung eines Schwertes einen Bratspieß genommen, an dem noch Hühner aufsteckten, die man gerade braten wollen. Mit demselben lief er den Seinen wieder zu Hülfe, und wie er seine Getreuesten erschlagen sah, da ergrimmte er in seinem Gemüthe, und er wollte sie rächen oder auch sterben, und er stach zuerst den großen Türken durch und durch, daß er ins Wasser fiel, und schlug und stach dann unter die Andern so feindlich, daß er sie über Bord zurück schlug. Darüber bekamen seine übrigen Gefährten wieder neuen Muth, und setzten desto heftiger gegen die Türken und trieben sie Alle wieder aus der Galeere.

Auf einmal fingen jetzt die Türken an, Feuer in die Segel zu schießen, und in die Galeere Feuerbälle zu werfen, also daß diese an allen Seiten brannte, und während nun die Christen genug zu thun hatten, das Feuer mit Wasser und mit Wein zu löschen, setzten die Heiden von Neuem mit Schießen und Schlagen ungeheuerlich gegen sie an. Solcher Uebermacht konnten die Christen zuletzt nicht mehr widerstehen, und sie sahen nichts anders mehr vor sich, denn daß sie Alle sterben müßten. In dieser Noth riefen sie laut den Himmel an, daß er ihnen helfen möge gegen das fressende Feuer und den grimmigen Feind. Und wie sie so beteten, da ließ überplötzlich der Oberste der Türken in seinem Schiffe abblasen und die Seinen vom Streite zurück fordern, und zogen Alle eilig von dannen, und ließen die Christen ohne alle fernere Anfechtung.

Was die Ursache gewesen, daß die Türken so plötzlich sich zurückgezogen, das hat man niemals erfahren können, obgleich Etliche sagen, indem die Türken das Feuer in die Galeere geworfen, habe der Türken Oberster Christum und

Mahomet oben im Schiffkorb gesehen, und wie Christus den Mahomet hart gegeißelt, worauf dieser dem Obersten befohlen, daß er von Stund' an den Christen Frieden lasse. Dem sey nun so oder nicht; aber gewiß ist, daß Alle erkannten, wie sie nur durch ein Wunder errettet wären.

Kantzow, Pomerania, II. S. 223—239.

48. Herzog Bogislavs X. Rückkehr aus dem heiligen Lande.

Am Mittwochen nach Palmarum des Jahres 1498 kam der Herzog Bogislav von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande in sein theures Land Pommern zurück. Er brachte die erste Nacht in der Stadt Garz zu und des folgenden Tages kam er zu Stettin an. In der Nacht vorher nun trug sich ein seltsames Wunder im Schlosse zu Stettin zu, desgleichen man kaum gehört haben mag. Denn alle Pferde des Herzogs, so bis dahin frisch und gesund gewesen, sind in derselbigen Nacht sammt und sonders auf der Streu gestorben, daß man keine Ursache hat erfahren können. Darüber geriethen die Herzogin und das ganze Hofgesinde in große Bekümmerniß, und sie stellten sich vor, daß das Schlimmste ihrem Herrn möge begegnet sein.

Desto größer war aber die Freude, als der Herzog wohlbehalten zurückkam. Sein Gemahl und seine Kinder empfingen ihn mit solchem freudigen Herzen, daß es gar nicht kann beschrieben werden. Die Fürstin bestarb in seinen Armen und konnte in langer Weile nicht wieder zu sich kommen, daß sie gewußt hätte, wie ihr wäre; und die jungen Herrlein sind um ihn her gelaufen, und haben ihn, der Eine hier, der Andere da, bei den Kleidern gezogen und gesprungen und gerufen: Vater, Vater! und es ist eine unaussprechlich große Freude gewesen am ganzen Hofe und in der ganzen Stadt.

Aber des anderen Tages, als der Herzog erfuhr, wie

seinen Pferden geschehen wäre, und als er sie alle noch auf der Streu todt liegen sah, da erschrak er hart, und konnte sich nicht genugsam verwundern, wie das zugegangen. Insbesondere grämte er sich um seinen Leibhengst, den er dem Kaiser zu schenken versprochen hatte. Dieses herrliche Thier war von Gestalt und Farbe fast wie ein wildes Pferd; der Kopf war rund und klein, es hatte kleine, spitze Ohren, und die Augen brannten ihm im Kopfe wie Feuer; dabei war der Hengst so überaus hoch, daß es dem Herzog, obwohl er ein großer Mann war, sauer ward, darauf zu kommen; wenn er aber darauf saß, so ragte er vor den Andern empor, wie eine Kirche in einer Stadt vor den anderen Häusern, und der Hengst schnaubte, prustete und stolzirte von der einen Seite zur andern, und machte Sprünge, daß es Jedermann wunderte. Wenn ihn der Herzog mit seinen Sporen stach, so war er wie ein Blitz auf seinem Gegenmann, und schlug und biß und trat, daß kein Reuter und Pferd, so stark sie auch wären, ihn bestehen konnte. Wegen solcher Eigenschaften hatte der Kaiser sich dieses Roß von dem Herzoge erbeten, und nun konnte der Herzog den Gesandten des Kaisers, die es abholen sollten, das schöne Thier nur todt im Stalle zeigen.

Was das Wunder bedeutet, das hat man niemals erfahren können.

Kantzow, Pomerania, II. S. 261. 262. 266. 267.
v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 176. 177.

49. Jürgen Krokow.

An dem Hofe des Herzogs Bogislav X. war ein Edelmann, mit Namen Jürgen Krokow. Derselbe ist so stark gewesen, daß er ein Hufeisen hat mitten können entzwei reißen. Drei Tonnen Bier hat er zu gleicher Zeit können aus einem tiefen Keller tragen, zwei ganze hat er mit seinen

Händen bei den Spunden gefaßt, und zwei halbe hat er unter die Arme genommen, und ist also damit fortgegangen. Solches hat er oft geübt, zu Stettin, zu Wolgast, zu Schwerin und an anderen Fürstenhöfen. Nach Stettin kam auch einmal ein berühmter Ringer, der bat sich aus, mit Jedermann zu ringen um ein Kleinod. Da hat sich Krokow erboten, mit ihm zu ringen, doch daß es ohne Betrug zuginge. Der Fremde nahm das an, und sie rangen mit einander auf dem Hofe zu Stettin, da Herzog Bogislav mit dem Frauenzimmer und dem ganzen Hofgesinde zusahen. Der Ringer aber fing an, sich vor Krokow zu fürchten, und er gedachte, gegen die Abrede ein Stück zu gebrauchen; er stieß ihn also, wo er nicht sollte, und fällte ihn, wovon Krokow sehr krank wurde. Darauf baten die anderen Edelleute den Herzog, daß er den Ringer nicht solle entkommen lassen, bis man ersehen, wie es dem Krokow ergehen werde. Also ließ ihn der Herzog bestricken. Als nun nachher Krokow wieder gesund geworden war, da bat er den Herzog, daß er den Ringer losgebe auf den Bescheid, daß derselbe von Neuem mit ihm ringe ohne Betrug. Das that Herzog Bogislav, und die Beiden rangen noch einmal mit einander. Da faßte Krokow mit seiner starken Faust den Ringer, bevor dieser seine Tücke wieder gebrauchen konnte, und hob ihn auf wie ein Kind, stieß ihn nieder und zerknirschte ihn, und warf ihn dann zur Erde, daß er für todt liegen blieb und in sechs Wochen nicht wieder gesund wurde.

Hernach zog Jürgen Krokow mit den Polen in den Krieg gegen die Moskowiter. Da waren einmal in einer Schlacht drei oder vier seiner Gesellen von mehr denn funfzig Moskowitern umringt. Als Krokow dieses sah, schlug er sich zu ihnen durch und errettete sie. Aber er selbst, nachdem er also ritterlich gefochten, wurde von der Ueber-

macht erschlagen, nachdem er noch im Sterben zehn derselben erwürgt hatte.

Dieser Krokow hatte keine ordentlichen Zähne, wie andere Leute, sondern die obere wie die untere Zahnreihe bestand jede nur aus einem einzigen Knochen, was auch in seiner Familie lange erblich gewesen sein soll.

Kantzow, Pomerania, II. S. 279—281.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 331.

30. Herzog Philipps Trauring.

Im Jahre 1536 ließ Herzog Philipp I. von Pommern sich Fräulein Maria, Tochter des Herzogs Johann von Sachsen, ehelich beilegen. Die Trauung geschah zu Torgau, und zwar durch den theuren Mann Doctor Martin Luther. Dabei trug es sich zu, daß bei der Umwechselung der Trauringe einer von diesen dem Doctor aus der Hand glitt und auf die Erde fiel. Darüber bewegte er sich und sah eine ganze Weile still vor sich hin, dann sprach er mit lauter Stimme die Worte: Teufel, es gehet dich nichts an! — Etliche meinen, es habe hierdurch angedeutet werden sollen, daß die Ehe des Herzogs mehrere Jahre lang ohne Erben war.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 350.

31. Die Oderburg bei Stettin.

In dem Jahre 1573 verstarb der Herzog Barnim IX. auf der Oderburg vor Stettin. Er war 72 Jahre alt geworden und hatte 50 Jahre lang das Land regiert; er war ein so milder und gottseliger Herr gewesen, daß man ihn den Vater des Vaterlandes nennen sollte. Die Oderburg, in welcher er verstarb, hatte er auf das zierlichste und festeste erbauen lassen, also daß man nachher, wie die Stadt zur Festung eingerichtet wurde, mehrere Jahre nöthig

hatte, bevor man sie ganz niederreißen konnte. Bei seinem Tode geschah das seltsame Wunder, daß in der Nacht, da er starb, die vielen goldene Wetterhähne und Knöpfe, mit denen die Burg verzieret war, alle zusammen urplötzlich ganz schwarz geworden waren, und doch war in der Nacht weder ein Gewitter noch sonst Regen gewesen. Es war nicht anders, als ob das Gebäude, das dem Herzoge sein Entstehen verdankte, also seine Trauer über das Abscheiden seines Herrn hätte anzeigen wollen.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 369.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 192.

32. Das Aussterben der Herzöge von Pommern.

Seit dem Tode des Herzogs Barnim IX. hat das Pommerland unter seinen angestammten Herzögen wenig gute Sterne mehr gehabt, und es ist insonderheit merkwürdig gewesen, daß kein Herzog nach ihm, der zu Stettin regieret, im Stettinschen Lande mit einem Erben, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechts, gesegnet gewesen, bis denn zuletzt der ganze Stamm ausgestorben. Solches ist auch durch vielfache Wunderzeichen zum öftern dem Lande angedeutet worden. Was sich bei dem Tode des Herzogs Barnim IX. selbst auf der Oderburg begeben, haben wir schon erzählet. Außerdem sind noch folgende Begebenheiten gar merkwürdig:

Als im Jahre 1603 Herzog Barnim XII. gestorben war, da begab es sich bei seinem Leichenbegängnisse zu Stettin, daß in dem Augenblicke, als die Leiche erhoben wurde, sich auf einmal ein heftiges Gewitter erhob, mit Regen, Hagel, Donner und starken Blitzen. Wie die Prozession mitten auf ihrem Wege zur Kirche war, in welcher die Beisetzung geschehen sollte, fiel auf einmal ein großer, heller Blitz von Nordosten her in den St. Jacobi Kirchthurm, und

ſchlug hinein, daß der ganze Thurm rauchte, obwohl doch kein Feuer enſtanden war. Solches Unwetter legte ſich eben ſo plötzlich, ſobald die Leiche in die Kirche gebracht war, und es ſchien jetzt urplötzlich wieder die helle Sonne.

Im Jahre 1616 entſtand auf einmal zu Stettin ein großer Sturmwind, der von der Schloßkirche zu St. Otto den Knopf herunterwarf, und die Spitzen taran verbog. Man wußte zuerſt nicht, was dieß bedeuten ſolle, bis man bald merkte, Gott wolle ein Zeichen geben, daß die Säulen des Landes erbeben ſollten; denn die jungen Pommerſchen Fürſten, die dazumalen lebten, und deren ſechs auf einmal geweſen waren, ſtarben in Kurzem Einer nach dem Andern dahin.

Im Jahre 1625 geſchah es bei einer Muſterung zu Wolgaſt, daß einem Soldaten von ungefähr das Gewehr losging, und die Kugel die Fahne traf, und mitten durch das Pommerſche Wappen fuhr, ſo daß dieſes verdorben wurde, als wenn es mit einem Meſſer oder mit einer Scheere herausgeſchnitten wäre. In der Schloßkirche zu Stettin aber fiel zu derſelben Zeit die herzogliche Krone, die darin aufgehängt war, von ſelbſt zur Erde, und einem gewappneten Steinbilde, welches, zum Gedächtniß der verſtorbenen Fürſten, an einer Säule ſtand, fiel das Schwert urplötzlich ohne alles menſchliche Zuthun aus der Hand.

Am ſchrecklichſten waren ſolche Zeichen im Jahre 1637, welches mit dem Tode des letzten Herzogs, Bogislav XIV. eine ſo große Veränderung über das Land bringen ſollte. Im Hornung dieſes Jahres ſah man einmal früh Morgens um 3 Uhr zu Stettin bei einem heftigen Sturm in Norden einen ganz weißen Flecken am Himmel, und in demſelben einen großen Klumpen Feuer, der nach einiger Zeit neben den Windmühlen zur Erde fiel, und die ganze Win-

terfaat des Ortes versengte und verdarb. Gerade vierzehn Tage hernach starb der Herzog.

Etliche Wochen nach dem Tode des Herzogs sahen die sämmtlichen Prediger zu St. Jacob in Stettin, wie die Sonne zuerst ganz ohne Strahlen war, dann einen schwarzen Balken bekam, der mitten durch sie hindurch ging, und wie sich dann eine schwarze Kugel durch sie bewegte, bis sie endlich roth wie dunkles Blut wurde.

Zu Colberg hat man zu derselben Zeit einen langen Kometen gesehen, mit einem Drachenschwanz und einem feurigen Rauch. Darauf hat sich über der Stadt ein großer Löwenschwanz gekrümmt, welchem zwei Löwengesichter, dann zwei Bärenköpfe und zuletzt zwei Reuter auf zwei aschgrauen Rossen gefolgt sind; diese sind gegen einander gerannt, und hat der Eine von ihnen mit einem großen blanken Schwerte zweimal um sich gehauen. Am Tage nachher hat man sogar große Heere in der Luft gesehen, die sind von Norden und Süden her gegen einander gezogen, ingleichen zwei wilde Thiere, und hat das vom Norden gesiegt. Darauf sind drei Schüsse in der Luft gefolgt, und zuletzt hat man die ganze Stadt Colberg mit Kirche, Rathhaus und allen Häusern sichtbarlich am Himmel abgebildet gesehen.

Solche und viele andere Wunderzeichen hat man sich denn wohl deuten können.

Micralius, Alt. Pommerl. I. S. 369. 402. II. S. 61. 116. 263. Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 136.

53. Wunderzeichen zu Pyritz.

In dem Jahre 1636 hat man zu Pyritz ein unerhörtes Wunderzeichen bemerkt, welches ohne Zweifel die damaligen schweren und bedrängten Zeiten angezeigt hat. Es war nämlich auf den Abend des 6. Juli der Mond zuerst

ganz kohlschwarz anzusehen; darauf zeigte sich gerade in seiner Mitte ein kleiner heller Stern und hierauf zog sich unter ihm ein rother Bogen zusammen, wodurch der Mond selbst nun roth und feurig wurde. Nach einer Weile zog sich der rothe Bogen auseinander, und jetzt sah man auf einmal gegen Mitternacht einen großen rothen Löwen und gegen Mittag einen feurigen Menschen am Himmel stehen. Die drangen heftig gegen einander und stießen sich so hart, daß sie wieder zurückprallten. Plötzlich ward der feurige Mann zu einem Todtenkopfe; der verging nach Kurzem und es zeigte sich nun ein ganz kleines Menschenbild, welches eine Ruthe in der Hand hatte. Mit dieser winkte es dem Löwen, und legte sich darauf todt zu dessen Füßen nieder. Nachdem sich ferner der Löwe in einen Türkenkopf verwandelt hatte, vergingen die Bilder alle, und der Mond stand wieder schwarz, wie zu Anfang, und darüber erschien ein rothes Kreuz, welches aber an allen vier Ecken schwarz war. Als auch das Kreuz vergangen, entstand eine große feurige Röthe, darin sah man viel Volks mit aufgehobenen Händen stehen. Auch dieses verschwand zuletzt, und der Mond bekam seine natürliche Farbe wieder. Dieses Zeichen haben viele Leute in Pyritz gesehen, und die Verständigen haben wohl gemerkt, was es zu bedeuten habe.

Micrälius, Alt. Pommerl. II. S. 241. 242.

53. Der große Churfürst in Pommern.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürst von Brandenburg, hatte das ganze Pommerland eingenommen. Allein er behielt es nicht lange. Das sah er selbst ein durch folgende Begebenheit: Als er nämlich die Stadt und das Schloß zu Wolgast belagerte, da richtete er seine Kugeln vorzüglich auf die schöne Hofkirche, in welcher ein Pulvermagazin war. In dieser Kirche war an einer Seite in der

Mauer, und zwar an der Südſeite, das Standbild des weiland tapferen Herzogs Philipp des Erſten von Pommern, in Lebensgröße mit ſeinem Harniſch und Schwert ausgehauen. Gerade nach dieſer Seite hin fielen die meiſten Kugeln der Brandenburger. Aber es war ſonderbar, daß keine einzige von ihnen das fürſtliche Bild traf. Ja, was noch merkwürdiger war, als zuletzt eine Kugel in das Pulvermagazin ſchlug, alſo daß dieſes ſammt faſt der ganzen Kirche in die Luft flog, da blieb allein dieſe ſüdliche Mauer und das Bild des Herzogs ſtehen. Als nun nach geſchehener Einnahme der Stadt der Churfürſt auch zu der Kirche kam, und ſah, wie das Bild unverletzt, rund herum aber von ſeinen Kugeln Alles zerſchoſſen war, da verwunderte er ſich, und wurde ſehr nachdenklich, und ſagte zuletzt: Ich werde Pommern nicht lange behalten!

Alſo geſchah es denn auch, und er blieb im Beſitze des Landes nicht länger als Ein Jahr. Dabei war noch das Merkwürdige, daß aus der Stadt Greifswald, welche er zuletzt, und zwar zu Martini 1678 eingenommen hatte, ſeine Soldaten im folgenden Jahre, gerade auf denſelben Tag wieder herausrücken mußten, an welchem allda vorm Jahre dem Churfürſten gehuldigt war. Auch erzählt man ſich hierüber noch Folgendes: Als die Stadt Greifswald von dem Churfürſten war eingenommen worden, blieben nach Kriegsmanier die Päſſe von den Schweden ſo lange beſetzt, bis die eingerückten Brandenburger ſie ablöſeten. Wie nun der Schwediſche Soldat, der an dem fetten Thore zu Greifswald auf Wache ſtand, von dem Brandenburger abgelöſet wurde, ſagte er im Weggehen zu dieſem: Gute Nacht, Kamerad, übers Jahr will ich Dich wieder ablöſen. Deß lachte der Brandenburgiſche Soldat zwar; allein es ward erfüllt an demſelbigen Tage, wie ſo eben erzählt.

Memorabilia Pomeraniae etc. A. Christophoro Pylio, p. 52.

35. Die Bauern zu Conerow.

In dem Kreiſe Greifswald liegt ein kleines Dörfchen, Namens Conerow, das ſchon ſeit vielen Jahren nur von drei Bauern bewohnt wird. Die drei Bauern in Conerow hatten einſt gehört, wie ſchlecht es ihrem Könige, Karl dem Zwölften, in Rußland ergangen war, und wie er hatte zu den Türken flüchten müſſen, und dort gar große Noth und Elend erleide. Das that ihnen in der Seele weh, und ſie brachten Alles an Gelde und Geldeswerth zuſammen, was ſie nur eben nothdürftig entbehren konnten. Das ſetzten ſie zu Wolgaſt in blankes Gold um, und nun nahm Einer von ihnen ein Pferd, und ritt mit dem Golde nach Bender hin, um es dem Könige zu bringen; der hieß Hans Müſebeck.

Der König war damals wirklich in arger Noth. Er hatte keinen Pfennig Geld mehr, und er wußte nicht, wie er ſich und die paar Getreuen, die um ihn waren, vor dem Hungertode erretten ſolle. Alle ſeine und der Seinigen Pferde hatte er ſchon erſchoſſen, um die allgemeine Noth zu erleichtern. Nur ſeinen beſten Rappen, der ihn durch ſo manche Lebensgefahr getragen, hatte er noch verſchont. Aber auch dieſen konnte er nicht mehr halten. Schweigend nahm der König daher eines Tages ſelbſt das Piſtol, und ſetzte es dem treuen Thiere hinter das Ohr, und ſchoß es alſo nieder. Dann ſetzte er ſich auf dem Bauch des Roſſes, und gedachte ſeines Unglücks. Da hörte er auf einmal unweit von ſich, auf gut Pommerſch die Worte: Helf Gott, wo finde ich meinen König? — Und wie er aufblickt, da ſieht er einen Bauern, der ganz allein daher geritten kommt. Der wird zu ihm geführet. Es war der Bauer aus Conerow. Er ſtieg von ſeinem Pferde, und kniete vor dem König, und zog aus ſeinen Stiefeln zwei große Rollen mit Gold hervor. Die überreichte er dem König, und bat ihn, ſie an-

zunehmen, denn die Bauern aus Conerow gäben sie ihm gern. Er erzählte nun, wie sie von seinem Elend gehört, und wie sie darauf das Geld zusammen gebracht, und wie er allein damit den weiten Weg hergeritten sey, da sie sonst nicht gewußt hätten, wie es in seine Hände kommen möge.

Da fing der wilde König Karl der Zwölfte an zu weinen, daß ihm die hellen Thränen das Gesicht herunter liefen. Er zog sein Schwert aus der Scheide und hob es hoch empor, und sagte: Solche edle Treue haben mir die Höchsten meines Adels nicht bewiesen. Du sollst fortan der Erste unter meinen Edlen sein. Kniee nieder, daß ich Dich zum Ritter schlage.

Dem Befehle gehorchte der Bauer, und er kniete von Neuem nieder, aber nicht um den Ritterschlag zu empfangen; denn er bat vielmehr den König, ihn nicht also bei seines Gleichen zu beschämen, und ihm den ehrlichen Namen zu lassen, den seine Vorfahren getragen; wolle ihm aber Seine Majestät eine Gnade erzeigen, so bitte er, daß den drei Bauern zu Conerow ihre Pacht auf ewige Zeiten erlassen werde.

Das beschwor ihm der König, und er ließ auch sogleich eine Urkunde darüber ausfertigen. Wie aber der Kanzler nun auf diese das Siegel aufdrücken wollte, da riß sich der König aus seinem Barte drei Haare, die drückte er mit dem Knopfe seines Schwertes in das flüssige Siegelwachs hinein, daß sie auf ewig von seinem königlichen Worte Zeugniß geben sollten.

Darauf ritt Hans Müsebeck froh und vergnügt nach Conerow zurück. Die Urkunde verwahren die drei Bauern zu Conerow noch, und sie sind auch noch jetzt frei von allen Abgaben; denn wer wüßte Unterthanen-Treue besser zu schätzen, als das Preußische Königshaus?

Vgl. Freiberg, Pommersche Sagen, S. 78—87.

36. Drei hohe Häupter auf dem Darß.

Zur Zeit der Belagerung von Stralsund, im Anfange des vorigen Jahrhunderts, verließen einmal der Kaiser Peter der Große von Rußland, der König August von Polen und der König Friedrich IV. von Dänemark auf einige Zeit die Belagerung, um sich auf dem Darß mit der Jagd zu vergnügen. Sie nahmen Quartier in dem Jagdhause zu Born, und es gefiel ihnen allda so gut, daß sie schon über vierzehn Tage verweilt hatten und wahrscheinlich noch länger würden geblieben sein, wenn sie nicht in große Gefahr gerathen wären. Der König Stanislaus Leszcynski nämlich, der zu derselben Zeit in Stralsund commandirte, hatte Nachricht bekommen, daß die drei hohen Häupter sorglos und ohne alle Bedeckung zu Born seien, und nur an die Jagd dächten. Er ließ daher ganz in der Stille vierzig Reuter von Rügen nach Pram-Ort übersetzen, mit dem Befehle, die Monarchen des Nachts in ihren Betten zu Born zu überfallen und gefänglich nach Stralsund einzubringen. Die Reuter landeten auch glücklich auf dem Zingst und jagten nun in vollem Galop nach Born zu. Als sie aber an den Prerow-Strom kamen, erblickte sie von ungefähr ein Darßer; der merkte, was sie vorhaben könnten, und warf sich geschwinde auf ein Roß, die Monarchen von ihrer Gefahr zu benachrichtigen. Diese verließen darauf in größter Eile und Verwirrung ihre Betten, und bestiegen ein kleines Boot, auf welchem sie glücklich entkamen, so daß die Schwedischen Reuter, als sie zu Born anlangten, ein leeres Nest fanden. Man sagt, Stanislaus Leszcynski sei selbst mit den vierzig Reitern gewesen. Nach Einigen soll sogar Karl XII. an ihrer Spitze gewesen sein, was aber wohl nicht möglich ist, denn Karl langte erst am 22. November 1714 von Bender vor Stralsund an, und

damals war Peter der Große nicht mehr bei der Belagerung.

Der Darß und der Zingst, von A. v. Wehrs, S. 68. 69.

57. Napoleon und der Teufel.

In vielen Theilen von Pommern erzählt man sich noch jetzt, der Kaiser Napoleon habe im Jahre 1815 den Teufel gebeten, ihm noch einmal beizustehen. Aber da hat ihm der Teufel geantwortet! Recht gern, lieber Herr Bruder (leeve Heer Bröding), aber so lange die Kerls mit den Kreuzen vor den Köpfen da sind, habe ich keine Macht. Damit hatte er die Preußischen Landwehren gemeint.

Mündlich.

58. Die Manteuffel.

Das Geschlecht derer von Manteuffel blühete vor Zeiten besonders in Pommern. Sie waren allda sehr angesehen und mächtig und führten anfangs den Namen von Queren. Weil sie aber so gar boshaftig, räuberisch und mörderisch gewesen, so hat man auf gut Pommersch von ihnen gesagt: id sint man Düvel, welches so viel heißen soll: das sind ja nur Teufel und keine Menschen. Davon haben sie den Namen, daß man sie Manteuffel nennt, welchen Namen sie nachher selbst annahmen, und der sich darauf über das ganze Geschlecht verbreitete.

Besonders räuberisch und furchtbar waren die Manteuffel auf Poppelow im Jahre 1531, unter der Regierung des Herzogs Barnim IX. Sie hatten große Hunde abgerichtet, welche jeden näher kommenden Fremden schon von ferne ankündigten, damit ja keiner ihren Straßenräubereien entgehen könne, und kein Mensch und keine Straße war vor ihren Ueberfällen und Plünderungen sicher. Herzog Barnim berathschlagte daher, nachdem er die Regierung

eine Zeitlang angetreten hatte, mit dem Bischofe von Cammin und dem Grafen von Eberstein, wie er sie vertilgen möge, und man kam überein, sie auf einen bestimmten Tag von allen Seiten anzugreifen, und damit sie nicht entkommen möchten, wurde der Tag den benachbarten Fürsten in Brandenburg, Mecklenburg und Polen bekannt gemacht, und diese wurden gebeten, ihre Grenzen zu bewachen, und die fliehenden Räuber zu ergreifen.

Auf den festgesetzten Tag nun zog der Herzog mit den Seinigen vor Poppelow, um die Räuber zu fangen. Allein die Manteuffel verließen sich nicht allein auf die Wachsamkeit ihrer Hunde, sondern sie hatten auch eine Schwester, welche ihre Brüder sehr liebte, und welche daher den ganzen Tag auf dem hohen Thurm der Burg zu sitzen pflegte, um Feinde zu erspähen, und die Brüder vor Ueberfall zu warnen. Diese sah auch bei Zeiten den herannahenden Herzog, und warnte ihre Brüder, also daß sie über einen See in ein Bruch entflohen, und glücklich entkamen. Die Burg Poppelow wurde darauf genommen und von Grund aus verbrannt und zerstört. Der Herzog ergriff selbst einen Küchenbrand und zündete das Haus an mit allen Raubgütern darin. Da jammerten die Schwester und die alte Mutter der Manteuffel, die nicht mit ihren Söhnen hatte entfliehen können, und die Letztere sprach, als wenn sie groß Recht gehabt hätte: Gott sei es geklagt, man gönnt meinen Kindern nicht ihr Hab' und Gut, woran sie so oft ihr Leib und Leben gewagt haben.

Andere erzählen die Sache anders. Die Manteuffel sollen nämlich auf dem Schlosse zu Cölpin gehauset haben, und besonders Einer, Namens Heinrich von Manteuffel, soll es gewesen sein, der die ganze Umgegend, vornehmlich aber die Besitzungen des Klosters Belbog oder Belbuk beraubt und verheert hat. Das hat der Abt, Namens Nicolaus, zuletzt nicht

mehr ertragen können, und er hat alle seine Mannen gegen den Raubritter aufgeboten, und ihn in seiner Burg zu Cölpin belagert, worin er mit seinem ganzen räuberischen Geschlechte sich aufgehalten hat. Am St. Peter- und Paulstage des Jahres 1432 soll das Schloß erstürmt und genommen sein. Der Abt hielt gerade eine feierliche Prozession, als ihm die Kunde von diesem Siege wurde.

Er erfreuete sich darüber so, daß er sofort mitten auf dem Kirchhofe niederkniete, dem Herrn seinen Dank abzustatten, welchem Beispiele Alle folgten, so an der Prozession Theil nahmen. Auch befahl er, daß der Sieg alljährlich durch ein Hochamt und durch Speisung von zwölf Armen gefeiert werden solle, welches also geschehen ist, so lange das Kloster bestanden hat. Man sagt, daß bei der Einnahme der Burg das ganze Geschlecht derer von Manteuffel erschlagen sey. Nur Ein Kind, der Stammvater der jetzigen Familie, wurde erhalten, und dem Abte gebracht, der sich seiner annahm. Die Amme des Knaben soll den Belagerern eine verborgene Thür gezeigt haben, durch welche allein es ihnen gelungen ist, in die Burg zu gelangen. Dabei hat sie sich ausbedungen gehabt, daß man des Säuglings schone, welches man ihr versprochen und auch gehalten hat. — Bei dem Dorfe Cölpin kann man noch jetzt die, mit einem Graben eingefaßte Stelle sehen, wo die Burg gestanden hat.

Kantzow, Pomerania, II. S. 39.
Sell, Pommersche Gesch. III. S. 2.
Baltische Studien, II. Jahrg. I. Heft. S. 31—33.

59. Die Familie von Lepel.

In Pommern besteht ein altes adliges Geschlecht: von Lepel, welches schon im dreizehnten Jahrhunderte soll in das Land gekommen sein. Dasselbe führt in seinem Wap-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

pen eine Jungfrau, die eine Krone aus neun halben Löffeln trägt. Man erzählt darüber und über den Ursprung des Adels dieser Familie Folgendes: Vor Zeiten lebte zu Wien ein Zimmermann, Namens Joachim Lepel. Der wurde bei Aufbringung einer großen Thurmglocke, wobei er half, durch die Unvorsichtigkeit seiner Gehülfen getödtet, indem der Klöppel oder Knepel der Glocke auf ihn fiel. Da er nun aber eine Wittwe und neun Söhne hinterließ, und sein Lebenlang ein treuer und tüchtiger Handwerksmann gewesen war, so nahm sich der Kaiser nicht nur seiner hinterlassenen Familie an, und versorgte alle seine neun Söhne in seinen Diensten, sondern er erhob sie auch in den Adelstand, und gab ihnen das beschriebene Wappen.

Gesterding, Pommersches Museum, I. S. 241.

60. Der erste Lepel in Pommern.

Es war im dreizehnten Jahrhunderte nach unserer Zeitrechnung, als ein großes christliches Heer nach Pommern kam, um die Wenden aus dem Lande zu vertreiben. In demselben befand sich ein junger Rittersmann, Lepel geheißen. Derselbe wurde in einer blutigen Schlacht, die an dem Peenestrome, in der Gegend von Rubkow bis nach Lassahn hin gefochten wurde, schwer verwundet, so daß die Seinigen ihn auf dem Schlachtfelde liegen ließen. Als er aber für todt da lag, wurde er von einem Wenden gefunden, der noch Leben in ihm verspürte, sich seiner erbarmte, und ihn nach einer benachbarten Burg brachte. Dort war ein Edelfräulein, die nahm sich des Ritters an, pflegte ihn und heilte seine Wunden. Und als er wieder gesund und rüstig war, da heirathete er sie, und blieb bei ihr. Also kamen die Lepels zuerst nach Pommern.

Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1818, Nr. 31.

61. Die Schlieffen und Adebare in Colberg.

Vor Zeiten waren viele Jahre lang die beiden mächtigsten Geschlechter in der Stadt Colberg die Schlieffen und die Adebare. Deren lebten einmal um das Jahr 1500 zwei junge Bürger, Benedictus Adebar, der des Bischofs von Cammin Schwester zur Ehe hatte, und Niclas Schlieff, Peter Schlieffens, des Bürgermeisters, Sohn. Dieselbigen waren große Freunde, und hielten sich wie Brüder untereinander. Da begab es sich einmal, daß sie zusammen in Gesellschaft gezecht hatten, und Niclas Schlieff ging guter Zeit zu Hause und legte sich zu Bette. Etwa eine Stunde nachher folgte ihm Benedictus Adebar, und klopfte an seine Thür, und bat, ihm diese zu öffnen. Als Schlieff hörte, daß er es war, stand er selbst im Hemde auf, um ihn einzulassen. Adebar aber war etwas lustig geworden vom Weine, und wie er nun hörte, daß Schlieff kam, stach er mit seinem Schwerte durch die Thür, und wollte jenen erschrecken. Das war ein großes Unglück; denn Schlieff lief im Finstern rasch zu, um die Thür zu öffnen, und rannte sich in das durchgestochene Schwert, daß er laut aufschrie und für todt hinfiel. Darüber erschrak Adebar hart, und verstopfte ihm eilig die Wunde, führte ihn auch zu einem Arzte, und entschuldigte sich sehr gegen den Freund, daß er es nicht aus bösem Gemüthe, sondern nur aus Vorwitz gethan. Schlieff aber fühlte sich sehr übel, und er vermerkte, daß er werde sterben müssen; er vermahnte daher den Adebar, daß er entweichen möge, denn wenn ihn seine Verwandten erhaschten, so werde er wieder sterben müssen, was er ihm nicht gönnte. Adebar aber wollte den sterbenden Freund nicht verlassen, und wurde also, wie er sich nicht von ihm trennen konnte, von Schlieffens Freundschaft gefangen und ins Gefängniß gesetzt.

Der Bischof von Cammin und die anderen Freunde Adebars gaben sich zwar viele Mühe und baten die Schlieffen sehr, daß er auf gebührenden Abtrag möchte loskommen. Aber die Schlieffensche Freundschaft wollte das nicht thun, sondern ließen Adebar vor Gericht bringen und ihn zum Tode verurtheilen. Und erst als das geschehen war, wollten sie ihn wieder losgeben, damit man sagen könne, daß sie ihm recht eigentlich das Leben geschenkt hätten. Das aber wollte Adebar nicht annehmen, denn er ließ sich bedünken, ein zum Tode einmal Verurtheilter sey des Lebens ferner nicht werth. Darum sagte er freien Muthes, er wolle lieber bei seinem erschlagenen Freunde und Bruder sein, denn länger leben.

So ging er freiwillig zu der Richtstätte. Nur damit er nicht wie ein Missethäter geführt würde, durften ihn der Nachrichter und dessen Knechte nicht anrühren, sondern er ging frei und gutwillig. Seine Schwester, welche Aebtissin im Jungfrauenkloster zu Colberg war, nahm ein Crucifix und trat vor ihm her, und der Rath und die ganze Stadt begleiteten ihn und betrübten sich um seinethalben. Also kam er aus der Stadt. Da wurde ihm vergönnt, daß er nicht auf die gewöhnliche Richtstätte ging, sondern auf den Kirchhof; allda ließ er sich das Haupt abhauen.

Von der Zeit an entstand ein ewiger Groll zwischen den beiden Geschlechtern Adebar und Schlieffen.

Kantzow, Pomerania, II. S. 448—450.

62. Das Wappen der Familie von Dewitz.

Die Familie von Dewitz führt drei Becher in ihrem Wappen. Die Leute sagen, es sey einmal ein Herr von Dewitz gewesen, der habe in der Betrunkenheit einen Herrn von Arnim aus dem Fenster des Schlosses zu Daber in den Schloßgraben geworfen.

Wegen seiner Trunkenheit hat man ihm zwar das Leben gelaſſen, aber seine Familie muß von der Zeit an jenes Wappen führen.

Mündlich.

63. Die Kirche zu Gingſt.

In dem Dorfe Gingſt auf Rügen war bis vor etwa hundert Jahren eine uralte ſchöne Kirche, die von ſtarkem Gemäuer aufgeführt war, große Schwibbogen und eine ſehr hohe Thurmſpitze hatte. Sie iſt ſeitdem von einem heftigen Sturm und Donnerwetter zum größten Theil in einen Schutthaufen verwandelt worden. Dieſe Kirche iſt ſchon zu Zeiten des Rügiſchen Fürſten Jaromar I. erbauet. Sie ſollte damals an einer anderen Stelle aufgerichtet werden, nämlich auf dem Berge hinter dem Dorfe Volgewitz, gerade gegen die Inſel Ummanz über, in Betrachtung, daß man dieſes Ländlein dem Kirchſpiel füglich könne mit einverleiben. Zu dem Ende hatte auch der Abt zu Pudgla, als der Stifter der Kirche, das Bildniß des heiligen Jacobus, dem zu Ehren ſie ſollte eingerichtet werden, auf jenem Berge ſchon aufrichten laſſen. Allein am anderen Morgen fand man das Bild dort nicht mehr, ſondern es hatte ſich von ſelbſt nach Gingſt auf den Weg gemacht, und dort ſtand es an derſelben Stelle, wo ſich jetzt die Kirche befindet. Es wurde zwar nach dem Berge zurückgebracht; als es aber noch zu dreien Malen von ſelbſt ſich wieder nach Gingſt begeben hatte, da erkannte man den Willen des Himmels, daß hier die Kirche ſtehen ſolle. Um ſolchen Wunderwerkes willen wurde nun die Kirche zu Gingſt erbauet.

Altes und Neues Rügen, S. 236.

64. Entstehung der Gertruden-Kirche zu Stettin.

Die Gertrudenkirche zu Stettin soll dadurch entstanden sein, daß ein armes Hirtenmädchen, welches auf dem Wege nach Damm einen großen Schatz gefunden hatte, aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihr das Glück bescheert, die Kirche hat bauen lassen. Das Mädchen hat Gertrude geheißen, und deshalb hat man auch die Kirche so nach ihr benannt. In der Kirche hängt noch das Bild eines Hirtenmädchens, welches die Erbauerin sein soll.

Mündlich.

65. Die Kapelle auf dem Gollenberg.

Zwischen den Städten Zanow und Cöslin in Hinterpommern liegt der Gollenberg, der früher ein berühmter Wallfahrtsort war, wie später noch wird berichtet werden. Auf demselben stand vor Zeiten eine Capelle, der heiligen Mutter Gottes gewidmet, weshalb der Berg selbst auch früher der Marienberg, oder Unserer lieben Frauen Berg zugenannt wurde. Diese Capelle ist auf folgende Weise entstanden:

Vor vielen hundert Jahren, als Pommern schon zu dem christlichen Glauben war bekehrt worden, lebten in der Gegend des Gollenbergs etliche Abtrünnige, welche dem heidnischen Gottesdienste noch anhingen. Die waren einstmals zu Schiffe nach der Insel Rügen gewesen, wo die alten Götzen dazumal noch frei verehrt wurden, und hatten allda heidnischen Götzendienst getrieben. Als sie nun zurückkehrten, und schon nahe an ihrer Heimath waren, wurden sie auf einmal von einem gräulichen Sturmwinde überfallen, der sie sammt ihrem Schiffe unter dem Wasser zu vergraben drohete. Sie riefen, wiewohl vergebens, alle ihre heidnischen Götter an, die Hertha, welches bedeutet die Mutter

Erde, und den Odin oder Wodan, welcher der Gott des Himmels sein sollte.

In solcher Angst und Noth höret von ungefähr Einer unter ihnen die Hora einläuten von den Mönchen der Abtei Bukow, welche unfern vom Strande von dem Herzog Swantepolk war gestiftet worden. Da gehet er in sich, und er redet auch den Andern zu, und sie rufen den wahren Gott der Christen an, daß er helfen und sich ihrer erbarmen möge. Was geschieht? Auf einmal wird das Meer ruhig, und der Donner schweigt, und da es unterdeß Nacht geworden war, zeigt sich oben auf dem Gollenberge ein kleines wunderbares Licht, das ihnen den Weg an das Land und in die Heimath anweiset. Darauf bekehrten sich die Heiden, und stifteten zu dankbarer und ewiger Gedächtniß solcher wunderbarlichen Gotteshülfe eine Capelle mit herrlichem Altare, oben auf der Spitze des Gollenbergs, da wo das Licht sich ihnen gezeigt hatte.

Die Capelle ist im Jahre 1532 in Verfall gerathen, und es ist anjetzo an ihrer Stelle nur ein Schutthaufen mehr zu sehen.

Pommersche Provinzialblätter, I. S. 429. 430.

66. Der Gollenberg.

Der Gollenberg zwischen Zanow und Cöslin, der höchste Berg in Pommern, war früher ein sehr heiliger Wallfahrtsort, zu welchem von nah und weit die frommen Menschen hinkamen, um Verzeihung ihrer Sünden zu erbitten. Am berühmtesten aber war er im fernen Auslande. Dieß zeigt folgende Geschichte. Es war einmal im Jahre 1415 ein Edelmann Paul Bulgerin, so nicht weit vom Gollenberge wohnte. Dieser hatte im Jähzorn seinen Bruder erschlagen, und um dieses Verbrechen abzubüßen, wanderte er zu den berühmtesten Wallfahrtsorten in der ganzen Welt.

Wie er nun schon an vielen Orten gewesen war und auch nach Compostella in Spanien kam, da fragte er, noch immer keine Beruhigung seines Gewissens verspürend, die Mönche allda, wo denn noch ein heiligerer Wallfahrtsort über Compostella sey, an welchem er gänzliche Vergebung seiner Sünde erwarten könne. Und es ward ihm zur Antwort: ja, es sey noch ein viel heiligerer da, der sey auf dem Gollenberge in Pommern. Darüber ist denn der Edelmann gar unmuthig geworden und hat geredet: Was, zum Teufel, suche ich denn über 400 Meilen weit hier, was ich näher denn Eine Meile weit von meinem Hause habe? Er ist somit zurück gegangen in seine Heimath, wo er, auf keine Ruhe in der Welt mehr hoffend, auf dem Gollenberge sich einen Dolch ins Herz stieß. Allda geht noch um Mitternacht sein Geist herum.

Micrälius, Altes Pommerl. II. S. 288.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 5.
Pommersche Provinzialblätter, von Haken, III. S. 32–38.

67. Die drei Mönche im Dome zu Colberg.

Die St. Marien- oder Dom-Kirche zu Colberg, deren erster Bau schon zu den Zeiten des heiligen Otto angefangen haben soll, ist eine der schönsten und größten Kirchen in Pommern. Ihre Länge beträgt 205 Fuß, die Breite 128, und die Höhe 74. Sie hat nur einen Thurm, der nach der Westseite hin befindlich ist, der aber drei Spitzen hat. Die mittlere von diesen ist die höchste, und bei weitem höher, als die zu beiden Seiten. Dieser Thurm ist bis an das Dach 136 Fuß, und das Dach ist 100 Fuß hoch, so daß die ganze Höhe des Thurmes 236 Fuß beträgt. Er kann zur See in einer Entfernung von sieben Meilen gesehen werden. Von der Erbauung dieses Domes erzählt man sich Folgendes:

Die Colberger begannen zuerſt den Bau. Es fehlte ihnen aber bald an Geld, und ſie mußten mit dem Weiterbauen einhalten. Da traten drei fromme Mönche auf, die erboten ſich, durch die ganze Chriſtenheit zu pilgern, um Geld zu dem Bau der Kirche zu ſammeln. Damit ſie aber ſicher wären, ob ihr Vorhaben dem Himmel auch angenehm ſey und gelingen werde, ſo baten ſie Gott, daß er ihnen Jedem ein Wunder im Traume beſcheren möchte. Der Eine wollte die Sonne mit ſeiner Hand umfaſſen; der Andere wollte, daß ſein Haupt von einem Berge bedeckt werde; was der Dritte gewünſcht hat, das weiß man nicht mehr. Und ſiehe, in der folgenden Nacht wurden ſie wirklich im Schlafe der Wunder theilhaftig, die ſie ſich gewünſcht hatten. Darauf machten ſie ſich denn voll Zuverſicht auf den Weg, jeder für ſich allein, und durchwanderten die ganze chriſtliche Welt, und ſammelten ſo viele fromme Gaben, daß ſie genug hatten, das herrliche Gebäude davon zu errichten, und noch etwas mehr. Das geſammelte Geld lieferten ſie getreulich ab, und es wurde jetzt der Bau bald vollendet. Als hierbei nun von dem Gelde noch etwas übrig geblieben war, da beſchloſſen die Mönche, daß jeder von ihnen eine beſondere Spitze auf dem Thurme der Kirche wolle aufführen laſſen. Das geſchah auch, aber zwei von ihnen ſtarben über dieſem Bau weg, und nur derjenige, der die Sonne im Traume mit ſeiner Hand umfaſſet hatte, erlebte das Ende deſſelben. Dieſer Mönch war es, der die mittlere Spitze bauen ließ; die iſt daher auch höher geworden als die beiden anderen.

Zum dankbaren Andenken an die drei Bettelmönche hat man ſchon in ganz alten Zeiten ein Gemälde errichtet, welches noch vorhanden iſt. Daſſelbe befindet ſich am weſtlichen Hauptpfeiler des Thurms, unter der Orgel und in der Nähe des Haupteinganges der Kirche. Es iſt auf Holz

und sieht sich so alt an, daß es gewiß vor mehr als 500 Jahren schon muß gefertigt sein. Die drei Mönche sind darauf abgebildet, der Eine trägt ein graues, die beiden Anderen ein schwarzes Habit. Alle drei sind in einer liegenden Stellung, gleichsam um anzuzeigen, daß sie von ihrer weiten und beschwerlichen Pilgerreise ausruhen. Der Eine hält in der linken Hand ein Buch, darin geschrieben steht: Pater, magnificavi nomen hominibus, d. i.: Vater ich habe deinen Namen den Menschen verklärt. Der Zweite liegt ganz ermüdet und schlafend.

Im Jahre 1741 hat man das Gemälde, welches ganz verwittert war, neu aufgefrischt.

Mündlich, und

Geschichte und Beschreibung der St. Marien-Dom-Kirche zu Colberg, von Maaß, S. 69 folg.

68. Der ermordete Herzog Wartislav.

Auf der Stelle, wo das ehemalige Kloster Stolpe an der Peene steht, ist vor vielen Jahren, die Geschichtschreiber streiten, ob es im Jahre 1135 oder 1136 gewesen sei, der Herzog Wartislav erschlagen worden. Dieser Herzog ließ sich die Verbreitung des christlichen Glaubens in seinem Lande sehr angelegen sein, darum hatte er viele Feinde unter den Heiden, die ihn verfolgten und ihm nach dem Leben stellten. Zuletzt hatten sie einen Mörder gedungen, der den Herzog überfiel, als er einstmals nach einer Jagd am Wege eingeschlafen war, und ihn meuchlings im Schlafe erdolchte. Der Fürst erwachte aber bei dem plötzlichen Ueberfalle, und obschon er die Todeswunde schon im Herzen trug, raffte er sich doch auf, und fiel nun seiner Seits über den Mörder her, mit solcher Gewalt, daß er ihm die Kinnbacken auseinanderriß, und so der Mörder und Gemordete zu gleicher Zeit starben.

An der Stätte, wo dieſes ſich zutrug, ließ Ratidor, des Herzogs jüngerer Bruder und Nachfolger, im Jahre 1150 oder 1153 das Kloſter Stolpe erbauen, in welches er Ciſtercienſer- oder wie Andere wollen, Benediktiner-Mönche rief.

Geſchichte der Klöſter in Pommern, von Steinbrück, S. 139.
Pomm. Prov. Blätter, V. S. 138.
Kantzow, Pomerania, I. S. 13[illegible].

69. Baggus Speckin.

Vor vielen Jahren lebte in Pommern ein wüſter Raubritter, Namens Baggus Speckin. Wie der des Gutes genug zuſammengeraubt hatte, da ließ er ſich in der Gegend von Grimmen nieder, und bauete allda eine Burg, in welche er ſich mit ſeinen vielen Reichthümern zurückzog. Auch legte er rund um ſeinen Burgſitz ein Dorf an, welches noch jetzt beſteht, und von dem Ritter den Namen Baggendorf führt, und weil es ein Pfarrdorf iſt, gewöhnlich Kirch-Baggendorf genannt wird. In ſeinen alten Tagen wurde der Raubritter aber trübſinnig, und er fühlte ſich bettelarm in der Mitte aller ſeiner großen Schätze. Er fing nun an zu faſten und ſich zu geißeln, aber er konnte dadurch keine Ruhe gewinnen, und er fühlte, daß er durch Faſten und Kaſteien allein den Himmel für ſeine vielen Unthaten nicht verſöhnen könne. Da kam er zuletzt auf den Gedanken, daß er von ſeinem geraubten Gute drei Kirchen im Lande wolle erbauen laſſen, hoffend, auf ſolche Weiſe den ewigen Zorn Gottes von ſich abzuwälzen. Um nun zu wiſſen, wo er die Kirchen ſolle aufrichten laſſen, ließ er eine Eule dreimal fliegen, und wo die ſich jedesmal niederließ und einen Ruheplatz ſuchte, da glaubte er auch zur Ruhe ſeiner Seele eine Kirche hinſetzen laſſen zu müſſen. Die Eule ließ ſich nieder zu Baggendorf, Glevitz und Verland, und allda ließ er nun die drei Kirchen bauen, die

noch jetzt dort stehen. Alle drei Kirchen ließ er auf gleiche Weise bauen, wie man denn auch gegenwärtig ihre Aehnlichkeit sehen kann. In der Kirche zu Baggendorf war vor etwas mehr denn hundert Jahren das Bildniß des Bagguß Speckin noch zu sehen. Auf einem großen hölzernen Schwibbogen über der Kanzel sah man nämlich die Gestalt eines geharnischten Ritters, der ganz vom Schmerz niedergedrückt war, und seinen entblößten Rücken einem Menschen darbot, welcher mit einer Geißel hinter ihm stand. In dieser Kirche war auch bis vor hundert Jahren die Thüre nach der Nordseite hin fest zugemauert. Man erzählt sich, daß während des Baues der Kirche der Ritter alle Tage sey hingeritten, um sich zu überzeugen, daß die Bauleute ihre Schuldigkeit thäten, und dabei sey er, um zu sehen, ob auch inwendig Alles in Ordnung sey, durch jene Thüre jedesmal in das Innere des Baues hineingeritten. Darüber starb er aber, noch bevor die Kirche fertig war; und nun begab sich nach seinem Tode auf einmal das Wunder, daß der Ritter, der keine Ruhe im Grabe hatte, allnächtig auf einem Pferde durch die besagte Thüre in die Kirche hineinreiten mußte. Das dauerte so lange, bis man zuletzt auf den Einfall kam, die Thüre vermauern zu lassen. Dadurch bekam der Ritter Ruhe, und der Spuk hörte von da an auf. Deshalb hatte auch viele hundert Jahre lang kein Mensch gewagt, die Thüre wieder zu öffnen, weil man fürchtete, daß dann auch der Ritter aus seinem Grabe heraus, und seine alten Ritte wieder werde beginnen müssen. Als aber in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Dänen das Land besetzt hielten, so öffneten diese aus Vorwitz die Thüre wieder, und der Ritter muß seine Ruhe erhalten haben, denn die Thüre wird seitdem zum ordentlichen Kirchgange gebraucht, ohne daß man ihn jemals wieder gesehen hat.

In der Gegend von Baggendorf sind an der Trebel auch noch einzelne Berge, welche die Speckinenberge heißen, und von jenem Raubritter ihren Namen haben sollen. Ebenso soll er auch in Wendisch-Baggendorf ein Raubnest gehabt haben, nämlich auf dem runden Berge, den man nahe bei diesem Dorfe sieht, den er soll haben aufwerfen und mit einem Graben umziehen lassen. Unter dem alten Gemäuer seiner Burg zu Kirch-Baggendorf hat man vor einigen Jahren beim Nachgraben noch einen tiefen Brunnen gefunden, und viele Fußeisen, von denen man glaubt, daß er seine Gefangenen damit habe fesseln lassen.

Mündlich, und

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, 1. S. 86. 87.

70. Die Capelle zu Levenhagen.

In dem Dorfe Levenhagen unweit Greifswald steht neben der Dorfkirche eine kleine Capelle. Die stammt noch aus den katholischen Zeiten her. Als nämlich dazumalen die Leute eines Sonntags aus der Kirche kamen, sahen sie an dem Orte, wo diese Capelle jetzt steht, auf einem Steine einen Menschen sitzen, der eine Hostie in der Hand hielt. Die andern Leute und der Priester fragten ihn, was das zu bedeuten hätte, daß er die geweihete Hostie in der Hand trage, und da bekannte er ihnen, daß er unwürdig zum heiligen Abendmahle gegangen sey, und die Hostie, die ihm der Priester gereicht, nicht herunter kriegen könne. Auf Befehl des Geistlichen mußte er sie deshalb auf den Stein legen, und da blieb sie die Nacht liegen. Wie man nun am anderen Morgen wieder zu dem Steine kam, da sah man ein großes Wunder. Es stand nämlich bei demselben das Bild der Mutter Maria. Die Heilige hatte es selbst als Wache dabei gestellt. Darauf beschlossen denn die Leute,

dort eine Capelle zu errichten. Das geschah, und die Pferdejungen des Dorfes sammelten das Geld dazu. Solches gefiel der Heiligen gar sehr, und sie that fortan durch ihr Bildniß in der Capelle viele Wunderwerke.

Dieß wurde bald bekannt in der Gegend, und es bekam auch eine Gräfin davon zu hören, die sehr reich, aber blind war. Die unternahm deshalb schnell eine Reise nach Levenhagen, und gelobte in ihrem Herzen der Mutter Maria, sie wolle der Capelle ein großes Geschenk geben, wenn sie wieder sehend werde. Da trug es sich zu, daß, wie sie noch nicht einmal ganz bis zum Dorfe gekommen war, sie ihr Gesicht schon wieder erhielt. Die Gräfin war aber geizigen Herzens, und sie dachte jetzt, da sie ihre Augen wieder habe, so könne sie nur gleich wieder umkehren, und ihr Geld für sich behalten. Das that sie auch. Aber was geschah? So wie sie sich umgedrehet hatte, wurde sie wieder blind, wie sie vorher gewesen war. Und das blieb sie; denn es half ihr nun nichts mehr, daß sie noch nach der Capelle hinfuhr, und all ihr Geld und Gut versprach. Die Leute sagen, daß die Heilige seit der Zeit zu Levenhagen kein Wunder mehr verrichte. Manche glauben aber doch noch daran, wenigstens halb und halb, und sie meinen, es hülfe ihnen, wenn sie ein Opfer in die Mauern der Capelle hinein stecken. Darum findet man denn auch zu Zeiten darin allerlei Gaben.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern II. S. 86.

Acten der Pom. Gesellsch. für Gesch. und Alterth.-Kunde.

71. Die Kirche zu Cablitz.

Die Pfarrkirche zu Cablitz war früher eine Mönchskirche, bis sie um das Jahr 1600, nachdem der damalige Herzog von Pommern für einen neuen Pfarrer 500 Gulden ge-

schenkt hatte, zu einer evangelischen Kirche eingerichtet wurde. Bei dieser Einrichtung trug es sich zu, als ein sichtbares Zeichen des göttlichen Wohlgefallens an dem Beginnen, daß auf einer alten Eiche nahe bei der Kirche auf einmal ein schöner Honigthau gefunden wurde. Es sollte dadurch ohne Zweifel zugleich angedeutet werden, daß von nun an das reine Wort Gottes in der renovirten Kirche werde gepredigt werden.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 122.

72. Die offne Kirche zu Pollnow.

Zu der Kirche im Dorfe Pollnow in der Gegend von Schlawe war früher viele Jahre lang eine große Wallfahrt. Woher die zuerst ihren Grund genommen, weiß man nicht. Man sagt aber, sie sey so groß und anhaltend gewesen, daß man die Kirche niemals habe verschließen können. Daher hat man auch noch in Pommern das Sprichwort: Es steht immer offen, wie die Pollnowsche Kirche.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 446.
C. Lappe, Pommerbuch, S. 61.

73. Das Spiel zu Bahne.

Der Flecken Bahne war ehedem eine gute, feste Stadt. Als diese noch in ihrem Flor war, da hat man alle Jahre daselbst die Passion gespielt, und es ist derohalben viel Volk, fremdes und einheimisches, dahin gekommen. Das hat aber zuletzt ein trauriges Ende genommen. Denn wie man denn auch also die Passion aufführte, da begab es sich, daß derjenige, der Jesus sollte sein, und derjenige, so den Hauptmann Longinus vorstellen sollte, Todfeinde waren. Und als nun Longinus den Jesus mit dem Speer auf die Blase von Blut, so nach Art des Spiels bei ihm zugerichtet war, stechen sollte, stach er ihm den Speer durchweg

ins Herz hinein, also daß er von Stund' an nicht blos todt blieb, sondern auch, indem er nun vom Kreuze stürzte, die darunter stehende Maria todt fiel. Als dieses der Johannes sah, welcher ein Freund des Jesus und der Maria war, da fiel er straks über den Longinus her und erwürgte ihn. Und als das Volk nun den Johannes greifen wollte, und dieser entfloh und von einer Mauer sprang, da brach er beide Beine, daß man ihn fing, und wurde er als ein Mörder auf das Rad gelegt. Von dem Tage an wurde keine Passion mehr zu Bahne gespielt. — Darum, wenn man ein fröhliches Ding, das ein jämmerlich Ende nimmt, bezeichnen will, sagt man in Pommern: Das geht, wie das Spiel zu Bahne.

Kantzow, Pomerania, II. S. 463.

74. Die beiden Störe und die geizigen Mönche zu Grobe.

Auf dem Lande Usedom lag ehedem ein großes Kloster, Grobe, auch wohl Grabow genannt. Es war gestiftet von dem Pommerschen Fürsten Ratibor und dessen Gemahlin Pribislav, im Jahre 1150, und der erste Abt war Sibrandt, ein gar frommer und gelehrter Mann. Als nun zu einer Zeit große Theurung im Lande war, und es auch den Mönchen in Grobe anfing, an Lebensmitteln zu gebrechen, da kamen auf einmal wunderbarer Weise zwei große Störe aus dem Haff bis an das Kloster geschwommen und stellten sich den Mönchen dar, und warteten so lange, bis Einer von ihnen gefangen war. Darauf schwamm der Andere eilends zurück, als wenn er den Gefangenen hergebracht hätte. Der eingefangene Stör aber war so groß, daß die Mönche eine gute Zeit davon leben konnten. Auf das nächste Jahr kam der entkommene Fisch selbander wieder bis an das Kloster und wartete wieder, bis der, den er gebracht,

von den Mönchen gefangen war. Das geschah also viele Jahre, und die Mönche bekamen alljährlich einen großen, fetten Stör, bis sie zuletzt zu geizig wurden und alle beide Störe einfingen. Da hat plötzlich dieses Wunder aufgehört und es ist kein Stör mehr nach Grobe gekommen.

Kantzow, Pomerania, I. S. 137.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 189. 190.
Val. ab Eickstedt, Epitome Annalium Pomeraniae, p. 19
Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chron. II. S. 11.

73. Die Maränen im Madüesee.

In dem Madüesee unweit Stargard in Pommern findet man häufig die Maräne oder Muräne, einen Fisch, den es sonst in Deutschland nicht gibt, und den nur die welschen Seen haben. Er soll auf folgende Weise dahin gekommen sein: In dem Kloster Colbatz dicht an diesem Madüesee lebte vor Zeiten ein Abt, der aus Italien hergekommen war, und immer ein großes Verlangen nach den Maränen trug, die ihm in seiner Heimath so wohl geschmeckt hatten. Wie der nun auch einmal in solchen Gedanken in dem Klostergarten spatzieren ging, da erschien der Teufel vor ihm, und redete ihn mit listigen Worten an, und versprach ihm, daß er ihm die ersehnten Fische verschaffen werde, wenn der Abt sich ihm zu eigen geben wolle. Darüber gerieth dieser in großen Kummer und Streit mit sich selbst. Zuletzt aber sagte er dem bösen Feinde zu, wenn er ihm noch vor dem Hahnenrufe die Fische bringen werde. Denn es war schon Mitternacht, als diese Unterredung statt hatte, und der Abt meinte, der Teufel werde den langen Weg von Pommern nach Welschland und wieder daher, in so kurzer Zeit nicht zurücklegen können. Darauf verschwand der Böse eiligst in der Luft, schneller als wenn der Sturmwind durch die Wolken fährt.

Aber nun wurde dem armen Mönche sehr angst, und er warf sich auf seine Kniee und betete zu Gott, daß er ihn doch erretten möge vor den Krallen des Satans. Während er noch so da lag, hörte er auf einmal ein lautes Brausen in der Luft von Süden her, und weil es noch ganz dunkel war, so glaubte er nicht anders, als daß es jetzt um ihn geschehen sey. Das Brausen kam auch wirklich von dem Teufel her; der hatte einen ganzen Sack voll der schönsten Maränen bei sich, die er in der größten Eile aus dem welschen Meere geholt hatte. Der Böse kam sausend damit angefahren, und jubilirte schon laut, daß die Seele des frommen Paters sein eigen sey. Aber in dem nämlichen Augenblicke, noch ehe er bei dem Abte ankommen konnte, krähte der Hahn und der Glöckner im Kloster zog den Strang der Glocke, um die Brüder zur Hora zu rufen. Da sah der Teufel, daß er doch zu spät gekommen war, und er warf in seinem Zorne die Fische in den Madüsee hinein, über dem er sich gerade befand. Darin sind sie denn von der Zeit an geblieben.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 279.
Freyberg, Pommersche Sagen, S. 14—18.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

76. Die Gräfin Jaroslav von Gützkow.

Um die Zeit des Jahres 1295 lebte der Graf Jazko von Gützkow aus dem Hause der Grafen von Salzwedel in der Altmark. Der hatte zur Gemahlin Jaroslav, ein Fräulein von Putbus, welche zwar eine sehr gottesfürchtige Frau war, aber doch viele Anfechtungen des Bösen zu erdulden hatte. Als diese einmal krank danieder lag, so erschien ohne Unterlaß der Teufel vor ihrem Bette und wollte sie wegholen, so daß sie Tag und Nacht in einer großen Angst um ihre ewige Seligkeit schwebte. In solcher Angst

ſandte ſie zu ihrem Oheim, dem Biſchof von Cammin, und bat ihn um ſeinen geiſtlichen Beiſtand und Segen. Der Biſchof erſchien auch alsbald an ihrem Lager, und vertrieb den Teufel blos dadurch, daß er ihr die Fabel von der Mutter erzählte, die ihr Kind dem Wolf wollte geben, welches der Wolf hörte und wahr meinte, und darauf wartete. Alſo ſtelle ſich auch, ſagte er, unſer Herr Gott, als wolle er ſie dem Teufel übergeben, und der Teufel harre vergebens darauf. Als dieſes der Teufel zu hören bekam, da zog er von dannen, und iſt nicht wieder gekommen.

v. Schwarz, Pommerſche Städte-Geſchichte (Hiſtorie v. d. Grafſchaft Gützkow), S. 742.

77. Die hochmüthige Edelfrau zu Wuſſeken.

Vor vielen Jahren war zu Wuſſeken am Jamundſchen See eine ſehr hochmüthige Edelfrau. Als dieſelbe eines Tages zum heiligen Abendmahl ging und vor den Altar trat, da kam ein Schweinehirt gerade vor ihr zu ſitzen, alſo daß der Prieſter ihm eher denn ihr das Abendmal hätte reichen müſſen. Darüber wurde die Frau in ihrem Hochmuthe ſo wüthig, daß ſie den Schweinehirten mit Gewalt zurückſtieß, und zwar dergeſtalt, daß die Hoſtie dem Prieſter aus der Hand und zur Erde fiel. Allein der Zorn des Himmels über ſolche Frechheit offenbarte ſich auf der Stelle. Denn die hingefallene Hoſtie war auf einmal blutig geworden, und die Edelfrau ſank eben ſo plötzlich bis an die Kniee in die Erde hinein. Daraus konnte ſie auch nicht eher wieder befreiet oder erlöſet werden, als bis ſie die Buße that, die ihr auferlegt wurde, und eine Pilgerfahrt nach Rom gelobte, um ſich vom Papſte ſelbſt Ablaß für ihren Frevel zu holen. — Die Hoſtie aber wurde von der Erde aufgehoben, und weil ſich ein Wunder des Himmels an ihr offenbart hatte, in eine Monſtranz gelegt und

öffentlich ausgestellt, worauf jährlich eine große Wallfahrt dahin angestellt wurde, die lange Jahre gedauert hat.

Die Kirche, in der dieses geschehen, ist jetzt schon seit vielen Jahren zerstört, ihren Thurm sieht man aber noch in einem Eichenwäldchen bei Wussecken.

Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 416.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chr. II. S. 79.
Pommersche Prov. Blätter II. S. 93.

78. Die Raubmönche zu Stettin.

In der Stadt Stettin war vor Zeiten ein Kloster, dessen Mönche sich viel damit abgaben, daß sie Menschen raubten. Neben dem Kloster wohnte ein Bäcker, der für das Kloster backte. Der hatte eine schöne Tochter, für welche ein vornehmer, reicher Herr den Mönchen viel Geld geboten hatte, wenn sie sie ihm verschafften. Wie nun das Mädchen eines Tages wie gewöhnlich den Mönchen das Brod an das Klostergitter brachte, lockten sie dieselbe in das Innere des Klosters, und sperrten sie in ein unterirdisches Gewölbe, bis der vornehme Herr sie abholen würde. Kein Mensch konnte sich denken, wo das Mädchen geblieben wäre, die bei hellem Tage verschwunden war; ihre Eltern grämten sich fast todt um sie.

Um dieselbe Zeit saß in dem Gewölbe des Klosters ein Knabe gefangen, den die Mönche auch gestohlen hatten. Dem glückte es, durch die Klosterkirche zu entkommen, und da er auch das geraubte Mädchen gesehen hatte, so ging er zu dem Bäcker und zeigte ihm an, wo seine Tochter wäre. Anfangs wollte man dem Knaben nicht glauben; als er sich aber erbot, die Leute zu dem Mädchen hinzuführen, da beschloß das Gericht, dem auch Anzeige gemacht war, Nachsuchung zu halten, und sie fanden nun das arme Mädchen und befreieten sie.

Das Haus des Bäckers wird noch jetzt in der Königsstraße zu Stettin gezeigt.

Mündlich.

79. Eulenspiegel in Pommern.

Es hatte sich Eulenspiegel in allen Landen mit seiner Bosheit bekannt gemacht, und wo er einmal gewesen war, da war er nicht zum zweitenmal willkommen. Derohalben war er nun zwar anfangs guter Dinge, auf die Dauer aber ging er doch in sich, und gedachte was er anfinge, daß er wieder zu Gelde käme durch Nichtsthun, denn er sahe, daß Mancher mit Müßiggehen bessere Tage hatte, denn ein Anderer mit saurer Arbeit. Da gedachte er, daß er noch nicht im Pommerlande gewesen sey, und er nahm sich vor, dahin zu gehen. Er kleidete sich also aus für einen Mönch, nahm von einem Bauernkirchhofe irgend einen alten Todtenkopf, den er in Silber einfassen ließ; und reisete damit in das Land Pommern, wo die Priester zu damaliger Zeit sich mehr aufs Saufen denn aufs Predigen legten. Wenn er denn nun in ein Dorf kam, wo Kirchweihe, Hochzeit oder sonst eine Versammlung war, so bat Eulenspiegel den Pfarrherrn, daß er predigen und den Bauern das Heiligthum verkünden dürfe, welches er mit sich führe. Versprach demselben auch, daß er ihm wolle abgeben von den Opfern, so er bekommen werde. Damit waren die Pfaffen gern zufrieden, daß sie Geld bekämen.

Wie nun das meiste Volk in der Kirche war, stieg Eulenspiegel auf den Predigtstuhl, und sprach viel von der alten Ehe und von der neuen, von der Arche und dem güldenen Eimer, wo das Himmelbrod innen lag, daß ihn die Leute zuerst für einen grundgelehrten und heiligen Mann hielten. Alsdann aber zeigte er ihnen seinen versilberten Todtenkopf und redete ihnen zu, daß dieß das Haupt eines großen Hei-

ligen sey, so Brannio geheißen, und für den er zu einer neuen Kirche sammeln wolle. Alsdann forderte er sie auf, daß auch sie zu dieser Kirche opfern sollten. Dabei fuhr der Schalk dann fort: Das thuet aber nur mit reinem Gut. Absonderlich will der Heilige kein Opfer von einer Ehebrecherin. Die unter Euch eine solche und nicht rein ist, die stehe still, und gehe nicht zum Opferaltare. Denn so mir Eine was opfern würde, die des Ehebruchs schuldig ist, so nehme ich es nicht, von der verschmäh' ich es. Darnach wisset Euch zu richten.

Hierauf gab er nun den Leuten das Haupt, das er mit sich führte, zu küssen, ertheilte ihnen seinen Segen, und trat an den Altar zu dem Opferbecken. Alsdann fing der Pfarrherr an zu singen und die Schellen zu läuten. Da drangen denn die bösen mit den frommen Weibern zum Altar, um zu opfern. Und die ein böses Geschrei hatten, oder die nichts taugten, die waren die ersten mit ihrem Opfer; denn eine Jede meinte, die still stünde und nicht an das Opferbecken träte, die sey nicht fromm. Etliche waren sogar, die zwei oder drei mal opferten, daß es das Volk sollte sehen, und sie aus ihrem bösen Geschrei kämen. Und welche kein Geld hatten, die opferten ihre Ringe oder was sie sonst von Werth besaßen.

Eulenspiegel aber lachte, denn er bekam so viele Opfer, dergleichen bisher noch nicht war gehört worden. Und er zog als ein reicher Mann aus Pommern.

Altes Historienbuch von Till Eulenspiegel, gedruckt in diesem Jahr.

80. Die Putzkeller im Lande Bart.

Um die Zeit 1450 bis 1500 war im Lande Bart eine Religionssecte, die Putzkeller genannt. Woher die entstanden war, weiß man nicht. Aber sie hatten eine teufliſche

Lehre, schier auf die Art wie die Adamiter und Gartenbrüder. Sie hatten einen Glauben, daß nach dem jüngsten Tage der Teufel solle Christum aus dem Himmel vertreiben, und darin mit seinem Anhange so lange regieren, als Christus regieret hat. Sie kamen alle Jahre an einem Orte zusammen, daselbst sie über Nacht sonderbare Ceremonien und Gebete gehalten, und ihr Vaterunser hat angefangen: Vader use, Hul der buse, thovorn werst du over uns, nu bist du under uns!

Wenn sie nun ihre Gebete vorbei gehabt, dann haben sie sich verschworen, daß sie ihre Gebräuche und ihren Glauben nicht verrathen wollten, und darauf hat ihr Oberster alle Lichter ausgeschlagen und gerufen: Nun wachset und vermehret Euch! Sind sodann Alle zusammengefallen, Mann und Weib, Gesellen und Jungfrauen, wie sie ungefährlich beisammen gestanden, und haben dafür gehalten, wer in dem Glauben wäre, der könne nimmer arm werden.

Ihr Abzeichen gegen einander war, wenn sie bei anderen Christen in der Kirche saßen, und wenn dann das Sacrament in der Messe aufgehoben wurde, daß sie sich umkehrten oder ja nicht danach sahen.

Diese Abgötterei war allein unter dem Adel im Lande; und sie trieben sie so heimlich, daß Niemand etwas davon erfahren konnte. Da hat aber einmal der Teufel, dem sie ergeben waren, den Zehnten von ihnen gefordert, und urplötzlich, als sie einmal Alle wieder beisammen waren, eine Edeljungfrau, aus dem Geschlechte der von Datenberg, mitten unter ihnen weg durch die Luft davon geführt. Dadurch ist der ganze Convent verstöret worden, und die Sache ausgebrochen.

Man sagt auch, daß Anhänger von dieser Secte der Putzkeller in und um Angermünde in der Mark gewesen seyen, weshalb diese Stadt den Namen Ketzer-Angermünde

bekommen habe. Allda ist Einer unter ihnen gewesen, geheißen Marquard Behr von Forkenbeck; der ist ein Jahr lang entwichen gewesen nach Picardien; nach Verlauf des Jahres aber ist er wiedergekommen, und hat Metzbauers von dem Grellenberge nachgelassenen Wittwe, ferner Margarethe Leisten, eine Jungfrau, und noch mehrere Jungfrauen mit sich geführet. Er hat vier reisige Pferde und einen verdeckten Wagen gehabt, darin er die Frau und die Jungfrauen entführet; wohin, das weiß Niemand bis auf diesen Tag.

Kantzow, Pomerania, II. S. 57—59.
Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chronik, II. S. 101.

81. Die blutigen Judenkinder.

Um die Jahre 1492 bis 1500 ließen in vielen Gegenden von Deutschland, als in der Mark und im Mecklenburgischen, die Juden allerlei gottlose Sünde und insbesondere Beschimpfungen des heiligen Sacraments des Altars sich beigehen, weshalb sie von ihren Herren zum großen Theil aus dem Lande gejagt wurden. Auch Herzog Bogislav von Pommern jagte die Juden fort, deren dazumal viele, besonders zu Damm bei Stettin, zu Bart und in allen kleinen Flecken des Landes wohnten. Unter diesen waren ein Mann und eine Weib, die ließen sich taufen, da ließ der Herzog sie wohnen und sie zogen gen Triebsees. Aber sie hatten sich nur zum Scheine taufen lassen, und waren eigentlich Juden geblieben; dafür wurden sie denn sichtbar von Gott gestraft. Denn so oft das Weib ein Kind gebar, hat dieses eine blutige Hand mit zur Welt gebracht. Da solches die Christenfrauen sahen, scheute man sich vor ihnen, und es wollte Niemand etwas mit ihnen zu thun haben. Der Jude mit seinem Weibe zog daher von Triebsees fort, zuerst nach Lassahn, und darauf nach Usedom. Allein jene

Strafe verfolgte sie überall hin, bis sie zuletzt bekannten, daß sie im Herzen Juden geblieben seyen, und sich nun im Ernst bekehrten.

Th. Kantzow, Pomerania, II. S. 227.

82. Matthias Puttkammer, der Schläfer.

Um das Jahr 1504 lebte zu Stettin ein Priester, Matthias von Puttkammer, der früher Capellan der Gemahlin Herzogs Bogislav X. gewesen war. Diesem, so ein sehr frommer Mann war, begegnete einst, in seinen alten Tagen, ein sehr sonderbares Abenteuer. Denn nachdem er in der Christnacht des Jahres 1504, wo er, wie gebräuchlich, drei Messen lesen mußte, Eine gelesen hatte, und es nun vor Altersschwachheit und Kälte in der Kirche nicht mehr aushalten konnte, sich vielmehr in seine Zelle zurückbegeben hatte, um dort ein Weniges auszuruhen, verfiel er auf einmal in einen festen, tiefen Schlaf. Dieser dauerte den ganzen Tag und die Nacht fort, und so immer weiter. Keiner war im Stande, ihn zu erwecken. Das währte also dreizehn Tage lang; da erwachte der fromme Priester von selbst, und vermeinend, er habe nur eine Stunde lang ausgeruhet, und es sey annoch in der Christnacht, erhob er sich, und ging in die Kirche, um die beiden noch fehlenden Messen zu lesen. Da erfuhr er erst seinen Irrthum. Er hat nachher noch lange Jahre zu Stettin gelebt.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 369.

83. Der jähzornige Edelmann zu Dünnow.

In dem Dorfe Dünnow lebte zu katholischen Zeiten ein Edelmann, Namens Junker Krummel. Derselbe war sehr reich, denn es gehörten ihm die Güter Lindow, Mudbel und Horst. Er war auch gottesfürchtig und brav, und konnte nicht leiden, daß Jemandem Unrecht geschah. Dabei

war er aber erschrecklich heftig und jähzornig. Zu derselben Zeit war an der Kirche zu Dännow ein geiziger und hartherziger Pfaff. Eines Tages trug es sich nun zu, daß der Junker, als er durch das Dorf ging, eine alte Frau draußen neben der Kirche am Thurme sitzen sah. Die Frau sah sehr ärmlich aus, sie hatte nicht einmal Schuhe an den Füßen, und weinte ihre bitteren Thränen. Der Junker fragte sie, warum sie weine und was ihr fehle, und sie erzählte ihm darauf, daß der Priester ihr nicht die Beichte hören wolle, wenn sie ihm nicht eine Stiege Eier brächte; sie sey eine arme Frau, und habe nur vier Eier aufbringen können, die habe sie dem Priester gebracht, der aber nicht damit zufrieden gewesen, sondern sie von der Beichte und aus der Kirche gewiesen habe.

Ueber solchen Bericht wurde der Junker Krummel sehr erzürnt; er begab sich sofort in die Kirche zu dem Pfaffen, und befahl ihm, schleunigst die arme Frau zur Beichte zu lassen. Der erwiederte ihm aber, in der Kirche habe der Junker nichts zu befehlen, und er wies ihn mit spöttischen Worten hinaus. Da gerieth der Edelmann in seinen schrecklichen Zorn und zog sein Schwert heraus, und schrie dem Pfaffen zu: Hast du kein Erbarmen, so soll für dich auch keins sein! Damit stieß er ihm das Schwert in das Herz, daß der Pfaff sogleich todt hinfiel und das Blut ihm aus der Brust floß. Das soll aber so schwarz gewesen sein, wie der schwarze Priesterrock, den er am Leibe trug.

Wie dieß geschehen war, da wurde der Junker sehr betrübt, und er fragte, wie er die große Sünde, die er begangen, von sich abwaschen könne. Die Geistlichen, die damals im Lande viel zu sagen hatten, legten ihm darauf eine doppelte Buße auf. Zuerst sollte er barfuß in die Fremde gehen, und alle Klöster beschenken, an die er unterwegs kam; und als er zurückkehrte, verlangten sie von ihm, daß er

all sein Gut der Kirche übergeben solle. Dieses Letztere wurde aber von dem Herzog Bogislav anders vermittelt, so daß der Junker nur das Gut Horst und seinen Wald der Kirche schenken mußte. Das andere behielt er für sich; aber er starb vor Gram bald darauf.)

Acten der Pomm. Ges. für Gesch.

84. Der disputirende Mönch.

Im Jahre 1524 lebte in Pommern ein Mönch, Namens Nicolaus Thomas, gewöhnlich nur der starke Hans genannt, denn er war von solchen Kräften, daß er Bäume aus der Erde zu reißen und Wunden in das Wasser zu schlagen sich vermaß. Derselbe wurde absonderlich viel zu den damaligen Disputationen zwischen den Katholischen und Evangelischen gebraucht; denn durch sein Schreien und Pochen konnte er mehr ausrichten, als jeder seiner Gegner, und er ward dadurch ein gar gefährlicher Widersacher. Solches sein Treiben nahm aber zuletzt kein gutes Ende. Nachdem ihn nämlich einmal der Prior des Klosters zu Stettin dahin verschrieben hatte, daß er durch sein breites Maul die Leute bewegen sollte, bei dem katholischen Glauben zu verharren, er aber dieses ein ganzes Jahr lang, immer mit geringerem Erfolge versucht, und er nun mit dem Schwure nach Rügen abziehen wollte, daß nur seine Lehre recht wäre, und die andere Ketzerei, darauf er Leib und Seele zum Pfande setze; da wurde es klar bewiesen, was für einen Grund und Pfand die Gottlosen ihren Lehren empfangen hätten. Denn er war noch nicht weit von der Stadt gekommen, als ihn die Pferde plötzlich in einen Sumpf zogen, da vorher noch Niemand daran gedacht hatte, daß darin ein Mensch ertrinken könne. Darin fiel der Wagen sonderbarer Weise um, so daß der Pfaff unter ihm zu liegen kam; und wie auch seine Bücher auf ihn fielen, aus

denen er bei seinem Disputiren sich geholfen hatte, so mußte er elendiglich im Wasser ertrinken.

Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, III. S. 68.

85. Bestrafung eines Meßpfaffen.

Zu der Zeit, als die neue evangelische Lehre in Pommern aufkam, und das Lesen der päpstlichen Messe verboten war, lebte in Stolpe ein katholischer Meßpfaff, der trotz dem Verbote die Messe mit aller Gewalt lesen wollte. Als der nun aber so vor den Altar trat und anheben wollte, da stürzte er plötzlich nieder, und es rührte ihn die Hand Gottes, daß seitdem Keiner vor dem Altar in Stolpe eine päpstliche Messe hat lesen können.

Cramer, Große Pomm. Kirchen-Chronik, III. S. 69.

86. Der Papenhagen in Langenhagen.

Ein Theil des Dorfes Langenhagen heißt der Papenhagen. Dieser Name soll daher rühren: Als nämlich die Evangelische Lehre in Pommern eingeführt wurde, da verließen zwei Mönche des Klosters Belbog dieses Kloster, und es begab sich der Eine nach dem Dorfe Triebs, der Andere aber nach Langenhagen, wo sie nach der neuen Lehre den Gemeinden als Prediger vorstanden, und zwei Bauerngehöfte, welche noch jetzt allda die Pfarrhöfe sind, zu ihren Amtswohnungen nahmen. Derjenige Theil von Langenhagen nun, in welchem die Wohnung des dorthin gegangenen Mönches sich befand, wurde von da an der Papenhagen genannt.

Baltische Studien, II. S. 53.

87. Der Teufel in der St. Niclaus-Kirche zu Stettin.

In dem Jahre 1563 begab es sich am Montag nach Pfingsten, daß in der St. Niclaus-Kirche zu Stettin, an

welcher Magiſter Petrus Hartmann Pfarrer war, in dem Augenblicke als dieſer das Evangelium: Alſo hat Gott die Welt geliebt, verleſen hatte, der Teufel oben auf dem Gewölbe einen gräulichen Tumult und Polterwerk erhob, worauf ein Staub und ein Krachen entſtand, nicht anders, als wenn das ganze Gewölbe und alles von oben herunterbrechen ſollte. Darüber kam denn ein großes Schrecken unter das Volk, welches mit Eile und Gedränge aus der Kirche hinauslief. Als man nachher aber die Sache unterſuchen wollte, da fand man davon nicht den geringſten Grund, und nun ſah man denn, daß nur der Teufel ſein hölliſches Spiel getrieben hatte.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 171.

88. Die Verſchwörer wider die Ehe

Der erſte Prieſter, der ſich in Pommern nach dem Beiſpiele Luthers verehelichte, war Herr Dionyſius Beigerow in Treptow. Als derſelbe ſolches gegen den damaligen Glauben gethan hatte, erhoben die anderen Pfaffen ein großes Geſchrei, und brachten bei dem Rathe in Treptow zu Wege, daß er ſollte gefangen werden. Beſonders übernahmen vier Herren aus dem Rath, den Geiſtlichen nicht zu warnen, ſondern ihn zu überantworten. Zu mehrerer Befeſtigung beſchworen ſie dieß mit einem körperlichen Eide. Dafür wurden ſie denn zum Theil hart beſtraft. Denn der Hauptanführer von ihnen, da er in der nächſten Nacht darauf friſch und geſund ſich hingelegt hatte, wurde am anderen Morgen mit umgedrehtem Halſe todt im Bette gefunden. Einem Anderen war ein Geſpenſt erſchienen, und er lag von da an in großer Bitterkeit des Todes, und konnte kein Wort reden, ſondern nur mit den zwei Fingern, damit er geſchworen hatte, ein Zeichen geben, als wollte er anzeigen, daß es um des Eides willen geſchehen wäre. In der

anderen Nacht ſtarb er. Alſo hat Gott, da die Leute nun zur Erkenntniß kamen, dem Prieſter aus dem ſchweren Gefängniß geholfen.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. III. S. 69.

89. Magiſter Friſius.

Im Jahre 1579 war zu Stettin ein Prediger, Namens Magiſter Joachim Friſius, aus Belgard gebürtig. Derſelbe predigte nicht die reine evangeliſche Lehre, ſondern lehrte, daß Chriſtus an einem unſchränkten Orte im Himmel ſäße. Dafür traf ihn ein offenbares Zornszeichen des Himmels. Denn als er eines Tages, nämlich auf den Tag Judica, in der Veſperpredigt den Text verleſen, und nun anfangen wollen, denſelben zu erklären, hat plötzlich, in ſolcher Jahreszeit ungewöhnlicher Weiſe, ein Blitz mit einem einzelnen Donnerſchlage in den Thurm der Kirche eingeſchlagen, alſo daß dieſer von Glock drei Nachmittags an die ganze Nacht durch gebrannt, und alle Glocken darin, ſo wie das Orgelwerk in der Kirche geſchmolzen ſind. Weiter iſt aber, durch beſondere Gnade Gottes, nicht verbrannt, obſchon die ganze Kirche voll Feuer geweſen, und die Flammen über die ganze Stadt geflogen ſind.

Leider ließ Magiſter Friſius durch ſolch deutliches Zeichen ſich nicht warnen, bis er zuletzt, um dem Aergerniß, welches er gab, Einhalt zu thun, von Stettin hat müſſen nach Garz verſetzt werden.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 392. 393.

90. Der Gotteslästerer in Laſſahn.

Im Jahre 1584 redete der Prediger, ſo damals zu Laſſahn ſtand, von der Allgegenwart Chriſti, nach der menſchlichen Natur wegen der perſönlichen Vereinigung. Einer

seiner Zuhörer strafte ihn öffentlich Lügen, und blieb auch dabei, obschon der Prediger Gott zum Zeugen der Wahrheit seiner Behauptung aufrief. Da verfiel der Mensch aber auf einmal in gräuliche Wahnsinnigkeit, griff nach seinem Dolche, und wollte sich damit erstechen, verwundete sich auch hart, und wollte die Wunde nicht verbinden lassen, sondern riß sie immer wieder auf. Also mußte er, da er auch von keinem Prediger Trost annehmen wollte, zur Strafe für seine Gotteslästerung, in Verzweiflung seinen Geist aufgeben.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 443

91. Pastor Cradelius.

Im Jahre 1625, zu der Zeit als die Pest in Stettin wüthete, war daselbst Prediger an der Sanct Petri-Kirche, Herr Philipp Cradelius, ein gar frommer und gottesfürchtiger Mann. Der ging eines Abends über den Heumarkt zu Stettin, um nach seinem Hause zurückzukehren; da hörte er auf einmal bei ganz stillem Wetter oben aus der Luft eine hellklingende Stimme, die rief ihm zu: Wann wir gerichtet werden, so werden wir vom Herrn gezüchtiget. Der Prediger, als er dieß höret, blieb stehen, und fragte sonder Furcht die Stimme: Auf daß wir nicht mit der Welt verdammet werden, wo bleibt das? — Er bekommt aber keine Antwort, und merkt nun wohl, was die Stimme zu bedeuten habe. Und so wie er sich dieß gedacht hatte, so geschah es auch. Er war damals noch frisch und gesund; allein so wie er heim kommt, legt er sich hin und stirbt. Sein Töchterchen Martha, von eilf Jahren, als sie höret, daß ihr Vater todt sey, sagt sie: das sey Gott geklagt, ist mein Vater todt, so tröste Gott uns arme Kinder! geht damit, da sie doch zuvor ganz gesund war, weinend liegen,

wird krank, und ist des Morgens todt. Das andere Töchterlein Sophia kommt sodann spielend zu Hause, und legt sich gleichfalls und stirbt. Bald darauf folgt ihm auch sein Sohn Philippus. Also nimmt der Vater seine zwei Töchter und seinen Sohn mit sich in das Grab hinein.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 117. 118.

Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, von Christian Zickermann, S. 63.

92. Die ungerathenen Kinder in Stettin.

In der Stadt Stettin lebten zu einer Zeit zwei ungerathene Kinder, die ihren Eltern viel Herzeleid machten, und in ihrer Gottlosigkeit zuletzt so weit gingen, daß sie dieselben sogar schlugen. Dafür traf sie eine entsetzliche Strafe. Denn nachdem sie beide plötzlich gestorben waren, und man sie begraben hatte, streckte sich auf einmal von jedem die Hand aus dem Grabe heraus, mit welcher die Mißhandlung der Eltern verübt war. Das Schrecklichste dabei war, daß die Hände frisch und blutend waren, und nicht verwesen konnten. Man grub sie zwar in die Erde wieder hinein, allein das konnte nicht helfen, sie wuchsen immer wieder heraus. Da beschloß man zuletzt auf Berathung des Raths und der Geistlichkeit, daß man sie mit einem Spaten abstechen wolle. Das geschah, und man hing sie zum ewigen warnenden Andenken in der Kirche auf. In der Kirche St Peter und Paul zu Stettin hängen sie noch jetzt in der Sacristei.

Auch in der Kirche zu Bergen auf Rügen zeigt man eine abgehauene Menschenhand vor, welche von einem Vatermörder seyn soll, und nach dessen Tode aus dem Grabe hervorgewachsen ist, und nicht wieder hat hinein gebracht werden können, so daß man sich zuletzt genöthigt gesehen hat, sie abzuhauen.

Eine ähnliche Hand eines Vatermörders wird auf der Rathsbibliothek zu Stralsund verwahrt.

Historische Nachricht von den alten Einwohnern in Pommern, von Christian Zickermann, S. 87.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 179.

Zöllners Reise durch Pommern und Rügen, S. 206.

93. Die Blutflecken in der Jacobikirche zu Stettin.

In der Jacobikirche zu Stettin zeigt man einige kleine Blutflecken, die man durch kein Waschen oder Schaben vertilgen kann. Die sollen auf folgende Weise entstanden seyn. In der Kirche spielten einst während des Gottesdienstes vier gottlose Buben in der Karte. Plötzlich trat der Teufel zu ihnen, und fing an, mit ihnen zu spielen. Anfangs kannten die Knaben ihn nicht. Bald merkte aber Einer von ihnen, daß es der Teufel sey, der sich mit ihnen ins Spiel gegeben habe, denn er sah dessen Pferdefuß; er machte sich also geschwinde davon. Nach einer Weile merkte es auch ein Zweiter, der sich ebenfalls davon schlich. Auch dem Dritten gingen endlich die Augen auf, und er that, wie die beiden Andern. Der Vierte aber war so nur auf sein Spiel versessen, daß er gar nicht gewahrte, mit wem er spiele. Daher bekam der Teufel so viel Gewalt über ihn, daß er mit ihm aus der Kirche davon fahren durfte. Das that er denn auch, indem er ihn plötzlich ergriff, und ihm den Hals umdrehete, und dann mit großem Getöse ihn von dannen führte. Der Teufel hatte dabei mit seinen scharfen Krallen so fest in das Fleisch des Knaben gepackt, daß das Blut danach floß; davon rühren noch jene Blutflecken her.

Mündlich.

94. Der verzweifelte Kornwucherer.

Zu einer Zeit, es ist schon lange über vierhundert Jahre her, war in Pommern eine große Theurung an Korne. Damals lebte in der Stadt Damgard ein Bürger, Pantlitz geheißen, der, obgleich er schon reich war, doch viel Korn zusammengekauft hatte, in der Hoffnung, daß es noch theurer werden sollte und er daran brav Geld verdienen werde. Für solchen Geiz traf ihn die sichtbare Strafe des Himmels. Denn als unser Herr Gott im nächsten Jahre des Segens genug gab, und Pantlitz eines Tages sein Korn selbst einfuhr, da fing sein Knecht, den er bei sich hatte, mit lauter Stimme an ein fröhliches Lied zu singen, also daß Pantlitz ihn fragte, warum er denn so fröhlich sey und singe? Dem antwortet der Knecht, er freue sich, daß unser Herr wieder so gute Zeit gegeben, daß die armen Leute wieder etwas zu essen hätten, und er sang immer zu. Darüber ärgerte sich Pantlitz in seinem geizigen Gemüthe, und es verdroß ihn, daß er so fröhlich war, und so ein gutes Jahr war geworden. Und wie er gerade oben auf dem Kornwagen saß, so nahm er in seinem Verdrusse das Seil, womit der Weichselbaum gebunden war, schnürte sich dasselbe um den Hals und sprang von dem Wagen, also daß er sich jämmerlich erwürgte. Da war es denn schrecklich anzusehen, wie der erwürgte Kornwucherer hinten an seinem eigenen Wagen hing, denn der Knecht, der immerzu fröhlich singend neben den Pferden ging, sah seinen todten Herrn nicht eher, denn als der Wagen in der Stadt angekommen war. Also sollte es allen Wucherern ergehen.

Kantzow, Pomerania, I. S. 417.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 270.

95. Treue Liebe.

Im Jahre 1644 wurde Samuel Heinrich Sommerfeld, ein Mecklenburger, Paſtor zu Guſtow auf Rügen. Die Gemeinde hatte ihn nur unter der Bedingung gewählt, daß er entweder die Wittwe des verſtorbenen Predigers oder deſſen Tochter, die auch ſchon erwachſen war, heirathe, und er hatte ſolches zugeſagt. Die Wittwe ſelbſt erklärte nun anfangs, daß ſie, weil ſie ſchon ſehr bei Jahren war, ſelbſt nicht mehr heirathen wolle, und ſie beſtimmte ihre Tochter Margaretha zu der Frau des künftigen Predigers, machte auch ihrer Seits ſchon Anſtalt, den Wittwenſitz zu beziehen. Nachdem ſie aber den jungen Candidaten durchs Fenſter geſehen hatte, wie er eben ſeine erſte Predigt abgelegt, da verſpürte ſie plötzlich in ihrem Herzen eine ſtarke Liebesregung zu demſelben, und ſie änderte ihren Sinn, und als der Candidat darauf zu ihr kam, um die Hand ihrer Tochter anzuhalten, ſo erwiederte ſie ihm nur die Worte: Ick will den Heeren ſülveſt (Ich will den Herrn ſelbſt)! Der arme Candidat, wollte er die Pfarre nicht verlieren, mußte er auch die alte Quarre mitnehmen, und er ließ ſich, anſtatt mit der Tochter, mit der Mutter trauen. Allein das that er nur mit ſchwerem Herzen, und wenn er hernachmals zuweilen mit ihr bei fröhlichen Zuſammenkünften geſcherzet, hat er oft zu ihr geſprochen: Mütterchen, Mütterchen, Gott gebe Euch das ewige Leben. Worauf ihm aber die Alte jedesmal geantwortet: Und Euch auch, hinzuſetzend, daß ſie auch im Tode nicht von ihm laſſen werde, was auch alſo geſchah.

Denn als nun fünf und zwanzig Jahre verfloſſen waren, da geſchah es einmal, daß dieſes Mütterchen etwas unvorſichtig mit dem Brauwerk umging, und dem kochenden Keſſel mit dem Arm zu nahe kam. Hieraus entſtand

bei der alten Frau eine Entzündung, und erfolgte bald darauf ihr Lebensende im vier und siebenzigsten Jahre ihres Alters. Der Pastor, ihr Mann, war darüber wohlgemuth, und heirathete bald nach ihrem Tode eine artige und wohlgestaltete Jungfer, Catharina Vetters, des Diaconi zu Bergen hinterlassene Tochter. Mit der lebte er sehr freudig und vergnüglich. Aber es dauerte nicht lange, da ging in Erfüllung, was die alte Frau ihm angedrohet hatte, und der Pastor starb nach Verlauf eines Jahrs eines plötzlichen, unverhofften Todes. Dieß geschah Anno 1670, wie der Herr Pastor 26 Jahre lang die Heerde Christi geweidet, und ein Alter von 54 Jahren erreicht hatte. Seine junge Frau folgte ihm kurze Zeit nachher.

Altes und Neues Rügen, S. 238.

96. Das Feuer in Stargard.

In Stargard lebte vor Zeiten ein Prediger, Antonius Remelding. Als derselbe im Jahre 1584 auf seinem Todesbette lag, da erschien ihm auf einmal ein Mann, hinter welchem ein großes Feuer aufging, und neben dem Manne erschien eine Hand, welche unnatürliche Worte an die Wand schrieb. Daraus ersah der sterbende Mann, daß der Stadt ein großes Feuerunglück bevorstehe, und er sagte dieses den Umstehenden an. Also traf es auch ein. Denn vier Wochen darauf, gerade im Pfingsten, schlug das Wetter ein, und zündete die Stadt an, daß sie drei Tage lang gebrannt, und über 500 Häuser verloren hat.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 412.

97. Das fluchende Weib zu Demmin.

In der Stadt Demmin entstand einst eine große Feuersbrunst, welche mehr als die halbe Stadt verzehrte. Dieselbe ist aber auf folgende Weise zum schrecklichen Exempel

aller Gotteslästerer angefangen: Es wohnte in der Stadt ein Edelmann Namens Calandt, der hatte ein sehr böses und geiziges Weib. Wie nun an einem Sonntag Morgen die Magd in die Frühmesse gehen will, weil sie nachher keine Zeit mehr hat, eine Messe zu hören, da befiehlt ihr die Frau, sie solle erst das Feuer unter der Darre anmachen, denn derselbige Edelmann hatte, wie die anderen Bürger, eine große Brauerei. Dagegen stellt ihr die Magd vor, daß sie keine Zeit mehr habe, und wenn sie erst noch das Feuer anlegen solle, das Evangelium versäumen werde. Aber die Frau schalt und fluchte, und befahl ihr, sie sollte das Feuer anmachen in hundert tausend Teufel Namen. Da muß die Magd das Feuer anlegen; aber der Teufel hatte durch den Fluch dermaßen Gewalt über dasselbige bekommen, daß kein Mensch es wieder hat löschen können; also daß es immer heftiger und weiter um sich fraß, und nicht eher ausging, als bis mehr denn die halbe Stadt in Asche lag. Die Bürger geriethen darüber in großen Zorn, und wollten den Calandt und seine Frau ins Feuer werfen; aber diese hatten sich in der Eile davon gemacht. Dieß geschah im Jahre 1407.

Kantzow, Pomerania, I. S. 445.
Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 274.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. II. S. 86.
Stolle, Geschichte der Stadt Demmin, S. 645.

98. Das Feuer in Garz.

In der Stadt Garz lebte vor Zeiten ein böses Weib, die eine große Zauberin war. Nachdem dieselbe ihr Leben lang viel Zauberei ausgeübt, beschloß sie zuletzt, wahrscheinlich aus Furcht, daß ihre Unthaten an das Tageslicht gelangen möchten, sich selbst zu verbrennen. Sie steckte daher durch Zauberei ihr Haus an, und verschloß sich in dem-

ſelben und war auf keine Weiſe zu bewegen, herauszugehen. Sie verbrannte alſo in ihrem eigenen hölliſchen Feuer. Dieſe Feuersbrunſt war zugleich eine ſchwere Plage für die gute Stadt Garz, denn es verbrannten damals acht Häuſer und zwei und funfzig Buden. Solches geſchah im Jahre 1602 am 31. Auguſt des Mittags um 2 Uhr.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 128.

99. Der Brand zu Pyritz.

Im Jahre 1634 lebte zu Pyritz in Pommern ein melancholiſcher Student, welcher ſeiner Schwachheit wegen eingeſperrt war; der kündigte eines Tages mit deutlichen Worten an, daß bald die ganze Stadt in Feuer aufgehen werde. Es achtete indeß Niemand darauf, weil er nicht recht bei ſeinen Sinnen war. Nicht lange darnach, als einſtmals die Gemeinde zur Veſperbeichte in der Kirche verſammelt war, geſchah es wunderbarer Weiſe, daß unter den Frauenſtühlen ſich auf einmal ein Rauch erhob, deſſen Urſache man nicht entdecken konnte, und der ſich durch die ganze Kirche verbreitete. Man achtete auch hierauf nicht, obgleich darin wohl eine genugſam deutliche Anzeigung des Unglücks lag, welches über die Stadt kommen ſollte. Dieſes blieb nun aber auch nicht lange mehr aus. Denn am erſten Tage des April-Monats, eine Stunde nachher, als die Schwediſchen Reuter, die in der Stadt gelegen, ausgerückt waren, entſtand in der Stadt eine unerhörte Feuersbrunſt, die mit Einem Male an allen Ecken zugleich anging und durch einen ſcharfen Wirbelwind durch die ganze Stadt gejagt wurde. Auch die beiden Thore der Stadt waren davon ergriffen, und die Noth war ſo groß, daß die Bürger, da ſie nun aus den Thoren nicht mehr heraus konnten, in der Stadt aber verbrannt wären, Löcher in die Stadtmauer hauen mußten, um nur ihr Leben zu retten.

Von ihren Sachen behielten sie nichts, und sie dankten nur Gott, daß sie durch solche Löcher in der Mauer ihre Kindbetterinnen, Kinder und Kranke vor dem schrecklichen Tode durch Feuer bewahrten. Auf solche Weise brannte das arme Pyritz ganz ab.

Micrälius, Altes Pommerl. II. S. 229.

100. Der Artushof in Stralsund.

In mehreren angesehenen Städten, besonders an der Ostsee, findet man herrliche Gebäude, welche den Namen Artushof führen. Der berühmteste ist der am langen Markte zu Danzig. Wer je in der schönen Stadt Danzig gewesen ist, der wird unter allen ihren Herrlichkeiten gewiß auch ihres schönen Artushofes nicht vergessen. Der Name dieser Gebäude soll herkommen von dem König Artus; man weiß aber nicht, ob von dem Artus, der um das Jahr 509 nach Christi Geburt König von England war, oder ob von dem Artus, der um das Jahr 630 in Schweden regierte. Einer von diesen beiden Königen soll nun aber auch über die sämmtlichen Vandalischen Völker geherrscht, und ein so gutes Andenken unter ihnen zurückgelassen haben, daß sie bei besonderen Gelegenheiten ihm zu Ehren Häuser erbauten, in denen sie zu ihren Ergötzlichkeiten zusammenkamen, und die sie nach seinem Namen nannten.

Ein solcher Artushof ist auch vor Zeiten in der Stadt Stralsund gewesen. Er hat nahe am alten Markte gestanden, hinter der jetzigen Hauptwache. Es versammelten sich darin der Magistrat und die Compagnien der Stadt zu ihren alljährlichen Amtsschmausereien. In dem großen Brande, der die Stadt betraf, ist er zu Grunde gegangen, und es ist nachher ein Arresthaus an dessen Stelle gebauet.

Dieser Artushof ist auf folgende Weise entstanden: In den früheren Zeiten waren die Fürsten von Rügen zugleich

Schutzherren der Stadt Stralsund. Der letzte Fürst in Rügen war Witzlav der vierte. Dieser hatte so viel Streitigkeiten mit der Stadt, daß er sie nicht anders als ein Geschwür in seinem Lande zu nennen pflegte. Er lag fortwährend mit ihr im Streit wegen ihrer alten Privilegien, die sie, wie er behauptete, nicht rechtmäßig von seinen Vorfahren sollte erhalten haben. Um sie endlich einmal ganz zu bezwingen, rief er im Jahre 1316 einen großen Haufen von Bundesgenossen gegen sie zu Hülfe. Dieß waren Erich der Fünfte, König von Dänemark, Herzog Woldemar von Schleswig, Graf Adolph von Schaumburg, Herzog Albrecht von Braunschweig, Heinrich der Löwe von Mecklenburg, Pribislaus Herr der Wenden, Graf Gunzelin von Wittenberg, Graf Günther von Ruppin, die Grafen Gerhard und Johann von Holstein, der Graf Heinrich von Schwerin, und der Herzog Erich von Niedersachsen. Alle diese Herren zogen mit zahlreichen Mannschaften gegen die Stadt Stralsund, und belagerten sie zu Wasser und zu Lande Die Stralsunder hatten keinen anderen Bundesgenossen, als den Herrn Stoislav von Puttbus. Allein sie wehrten und hielten sich so tapfer, daß die Belagerer nichts gegen sie ausrichten konnten, und zuletzt, nachdem die Stralsunder ihnen auch ihre Schiffe verbrannt hatten, unverrichteter Sache und mit großem Verluste abziehen mußten.

Während dieser Belagerung nun machten die Stralsunder einmal am Tage St. Antoni, welches war der erste März, einen Ausfall nach dem vor der Stadt belegenen Hainholze hin. In diesem Holze lag mit seinen Leuten der Herzog Erich von Sachsen, ein gar kecker Herr, der den Stralsundern zum Possen allerlei Muthwillen zu treiben pflegte, und sich besonders durch eine schwere goldene Kette auszeichnete, welche so lang war, daß er sie dreimal um seinen Leib winden konnte. Denselben Herzog Erich beka-

men die Stralsunder bei diesem Ausfall gefangen, und weil er sie so arg verhöhnt hatte, so banden sie ihn zur Schmach an seine eigene goldene Kette, und führten ihn so in die Stadt hinein. Allda hielten sie ihn drei Jahre lang gefangen, bis er sich mit 16,000 Mark feinen Silbers ranzionirte.

Von diesem Gelde, von welchem indeß der Herzog Wartislav von Pommern und der Markgraf von Brandenburg einen Theil mitbekamen, und von der goldenen Kette des Herzogs Erich haben darauf die Stralsunder ihren Artushof erbauet, und zugleich ihr schönes Rathhaus, das noch jetzt, obgleich aus schlechten Fenstern sehend, eine Hauptzierde der alten Stadt ist.

Micrälius, Altes Pommerl. I. S. 248. 249.

Gesterding, Pommersches Magazin, IV. S. 90—93.

Altes und Neues Pommerland, von Christian Schöttchen, S. 155. 156.

101. Der todte Rathsherr in Stralsund.

Im Jahre 1379 war in der Stadt Stralsund ein großer Aufruhr der Bürgerschaft gegen den Rath. Als dieser nämlich gemeinen Anliegens und Schulden halber von der Bürgerschaft Steuern forderte, so jagten ihn die Stralsunder aus der Stadt hinaus. Des Handels aber nahm sich Herzog Wartislav VI. an, und bezwang die Bürger und befahl ihnen, den Rath wieder einzusetzen. Unterdeß war einer von den Rathsherren, Namens Done, gestorben. Als daher nun der gesammte Rath in seinen Ehrenstand feierlich wieder eingesetzt wurde, da nahmen den todten Rathsherrn Done seine Freunde und setzten ihn in seinen Rathsstuhl, gleichwie sich die Lebenden hinsetzten, damit anzuzeigen, daß er ohne Recht und Ursache wäre vertrieben, und aller seiner Ehre wieder theilhaftig worden.

Micrälius, Altes Pommerland, I. 269.

102. Die Gefangenen in den Tonnen.

In dem Jahre 1395, zu der Zeit als die Königin Margarethe von Dänemark einen schweren Krieg hatte mit Herzog Albrecht von Mecklenburg, der König in Schweden war, gab es in der See viele Räuber und Auslieger, welche besonders viel die Schiffe der Bürger vom Sunde beraubten. Darum rüsteten diese zuletzt ein großes Schiff aus, dasselbe schickten sie gegen die Auslieger, fielen sie an, schlugen sie und fingen ein großes Schiff von ihnen, das sie mit Mann und Maus bis zur Stadt brachten. Wie sie nun aber hier ihre Gefangenen aus dem Schiffe hervor ans Land steigen ließen, da hatten sie deren so viele, daß es ihnen an Gefängnissen für dieselben gebrach, weshalb sie in große Noth geriethen. Da lerneten sie von den Räubern selbst, wie man ihnen thun sollte, denn so hatten diese es auch mit ihren Gefangenen gemacht. Sie nahmen nämlich für jeden Gefangenen eine Tonne, der stießen sie den einen Boden aus, und durch den anderen Boden machten sie ein Loch, so groß, daß ein Mensch den Kopf dadurch bringen mochte. Dieselbige Tonne stülpte man dann dem Gefangenen über den Kopf, und machte unten durch die Tonnenstäbe zwei Löcher gegen einander, dadurch man ein Holz steckte, das dem Gefangenen zwischen die Beine durchging. Hernach legte man auswendig vor das Holz ein Schloß. So mußte der Mensch darin zusammengedrückt und gezwungen sitzen, daß er nur allein den Kopf heraushielt, und sich mit seinem übrigen Körper weder an Händen noch Füßen rühren konnte. Dieses war ein sehr verdrießliches Gefängniß; denn wenn der Mensch mit der Tonne umfiel, so war es ihm nicht möglich, daß er sich wieder damit aufrichten konnte, und wo er lange

so liegen blieb, so mußte er sich an dem Boden den Hals entzwei reiben.

In solche Gefängnisse setzten die Stralsunder die gefangenen Räuber, und ließen sie hernach alle köpfen. Diese verdrießlichen Tonnen sollen nachher im Pommerlande sehr Mode geworden seyn, besonders in Klöstern, und um muthwillige Buben zu zwingen.

Nicol. v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 25.
Alb. Cranzii Wandalia, S. 329.

103. Der Priesteraufruhr in Stralsund.

In der Stadt Stralsund war in früheren Zeiten ein Gebrauch, daß, wenn eine Leiche aus dem Hause getragen wurde, dem Todten keine Vigilien durften gesungen, sondern diese nur heimlich im Hause mußten gesagt werden. Dieser Gebrauch hatte folgenden Grund: Im Jahre 1407 machte der Rath der Stadt Stralsund die Ordnung, daß die damals überaus großen Begräbnißkosten sollten ermäßigt werden, zu welchem Ende er denn auch neue kupferne Pfennige schlagen ließ, die wohl dreimal geringer waren als die alten. Als nun solche schlechte Pfennige häufig auf den Altar zum Opfer kamen, da wollte der oberste Pfarrherr, mit Namen Curt Bonov, so adligen Geblütes und ein Licentiatus und ein hochfahrender Mann war, dieselben nicht annehmen, und er beklagte sich wegen Schmälerung der geistlichen Gerechtsame bei dem Rathe. Es ward ihm aber zur Antwort, es stände ja in eines Jeden Gefallen, was und wieviel er geben wolle, und man müsse die Bürgerschaft mit den vielen Opfern nicht überhäufen. Darüber wurde der Zank sehr groß, bis der Kirchherr in seinem Hochmuth und Zorne aus der Stadt ritt, und denen von Stralsund entsagte, worauf er Viele aus seiner Freundschaft vom Adel aufbrachte, und damit am

Tage Hieronymi des Jahres 1407 mit drei Fähnlein und dreihundert gerüsteten Pferden vor die Stadt zog. Diese umschloß er, und er verheerte mit Feuer und Schwert alle Dörfer und Höfe, die um die Stadt lagen, und was er an Bürgern draußen fand, dem hieb er Hände und Füße ab und ließ sie liegen. Und als er nichts mehr vor der Stadt zu thun sah, stieg er vom Pferde, und tanzte in voller Rüstung, den Sundischen zum Spotte.

Als der Kirchherr also hausete, da stellten sich seine drei Unterpfarrer, die in der Stadt geblieben waren, auf den Markt und spotteten der Bürger, und sagten von dem Feuer, das man von allen Seiten aus den brennenden Dörfern und Höfen aufsteigen sah: Sehet, das sind die Seelenlichter, die Euch Euer Kirchherr anzündet; dazu müßt Ihr noch opfern! Darüber ergrimmte das Volk, und sie jagten die sämmtlichen Pfaffen der Stadt in ein Haus, pfählten dieses zu, und wollten sie darin verbrennen. Dem widersetzte sich aber der Rath, den Leuten mit weinenden Augen vorstellend, daß ja nicht alle diese Priester Schuld an dem Unglücke der Stadt hätten. Anfangs hörte darauf Niemand, in die Länge aber wirkte es so viel, daß sie nur die drei spottenden Unterpfarrer behielten, die andern aber, deren über hundert waren, los ließen. Jene drei schleppten sie auf den Markt, wo sie ein großes Feuer anmachten; in dieses warfen sie dieselben, und verbrannten sie zu weißer Asche, ausrufend: Zu Brand habt Ihr Lust gehabt, nun habt Ihr Brand bekommen!

Für solchen Frevelmuth erging es den Sundischen sehr schlecht. Denn der Sache nahm sich der Bischof von Schwerin an; der bewirkte, daß der Papst zu Rom die Stadt Stralsund in den Bann that, in welchem sie zu ihrem großen Schaden über 7, oder wie Andere wollen, über 20 Jahre verblieben ist. Als sie sich endlich aus

denſelben auslöſeten, mußten ſie zur Strafe, nebſt Erlegung einer großen Summe Geldes, ein neues Gewölbe in dem Dome zu Schwerin bauen, und daran ſchreiben laſſen, daß ſie das hätten bauen müſſen um ihrer Miſſethaten willen. Und dann wurde ihnen zur Strafe angeſetzt, daß zu ewigen Zeiten kein Biſchof von Schwerin in der Stadt ſollte Meſſe leſen, und daß keinem Todten die Vigilien ſollten geſungen, ſondern nur heimlich im Hauſe geſprochen werden, wie oben geſagt iſt. Solche Strafe hat gedauert, bis daß Doctor Martin Luther eine andere Ordnung gemacht hat.)

Kantzow, Pomerania, I. S. 439—444.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 274. 275.

104. Der Landvogt Barnekow.

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte in der Stadt Stralſund, welche ſich gerade damals wieder durch ihre Widerſetzlichkeit gegen ihren Landesfürſten auszeichnete, ein Bürgermeiſter, Namens Otto Fuge, ein eben ſo unruhiger, als herrſchſüchtiger und gewaltthätiger Mann. Die Stadt hatte, in Folge mannigfacher Unruhen, kaum dem Herzoge von Neuem gehuldigt, als er es ſchon wieder unternahm, ſie gegen denſelben aufzuwiegeln. Er ſchrieb zu dem Ende einen Landtag nach Stralſund aus, wozu er Abgeordnete aus den übrigen Städten und die Eingeſeſſenen vom Adel des Landes entbot.

Als der Herzog Wartislav IX. von dieſem Landtage erfuhr, befahl er ſeinem Rathe, dem Landvogt auf Rügen, Raven Barnekow, ſich nach Stralſund zu begeben, um das Betragen der zuſammenberufenen Stände zu beobachten, und zu ſehen, was Otto Fuge werde beſchließen laſſen. Die Verſammlung der Abgeordneten fand ſtatt auf dem offnen Markte, wo ſich große Haufen von Menſchen zu-

sammengefunden hatten. Unter diesen war auch der Landvogt Barnekow. Als Alle beisammen waren, hielt der Bürgermeister eine Anrede an sie, und erklärte laut und vor mehr denn tausend Menschen den Herzog Wartislav für einen Landesverräther, dem man nicht ferner gehorchen könne.

Da trat Raven Barnekow unerschrocken vor den Bürgermeister hin, und strafte ihn Lügen mit eben so lauter Stimme, indem er demselben vorwarf, daß er selbst ein Verräther sey an seinem Herrn und an seinem Lande.

Der Bürgermeister gerieth durch eine solche kühne und öffentliche Beschimpfung in eine unbeschreibliche Wuth. Er ließ sofort den Landvogt sammt dessen Secretair und Notar in Haft nehmen, und klagte sie bei dem Gerichte der Stadt an als Spione und Verräther. Das Gericht, abhängig eben so sehr von dem strengen und mächtigen Bürgermeister, als von der Stimmung des aufgeregten Volkes, gab der Anklage Statt, und verurtheilte den Herzoglichen Landvogt, trotz aller seiner Protestationen, zu dem Tode durchs Rad. Der unglückliche Barnekow wurde darauf zuerst an ein Pferd gebunden und durch alle Straßen der Stadt geschleift. An jeder Straßenecke ließ der Bürgermeister ausrufen: Dieser sey ein Verräther der Stadt und sein Herr mit ihm! Dem widersprach aber jedesmal der Landvogt, indem er mit dem festen Muthe, der ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verließ, entgegen erklärte: der Bürgermeister Otto Fuge sey ein Lügner und selbst der Verräther. Danach wurde er nebst seinem Secretär, welcher Heinricus hieß, und seinem Notar, Namens Wannemer, gerädert, und sein Leichnam wurde auf das Rad geflochten. Dies geschah im Jahre 1453. Seine Gebeine blieben mehrere Jahre auf dem Rade.

Otto Fuge, nachdem er sich ganz von seinem Herren losgesagt hatte, führte unterdeß ein höchst grausames und empörendes Regiment in der Stadt, so daß die Stralsunder es nicht ferner ertragen konnten und ihn, nach manchen Streitigkeiten, mit seinen Anhängern aus der Stadt vertrieben. Er entfloh nach Dänemark, wo er bis an seinen Tod ein unstätes und flüchtiges Leben hat führen müssen. Die Stadt unterwarf sich darauf wieder ihrem rechtmäßigen Herrn.

Es wurden jetzt auch die Gebeine des hingerichteten Landvogts vom Rade abgenommen und nach Greifswald gebracht, wo sie in der St. Nicolaikirche beigesetzt wurden.

So weit wird diese Geschichte von allen Pommerschen Chronisten und Geschichtschreibern übereinstimmend erzählt. Diesem hat die Sage durch den Mund des Volkes Folgendes hinzugesetzt:

Nachdem die Stadt Stralsund sich dem Herzoge unterworfen hatte, machte dieser ihr auf Bitten der Söhne des Landvogts, zur Bedingung, daß die Gebeine des Hingerichteten durch die Bürger der Stadt von Stralsund nach Greifswald feierlich sollten getragen werden. Dabei soll er ihnen ferner befohlen haben, daß sie nur einmal, nämlich auf der Hälfte des Weges in dem Dorfe Rheinberg, stille halten durften. So ist es denn auch geschehen. Ueber sechshundert Stralsunder Bürger haben den Sarg mit den Gebeinen getragen; nur in Rheinberg haben sie sich ausruhen dürfen, dann haben sie weiter getragen in einem Zuge, bis an die Neuenkircher Brücke vor Greifswald. Hier haben andere Leichenträger den Sarg in Empfang genommen, und ihn mit großen Feierlichkeiten in die Nicolaikirche getragen. Dabei erzählt man sich, daß in demselben Augenblicke, als an der Neuenkircher Brücke der Sarg von der Bahre abgenommen ist, die Stralsunder

noch die ganze Bahre mit blanken Gulden haben bedecken müssen, so viele deren aufgehäuft darauf haben liegen können. Auch das hatte ihnen der Herzog zur Bedingung gemacht. An den beiden Stellen, wo die Leiche in Rheinberg und vor der Neuenkircher Brücke niedergesetzt war, wurden zum Andenken Steine aufgerichtet. Diese sieht man dort noch; sie stehen dicht an der Chaussee von Greifswald nach Stralsund.

Mündlich.

103. Der Dänholm bei Stralsund.

Nahe bei der Stadt Stralsund, rechts wenn man von der Stadt nach Altefähr auf Rügen schifft, liegt ein kleines, lustiges Eiland, der Dänholm geheißen. Diesen Namen hat es vor ungefähr 500 Jahren erhalten. Damals waren zu einer Zeit die Dänen mit einer großen Anzahl von Schiffen des Nachts auf dieses Eiland gekommen, um von da aus unversehens die Stadt zu überfallen. Sie waren zwar von einigen Schiffern gesehen worden, und diese machten auch gleich dem Rath Anzeige von der Ankunft des Feindes. Allein die Stadt hatte zu damaliger Zeit kein einziges Schiff zu Hause, als nur die kleinen Fischerböte. Die muthigen Stralsunder verzagten darum aber nicht, sondern sprangen rasch in die kleinen Böte hinein, um dem Feinde zuvorzukommen, und ihn zu verjagen, ehe er noch die Stadt angegriffen hätte. Das hatten die Dänen nicht erwartet. Sie lagen ruhig auf der kleinen Insel und rathschlagten, wie sie am besten die Stadt überfallen möchten, da wurden sie auf einmal selbst überfallen. Allein sie wehrten sich doch tapfer, und weil sie große, wohlausgerüstete Fahrzeuge hatten, die Stralsunder aber nur in den kleinen Fischerböten waren, so mußten die Letzteren am Ende weichen, und sie flohen nach

der Stadt zurück. An dem Wasser aber standen die Weiber und Kinder aus der Stadt, und wie die die Ihrigen fliehen sahen, da schalten sie dieselben, und schrieen sie zornig an, und ermahnten sie, sich besser zu wehren. Darüber schämten sich die Bürger denn, und sie sind wieder umgekehrt, und haben in ihrer Verzweiflung den Dänen so tapfer zugesetzt, daß kaum drei oder vier Schiffe davon gekommen sind. Von da an hat die Insel der Dänholm geheißen. Zum Andenken dieses Sieges wird noch alljährlich in Stralsund ein großes Fest gefeiert, an welchem die Bürger, festlich geschmückt, mit fliegenden Fahnen und unter freudigem Kanonendonner den Dänholm umschiffen. Es werden dazu aber nur Fischerboote genommen, weil diese den Sieg gewonnen haben.

Karl Lappe, Pommerbuch, S. 23, und mündlich.

106. Herzog Wallenstein vor Stralsund.

Der Friedländer, nachdem er mit seinen großen Heeren das ganze nördliche Deutschland überzogen hatte, und das Glück ihm überall günstig gewesen war, faßte, wie männiglich bekannt, in seinem Uebermuthe den Plan, sich an der Ostsee ein eignes Reich zu stiften, in welchem er, unabhängig von Kaiser und Reich, als König regieren wollte. Dazu war ihm ganz besonders daran gelegen, die mächtige und reiche Stadt Stralsund zu besitzen. Er verlangte daher zuerst hinterlistiger Weise von der Stadt, daß sie Soldaten von ihm einnehmen solle. Das verweigerten die Stralsunder, und der Herzog zog nun mit einer großen Kriegesmacht vor die Stadt, um sie mit Gewalt einzunehmen. Er schwur in seinem Zorne, daß von der Stadt Stralsund nichts übrig bleiben solle, und wenn es ihm auch hunderttausend Mann und sein eignes Leben kosten solle, und er müsse sie haben, wenn sie auch mit Ketten an den Himmel geschlossen

wäre. Mit solchen Schwüren kam er am 27. Juni 1628 vor der Stadt an. Er legte sein Hauptquartier in das Hainholz, und ließ noch denselben Tag Sturm laufen. Allein die Stralsunder hatten Hülfe von den Dänen und Schweden bekommen, und wehrten sich so tapfer, daß die Kaiserlichen nichts ausrichten konnten. Auf einen Tag verloren sie 500 Mann, und auf einen andern sogar 1500. Da wurde der Herzog immer zorniger, und er verschwor sich, daß er den König von Schweden mit Ruthen aus dem deutschen Reiche jagen wolle, und wenn er die Stadt bekomme, so wolle er des Kindes im Mutterleibe nicht schonen.

In solchen Schwüren saß er eines Tages in seinem Gezelte, welches im Hainholze unter einer Eiche errichtet war. Um ihn saßen seine Generale und Offiziere, und er hatte gerade ein Glas mit Wein in der Hand, und wollte dasselbe zum Munde führen; da kam auf einmal eine Paßkugel aus der Stadt, die das Glas traf, und es ihm vor dem Munde in tausend Stücke zerschlug. Das ist ihm ein Zeichen gewesen, daß er hier solle zu Schanden werden, und daß er gegen Stralsund seine Drohungen nicht ausführen könne. Er brach daher sein Lager straks auf, und zog nach Mecklenburg zurück, nachdem er 12,000 Mann vor der Stadt verloren hatte.

Die Eiche, unter welcher das Zelt des Herzogs gestanden, und unter welchem ihm Jenes passirt, steht noch, und es liegt jetzt zum Andenken der Begebenheit ein Stein an der Stelle. Auf diesem wird alljährlich am 24. Julius, als an welchem Tage der Friedländer abzog, und die Stralsunder das Wallensteinsfest feiern, lustig und fröhlich von den jungen Bürgern und Jungfrauen der Stadt getanzt.

K. Lappe, Pommerbuch, S. 39 bis 41, und mündlich.

107. Der Katzenritter zu Stralsund.

Es war in früheren Zeiten in vielen Städten gebräuchlich, daß zu Fastnachten der Rath den Bürgern ein öffentliches Schauspiel zum Besten geben mußte. So gab zu einer Zeit, es war im Jahre 1414, der Rath der Stadt Stralsund seinen Bürgern auf Fastnacht ein gar ergötzliches Spiel, welches man das Katzenbeißen nannte. Es wurde nämlich an dem Pranger, der auf dem alten Markte, jetzt der Hauptmarkt, stand, eine Katze angebunden; mit dieser mußte sich ein Mensch, wie man sagt, ohne alle Wehr und Waffen, beißen und streiten, welchem Kampfe der gesammte Rath und Bürgerschaft zusahen, und vieles Ergötzen daran hatten. Da der Mensch zuletzt die Katze todt gebissen hatte, schlug ihn Herr Johann Külpen zum Katzenritter. Dieser Herr Johann Külpen war ein Bürgermeister zum Sunde, und selbst ein Ritter; der konnte selbst Zehnt aus seinem Hause wehrhaft reiten.

Vgl. Stralsundische Chroniken, herausgegeben von Mohnike und Zober, S. 177.

Baltische Studien, dritter Jahrgang, erstes Heft, S. 231—234.

108. Der Kampf der Blinden in Stralsund.

In dem Jahre nachher, als der Katzenritter die Katze todt gebissen, also im Jahre 1415, gab der Rath zu Stralsund der Bürgerschaft zu Fastnachten ein Schauspiel, welches fast noch ergötzlicher war, als jenes. Er ließ nämlich auf dem alten Markte alle Blinden aus der Stadt zusammenkommen. Die bekamen jeder eine Keule, und dann wurde ein Schwein in ihre Mitte gebracht, das sie mit den Keulen todtschlagen sollten. Rund um sie her waren Planken gezogen, daß ihnen das Schwein nicht entlaufen konnte. Da gab es denn einen gewaltigen, aber für das

versammelte Volk sehr vergnüglichen Spektakel. Denn anstatt das Thier zu treffen, schlugen die blinden Menschen mit ihren Keulen auf einander los, daß sie Löcher und Beulen davontrugen. Anfangs ließen sie sich dadurch in ihrem Eifer nicht stören; auf die Dauer wurden sie aber doch zaghaftig, und nun fühlten sie zuerst vorsichtig mit der Keule hin, wo das Schwein stände, bevor sie zuschlugen. Da tödteten sie es denn zuletzt.

Ein so lachendes Fastnachtsfest hatte man in Stralsund noch nicht erlebt.

Vgl. Stralsundische Chroniken, von Mohnike und Zober, S. 8. 9.

109. Der Büttel und die grauen Mönche zu Stralsund.

Im Jahre 1516 starb zu Stralsund ein Büttel, Namens Matthias. Er war ein großer Mann mit einer absonderlich großen Nase, wie man unter vielen hundert Menschen kaum eine wiederfindet. Er war aber auch ein sehr gottesfürchtiger und frommer Mann, weshalb er ein gutes Gerücht unter den Bürgern hatte und mit ihnen zu Bier saß, und ihm Niemand etwas dagegen sagte. Als er zum Sterben kam, sandte er zu den Mönchen im grauen Kloster, um ihm die Beichte zu hören und die letzte Oelung zu geben. Es kam auch der Guardian des Klosters selbst zu ihm, benamet Johann Wrede, aus Lübeck gebürtig, und reichte ihm die Sacramente, worauf er am anderen Tage starb.

Weil er nun Zeit seines Lebens ein so gottesfürchtiger Mann gewesen, und jedermann ihm zugethan war, so sollte er ein ehrliches Grab bekommen, ob es gleich der Büttel war. Allein dagegen weherten sich die Geistlichen der Stadt; die drei Capellane der drei Stadtkirchspiele traten zusammen bei dem Offizial, Herrn Johann Togge,

und dieſer befahl darauf, daß man die Leiche auf keinem geweiheten Kirchhofe begraben ſolle, damit der Büttel, ſo wie er im Leben mit den anderen Chriſten keine Gemeinſchaft durch die Sacramente gehabt habe, ſo auch im Tode keine Gemeinſchaft mit einem Chriſten haben ſolle. So wollten ſie ihn nur auf ungeweihetem, offenem Felde begraben.

Das that Vielen leid, die ihn gern in geweiheter Erde geſehen hätten. Sie wußten aber nicht, wie ſie zu ihrem Wunſche gelangen ſollten. Da kamen auf einmal des Nachmittags um zwei Uhr zur Vesper die grauen Mönche in die Büttelei. Sie kamen mit allen ihren Brüdern, und zogen ihm eine graue Kappe an, ſo wie ſie ſelbſt trugen, und holten ihn alſo nach ihrem Kloſter. Sie ſangen ihm vor und trugen ein Kreuz vor ihm her, wie bei jeder anderen chriſtlichen Leiche. Vier Laienbrüder trugen ihn, und viel Volks folgte. Alſo trugen ſie ihn in ihren Kreuzgang, allda begruben ſie ihn, wie Einen von ihren Brüdern. So vermeſſen waren damals die grauen Mönche. Nach dem Verbote des Offizials fragten ſie nichts, und ſie erwiderten darauf: Wer ihr Kleid anziehe, der werde ſelig und nicht verdammt, das habe Franziscus von Gott gewonnen; — „vam Duvel, wert se menen," ſetzt der evangeliſche Chronikant hinzu, dem dieſe Sage entnommen iſt.

Vergleiche Stralſundiſche Chroniken, von Mohnike und Zober, S. 221. 222.

110. Der gotteslästerliche Organiſt zu Stralſund.

Bald nach der Reformation lebte zu Stralſund ein Organiſt, Namens Herr Peter Kulen, der ein großer Läſterer des göttlichen Wortes war. Denſelben traf einmal für ſeine Läſterungen eine ſehr harte Strafe. Denn nachdem er im Jahre 1543 auf Heiligen drei Königen Tag des

Morgens in der Kirche, da er spielen sollte: „Christus unser Heiland," das weltliche Lied angestimmt und zum Aergerniß der Gemeinde durchgespielt hatte: „Ich sah den Herrn von Falkenstein, aus seiner Burg wohl reiten u. s. w."; brannte ihm auf einmal noch an demselbigen Abend zwischen 8 und 9 Uhr sein ganzes Haus ab. Daß dies eine rechte Strafe Gottes gerade für ihn war, konnte man daraus ersehen, daß das Feuer blos ihn traf und sonst nicht weiter um sich griff.

Stralsundische Chroniken, von Mohnike und Zober, S. 78. 79.

111. Der Teufel in der Nicolaikirche in Stralsund.

Im Jahre 1528 lebte zu Stralsund eine Magd, so vom bösen Geiste besessen war. Sie war bisher immer eine stille und ordentliche Person gewesen; auf einmal aber, da sie eines Tages in der Küchen Kessel und Grapen von der Wand nehmen wollte, selbige zu scheuern, warf sie die herab auf die Erde, sah sehr gräulich, und rief mit lauter Stimme: Ich will heraus! Man vermerkte darauf die Gelegenheit, daß sie vom Teufel besessen wäre. Ihre Mutter nahm sie derohalben zu sich, und sie wurde etliche Male auf einem Schlitten in die St. Nicolauskirche geführt, den bösen Geist von ihr auszutreiben. Wann die Predigt beendigt war, ward er beschworen. Da befand es sich denn aus seiner Bekenntniß, daß die Mutter der Magd einmal auf dem Markte einen frischen sauren Käse gekauft, den sie in den Schrank gesetzt hatte. Die Magd war in Abwesenheit ihrer Mutter an den Schrank gekommen, und hatte von dem Käse ein gut Theil gegessen. Als nun nachher die Mutter das gesehen, hat sie demjenigen, der bei dem Käse gewesen, den bösen Geist in den Leib

geflucht. Von Stund' an hat dieser in der Magd hausgehalten.

Nun war es sonderbar, daß die Magd seither zum heiligen Abendmahl gegangen war. Als man den Teufel hierüber befragte, hat er zur Antwort gegeben: Es liege wohl manchmal ein Schalk unter der Brücke und lasse einen frommen Mann über sich hingehen; während die Magd das Abendmahl genossen, habe er ihr unter der Zungen gesessen.

Selbiger böser Geist konnte lange Zeit nicht aus der Magd herausgebannt werden. Denn obzwar er viel von dem Prediger beschworen wurde, auch männiglich in der Kirche auf die Kniee gefallen und fleißig und andächtig gebetet, so hat er doch mit dem Austreiben nichts als Spott und Kurzweil getrieben. So hat er oft gesagt: Ja, er wolle weichen, er müsse auch wohl räumen; aber er hat allerlei gefordert ihm zu erlauben, daß er es mitnehmen dürfe; wann ihm dann nun das Eine abgeschlagen wurde, so hatte er gleich das Andere bei der Hand. Es stand Einer in der Kirchen, der den Hut aufbehalten hatte; da forderte er von dem Prediger, daß er den Hut dem Menschen vom Kopfe nehmen und mit sich führen dürfe. Aber der Prediger trug mit Recht Sorge, wenn er ihm den Hut gestattet, so hätten mit dem Hute auch Haut und Haar davongehen müssen. Letztlich aber, als er vermerkte, daß seine Zeit verflossen, und unser Herr Gott das Gebet der Leute gnädiglich erhöret, forderte er spöttisch eine Scheibe aus dem Fenster über der Thurmuhr. Die wurde ihm verstattet, und nun sah man alsbald, wie mit einem großen Klange die Raute sich aus dem Fenster gelöset, und mit dem Teufel davon geflogen ist. Nach der Zeit hat man nichts Böses weiter bei der Magd verspüret,

welche auf einem Dorfe einen Mann bekommen, von dem sie viele Kinder gezeuget.

Saſtrow Lebensbeſchreibung, Th. I. S. 71—74.

112. Der Blutregen in Stralſund.

Am 16ten Junius des Jahres 1597 fiel in und bei der Stadt Stralſund über Nacht ein ſtarker Blutregen. Man fand am anderen Morgen, beſonders in etlichen Gärten vor dem Frankenthore, die Bäume, Kräuter, Laub und Gras mit dicken Blutstropfen bedeckt, und da wo kein Gras geſtanden, die Erde mit Blut beſprengt und gefärbt. Auch ein Bettkiſſen, welches über Nacht in einem Garten liegen geblieben war, fand man voller Blutstropfen, und als man die auswaſchen wollte, zertheilten ſie ſich in kleine Kreuze, ſo aus dem Zeuge nicht herausgingen. Das Merkwürdigſte aber war, daß die Fiſcher aus dem Grunde des Waſſers Steine heraufzogen, auf denen Blutstropfen waren, die alſo nicht einmal von dem Waſſer, darin ſie gelegen, hatten können abgeſpült werden.

Am 3. Juli deſſelben Jahres regnete es abermal Blut in Stralſund.

Zum Glück hat man keine Bedeutung dieſer ſchrecklichen Zeichen verſpüren können.

Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. IV. S. 98.

Wahrhafftige erſchreckliche newe Zeitung und Geſchichte, ſo ſich auſſer und in der Stadt Stralſundt dieſes jetztlauffendenden 97. Jahres der minderzall zugetragen und begeben. Als das es zu unterſchiedlichen malen Blut und Schwefel geregnet, auch Fewer vom Himmel auff St. Marien Kirche daſelbſt gefallen ꝛc. Gryphiswaldt, gedruckt durch Auguſtin Ferber, Anno M.D.XCVII.

113. Der Calands-Ornat zu Stralſund.

Auf der Achtmanns-Kammer zu Stralſund befinden ſich zwei Schränke, die „Calandsſchränke“ geheißen. Sie ſtammen aus der Zeit, in welcher zu Stralſund ſich eine

Calandsbrüderschaft befand, der sie gehört haben. Beide Schränke sind von mittler Größe, mit doppelten Thüren, und ruhen auf tischhohen Füßen. Die Thüren sind auswendig bemalt; auf der Einen steht ein Mann in vollem Priesterornate, mit einem Buche unter dem linken Arm, die rechte Hand zum Segensprechen aufgehoben. Auf der andern ist ein Mann in weltlicher Kleidung abgebildet, einen speerähnlichen Stab in der Hand, und vor sich einen Knaben, der ein Buch hält. In diesen Schränken liegen zwei Chorhemden, ein Meßgewand, eine Mütze, ein Calandsbeutel und ein kleines fein gesticktes Kissen, an den Enden wie eine Bratwurst zusammengebunden. Die Chorhemden und das Meßgewand sind von starker, schwerer Seide, und reich mit Gold in Gestalt von allerlei künstlichen Figuren durchwirkt. Auf dem einen Hemde ist in dieser Art der Erlöser am Kreuze mit den Aposteln dargestellt. Die Mütze ist von geblümtem seidenen Zeuge, an beiden Seiten aufgeschlagen, und glatt an den Kopf anschließend. Der Beutel ist reich gestickt. Er diente zum Tragen des Gebetbuchs, weshalb er auch gewöhnlich „Booksbeutel" genannt wurde. Das Alles ist das Ornat eines ehemaligen Calandsbruders.

Warum es in den Schränken noch aufbewahrt wird, weiß man nicht mehr. Aber so viel ist gewiß, daß es eine besondere Bewandniß damit haben muß, und daß Keiner ungestraft damit seinen Spott treiben darf. Das hat vor mehreren Jahren ein Bürgermeister in Stralsund erfahren. Der bekleidete sich einst aus Uebermuth mit diesem Ornate, ungeachtet ihn Alle warnten, und ihm vorhersagten, es werde ein Unglück daraus entstehen. Denn ein Bürgermeister von Stralsund ist etwas übermüthiger Natur. Aber am anderen Morgen fand man ihn todt in seinem Bette.

Vgl. Pommersche Provinzialblätter, von Haken, IV. S. 90. 91.

114. Die arme reiche Frau.

Vor vielen Jahren lebte in der Stadt Stralsund ein Kaufmann und Rathsverwandter, Namens Wolf Wolflamm. Derselbe war so reich, daß man seines Gleichen an der See nicht gefunden hat. Aber er war auch hochmüthig und verschwenderisch, also daß er eine Schaubank von Silber hielt, und an seinem Brauttage von seinem Hause bis zur Kirche das feinste englische Tuch auf die Straße legen ließ, und darauf zur Kirche ging. Besonders aber hat sein Weib sich herlich gehalten, und weit mehr als ihrem Stande gemäß. Dafür traf sie der Zorn des Himmels. Denn nachdem ihr Mann Wolf Wolflamm in seinem Reichthum gar zu übermüthig und trotzig geworden und deshalben in einem Streit von Einem von Zaum auf dem Kirchhofe zu Bergen in Rügen erschlagen war, wurde sie so zerrsam und liederlich und ergab sich aller Art der Verschwendung und Völlerei, daß sie Alles durchbrachte, bis auf eine silberne Schale. Diese hat sie nicht verkaufen wollen, damit sie doch etwas von ihrem vorigen Glanze und Vermögen behielte. Mit dieser Schale hat sie zuletzt müssen betteln gehen, bis sie in dem größten Elend und Armuth verstarb. Bei dem Betteln hat sie die Worte im Gebrauch gehabt: Man solle der armen reichen Frau doch um Gotteswillen ein Stück Brod geben. Darum hat sie solchen Namen erhalten. Sie soll gewohnt haben bei dem alten Markte, in dem Hause, da vor vielen Jahren noch der gemalte Gang an das Haus gebaut war. Man sagt auch von ihr, daß sie nur das feinste und weichste Rigaische Flachs auf dem heimlichen Gemache gebraucht habe. Wie sie nun in ihr großes Elend gerathen war, da hat sie einstmals ihre frühere Dienstmagd um Gotteswillen angerufen, sie möge ihr Leinentuch zu einem Hemde schenken,

indem sie ein solches nicht mehr auf dem Leibe gehabt. Die Magd hat ihr dasselbe auch gebracht, dabei aber gesagt: Sehet Frau, das Garn, davon dieses Leinen gemacht, habe ich von dem Flachs aufgehoben, das Ihr so sündhaft auf dem Gemache zu brauchen pflegtet.

Th. Kantzow, Pomerania, I. S. 451.
Micrälius, Altes Pommerland, I. S. 276.
Cramer, Gr. Pomm. Kirch. Chron. II. S. 82.
Saftrow Lebensbeschreibung, I. S. 104.

115. Die Straßenbeleuchtung in Stralsund.

Die Straßen der Stadt Stralsund, die doch zum großen Theil finster und enge genug sind, wurden in früheren Zeiten auch an den dunkelsten Abenden nicht erleuchtet, und das Schlimmste war, daß die Leute, wenn sie des Abends ausgingen, auch nicht einmal Laternen mitnahmen. Solches Unwesen wollte der Prinz von Hessenstein, als derselbe General-Gouverneur von Stralsund geworden war, nicht ferner dulden. In Gutem konnte er nichts ausrichten; er befahl daher, daß Jeder, der nach Sonnenuntergange auf die Straße gehe, eine Laterne bei sich tragen solle, wenn es auch heller Mondschein sey; wer dem Befehle zuwider handele, solle auf die Wache gebracht werden. Die Stralsunder wollen aber schon seit uralten Zeiten sich nur von ihrem Rathe befehlen lassen, und weil der General sich an diesen nicht gewandt hatte, so war der Erfolg, daß zwar alle Leute mit Laternen gingen, aber kein Licht darin hatten. Nun befahl der General, man solle mit Laternen gehen, und auch ein Licht darin haben. Auch dies geschah pünktlich, aber es hatte Keiner das Licht angezündet. Der erzürnte Fürst befahl darauf, daß man auch das Licht in der Laterne anzünden solle. Aber jetzt trugen die Leute ihre Laternen unter den Mänteln, oder

sie steckten Lichterchen an, so klein, wie Johanniswürmchen, oder sie trieben sonst allerlei Spott, bis sich zuletzt der Rath ins Mittel legte.

Zöllners Reise durch Pommern und Rügen, S. 192. 193.

116. Der Name Greifswald.

Man hat viele verschiedene Erzählungen darüber, woher der Name Greifswald stammen möge, so wie das Wappen der Stadt, welches in einem Greife besteht. — Einige meinen, es hätten in alten Zeiten, als der Rykfluß, an welchem die Stadt liegt, schiffbar gewesen, an der Stelle der jetzigen Stadt viele Seeräuber gewohnt, und weil nun auf Gothisch ein Seeräuber Grife oder Gripe heiße, so habe die Stadt davon ihren Namen bekommen. — Andere sagen, in der Gegend, wo jetzt die Stadt stehe, habe früher ein altes adliges Geschlecht gewohnt, welches Gripes geheißen, und welches wegen seiner vielen Räubereien zuletzt ausgerottet sey. Weil nun ein Theil von dem Walde, in welchem nachher die Stadt erbauet, dieser Familie zugehöret, so habe man die Stadt Gripeswald, und späterhin Greifswald genannt.

Noch Andere erzählen sich folgende Geschichte: An der Stelle, wo gegenwärtig die Stadt Greifswald liegt, war vor Zeiten ein großer, dichter Wald. Rund um denselben war Alles wüst und unbebaut, und es blühete nur die Gegend um das Kloster Eldena, welches nicht weit von dem Ausflusse des Ryks in die See liegt. Die Mönche dieses Klosters wollten dazumal eine Stadt anlegen, die zwar nicht weit von dem Kloster, aber besser im Lande liegen sollte. Sie schickten daher zu einer Zeit einige Leute aus, die einen guten Platz für die Stadt suchen sollten. Diese gingen immer den Rykfluß hinauf, bis sie nach einer Weile an eine schöne Stelle gelangten, welche

ihnen gar herrlich dünkte, um allda die Stadt anzulegen. Sie begaben sich daher, um den Platz genauer zu untersuchen, von dem Ufer des Flusses ab, seitwärts in den Wald hinein, der sich dort befand. Auf einmal fanden sie daselbst auf einem abgebrochenen Baumstamme ein Nest, in welchem ein großer vierfüßiger Greif mit einem doppeltem Schwanze saß und brütete. Dies schien den Abgeordneten des Klosters ein gutes Zeichen zu seyn, und es wurde nun um so mehr beschlossen, an dieser Stelle die Stadt zu erbauen, welches auch geschah.

Der Platz, wo man das Greifennest gefunden, ist in dem Theile der Stadt gewesen, welcher jetzt der Schuhhagen heißt, und welcher bekanntlich die älteste Gegend der Stadt ist. Hier sind von den ältesten Zeiten her viele schreckliche Geschichten vorgefallen, und es ist auch jetzt noch immer nicht sicher daselbst. Früher hat der vertriebene Greif noch manches Kind da geholt und gefressen. Späterhin hat man da allerlei fürchterliche Gestalten gesehen. Bald ging des Nachts ein großes Weib herum mit einem Bunde Schlüssel, womit sie rasselte, und eine Heerde Ferkel vor sich hertreibend; bald sah man ein anderes Frauenzimmer mit einer Heerde schneeweißer Gänse. Bald setzte sich dort ein schwarzer Rappe, manchmal auch ein weißer Schimmel den Leuten auf die Schultern und drückte sie, daß ihnen das Blut aus Mund und Nase kam.

Joh. Bugenhagii Pomerania, p. 55.

v. Schwarz, Pommersche Städte-Geschichte, S. 98 folg.

Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1818, Nr. 37. und mündlich.

117. Der Rechtsspruch zu Greifswald.

In dem Jahre 1451 hat sich zum Greifswalde ein sehr seltsamer und erbärmlicher Fall begeben. Es lebte

daselbst ein Knochenhauer, der etliche kleine Kinder hatte. Darunter waren zwei Knaben, der eine drei, der andere vier Jahre alt. Diese hatten oft gesehen, wie ihr Vater das Vieh schlachtete, und spielten daher wohl zusammen, daß der älteste zu dem jüngsten sagte: er solle sich hinsetzen, so wolle er den Ochsen schlachten; welches das Kind dann gethan, und hat es der älteste mit der Faust umgestoßen. Also hatten sie ihr Spiel gehabt. Da hat sich's aber einmal zugetragen, daß Niemand zur Hand, und die Kinder allein gewesen; und wie sie so spielten, hat der älteste zu dem jüngeren gesagt: ei, das puffet nicht! Und ungefähr liegt nicht weit davon ein Beil. Das holet er sich und sagt: Brüderchen, das soll puffen! und schlägt das Kind mit dem Beil vor den Kopf, daß es von Stund' an todt bleibt. Den Eltern war das ein großes Herzeleid. Sie wurden aber noch bekümmerter, als der Rath das Kind wiederum hat wollen tödten lassen, weil es Menschenblut vergossen. Sie baten und fleheten bei dem Rath, und stellten vor, es sey ihnen Jammer genug, daß sie das eine Kind verloren hätten, sollten sie nun auch noch das andere verlieren, das könne ihr Herz nicht aushalten.

Darüber gerieth denn der Rath in große Sorge, weil er doch auch der Gerechtigkeit wollte ihren Lauf lassen. Zuletzt aber beschloß er zu versuchen, ob denn das Kind wohl die Gefahr verstände, die es an dem Bruder geübt. Derohalben scherzten sie mit ihm, und sagten, es solle sich setzen, man wolle ihm den Ochsen schlachten, wie es seinem Brüderchen gethan. Da verstand das Kind kein Böses, und setzte sich hin; darum ließen sie es am Leben.

Kantzow, Pomerania, II. S. 74. 75.

118. Der Wettlauf um das Opfergeld.

Vor der Stadt Greifswald stand ehedem eine Capelle, so der heiligen Gertrud geweihet war. Einstmals war das Fest der Heiligen gefeiert, und es waren von den Gläubigen viele und reiche Gaben eingekommen. Diese lagen noch auf dem Hochaltar ausgebreitet, wo sie der Priester, welcher bei der Kapelle angestellt war, einsammeln sollte, um sie zu dem Gotteskasten abzuliefern. Wie dieser Priester nun aber nach beendigtem Feste ganz allein in der Kirche war, da faßte ihn der schnöde Geiz, und er trachtete, die frommen Gaben sich anzueignen. Er nahm deshalb, weil er zugleich ein frecher, übermüthiger Gesell war, das Bild der Heiligen von dem Altare, auf welchem es hing, und stellte es an den Eingang der Capelle, dem Hochaltare gegenüber. Dann sprach er zu dem Bilde: Nun wollen wir in die Wette laufen, und wer von uns Beiden der Erste bei dem Altare ist, dem sollen alle die Gaben zu eigen seyn. Nachdem er die Worte gesprochen, fing er an zu laufen; aber auf einmal erhob sich auch das Bild und lief neben ihm vorbei, und war früher wieder an seinem Platze auf dem Altare, als der Priester nur bis mitten in die Capelle gekommen war. Den geizigen Menschen erschreckte dies Wunder aber nicht; er wurde vielmehr zornig, und nahm das Bild wieder von seinem Platze, und stellte es wieder an den Eingang der Capelle und lief abermals mit ihm zur Wette nach den Gaben. Doch das Bild war noch geschwinder auf seiner alten Stelle, denn das erste Mal. Auch das konnte den schlechten Gesellen nicht bessern. Er nahm das Bild zum dritten Male vom Altar, stellte es an die Thür und forderte es mit höhnischen Worten auf, noch einmal mit ihm den Wettlauf zu machen. Darauf lief er wieder, und diesmal blieb er der

Sieger. Denn das Bild der Heiligen erhob sich nicht von seiner Stelle, und in seinen Augen sah man helle Thränen über die Bosheit der Menschen. Der Priester nahm nun alle Opfer, die da lagen, und trug sie nach seinem Hause.

Aber schon in der nächsten Nacht wurde er plötzlich krank, und legte sich hin, und war in drei Tagen todt. Er wurde begraben draußen auf dem Gertruden-Kirchhof, dicht bei der Capelle.

Wie nun die nächste Mitternacht gekommen war, da erschien auf einmal der Teufel auf dem Kirchhofe. Der klopfte an das Grab des Priesters, und rief ihm zu: Stehe auf, du Pfaff, und mache doch mit mir den Wettlauf! Da hatte der Todte keine Ruhe mehr im Sarge, und er mußte aufstehen. Und als er aus dem Grabe hervorstieg, da packte ihn der böse Feind mit glühenden Krallen an, um ihn fortzuziehen in sein höllisches Reich. In seiner großen Herzensangst versuchte der Geistliche zwar, die Thür der Capelle zu erfassen, vermeinend, daß die Heilige ihn schützen solle. Aber es half ihm nichts, der Teufel zerrte ihn fort, an der Capelle vorbei, über die Kirchhofsmauer hinweg, und entführte ihn unter schrecklichem Sturm und Unwetter.

Der Müller auf der benachbarten Windmühle hatte das angesehen. Er machte am anderen Tage dem Rath die Anzeige, und wie man nun hinging, so fand man die Spuren, wie der Unglückliche in die Thür der Capelle und in die Mauer des Kirchhofs hineingegriffen hatte; die Finger waren in dem harten Gestein und Holze deutlich abgedrückt. Auch die Fußstapfen des Teufels sah man tief in die Erde getreten, und wie das Gras ringsumher versengt war. Alle diese Spuren sind geblieben, und die Stellen, wohin der Teufel getreten, sind niemals wieder

mit Gras bewachsen, bis nachher die ganze Kapelle mit dem Kirchhofe verschüttet ist.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 407.
Freyberg, Pommersche Sagen, S. 32—35.

119. Das Nordfenster auf dem Nicolaithurme zu Greifswald.

Der Wächter oben auf dem St. Nicolaithurme in Greifswald muß des Nachts die Stunden durch Blasen anzeigen. Er bläst aber nur aus drei Fenstern des Thurmes, nämlich aus denen nach Süden, Osten und Westen. Aus dem nach Norden darf er nicht blasen, das leidet der Teufel nicht. Was dieser dabei hat, da hat man noch nicht hinter kommen können; aber so viel ist gewiß, daß der Teufel einmal einen Wächter, der es wagte, aus dem Nordfenster zu blasen, plötzlich im Nacken ergriff und ihn von oben aus dem hohen Fenster warf, daß er Kopf unter Kopf über flog, und unten auf der Straße todt ankam. Seitdem hat es Keiner wieder versucht, aus dem Fenster zu blasen; der Magistrat soll es auch verboten haben. Wenn der Wächter in der Nacht nur den Kopf aus diesem Fenster zu stecken wagt, so kann er sicher darauf rechnen, daß er vom Teufel eine Ohrfeige erhält.

Mündlich.

120. Hans Katte.

Die Stralsunder führen in der Umgegend häufig den Spottnamen: Hans Katte. Manche meinen, er komme von der Gewohnheit des Katzenbeißens in den Fastnachten her. Doch ist er durch folgende Begebenheit entstanden: Vor langen Jahren entstand auf einmal in der Stadt das Gerücht, daß auf dem St. Nicolaus-Kirchthurme ein Fuchs sey. Darauf liefen alle Bürger zusammen, und bewaffne-

ten sich mit Spießen und Schwertern und allerlei anderen Waffen, und zogen zu Felde gegen den Fuchs, als wenn es ein gar gefährlicher Feind wäre. Wie sie nun aber in dem Thurme ankamen und hinter dem Feinde lange Zeit gejagt hatten, da fanden sie endlich, daß sie gegen eine ganz gewöhnliche Katze zu Felde gezogen waren, die auf dem Thurme hatte mausen wollen. Die Sache wurde ruchtbar, und die Stralsunder erhielten nun von dieser verunglückten Heldenthat den Spottnamen: Hans Katte! — Herzog Philipp Julius, wenn er über die Stralsunder ungehalten war, pflegte zu sagen: Wir wollen doch sehen, ob die Greifsklauen nicht tiefer greifen, denn die Katzenklauen.

Baltische Studien, III. Jahrg. I. Heft, S. 235.

121. Greifswalder Lammsbraten.

Auch die Greifswalder haben ihren Spottnamen in der Umgegend, und der ist auf folgende Weise entstanden: Im Jahre 1429 kam die Königin Philippa von Dänemark mit einer großen Flotte unvermuthet vor Stralsund, und verbrannte alle Stralsunder Schiffe im Hafen. Von da schickte sie ihren Admiral mit 75 Schiffen nach Greifswald. Als das die Greifswalder erfuhren, geriethen sie in sehr große Angst, und liefen zusammen, und beriethen unter sich, was sie beginnen sollten, um ein gleiches Verderben, wie die Stralsunder betroffen hatte, von sich abzuhalten. Da kamen sie denn zuletzt in ihrer Angst auf den Gedanken, dem Admiral einen Lammsbraten zu schicken, um ihn dadurch zu besänftigen und für die gute Stadt geneigt zu machen. Davon bekamen sie bald den Spottnamen: „Lammsbraten".

Baltische Studien, III. Jahrg. I. Heft, S. 236.

122. Anklamer Schwinetrecker.

Den schlimmsten Spottnamen haben die Anklamer erhalten. Der Herzog hatte einmal einen Brief an die Stadt geschrieben, worin er von dieser ein Paar Schwäne verlangte. Die Anklamer mochten aber nicht gut lesen können, und verstanden, sie sollten dem Herzoge ein Paar Schweine schicken. Sie suchten daher zwei dieser Thiere auf, so groß und wohlgemästet sie dieselben nur auftreiben konnten; die schickten sie dem Herzoge zu. Sie bekamen aber davon den Beinamen: „Schwinetrecker".

Baltische Studien, III. Jahrg. I. H. S. 236.

123. Cösliner Tacksöfers.

Die Einwohner der Stadt Cöslin haben in früheren Zeiten mehrere Spitznamen gehabt. So sagte man eine Zeitlang: Horsa Cöslin! weil sie einmal gegen ihren Landesherren, Bogislav X., zwar einen muthigen, aber unbesonnenen Angriff gemacht hatten. Dann schimpfte man sie wieder Musum Cöslin! oder Mus Cöslin, weil ihr Bürgermeister Heidenreich ihnen den Rathsschatz mausete, und damit nach Lübeck entwich, der Lübecker Rath aber den Schatz in Beschlag genommen und davon einen festen Thurm gebaut hat, den man dort Musum Cöslin genannt. Zuletzt gab man ihnen den Spottnamen: Sacksöfers, den sie behalten haben; denn zur Zeit der Reformation lebte in Cöslin ein katholischer Barbier, der hatte eines Tages etwas zu viel getrunken und drängte sich nun, um den Gottesdienst zu stören, mit einem Glase Branntewein in der Hand, und mit einer quakenden Ente unter dem Arm, in die Kirche hinein. Darüber geriethen die Cösliner so in Eifer, daß sie ihn in einen Sack näheten, und so lebendig

ersäuften. Davon bekamen sie den Namen. Man sagt hiervon auch: Cöslin darf eine Thorheit thun, und darf sie auch bezahlen, denn der Eifer gegen den Barbier kostete ihnen 4000 Gulden.

Baltische Studien, III. 1. S. 237.

124. Pook und Kollen.

Die Bewohner von Putbus und der Gegend belegen die Einwohner der Halbinsel Mönchgut mit dem Spottnamen Pook, wogegen der Mönchguter den Putbusser einen Kollen schimpft. Diese Spottnamen stammen noch aus ganz alten Zeiten her, als die Rügianer unter einander in vielen Fehden lebten. In diesen Fehden hatten die Mönchguter große scharfe Messer geführt, welche Pooken genannt wurden; die Putbusser aber waren mit Streitkolben bewaffnet gewesen, welche kurzweg Kollen genannt zu werden pflegten.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. S. 78.

125. Der hochgelobte Adel.

Unter den reichen Bürgern der Pommerschen Städte geht ein Sprichwort, welches scherzweise sagt: Dafür haben wir den hochgelobten Adel. Man erzählt sich dabei folgende Geschichte: Es lebte einmal in Pommern ein armes Ehepaar von altem Adel. Die reiseten eines Tages zu Fuße, und kamen in ein Wirthshaus, wo sie sich hinter den Ofen setzten und ihre Reisekost verzehrten. Die bestand aus trockenem Brodte und etwas Knappkäse.

Bald darnach kam eine Kutsche, darin saß ein reiches Ehepaar aus dem Bürgerstande. Die kehrten gleichfalls in dem Wirthshause ein, und ließen durch ihren Bedienten sich den Speisekasten für die Reise nachtragen. Darin

waren aber kalte Braten, Kuchen, Wein und mehr dergleichen; das verzehrten sie an einem Tische, den sie sich sauber decken ließen.

Als solches der arme Edelmann am Ofen gesehen, hat er voll Neides zu seiner Frau gesagt: Sehet, wie sich das Bürgerpack traktiren kann! Den hat die Edelfrau aber getröstet mit den Worten: Dafür haben wir doch den hochgelobten Adel!

Daher ist jenes Sprichwort entstanden.

Dähnert, Pommersche Bibliothek, V. 5. S. 174.

126. Das neue Tief.

Die Insel Rügen war früher mit dem festen Lande verbunden. Die jetzige Halbinsel Rügens, das Mönchgut genannt, soll nämlich mit Pommern zusammengehangen haben. Manche sagen zwar, es sey schon in den ältesten Zeiten davon getrennt gewesen; aber es war dies nur durch einen schmalen Strom, der soll, wie einige Leute sagen, so schmal gewesen seyn, daß zur Noth ein Mann herüber springen konnte. Andere dagegen behaupten, er sey wohl etwas breiter gewesen, aber gar nicht tief, so daß man dadurch einen Steg von Pferdeschädeln und anderen Knochen gemacht habe, über den man von Pommern nach Rügen habe gehen können. So viel ist gewiß, daß da, wo jetzt das neue Tief ist, vordem das trockne Land von Rügen war; man kann noch jetzt bei niedrigem und stillem Wasser unten auf dem Grunde des Meeres an einigen Stellen Eichen und Tannenbäume erblicken.

Das wurde nun auf einmal anders in einer einzigen Nacht im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; man kann nicht einig darüber werden, ob es in den Jahren 1302, oder 1303, oder 1308, oder 1309 gewesen ist. In einem dieser Jahre soll es aber sicher vorgefallen seyn. Da ent-

stand ein schrecklicher Sturmwind, der durch die ganze Ostsee ging, so daß er an allen ihren Küsten entlang die Kirchen und Häuser einwarf. Der riß auch mit einem Male das Land zu Rügen von Pommern ab, also daß ein schöner Theil Rügens in die See versank, da wo sie der große Bodden heißt. Zwei ganze Kirchspiele sollen hier vergraben liegen, das von Ruden und das von Carven. Es blieb davon nichts übrig, als das kleine Inselchen, der Ruden genannt, welches mitten im Bodden liegt.

Das Fahrwasser, welches auf solche Weise zwischen diesem Ruden und der Insel Rügen entstanden ist, hat man seitdem das neue Tief geheißen. Dasselbe ist besonders ein gutes Tief für die Stralsunder geworden. Denn nachdem der Gellen vor dem Sunde von den Niederländern mit ihrem Ballast fast vertieft geworden, wäre die Stadt gar verdorben, wenn sie das neue Tief nicht hätte.

Nicolaus Klempzen, vom Pommerlande, S. 14.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 7.
Stolle, Geschichte der Stadt Demmin, S. 605.

127. Die Insel Hiddensee.

Nordwestlich von der Insel Rügen liegt die Insel Hiddensee. Dieselbe hat in alten Zeiten mit der Insel Rügen zusammengehangen. In welcher Zeit sie davon getrennt ist, weiß kein Mensch mehr, so lange ist es schon her; aber auf welche Weise es geschehen ist, das erzählt man sich noch.

Es lebten nämlich einmal im ganz grauen Alterthum auf der Insel Rügen zwei Frauen; von denen war die Eine eine fromme und mildthätige, die Andere aber eine böse und geizige. Nun traf es sich, daß eines Abends, da es ein gar stürmisches Wetter war, zu der bösen Frau ein

alter fremder Mann kam, der sah hungrig und zerlumpt aus wie ein Bettler, und war von Frost und Regen beinahe erstarrt. Einige sagen, es sey einer von den Corveier Mönchen gewesen, denen damals die Insel Rügen gehörte. Der bat die Frau, sie möge ihm ein Nachtquartier geben in ihrem Hause, und ein Stücklein Brod, damit er sich wieder trocknen könne und nicht verhungern müsse. Das geizige Weib aber wollte nichts von dem Bettler wissen, schalt ihn, und jagte ihn mit bösen Worten wieder in das Unwetter hinaus.

Darauf kam der alte fremde Mann zu der frommen Frau, und als er bei dieser seine Bitte anbrachte, da nahm sie ihn gleich mildthätig auf und pflegte sein, und theilte mit ihm ihren letzten Bissen Brod, denn sie war arm und hatte selbst nicht viel. Daran erlabte sich der Mann, und wurde wieder stark und rüstig, und man sah, daß er seine rechte Freude hatte.

Als nun der alte Mann am anderen Morgen wieder von dannen zog, so dankte er ihr vielmals für die Wohlthat, die sie ihm erzeigt, und sprach zu ihr, sie solle das auch nicht umsonst gethan haben, denn das Erste, was sie nun unternehmen werde, das solle ihr den ganzen Tag gelingen. Damit schied er. Die Frau aber freute sich, daß sie ein gutes Werk gethan habe, und dachte der Worte des alten Mannes nicht weiter nach, denn sie hielt ihn für einen schlichten Bettler.

Desselbigen Morgens hatte sie für Eines ihrer Kinder ein Hemde zu machen. Sie ging deshalb an ihren Koffer, in welchem sie noch ein kleines Röllchen Leinewand liegen hatte, und nahm eine Elle mit, um zu messen, ob es auch noch drei Ellen wären, denn so viel hatte sie zu dem Hemde nöthig. Wie sie nun aber anfing zu messen, so fand sie, daß es mehr war; denn sie hatte schon die drei Ellen ab-

gemessen, und noch immer wollte das Röllchen nicht kleiner werden. Darüber verwunderte sie sich, und sie wollte doch sehen, wie viel Leinewand sie denn eigentlich noch hätte; sie maß deshalb weiter, nochmals drei Ellen, und wiederum so viel, und die Leinewand wollte noch immer nicht zu Ende gehen. Und das Wunderbarste war, daß sie immer weiter messen mußte, und gar nicht aufhören konnte, wenn sie auch gewollt hätte. So mußte sie denn stehen und messen, den ganzen Tag, und sie entsann sich nun der Worte des alten Mannes, den sie für einen Bettler gehalten hatte. Sie maß also lustig und fröhlich weiter, denn der Berg von Leinewand, den sie abmaß, wurde immer größer und größer, daß im Hause kein Platz mehr dafür war, und sie zuletzt bis vor die Thür und weit in das Feld hinein messen mußte, Alles von dem einen Röllchen, das in ihrem Koffer gelegen hatte. Das dauerte bis die Sonne unterging; da erst konnte sie aufhören; nun war sie aber auch eine reiche Frau.

Die Geschichte wurde bald bekannt, und auch die geizige Frau erfuhr sie. Die ärgerte sich recht boshaft in ihrem Sinne. Sie hatte aber den alten Bettler weggehen sehen, und sich die Gegend gemerkt, in die er gegangen war. Der Geiz und der Neid trieben sie daher, daß sie ihm nachlief, so böses Wetter es auch war. Sie fand ihn wirklich noch auf der Insel, denn bei dem Sturme hatte ihn Keiner übersetzen mögen. Sie redete ihn alsbald mit heuchlerischen Worten an, und bat ihn um Verzeihung, daß sie ihn des vorigen Abends nicht aufgenommen, und lud ihn ein, daß er für die folgende Nacht in ihrem Hause sein Quartier nehmen möge. Der alte Mann war das zufrieden, und kehrte mit ihr heim; und sie pflegte sein, und gab ihm vom Besten, was sie hatte. Denn sie dachte in ihrem heuchlerischen Sinne, daß er auch zu ihr sa-

gen werde, das Erste, was sie unternehme, das werde ihr den ganzen Tag gelingen, und sie wollte sich dann schon eine Arbeit aussuchen, die sie auf einmal zu der reichsten Frau in der Welt machen sollte. Der alte Mann ließ sich Alles wohl gefallen, und als er am anderen Morgen wieder weiter zog, da dankte er auch ihr, und sprach zu ihr, wie zu der frommen Frau, das Erste, was sie nun unternehmen werde, das solle ihr den ganzen Tag gelingen.

Darüber freute das böse Weib sich gar übermäßig, und so wie der Mann fort war, hatte sie sich auch schon Etwas ausgedacht, was sie nun vornehme, und wodurch sie eine ganz reiche Frau werden wollte; sie wollte nämlich das Geld in ihrem Spartopfe zählen. Damit sie darin aber nicht gestört werde, sondern ruhig den ganzen Tag dabei bleiben könne, ging sie erst vor die Thür, um einem Antriebe der Natur zu genügen. Aber welch ein Wunder geschah da! So wie sie sich einmal niedergehuckt hatte, konnte sie nicht wieder aufstehen, und sie mußte den ganzen Tag fortfahren in dem, was sie begonnen hatte. Dadurch entstand ein See, der immer größer wurde, und zuletzt so groß, daß er alles Land überschwemmte, und das Stück Landes, welches jetzt die Insel Hiddensee heißt, von dem Lande Rügen abtrennte. Erst als die Sonne unterging, konnte die geizige Frau zur Ruhe kommen.

Also ist die Insel Hiddensee entstanden.

Mündlich.

Vgl. auch Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. 21. 22.

128. Die Insel Rattenort.

Westlich von der Insel Rügen liegt eine kleine Insel, Ummanz geheißen, und südlich von dieser das noch kleinere Inselchen Rattenort. Von dieser letzteren erzählt man sich Folgendes: Vor Alters waren zu einer Zeit auf der Insel

Ummanz so viele Ratten, daß die Einwohner sich zuletzt ihrer gar nicht mehr erwehren konnten. Da erschien ein fremder Rattenfänger auf der Insel. Der hat für ein gutes Stück Geld alle Ratten zusammengelockt, und bei dem Dorfe Wuß durch das Wasser nach der Insel vertrieben, die seitdem den Namen Rattenort erhalten hat. Auf Ummanz befinden sich seit jener Zeit keine Ratzen mehr, so wie es auf der Rügenschen Halbinsel Wittow keinen Maulwurf geben soll.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

129. Die Bewohner des Darß.

Der Darß, eine zu Pommern gehörige Halbinsel, war in früheren Zeiten unbewohnt. Da soll einstmals ein Englisches Schiff an der Küste gestrandet seyn. Die Besatzung des Schiffes rettete sich glücklich ans Land und es gefiel den Engländern da so gut, daß sie sich daselbst ansiedelten. Die Darßer behaupten daher, daß sie von diesen Engländern abstammen; sie haben auch Alle englische Namen, z. B. Wallis, Prose, Kraft, Newmann u. s. w.

Der Darß und der Zingst, von A. v. Wehrs, S. 79.

139. Die Strandbewohner in Hinterpommern.

In vielen Hinterpommerschen Dörfern an der Ostsee haben die Bewohner eine alte Sage, die aus den ältesten Zeiten von dem Vater auf den Sohn übergegangen ist, daß nämlich ihre Stammeltern auf drei Schiffen in die Gegend gekommen wären, und sich dort niedergelassen hätten. Diese Sage ist namentlich in den Fischerdörfern in der Gegend von Rügenwalde und von Colberg, und in dem Dorfe Rest im Kirchspiel Möllen.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

131. Der Name Demmin.

Bei der Stadt Demmin liegt die Ruine einer alten Burg, welche noch jetzt das Haus Demmin heißt. Dieser Name ist auf folgende Weise entstanden: Die Burg ist vor alten Zeiten von drei, oder wie Andere erzählen, von zwei Prinzessinnen erbauet worden. Die versicherten sich gegenseitig ihr Miteigenthum mit den Worten: Dat Hus ist din und min! Darum nannte man es zuerst das Hus Dinmin, woraus hernachmalen der Name: Haus Demmin entstanden ist. Nach der Zeit wurde nahe dabei eine Stadt erbauet, welche nun auch von der Burg den Namen Demmin erhielt.

Stolle, Geschichte von Demmin, S. 4.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

132. Der Name Usedom.

Dieser Name ist auf folgende Weise entstanden: Vor Zeiten lebte auf der Insel Wollin ein Fürst, der auch die benachbarte Insel, welche damals noch keinen Namen führte, gern unter seine Botmäßigkeit bringen wollte. Er fing deshalb Krieg mit ihren Bewohnern an, die sich aber tapfer wehrten. Zuletzt, des Streites müde, bot er ihnen den Frieden unter sehr billigen Bedingungen, und wie sie den nicht annehmen wollten, rief er aus: O, so dumm! um anzuzeigen, wie dumm er die Leute erachtete. Von der Zeit hießen die Bewohner der Insel zuerst die Osodummer, und nachher die Usedomer.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

Eine andere Sage berichtet hierüber Folgendes: Zu alten Zeiten, als die Insel noch keinen Namen hatte, aber schon viel Volks darauf wohnte, dachten die Leute daran, daß sie ihrem Lande doch einen Namen geben müßten.

Sie kamen deshalb Alle an einem Ort zusammen und machten unter sich aus, daß nach dem ersten Worte, so Einer von ihnen spräche, die Insel benannt werden sollte, indem sie des Dafürhaltens waren, auf solche Weise einen recht hübschen Namen zu erhalten. Wie sie aber so beisammen waren, da wollte Keinem ein gutes Wort einfallen, und sie standen Alle still und stumm. Darüber ärgerte sich ein alter Mann unter ihnen also, daß er sich vergaß und plötzlich ausrief: O so dumm! damit auszudrücken, wie dumm sie doch wären, daß Keiner einen Namen finden könne. Also mußten sie nun selbst sich die Osodummer nennen, woraus nachher Usedomer geworden ist.

Mündlich.

133. Der Name Swinemünde.

In alten Zeiten sind die beiden Inseln Usedom und Wollin nur eine einzige Insel gewesen, und der jetzige Swinestrom hat sich erst nach und nach gebildet. Anfänglich hat sich nur eine ganz kleine Furth eingestellt, und um die zu passiren, hat man einen Schweinekopf hineingelegt. Daher ist der Name: Swine entstanden, der auch beibehalten ist, als die Furth größer geworden und ein breiter Strom daraus entstanden war. Zu der damaligen Zeit haben da, wo jetzt die Stadt Swinemünde liegt, einige wenige Fischerhütten gestanden; als nachher die Stadt dort erbauet worden, ist der Name des Stromes auf sie übergegangen.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

134. Neuwarp.

Da wo der Warpsche See in das große Haff hineingeht, hat links in früheren Zeiten eine alte Stadt, Namens Warp, gelegen, welche nachher durch Ueberschwem-

mungen des Haffs zu Grunde gegangen ist, und wovon man noch jetzt, wenn das Wasser ganz ruhig und klein ist, die Trümmer sehen kann. Es soll nur ein kleiner Theil der Stadt stehen geblieben seyn, nämlich das jetzige Dorf Altwarp. Die Bewohner der untergegangenen Stadt nun sollen sich auf das jenseitige Ufer des Sees begeben haben, und dort haben sie eine neue Stadt gebaut, welche sie ebenfalls Warp geheißen; zur Unterscheidung von der alten Stadt hat sie aber bald den Namen Neuwarp erhalten.

Mündlich.

135. Das Dorf Klempin.

In Hinterpommern in der Pfarre Siedkow liegt ein Dorf, Klempin geheißen. Diesen Namen soll es, wie die Leute sagen, daher erhalten haben, daß es zwischen die beiden benachbarten Dörfer eingeklemmt ist.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

136. Putbus.

Zu der Zeit, als die Insel Rügen noch ihre eigenen Fürsten hatte, lebte ein jüngerer Prinz des fürstlichen Hauses, der von seinem Vater, dem regierenden Herrn, den südöstlichen Theil der Insel, die Kirchspiele Vilmnitz und Lanken, zum Besitzthume erhielt. Wie der in seine neue Besitzung einzog, da bereisete er dieselbe zuerst, um eine passende Stelle zu finden, an der er seine Burg anlegen könnte. Lange suchte er eine solche vergeblich. Zuletzt kam er an den mit Buschwerk bedeckten Berg, der die Wusternitz heißt; allda gefiel es ihm so gut, daß er plötzlich ausrief: Po de Buß, d. h. hinter dem Busch, anzeigend, daß an dieser Stelle die neue Burg gebauet werden solle. So ward denn an demselben Orte die neue

Fürstenwohnung erbauet, die von jenem Ausrufe den Namen erhielt, und auch bald ihrem Besitzer und seinen Nachkommen den Namen: Putbus gab, den Schloß und Familie noch jetzt führen.

Pomm. Prov. Blätter, V. S. 61.

137. Der Königsstuhl auf Stubbenkammer.

Die höchste Spitze des Vorgebirges Stubbenkammer auf der Insel Rügen heißt der Königsstuhl. Der Name ist daher entstanden, daß hier in alten Zeiten den Königen der Insel gehuldigt ist. Sie haben dabei auf einem hohen, künstlich von Erde erbaueten Stuhle gesessen. Man sagt, die Rügianer hätten damals ihre Könige selbst gewählt, sie hätten aber nur den Kühnsten genommen, und zum Beweise der Tapferkeit verlangt, daß der König von der Uferseite her den Stuhl besteigen müsse. Das ist aber ein großes und schweres Stück Arbeit; denn der Kreidefels, auf dem sich der Königsstuhl befindet, ist nach der See hin mehrere hundert Fuß hoch und ganz jäh und schroff. Es geht auch noch eine alte Sage unter dem Volke, daß künftig Einer, der von der Seeseite her den Königsstuhl ersteige, Herr des Landes werden solle.

In neueren Zeiten haben mehrere kühne Männer das Wagestück versucht, aber keinem hat es gelingen wollen. Am weitesten ist der Schiffer Paulsen von Bergen gekommen; allein ganz hat er nicht hinaufgelangen können. Nur von dem Könige Carl dem Zwölften von Schweden sagen einige Leute, daß es ihm geglückt sey, und daß er darauf oben auf der Spitze ganz ruhig sein Frühstück verzehrt habe.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

138. Das Nonnenloch auf Mönchgut.

Am äußersten Westende der Rügenschen Halbinsel Mönchgut befindet sich ein Ufervorsprung, der Swantegard, oder die heilige Gegend genannt. In diesem Vorsprunge ist eine tiefe Grube, welche das Nonnenloch heißt. Sie ist noch jetzt sehr tief, obgleich ganz alte Leute in der Gegend sich noch erinnern, daß sie vor vielen Jahren zugeschüttet ist. Vor dieser Verschüttung war sie so tief, daß Niemand ihren Grund finden konnte. Zu dieser Grube sind vor Zeiten, als in der Stadt Bergen noch ein katholisches Nonnenkloster war, die Nonnen hingebracht, die sich vergangen hatten. Denn anstatt, daß man sie lebendig einmauerte, wie es in anderen katholischen Klöstern gebräuchlich war, wurden sie in diese Grube hinuntergestürzt. Das ist zwar immer heimlich und bei Nacht geschehen, aber die Leute sind es doch bald gewahr geworden an den wehklagenden Gestalten, die im Mondschein aus der Gruft oft heraufstiegen und um dieselbe herum wandelten. Man hat die Grube daher schon vor alten Zeiten das Nonnenloch geheißen, wie sie auch noch genannt wird. Es soll noch immer nicht geheuer in der Gegend seyn.

Vgl. Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 206.

139. Das Zeichen am Thurme zu Bergen.

An dem Kirchthurme zu Bergen auf Rügen sieht man nach Westen hin an dem Fundamente der Mauer ein altes steinernes Bild eines Mönches, der ein Crucifix in der Hand hält. Dasselbe ist oben zugespitzt, und auf dem Kopfe des Mönches ist ein Zapfen.. Man sagt, daß der Baumeister des Thurms, ein gar kluger und erfahrner Mann, ausge-

rechnet gehabt, daß gerade dieser Zapfen gleiche Höhe mit der Spitze des Marienthurmes zu Stralsund habe, und darum soll er zum Wahrzeichen das Mönchsbild eingemauert haben.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 177.

140. Das zehntfreie Dorf.

Nachdem die Insel Rügen von den Dänen erobert und zum Christenthume neu bekehrt war, wurde sie von dem Könige Waldemar von Dänemark dem Bischofe von Roeskild untergeben. Dieser wußte sich bald durch die ganze Insel einen Roggenzehnten zu verschaffen. Von dem wurde aber ein einziges kleines Dörfchen befreiet, Namens Brehe, welches jetzt nicht mehr besteht, vormals aber in der Gegend von Gingst gelegen hat. Dieses hatte auf folgende Weise seine Befreiung erlangt. Der Bischof hielt sich nämlich zur Einhebung des Roggenzehntens einen eignen Landprobst oder Vicarius, der auf dem Probsteihofe zu Ralswiek seinen Wohnsitz hatte. Der reisete in einem Wagen im Lande herum, und nahm den Zehnten ein. Wie er nun einstmals in das Dorf Brehe gekommen war, zerbrach er dort ein Rad an seinem Wagen, und verlor seine Peitsche. Da traten die Einwohner des Dorfes zusammen und schafften ihm Beides wieder herbei. Zur Dankbarkeit wurden sie von da an von dem Roggenzehnten befreiet; dagegen mußten sie zum Zeichen ihrer bisherigen Verpflichtung nun alljährlich ein Wagenrad und eine Peitsche auf den Probsteihof nach Ralswiek liefern.

Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. S. 146.

141. Das Bozelgeld in Schlawe.

Die Stadt Schlawe muß jährlich an die Stadt Rügenwalde eine Abgabe bezahlen, die den Namen Bozelgeld

führet. Die Abgabe und der Name sind auf folgende Weise entstanden: In dem Dorfe Altschlawe hart an der Wipper lag vor vielen hundert Jahren eine Burg, in welcher ein Graf als boshafter Raubritter sein Unwesen trieb. Insbesondere raubte er auch jährlich aus der Stadt Schlawe eine gewisse Anzahl Jungfrauen, die er in seiner Burg einsperrte; und dabei war er so boshaft, daß er, wenn er in einem Jahre die Zahl nicht voll hatte, allen den anderen die Köpfe abschlagen ließ. Die Bürger von Schlawe hatten solche Ungebühr lange Zeit ertragen, weil sie gegen den gefährlichen Ritter nicht aufkommen konnten. Zuletzt aber wurde es ihnen zu arg, und sie versammelten sich nun, um zu berathen, wie sie der Noth und des Elendes los werden könnten. Sie konnten indeß kein Mittel ausfindig machen, und mußten ohne Rath wieder aus einander gehen. Nun hatte aber der Bürgermeister von Schlawe eine Tochter, die eine eben so schöne als kluge und brave Jungfrau war. Als die erfuhr, warum es sich handelte, hatte sie schnell einen Plan erdacht, wie man des wilden Grafen ohne große Gefahr habhaft werden könne. In der Nähe von Altenschlawe nach der Burg hin lag nämlich ein Nußwäldchen; dahin wollte die Jungfrau ganz allein gehen, als wenn sie Nüsse suchen wolle. Der Ritter würde sie dann sehen, und geschwind herbeieilen, um sie zu fangen. Nun sollten die Männer von Schlawe sich in dem Gebüsch versteckt halten, und über ihn herfallen und ihn fangen.

Der Bürgermeister hatte seine Tochter sehr lieb, und wollte daher in ihren Plan nicht willigen, weil er ihm zu gefährlich für sie zu seyn schien. Er mußte indeß endlich nachgeben. Es ging darauf auch Alles so, wie die kluge Jungfrau es sich gedacht hatte. Der Ritter war nur mit geringer Mannschaft aus der Burg gekommen, um sie zu

fangen, und so gelang es den Bürgern leicht, seiner habhaft zu werden. Sie legten ihn darauf in Ketten und führten ihn im Triumphe in die Stadt, wo sie ihn in einen tiefen Kerker warfen, und dann Gericht über ihn hielten und ihn zum Tode verurtheilten. Dieses Urtel konnten sie aber nicht so eigenmächtig vollstrecken, sondern sie mußten es erst von dem Herzoge in Stettin unterschreiben lassen. Sie schickten es daher nach Stettin. Allein nun traf es sich, daß der Herzog mit dem Raubgrafen gut Freund war; er schrieb deshalb unter das Urtel die Worte:

Kop af nich loat läwen.

Das schrieb er, ohne irgend ein Zeichen zwischen die Worte zu setzen, so daß es einen ganz zweideutigen Sinn hatte, und man daraus nehmen konnte, was man wollte. Die Bürger deuteten es aber zu ihren Gunsten, und ließen dem Ritter den Kopf abschlagen. In ihrer großen Freude gingen sie sogar so weit, daß sie einen großen Freudentag hielten und mit dem abgeschlagenen Kopfe auf dem Markte herumkugelten, was im Plattdeutschen „bozeln" heißt. Als das nun der Herzog in Stettin erfuhr, wurde er sehr zornig und legte seine Worte anders aus, und er belegte die Stadt mit einer Geldstrafe, welche sie nach Rügenwalde geben mußte, und wozu jeder Bürger zu gleichem Theile beitragen sollte; von dem Bozeln mit dem Kopfe des Ritters hieß diese Strafe das Bozelgeld.

Mündlich.

142. Die Kirche ohne Thurm.

Das Dorf Gristow, eine Meile von Greifswald, hat eine Kirche, die zwar zu den reichsten im Lande gehört, denn sie hat ein Vermögen von 20- bis 30,000 Thalern, die aber keinen Thurm hat, und auch keinen bekommen kann. Schon seit uralten Zeiten haben die Leute gesagt, auf die

Kirche zu Gristow werde niemals ein Thurm kommen. Warum nicht, das weiß man nicht, aber daß sie keinen erhalten kann, ist gewiß. Man hat sich schon mehrmals angeschickt, einen zu erbauen, es liegen auch die dazu bestimmten Fundamentsteine seit ein paar hundert Jahren auf dem Kirchhofe; so oft aber der Baumeister mit dem Bau hat anfangen wollen, ist derselbe eines jählichen Todes verstorben, so daß man das Werk liegen lassen mußte. Es hatte sich daher auf lange Zeit kein Baumeister mehr dazu finden wollen. Vor ungefähr fünf Jahren dachte man endlich wieder daran. Man bekam auch einen tüchtigen Meister, Namens Giese; aber so wie der kaum den Riß fertig gemacht hatte, so starb auch er eines plötzlichen Todes. Seitdem will sich nun Keiner mehr finden, den Bau zu übernehmen.

Mündlich.

143. Die Ruine des Hauses Demmin.

Das Haus Demmin und die Stadt Demmin hatten früher nur Einen Herrn; sie waren auch damals durch einen unterirdischen Gang mit einander verbunden, dessen Eingang in der Stadt in der Gegend des blinden Thores war, und der so geräumig gewesen ist, daß man mit Kutsche und Pferden darin hat fahren können. Hernachmals ist der Gang verfallen, und man hat nun auch die Burg zu dem Gute Vorwerk geschlagen, welches nahebei liegt. Dabei soll ausgemacht seyn, daß die Burg nicht an die Stadt Demmin zurückfallen solle, so lange noch ein Stein von ihr auf dem anderen liege. Der Besitzer von Vorwerk hält daher mit großer Sorgfalt darauf, daß die Ruine des Hauses Demmin wohl erhalten bleibe.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

144. Der Ritter mit der goldenen Kette.

Um das Jahr 1360 lebte auf der Insel Usedom in dem Schlosse zu Mellenthin ein Rittersmann, Namens Rienkrake, den die Leute aber jetzt Rienkerke oder Neukirchen nennen. Er trug immer eine große und schöne goldene Kette um den Hals, auf die er viel hielt, weshalb er auch mehrentheils nur der Ritter mit der goldenen Kette hieß. Dieser Ritter hatte große Liebe zu einer schönen Nonne im benachbarten Kloster Pudagla, und weil er dieser weder im Guten noch mit Gewalt habhaft werden konnte, so grub er zuletzt, da er ohne sie gar nicht leben zu können vermeinte, unter der Erde einen Gang von seiner Burg bis nach dem Kloster, eine ganze Meile lang. Durch diesen entführte er die Nonne und ehelichte sie. Er hatte das Alles so heimlich betrieben, daß kein Mensch wußte, wo die Nonne geblieben war. Ein Bauer aus Mellenthin verrieth ihn aber endlich, und nun kam der Bruder der Nonne mit großer Heeresmacht vor die Burg des Ritters mit der goldenen Kette, um ihm sein Gemahl wieder zu entreißen. Allein der Herzog von Stettin, dem die große Liebe des Ritters gefiel, stand ihm bei, und befreiete ihn von der Belagerung. Der Ritter hat darauf mit seiner schönen Nonne noch viele und vergnügte Tage verlebt. Nachdem sie gestorben waren, hat man ihre Leichname in der Kirche zu Mellenthin beigesetzt. Das Bildniß des Ritters ist auch noch in dieser Kirche zu sehen. Der Ritter ist übrigens mit seiner goldenen Kette begraben, von der er sich nicht hat trennen mögen, und die er auch nach seinem Tode nicht von sich lassen will. Vor einigen Jahren war einmal Einer, der Gelüste nach ihr trug, und der deshalb täglich an dem stark verlötheten Sarge feilte, um

ihn offen zu bekommen. Nachdem der Mann aber ein Schildchen abgefeilt hatte, erschien auf einmal in einer Nacht der Frau desselben der Ritter mit der goldenen Kette; er berührte mit den großen Federn auf seinem Helme ihr Gesicht, daß sie aufwachte, und sah sie zürnend und drehend an. Seitdem hat es Keiner mehr gewagt, nach der Kette zu streben.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

145. Ritter Flemming.

Vor vielen hundert Jahren lebte auf der Insel Wollin ein tapferer Ritter, Namens Flemming, der war einst mit dem Herzog Barnim von Pommern auf einen Kreuzzug zum heiligen Grabe gezogen, und hatte seine Mutter Barbara, die ihn sehr liebte, allein mit einigen Knechten auf der Burg zurückgelassen. Wie nun die Wittwe Barbara täglich nur für eine glückliche Rückkehr ihres Sohnes betete, und um das Hauswesen nicht viel sich bekümmern konnte, da trieben die Knechte allerlei Unwesen, und insonderheit legten sie sich auf Wegelagerung, und plünderten und erschlugen einen Jeden, der durch die Gegend zog. Eines Abends, als sie auch wieder auf der Lauer lagen, sahen sie einen einsamen Pilgersmann des Weges kommen. Der ging langsam und müde, und seufzte oft schwer auf. Daraus schlossen die Knechte, er müsse große Schätze bei sich führen, die er aus fernen Landen mitgebracht, und an denen er schwer zu tragen habe. Sie fielen daher unversehens über ihn her und erschlugen ihn. Sie fanden aber nichts bei ihm, als einen goldenen Ring, den er am Finger trug, den nahmen sie. Weil der Ring nun ein sonderbares Wappen führte, so zeigten sie ihn am anderen Tage der Edelfrau, und wie die den Ring besah,

da erkannte sie ihn, daß er ihrem Sohne gehöre, und sie fragte hastig, wo der sey, so den Ring getragen? Da mußten die Knechte gestehen, daß sie ihn im Felde erschlagen hätten, und der Leichnam liege noch da. Jetzt war es schrecklich anzusehen, wie die alte, greise Edelfrau die Hände rang und jammerte. Sie lief zu der Stelle, wo ihr Sohn lag, und als sie ihn erkannt hatte, faßte die Verzweiflung sie, und sie stürzte sich in einen tiefen Sumpf, der in der Nähe war. Die Stelle, wo der Ritter Flemming erschlagen ist, befindet sich in der Trebenower Feldmark unweit Wollin. Sie hieß früher der Freudenberg, weil die alten heidnischen Wolliner dort ihren Götzen geopfert und dabei viele Feste gehabt hatten; seit dem Tode des Ritters heißt sie aber bis zur heutigen Stunde der Trauerberg. Der Sumpf, in dem die Edelfrau ihren Tod fand, ist jetzt eine Wiese, und heißt die Barbarawiese von jener Zeit her.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 88—94.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

146. Claus Hinze.

Claus Hinze war ein bekannter Hofnarr des Pommerschen Herzogs Johann Friedrich. Er war gebürtig aus einem Dorfe bei Friedrichswalde, welches jetzt, und zwar wie die Leute sagen, nach ihm, den Namen Hinzendorf führt. Der Herzog soll ihn da, als er eines Tages durch das Dorf gekommen ist, getroffen haben, wie Claus Hinze, der zu solcher Zeit noch ein kleiner Bauernknabe war, singend und lachend durch das Dorf ging, einen großen Strick um den Leib, an welchen er eine ganze Menge todter junger Gänse gebunden hatte. Dem Herzog fiel der Knabe in diesem Aufzuge auf, und als er ihn fragte, was derselbe zu bedeuten habe, erzählte ihm der Schalk lachend, seine Mutter habe ihm befohlen, daß er die Gänse hübsch bei-

sammen halten solle, damit der Fuchs sie nicht hole; da habe er sie denn nun mit den Hälsen an den Strick, und sich diesen um den Leib gebunden; so solle der Fuchs sie ihm gewiß nicht holen. Seine Reden und sein Thun gefielen dem Herzog so sehr, daß er ihn mit sich nahm, und als seinen Hofnarren bei sich behielt.

Der arme lustige Claus Hinze hat aber zuletzt ein gar trauriges Ende genommen. Als der Herzog nämlich von einem heftigen Fieber befallen war, und die Aerzte erklärten, er könne nur durch einen jähen Schreck geheilt werden, da unternahm Claus Hinze es, seinen Herrn zu heilen, und er stieß ihn unversehens ins Wasser. Der Herzog genas davon zwar wirklich; weil das aber ein Majestätsverbrechen war, so sollte der Hofnarr zum Scheine hingerichtet werden. Er hielt dies jedoch für Ernst, und als der Scharfrichter, anstatt des Schwertes, mit einer Ruthe ihn in den Nacken hieb, fiel er vor Schreck um, und war todt.

Das Dorf Hinzendorf, welches früher Butterdorf geheißen, soll ihm der Herzog bei seinen Lebzeiten geschenkt haben. Auf dem Kirchhofe daselbst, neben einer Eiche, befindet sich auch noch sein Grabmal. Es ist ein langer, viereckiger Stein. Claus Hinze steht darauf abgebildet in Lebensgröße, mit Schellen auf dem Kopfe und einer Keule in der Hand, wie sie die Gänsehirten zu tragen pflegen. Um den Leib hat er den Strick mit den Gänsen, zu seinen Füßen liegt eine Bierkanne. Sein Todestag war der 17. März 1599.

Brüggemann, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, Th. II. Bd. 1. S. 226.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

147. Die Windmühlen bei Stettin.

An der sogenannten klingenden Becke bei Stettin liegen sieben Windmühlen, die vor alten Zeiten der Rath zu Stettin hat bauen lassen. Als die fertig waren, sind die Rathsherrren zu ihnen hinausgefahren, um sie zu besehen, und um ihnen Namen zu geben. Bei der ersten sagten sie: Eine muß doch Malz mahlen, denn sie dachten zuerst an das gute Bier, und sie nannten sie Malzmühle. Die zweite hatte wenig Wasser; da sprachen sie: die ist für die Küken, sie soll die Kükenmühle heißen. Bei der dritten hörten sie einen Kukuk schreien; die nannten sie die Kukuksmühle. Auf einer vierten empfing die Wirthin sie unfreundlich, da nannten sie dieselbe die Surfacksmühle. Auf der fünften dagegen wurden sie freundlich und aufmunternd aufgenommen, d. h. motgeberisch (muthgebend), da nannten sie diese die Motgebermühle. Bei der sechsten wollten die Räder gar nicht still stehen, da sprachen sie: das ist die Klappermühle. Die letzte endlich, weil sie am höchsten im Berge lag, nannten sie die Obermühle. Alle diese Namen führen die sieben Mühlen noch.

Mündlich.

148. Sagen vom Schlosse zu Daber.

Das Schloß zu Daber ist sehr alt, und jetzt ganz verfallen, so daß Keiner mehr darin wohnen kann. In uralten Zeiten sollen, wie die Leute sagen, einmal drei vornehme Fürsten darin gewohnt haben. Die haben ein sehr wildes und gottloses Leben geführet, nichts gethan als Jagen, Trinken und Fluchen, und den lieben Gott haben sie ganz vergessen. Da ist endlich Einer von ihnen plötzlich

gestorben. Den haben die beiden Anderen in dem Erbbegräbnisse auf dem Schlosse beisetzen lassen; aber in ihrem Lebenswandel haben sie sich nicht gebessert. Darauf sind sie denn bald ebenfalls eines jähen Todes verstorben. Von der Zeit an ist das Schloß verfallen und es wohnen nun böse Geister darin, welche die Leute in der Gegend die Kobolde nennen. Die treiben, besonders des Nachts, ein schreckliches Wesen in dem alten Schlosse. Daher wagt es auch Keiner, nach den vielen Schätzen zu suchen, die noch darin begraben liegen sollen; denn bei Tage kann man an einen solchen Schatz nicht ankommen. Einige Leute haben diese Kobolde auch schon gesehen.

Die alte Nachtwächterfrau, die noch jetzt zu Daber lebt, war einmal auf den Johannistag gerade um die Mittagszeit auf das alte Schloß gegangen, um Flieder zu pflücken, der dort viel wächst. Auf einmal, während sie sich bückte, sah sie aus dem Schlosse drei herrlich gekleidete Fräulein kommen, denen drei kleine Männer folgten. Alle sechs führten einen zierlichen Tanz auf dem Hofe aus, zu dem die Musik aus dem Schlosse kam. Nachdem das eine Weile gedauert hatte, erschien ein großer Hund an einer goldenen Kette. Das war der leibhaftige Teufel; denn er verwandelte sich plötzlich in einen großen schwarzen Ritter, und fing nun mit an zu tanzen, worauf es nicht anders war, als wenn rund umher der ganze Erdboden bis tief hin erschüttert werde. Die alte Nachtwächterfrau hat darüber einen solchen Schrecken bekommen, daß sie in aller Eile den Schloßsteig heruntergegangen ist. Auf der Brücke erst ist sie still gestanden, und hat sich umgeblickt, worauf sie denn wahrgenommen, daß aus einem verfallenen Thurme des Schlosses eine schreckliche Gestalt herausgeblickt hat. Das ist auch der Teufel gewesen. Er hat wie ein Drache ausgesehen, und aus dem Munde Feuer gespieen, und auf

einmal ein so furchtbares Schreien erhoben, daß davon das ganze Schloß gezittert hat, und eine Mauer geborsten ist. Gleich darauf hat die Glocke Eins geschlagen, und nun ist mit einem Male Alles vorbei gewesen; der Thurm aber, aus dem der Teufel geschrieen, ist zugleich eingestürzt. Der Teufel hat so arg geschrieen, daß die alte Frau taub geworden ist, was sie denn auch zum Wahrzeichen ihr Leben lang bleiben wird.

Ein andermal war ein alter Böttcher, der Bandstöcke geholt, und sich darüber verspätet hatte, um Mitternacht an dem alten Schlosse vorbeigekommen. Auf einmal begegneten ihm unweit desselben drei Männer, welche feurige Hüte trugen, sonst aber ganz schwarz waren. Die stellten sich an die Brücke, über die er mußte, und wollten ihn nicht hinüberlassen, und droheten ihm. Anfangs graute den alten Mann; zuletzt aber faßte er sich ein Herz, und hob an, mit lauter Stimme das Lied zu singen:

Ihr Höllengeister, packet Euch,
Ihr habt hier nichts zu schaffen.

Da verschwanden die schwarzen Gestalten eiligst, und liefen nach dem Schlosse zu. Oben in demselben erhoben sie ein schreckliches Geheul und stürzten sich dann von oben in den Thurm hinab, von dem die Leute sagen, daß früher die Gefangenen darin gesessen hätten. Gleich darauf hörte der Böttcher ein großes Hundegebell und dann ein fürchterliches Krachen. Der Böttcher hat dies Alles dem Drechslermeister Habermann in Daber erzählt, der daselbst noch lebt.

Dieser Habermann erzählt auch Folgendes: Zu dem Schlosse zu Daber gehört ein ziemlicher See. Hier soll, wie die Leute schon von alten Zeiten her sagen, ehemals eine große Stadt gestanden haben, die aber nachher in den See versunken ist. Die Glocken der mit untergegangenen Thürme kann man noch zu Zeiten hören. Nun begab es

sich einmal, erzählt Habermann, daß ein Schuhmacher, der oft aufs Land ging, um Arbeit zu suchen, in einer Nacht etwas angetrunken aus dem Kruge zu Plantikow kam, welches Dorf etwa eine halbe Meile von Daber liegt. Er war kaum eine Viertelstunde gegangen, als er am Wege drei schwarze Pferde sah, die da weideten. Er dachte, die gehörten einem Bauer aus Plantikow zu, und in seinem trunkenen Muthe, und weil ihm das Gehen sauer wurde, machte er sich an sie heran, und setzte sich auf eins, um so nach Hause zu reiten. Aber auf einmal hob sich das Pferd mit ihm in die Höhe, und flog hoch durch die Luft, daß dem Schuhmacher Hören und Sehen verging. Erst an dem Schloßsee ließ es sich mit ihm nieder. Es warf ihn dort ans Ufer ab, und verschwand dann in der Tiefe des Sees. Gleich nachher hörte der Schuhmacher unten im Wasser ein helles Glockengeläute. Die Glocken sprachen dabei ordentlich, denn er hörte deutlich die Worte:

Anne Susanne
Wust du mit to Lanne?
O ne mi Grete,
Man immer deepe!

Die Leute meinen, daß die drei schwarzen Pferde den drei Fürsten gehört haben; Manche sagen auch, das dritte sey der Teufel selbst gewesen. Es soll auch in der Luft ganz feurig geworden seyn, und lauter Feuer von sich gespieen haben.

Mündlich.

149. Die Grafen von Eberstein bei Neetzow.

Vor Zeiten lebte in Sachsen ein vornehmes und mächtiges Geschlecht, das der Grafen von Eberstein. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber wurde Graf Dietrich von Eberstein von dem Herzoge von Braunschweig

mit dem Strange hingerichtet, und seine Söhne mußten in alle Welt flüchten, und ihre Güter im Stich lassen. Einer von ihnen, Graf Otto von Eberstein, floh zu seiner Mutter Bruder, einem Grafen von Gleichen, der damals Bischof von Cammin in Pommern war. Er wurde von diesem aufgenommen, und der Bischof belehnte ihn im Jahre 1263 mit der Stadt und Grafschaft Naugard. Zu dieser Grafschaft gehörte auch das Dorf Retztow, eine Meile südwestlich von Naugard, bei welchem die Grafen späterhin eine Burg erbauten, welche sie die Wolfsburg nannten. Die Trümmer dieser Burg sieht man noch jetzt in der Nähe von Retztow. Die Ebersteiner fingen aber mit der Zeit ein wüstes, gottloses Leben an, und besonders hatten sie ihre Freude daran, von der Wolfsburg aus, wo sie oft zum Jagen mit ihren wilden Gesellen zusammentrafen, den Bauern die Saaten zu verderben. Deshalb stehen sie noch jetzt unter den Bauern in einem schlechten Rufe, und man sagt, sie hätten keine Ruhe unter der Erde, und müßten noch immer um die Wolfsburg herum wandern. Doch sind sie jetzt nicht immer mehr böse, sondern beschenken sogar manchmal die Leute, mit denen sie zusammentreffen.

So war vor vielen Jahren einmal ein Schäfer in Retztow, der hütete am Johannistage mit seiner Heerde auf dem sogenannten Hühnenberge, nicht weit von der Wolfsburg. Auf einmal versank er mit allen seinen Schaafen in die Erde hinein, daß sie sich über ihm zusammenthat. Unten kam ihm ein großer Hund entgegen, der ihn an eine Thür führte. Diese öffnete der Schäfer, worauf er an eine zweite Thür kam. Als er auch diese geöffnet hatte, befand er sich in einem großen Saale; in demselben saßen viele vornehme Herren am Speisen. Sie sahen dem Schäfer so stattlich aus, daß er sie für Fürsten hielt, obgleich die Leute meinen, daß es die Grafen von Eberstein

gewesen wären, die in diesen Berg hineingebannt seyen. Sie luden auch den Schäfer ein, mit ihnen zu essen, was er that. Als er sie darauf aber fragte, wie er aus dem Berge wieder herauskommen möge, sagten sie ihm, daß er daran vor dem nächsten Johannistage, mithin vor Ablauf eines Jahrs, nicht denken könne. Also geschah es auch, und der Schäfer mußte ein ganzes Jahr mit seiner Heerde im Berge bleiben. Als das Jahr zu Ende war, verehrten ihm die Grafen einen goldenen Stab; sie sagten ihm aber dabei, daß er niemals wieder in die Nähe des Hühnenberges kommen solle.

Nicht so gut erging es einem Bauern aus Retzow. Der befand sich eines Abends bei den Hühnengräbern, die dort auch in der Gegend liegen, als ihm vier junge Männer begegneten. Der Bauer dachte sich nichts Besonderes dabei, und sprach sie dreist an. Sie gaben ihm auch freundlichen Bescheid, und fragten ihn dann, was die Leute in der Gegend von den Grafen von Eberstein sprächen. Der Bauer, der noch immer nichts Arges dachte, antwortete ihnen ehrlich, wie man von denen noch immer nichts Gutes rede, und theilte ihnen auch mit, was sie in früheren Zeiten Alles verübt haben sollten. Da wurden die vier Männer auf einmal grimmig, faßten ihn an, und fuhren mit ihm in die Luft hinein, drei Meilen weit. Als sie ihn nun niedersetzten, waren sie plötzlich verschwunden, und er sah jetzt drei schwarze Hunde vor sich, die Feuer ausspieen. Der arme Mensch hat sich vor Schreck kaum wieder nach Hause finden können, wo er Tags darauf gestorben ist.

Von der Zeit an hat man aber nur noch zwei schwarze Hunde in der Gegend erblickt, und man glaubt daher, daß der dritte seitdem erlöset sey.

Mündlich.

150. Der geizige Graf von Eberstein.

Unter den Grafen von Eberstein, die in alten Zeiten auf ihrem Schlosse bei Naugard gewohnt haben, ist einstmals ein sehr grausamer und geiziger Herr gewesen. Er ist besonders gegen seine Leute so schlimm gewesen, daß er den Mägden, wenn sie nicht genug gesponnen hatten, die Hände abhauen ließ; oder er ließ sie gar in Flachs einwickeln und so verbrennen. Die armen Leute, welche sich Holz aus seinem Walde holten, ließ er in tiefe Gruben werfen, wo sie eines schrecklichen Hungertodes sterben mußten. Seine Frau ist fast noch böser gewesen als er.

Nachdem Beide ihre Grausamkeiten lange getrieben hatten, hat der Herzog von Stettin zuletzt ein Einsehen gethan, und das Schloß belagert. Der Graf hat zwar mehrere unterirdische Gänge gehabt, um dadurch zu entkommen. Aber er ist sammt seinem Weibe doch zuletzt gefangen, und beide sind zum Tode verurtheilt und geköpft worden. Darauf hat man zum warnenden Andenken ihre Bildnisse in der Capelle zu Naugard aufgerichtet, und auf das Gestell ihre Frevelthaten eingeschrieben. Die Bilder stehen da noch, die Schrift ist aber verlöscht. Vor vielen Jahren nämlich kamen eines Tages zwei vornehme fremde Herren nach Naugard, die haben den Küster gebeten, ihnen die Capelle zu zeigen, was derselbe auch gethan. Wie sie nun darin gewesen, haben sie auf einmal den Küster fortgeschickt, etwas für sie zu holen, und als der Küster zurückkehrt, da ist die Inschrift an dem Gestell verlöscht gewesen. Die beiden Fremden aber waren verschwunden. Man glaubt, daß es zwei Verwandte des Grafengeschlechts aus fernen Landen gewesen seyen.

Mündlich.

151. Das Schloß zu Matzdorf.

Ungefähr dreiviertel Meilen von Massow in Hinterpommern liegt das Dorf Matzdorf, bei welchem sich ein altes Schloß befindet. In diesem letztern hat vor Zeiten ein Grafengeschlecht gewohnt, welches sich einem wilden, Gott mißfälligen Leben ergeben hatte. Besonders grausam waren diese Grafen gegen ihre Unterthanen. Sie verfolgten und mißhandelten sie oft wegen der geringsten Kleinigkeiten; und man zeigt noch jetzt in dem alten Schlosse ein großes, wüstes Gemach, in welchem sie über die armen Bauern, die etwas verbrochen hatten, unbarmherzig den Stab brechen und sie zum Tode verurtheilen ließen. Die Leute nennen dieses Gemach die alte Gerichtsstube. Zur Strafe für solche Grausamkeiten muß nun der Letzte aus dem Grafengeschlechte noch immer in dem alten Schlosse umgehen. Man kann ihn in jeder Mitternacht sehen. Er hat einen großen dicken Eisenstab in der Hand; mit diesem schleicht er langsam um das ganze Schloß herum, und zuletzt geht er in die alte Gerichtsstube hinein. Dort fängt er ein schreckliches Gepolter an, und sucht den Eisenstab zu brechen, was ihm aber nimmer gelingen will. Damit muß er sich quälen bis die Glocke Eins schlägt. Dann verschwindet er mit großem Getöse und Gekrach. Einige sagen, daß ein großer schwarzer Hund ihn begleite, dem eine glühende Zunge aus dem Maule hänge, und der wahrscheinlich der Teufel sey. Wen der alte Graf sieht, den erwürgt er, und verschwindet dann mit schrecklichem Gelächter in die Gerichtsstube. Es wagt sich deshalb des Nachts kein Mensch in die Nähe des Schlosses.

Mündlich.

152. Der Krakauberg bei Zachan.

Bei dem Städtchen Zachan, zwei Meilen von Stargard, liegt in einem Buchenwalde ein Berg von ziemlicher Höhe, der Krakauberg geheißen. Auf diesem Berge hat in alten Zeiten ein Schloß gestanden, in welchem ein Grafengeschlecht, Namens Krakau, gewohnt haben soll. Die beiden Letzten dieses Geschlechts waren zwei Brüder, die aber in großer Feindschaft und Zwietracht mit einander lebten. Zur Strafe für solchen unnatürlichen Haß soll ihr Schloß zerstört, und sie sollen in Zwerge verwandelt seyn. Als solche müssen sie noch immer auf dem Berge umgehen, und auf den Johannistag kann man sie dort sehen.

In demselben Buchenwäldchen hört man auch manchmal um Mitternacht ein großes, grauenhaftes Jagdgetöse mit Hundebellen, Pferdegetrampel, Blasen und Schießen. Man sagt, daß dies auch von den beiden Grafen herkomme.

Mündlich.

153. Die Eule im Schlosse zu Labes.

In der Stadt Labes sieht man noch die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem früher ein grausamer Ritter gewohnt hat. Jetzt hauset nur noch eine Eule dort, die Nacht für Nacht ein schreckliches Geheul hören läßt, und die kein Mensch vertreiben kann; man sagt, daß diese Eule der Geist des bösen Ritters sey.

Mündlich.

154. Der Dollgemost auf Rügen.

Auf der Insel Rügen befindet sich eine, dem Fürsten zu Putbus zugehörige Holzung, der Dollgemost genannt. Vor Zeiten hielten sich in derselben viele und gefährliche

Räuber auf, welche die ganze Insel unsicher machten. Gegen die zog zuletzt der Fürst Jaromar I. aus, und erschlug sie Alle in der Holzung. Weil nun die fürstlichen Ritter und Knappen dabei toll gehauset hatten, so bekam das Gehölz den Namen Dollgemost, denn gemost heißt so viel als gehauset.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

155. Die Burg Nalow.

Auf der Insel Rügen liegt ein Gut, Namens In-Wiek. Nicht weit davon hat vorzeiten die Burg Nalow gelegen. Die Spuren des alten Burgwalles und des Grabens um denselben findet man noch heut zu Tage. Der Graben ist über zwanzig Ellen breit und hat noch jetzt eine Tiefe, wie die höchste Tanne im Lande; so wie der Wall eine Breite von fünf und zwanzig Ellen hat. Diese Burg ist schon zu heidnischen Zeiten eine starke Festung gewesen, und es hat ein berüchtigter Seeräuber, Namens Rolwiek, sein Raubnest darinnen gehabt, von dem sie auch den Namen erhalten hat. Der hat dort viele Jahre sein Unwesen getrieben, bis es endlich dem Fürsten Jaromar I., der überall im Lande die Räuber verfolgte und ausrottete, glückte, auch ihn zu fangen und seine Burg zu zerstören.

Derselbe Räuber Rolwiek hatte zwei Schwestern, von denen die Eine Agathe und die Andere Jutta hieß. Die hatten ihren Bruder sehr lieb, und als er gefangen und seine Burg zertrümmert war, da flohen sie in die Nachbarschaft, und erhenkten sich Beide aus großem Herzeleid. Die Eine, nämlich Jutta, ging auf einen Berg, der in der Nähe lag, die Andere in ein kleines Gehölz. Davon heißt denn noch die Höhe, die nicht weit von In-Wiek, nach der Pribrowschen Wedde zu, rechts am Wege nach Landau liegt, der Jüttenberg, und das Holz, welches

sich einen guten Flintenschuß weiter befindet, das Agathenholz. — Die Zerstörung der Burg soll im Jahre 1182 geschehen sein.

v. Schwarz, Pommersche Städtegeschichte, S. 695. 696.
Grümke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 95.

156. Claus Störtebeck und Michel Gädeke.

Es sind schon über fünftehalb hundert Jahre vergangen, da hauſete lange Zeit auf der Oſtſee eine grauſame Bande von Seeräubern, welche ſich die Victualien- oder Vitalienbrüder nannten, weil ſie nur von Raub und Beute lebten, oder auch Liekendeeler, weil man ſagt, daß ſie alle Beute zu gleichen Theilen unter ſich vertheilt hätten. Die Anführer dieſer Bande waren Claus Störtebeck und Michael Gädeke. Jener war aus der Stadt Barth in Pommern gebürtig. Der Letztere, der von den Leuten jetzt noch Gät-Michel genannt wird, ſoll von der Inſel Rügen, oder wie Andere behaupten, aus dem Dorfe Michelsdorf auf dem Darß herſtammen.

Dieſe Räuber trieben ihr Gewerbe auf der ganzen Oſtſee; ſie hatten eine Menge Niederlagen und geheime Schlupfwinkel, in die ſie ſich verkrochen, wenn ſie einmal mit zu großer Macht verfolgt wurden. So bewohnten ſie zu Zeiten die große Höhle unter dem Waſchſtein auf Rügen, die damals noch Niemand kannte; auch hatten ſie ein feſtes Schloß auf dem Zingſt, wo man am Prerower Strome noch jetzt die Trümmer einer Burg ſieht, die von den Bewohnern das alte Schloß genannt werden. Dieſes Schloß haben die Lübecker, die von den Räubern am meiſten zu leiden hatten, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zerſtört; ſie ſollen auf der Darßer Seite des Prerow-Stromes gelandet ſeyn und im Lager geſtanden haben. Die Stelle heißt noch jetzt der Lübecker-Ort. Die Schätze der

Räuber sollen damals von den Lübeckern nicht gefunden seyn. Sie sollen vielmehr noch unter den Trümmern des alten Schlosses verborgen liegen, und man kann noch häufig des Nachts, wenn Vollmond ist, fremde Schatzgräber sehen, die mit allerlei Mitteln nach ihnen suchen.

Den Räubern selbst konnte man lange Zeit nicht ankommen; sie entkamen allen Verfolgungen glücklich. Das sollen sie den Gebeinen eines heiligen Märtyrers verdankt haben, die sie einmal aus einem Kloster an der Spanischen Küste gestohlen hatten, und die sie immer mit sich führten. Endlich aber, nachdem sie über dreißig Jahre ihr Unwesen getrieben, gelang es den Hamburgern, die eine große Seemacht zusammengebracht hatten, die ganze Bande nach einem überaus blutigen Seetreffen einzufangen. Zuerst bekamen sie den Claus Störtebeck mit 711 Gesellen, und darauf den Michel Gädeke mit noch 80. Die wurden allesammt zu Hamburg geköpft. Der Hamburgische Bürgermeister Simon von Utrecht hatte ihnen das Todesurtheil gesprochen, und sie in ihren Prunkkleidern zum Richtplatze führen lassen. Aus der Beute, die man bei dieser Gelegenheit machte, ließen die Hamburger eine goldene Krone und einen großen übergoldeten Becher verfertigen. Die Krone hat lange den St. Nicolai-Thurm in Hamburg geziert; den Becher zeigt man allda noch.

Altes und Neues Rügen, S. 54. 55.
Der Darß und der Zingst, von A. v. Wehrs, S. 43—46.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 45—48.

157. Die Räuber im Gollenberge.

Der Gollenberg hatte in früheren Jahren eine Menge tiefer und dunkler Waldklüfte, in denen sich lange Zeit hindurch große furchtbare Räuberbanden aufhielten. Es ist noch jetzt mitten im Gollenberge eine Vertiefung, welche

die Räuberkuhle heißt; in dieser sollen sie ihr Hauptlager gehabt haben. Das Gesindel hatte sich so furchtbar gemacht, daß Keiner wagte, es anzugreifen, und daß sie ungescheut plünderten und mordeten, was ihnen unter die Hände fiel. Da wurden sie endlich auf folgende wunderbare Weise gefangen:

In der Herberge zu Cöslin langte eines Abends bei großem Unwetter ein fremder Reisender an, der unter dem Gollenberge hatte herreiten müssen, und der dabei gar unheimliches Getümmel oben auf dem Berge vernommen hatte. Er hatte sich deshalben beeilt, die Stadt zu erreichen, und er zitterte noch und war bleich vor Schrecken, als er in das Gastzimmer trat. Darüber neckten ihn einige anwesende Gesellen, die sich hinter dem warmen Ofen und dem Glase Wein wunders wie tapfer und muthig dünkten. Der Reisende, den solches verdroß, bot ihnen eine große Summe Geldes an, wenn Einer von ihnen, oder auch sie Alle es wagten, jetzt gleich auf den Gollenberg zu gehen, und zum Zeichen, daß sie da gewesen, sein Tuch, das er ihnen hinlegte, um die eiserne Fahne binden würden, die zum Merkzeichen für die Schiffer auf der Spitze des Berges errichtet war. Da entfiel aber den Prahlern das Herz, und es hatte keiner den Muth, das Abenteuer zu bestehen.

Das hörte die Magd des Wirthshauses mit an, die eine muntere, beherzte Dirne war, und weil sie sehr arm war, so kam ihr die Lust an, daß sie das Geld verdienen möge. Sie sagte das dem Fremden, der hatte nichts dagegen, und obgleich alle Andern ihr abredeten, und ihr vorstellten, wie sie in die Hände der Räuber fallen und dann niemals wiederkehren werde, so blieb sie doch fest bei ihrem Vorsatze. Sie nahm das Tuch des Reisenden, und ging nun getrost, ganz allein in dunkler Nacht und in schrecklichem Unwetter, aus der Stadt hinaus dem Berge

zu. Anfangs ging Alles gut. Sie kümmerte sich nicht um das Heulen des Sturmes, der durch die Eichen fuhr, und nicht um das Krächzen der Raben und Eulen, die überall um sie herflogen. Als sie aber die Spitze des Berges erreicht hatte, und so ganz allein da stand in dem furchtbaren Sturmwinde, in der Nähe der blutigen Räuberbande, und fern von aller menschlichen Hülfe, und als auf einmal dicht bei ihr die alte eiserne Fahne anfing zu knarren, daß es ihr durch Mark und Bein fuhr: da klopfte ihr das Herz, daß sie es hören konnte trotz dem Heulen des Windes, und sie gerieth in eine solche Angst, daß sie nur kaum noch zu der Fahne gelangen und das Tuch herum winden konnte.

In dem Augenblicke aber, als sie das that, hörte sie nahe bei sich ein lautes Horn, das furchtbare Horn der Räuber, das die Einwohner von Cöslin nur zu oft in manchen Nächten, wenn das Gesindel in die Nähe der Stadt gezogen kam, gehört hatten. Da vergingen der armen Dirne fast die Sinne, und sie sah keine Rettung, wie sie in der dunklen Nacht und mit ihren, vom Schrecken gelähmten Gliedern werde entfliehen könne. Auf einmal erblickte sie aber neben sich ein Roß, das an einen Baum gebunden war. Es war hoch und weiß von Gestalt, und hatte einen silbernen Zaum. Auf das eilet sie zu und löset es von dem Baume und schwingt sich hinauf. Und nun jagte sie vom Berge hinunter, was das Pferd nur laufen konnte. Allein die Räuber hatten sie schon gewahrt, das Horn hatte sie alle beisammen gerufen, und auf einmal hörte sie, wie ein großer Haufe auf schnellen Rossen, die alle silberne Schellen trugen hinter ihr herjagte und immer näher an sie herankam. Da trieb sie ihr Roß stärker an, und jagte blind zu, den Berg hinunter. Und als die Noth am größten war, und die Nächsten hinter ihr

schon dicht an ihr waren, da hatte sie gerade das Stadtthor erreicht, und sie war gerettet. Aber die Räuber hatten sie in so großer Verblendung und Wuth verfolgt, daß sie nicht einmal gewahrten, wie sie sich in der Stadt befänden. Das ward ihr Untergang; denn die muthigen Cößliner schlossen nun geschwind das Thor hinter ihnen zu, und fingen sie Alle. Am anderen Tage zogen darauf die Bürger auf den Gollenberg und zerstörten das Raubnest gänzlich. Sie fanden dort viele Gebeine von Erschlagenen, aber auch viele Reichthümer. Unter der Beute war auch das große Horn der Räuber. Es war drei Fuß lang, und von starkem Metall gegossen. Dasselbe wurde zum Horn des Nachtwächters für die Stadt bestimmt. Als solches thut es noch bis auf den heutigen Tag in Cößlin Dienste.

Vgl. Pomm. Provinzial-Blätter, I. S. 211—216. II. S. 4. 6.

158. Das Raubschloß bei Cantrek.

Zwei Meilen von Gollnow liegt das Dorf Cantrek. Etwa eine Viertelmeile von diesem sieht man auf einer ziemlichen Anhöhe die Ruinen einer alten Burg; am Fuße der Anhöhe befindet sich ein klarer See. Die jetzt zertrümmerte Burg ist früher ein Raubschloß gewesen. Sie gehörte der Familie von Köller, welche seit undenklichen Zeiten in Pommern das Gewerbe der Räuberei und Wegelagerung getrieben hatte. Kein Kaufmann oder anderer Reisender konnte ungeplündert durch die Gegend ziehen. Dabei hatten die Raubritter sich ihr Gewerbe so sehr erleichtert, daß sie nicht einmal nöthig hatten, einen Späher auf die Zinnen ihrer Burg zu stellen. Die armen Reisenden mußten ihnen vielmehr von selbst entgegenkommen. Aus dem Burgsee nämlich ergoß sich ein kleines Fließ, welches später in den Judenbach fiel. Dieses Fließ

lief quer durch die Landstraße, so daß jeder Reisende es passiren mußte. Nun, sagt man, hatten die Herren von Köller über dasselbe eine Brücke schlagen lassen, dem Anschein nach zur Bequemlichkeit der Reisenden, aber in Wahrheit zur Erleichterung ihres bösen Gewerbes. Denn an der Brücke hatten sie einen Drath befestigt, der unter der Erde her bis zur Burg hinaufging und dort an eine Glocke reichte. So wie nun Jemand auf die Brücke trat, so gerieth durch die Erschütterung der Drath in Bewegung, und die Glocke auf der Burg läutete. Dann brach Alles auf und überfiel den arglosen Wanderer, der über die Brücke gegangen war.

Solches Unwesen hat gedauert bis zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts; denn Keiner hatte den gefährlichen Raubrittern in ihrer festen Burg etwas anhaben können. Als aber zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der schwedische König Gustav Adolph nach Deutschland kam und durch Pommern zog, hörte er auch von dieser Räuberburg, und er beschloß sofort, sie zu belagern. Anfangs spottete sein der Raubritter, der damals auf der Burg hauſete. Nachdem der König aber eine Zeitlang da gelegen hatte, und die auf der Burg sehen mochten, daß keine Rettung mehr für sie sey, erschien auf einmal eines Abends in dem Zelte des Königs eine hohe, schöne Frau. Die weinte sehr und sprach zum Könige, daß sie die Frau des Herrn von Köller sey, des Raubritters, den er belagere, und bat ihn sehr, daß er ihrer und ihres Mannes schonen möge. Der König versprach ihr das auch für sie, von ihrem Manne wollte er aber nichts wissen. Da bat die Frau nur um freien Abzug dessen, was sie aus der Burg werde tragen können; das versprach ihr der König. Am anderen Morgen nun ließ sich die Zugbrücke der Burg nieder, und über dieselbe schritt die Frau von Köller, ihren

Mann auf dem Rücken, den sie also rettete. Der König ließ darauf Alles tödten, was noch auf der Burg war, und diese selbst zerstörte er.

Die Frau hatte ihren Mann aus Furcht über eine Viertelstunde weit von der Burg getragen, bevor sie es wagte, ihn zur Erde niederzulassen. An der Stelle, wo dieses geschah, bauten Beide nachher das Dorf Cantrek.

Sowohl an der Ruine der alten Burg, als an dem See unterhalb derselben ist es noch immer nicht geheuer. Einer alten Frau, die noch jetzt in dem Dorfe Cantrek lebt, ist einmal Folgendes begegnet: Sie war eines Abends zu dem See gegangen, um zu krebsen. Dabei verspätete sie sich, so daß es Mitternacht wurde. Auf einmal erhob sich ein schrecklicher Sturm, der ihre Kienfackel, die sie bei sich hatte, verlöschte. Unten im See aber hörte sie Geklirre von Waffen, und das Aechzen von Sterbenden, und dann einen gräulichen Rumor, der immer höher heraufkam. Zuletzt thaten sich die Wellen auseinander, und es stiegen acht geharnischte Männer aus dem Wasser, die drei festgebundene Kaufleute mit sich schleppten. Gleich hinter diesen her sprangen zwei andere geharnischte Männer hervor, die aber ganz weiß waren, wogegen jene schwarze Mäntel über ihren Rüstungen trugen. Die weißen Ritter stimmten zuerst einen lieblichen Gesang an. Ihnen folgten mit erschrecklichem Geheul die schwarzen, indem sie die räuberischen Thaten der Köllerschen Familie besangen. Als sie zu Ende waren, stürzten beide Theile auf einander los, und hoben einen wüthenden Kampf an. Die weißen Ritter blieben darin aber Sieger, und erschlugen alle die acht schwarzen Ritter. Sie warfen diese darauf in die Tiefe des Sees, und ließen sich dann selbst unter einer schönen Musik in den See hinunter. Was aus den gebundenen

Kaufleuten geworden ist, hatte die alte Frau in ihrer Angst vergessen.

Mündlich.

159. Der Raubritter Vichov.

Nicht weit von Uchtenhagen in Hinterpommern sieht man an einer Wiese einen großen trüben Sumpf. An der Stelle desselben hat früher ein hoher Berg gestanden, und auf diesem eine feste Burg. In dieser Burg hat ein mächtiger und grausamer Raubritter, Namens Vichov, gehauset, der nicht nur der Schrecken aller Kaufleute und Reisenden war, sondern den auch die gesammte Ritterschaft in der Umgegend fürchtete. Denn auf seinem starken, auf dem hohen Berge liegenden Schlosse konnte ihm Niemand etwas anhaben, und er hatte überdies einen übergroßen Haufen wilden, aber tapferen Gesindels um sich.

Dieser Vichov hatte beständig auf der Zinne seiner Burg Einen seiner Leute auf Wache stehen; der mußte, wenn sich Jemand nahete, sey es Ritter, oder Kaufmann, oder sonst ein Reisender, mit einem silbernen Glöcklein ein Zeichen geben. Dann stürzte Vichov mit seiner Rotte von der Burg herunter, über die Armen her. Dabei hatte er eine Gewohnheit, die war folgende: Wer sich ihm widersetzte, der wurde ohne Gnade niedergestoßen; wer aber sein Leben erhalten wollte, der mußte ihm fortan dienen. — Den Rittern und Landleuten der Gegend war sein Druck am Ende unerträglich geworden, und sie thaten sich daher einstmals ihrer mehr denn zehntausend Mann zusammen, und belagerten ihn in seiner Burg. Allein er verspottete und verhöhnte sie, und als sie den Mauern sich naheten, goß er siedendes Wasser, Oel, Blei und Pech auf sie, also daß er sie zur Hälfte tödtete, und die andere Hälfte die Flucht nahm. Den Fliehenden setzte er nach, und er nahm

Alle, die er einholen konnte, gefangen. Die sperrte er in einen großen Hundestall, den er anſteckte, ſo daß ſie ſammt und ſonders jämmerlich verbrannten.

Nach dieſem war er ſehr übermüthig geworden, und befahl ſeinen Leuten, daß ſie ihn als ihren Herrgott anſehen und verehren ſollten, denn er könne auch Alles, was er wolle, wie der liebe Gott. Das war aber ſein Verderben, denn als er deſſelben Tages mit ſeinen Genoſſen zu Tiſche ſaß, und mit ihnen am Zechen war, und nun, Allen unerwartet das ſilberne Glöcklein zu läuten anfing, da verzerrte er auf einmal gräßlich die Augen, ſeine rothen Haare ſtiegen ihm zu Berge, und indem er einen gotteslästerlichen Fluch ausſtieß, verſanken unter Donner und Krachen der Berg und die Burg tief in die Erde hinein, ſo daß man an ihrer Stelle nur den trüben Sumpf ſah, der noch jetzt da iſt.

Dies war am Johannistage. Wenn man an einem Johannistage um die Mittagszeit an dem Sumpfe vorbeigeht, ſo kann man tief im Grunde deſſelben noch jetzt das ſilberne Glöcklein läuten hören. Es wahrt ſich aber Jeder davor, denn man ſagt, wer das Glöcklein höre, der müſſe noch in demſelben Jahre ſterben, wenn er nicht mit dem Teufel im Bunde ſtehe.

Acten der Pomm. Geſellſchaft für Geſchichte.
Baltiſche Studien, II. 1. S. 163. 166.

160. Der Leichenſee.

Nicht weit von dem Dorfe Retzin, welches ungefähr anderthalb Meilen von Pencun liegt, findet man einen hohen, langen Berg, und unterhalb deſſelben einen See, welcher der Leichenſee genannt wird. Auf dem Berge, der

jetzt mit Buschwerk bewachsen ist, hat in früheren Zeiten ein Raubschloß gestanden, von welchem man noch hin und wieder Mauerwerk im Gebüsch auffindet. Der ganze Berg heißt deshalb auch noch der Burgwall. Die Räuber, die in diesem Raubschlosse gehauset, haben die Leichen der von ihnen Erschlagenen in den See geworfen, woher dieser auch den Namen erhalten haben soll. Die Ermordeten und die Mörder sollen noch jetzt in mancher Nacht um den See herumgehen, und es wagt sich in der Dunkelheit Niemand gern in die Gegend.

Vgl. Brüggemann, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, I. S. 230.

Eine andere Sage erzählt hierüber ausführlicher Folgendes: Der Leichensee liegt gerade in der Mitte von den Stellen, auf denen früher zwei Burgen gelegen haben, und wo noch jetzt die beiden Dörfer Lökenitz und Ramin sind. Diese beiden Burgen gehörten einem wüsten Raubritter, Namens Hans von Ramin. Der Randowfluß, der durch den See fließt, war damals noch schiffbar; es trug sich daher häufig zu, daß Schiffe durch den See kamen. Diesen paßte nun der Ritter mit seinem Raubgesindel von beiden Burgen aus auf, und er hatte eine sinnreiche Vorrichtung gemacht, wie er sie fangen könnte. Er hatte nämlich queer über den See zwei Ketten ziehen lassen, die ungefähr 50 Schritte von einander entfernt lagen, und zwei Zoll über dem Wasser ganz stramm angezogen waren. Wenn er nun ein Schiff von weitem ankommen sah, dann versteckte er sich mit seinen Leuten in dem Rohr und Schilfe am Ufer des Sees, und ließ die vordere Kette schlaff, so daß sie unter das Wasser ging. So wie aber das Schiff darüber weg war, zog er sie wieder straff an, und wie nun das Schiff zwischen den beiden Ketten festsaß und

nicht ein noch aus konnte, fiel er mit seinem Raubgesindel darüber her, erschlug die Mannschaft und nahm alles Gut für sich. Die Leichen wurden in den See geworfen, nach der Seite des langen Berges hin. Oft traf es sich, daß die Räuber auf dem Schiffe eine größere Mannschaft fanden, als sie erwartet hatten; dann läuteten sie eilig eine große Glocke, die sie eigends zu diesem Zwecke am Ufer aufgehangen hatten, worauf ihnen von den beiden Burgen Hülfe kam. Diese Glocke ist nach dem Tode des Ritters in den See gestürzt. Darin ist sie noch, und am Johannistage kann man sie des Mittags um zwölf Uhr darin läuten hören.

Mündlich.

161. Die Räuberhöhle bei Schmölle.

Bei dem Dorfe Schmölle nicht weit von jenem Leichensee findet man eine große Höhle, noch jetzt die Räuberhöhle geheißen. Diese ist der Schlupfwinkel des Hans von Ramin und seiner Genossen gewesen, worein sie alle ihre geraubten Schätze gebracht. Hans von Ramin hatte einen Bruder, der in Schmölle wohnte, und der eben so gottlos war, wie jener. Der hatte einstmals ein adliges Fräulein der Gegend geraubt, mit welcher er in diese Höhle flüchtete. Hier wollte er sie zwingen, ihm zu Willen zu seyn; wie die Jungfrau sich aber hartnäckig zur Wehre setzte, ließ er ihr den Kopf abschlagen.

Der Geist dieses Fräuleins ist nachher noch lange um die Räuberhöhle herumgegangen. Zuletzt hat sie vor noch nicht gar zu vielen Jahren ein Schäfer gesehen. Dieser weidete in der Gegend seine Heerde, als er auf einmal einer ganz schwarz gekleideten Jungfrau ansichtig wurde, die am Eingange der Höhle stand und ihm winkte, zu ihr

zu kommen. Anfangs graute sich der Schäfer; am Ende nahm er sich aber ein Herz und ging zu ihr und folgte ihr in die Höhle hinein. Hier fand er viele und große Haufen von Schätzen, und die Jungfrau sagte ihm, daß er davon nehmen könne, so viel er möge, daß er auch alle Tage, aber nur um dieselbe Stunde, wiederkommen könne. Darauf verschwand sie. Der Schäfer that, wie sie ihm geheißen hatte, und er ist ein reicher Mann geworden. Die Jungfrau hat man aber seitdem nicht wiedergesehen. Nur am Johannistage soll man in der Höhle noch schwache Klagelaute hören.

Mündlich.

162. Das versunkene Schloß bei Plathe.

Wenn man von Plathe nach Danzig geht, so sieht man nicht weit von der ersteren Stadt, linker Hand am Wege, einen Hügel, der mit Strauchwerk bewachsen und mit großen Steinen bedeckt ist. Hier soll ein Schloß versunken seyn, auf dem früher grausame Ritter ihr Wesen getrieben haben. Man hat davon noch jetzt einen Beweis. In der Nähe des Schlosses hat nämlich noch ein anderes Schloß gelegen. Die Herren der beiden Schlösser haben mit einander in Krieg gelebt, und der in dem versunkenen Schloß hat die Tochter des anderen geraubt, und sie einmauern lassen. Dieses Fräulein sieht man nun noch jede Nacht auf jenem Hügel. Sie ist ganz weiß gekleidet, und hat ihre Haare lang herunterhängen; so geht sie weinend zwischen den Steinen umher.

Vor mehreren Jahren hat hier auch einmal ein Tagelöhner einen Pferdefuß mit einem goldenen Hufeisen gefunden. Der Mann ist aber von dem Augenblicke an wie

von einem bösen Geiste besessen gewesen, und bald darauf jämmerlich gestorben.

Mündlich.

163. Das versunkene Dorf im Madüesee.

An dem Madüesee lag vor Zeiten ein Dorf, in welchem viele Räuber und andere gottlose Menschen wohnten. Besonders hatten sie es auf die Mönche des benachbarten Klosters abgesehen, und sie plünderten diese aus, so oft die Brüder mit ihren eingesammelten Gaben heimkehrten. Einst am Sanct Johannistage kam auch ein Mönch mit vielen Gaben, die ihm die frommen Leute der Umgegend geschenkt hatten, an dem See vorbei, um in sein Kloster zurückzukehren. Die Räuber hatten ihn gewahrt, und auf einmal fiel ein großer Haufe von ihnen über ihn her, nahm ihm Alles und schlug ihn blutig, ohne auf sein Bitten und Wehklagen zu hören. Da verfluchte der Mönch sie auf ewige Zeiten.

Augenblicklich erhob sich ein schrecklicher Sturm und Unwetter. Die Wellen im Madüesee stiegen in die Höhe wie schreckliche Gespenster, und drangen auf das Dorf ein, und verschlangen es, also daß es mit Mann und Maus in dem Grunde des Sees vergraben wurde. Dort unten liegen die Räuber nun, und haben nimmer Ruhe, denn der Mönch hat sie auf ewige Zeiten verflucht. Am Johannistage kann man noch alle Jahre die Glocken des Dorfes unten im See läuten hören. Es darf alsdann kein Schiffer sich auf den See wagen, denn das Wasser verschlingt an diesem Tage Alles, was sich ihm nahet.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 47—50.

163. Die alte Stadt bei Werben.

In der Gegend, wo jetzt das Städtlein Werben an dem Madüesee liegt, hat vor alten Zeiten eine große und schöne Stadt gestanden. In derselben haben lauter reiche Leute gewohnt, die haben keine andere Kleider getragen als von Sammt und Seide, und sind nicht anders gefahren, als in Kutschen, mit sechs Pferden bespannt. Es war auch eine Prinzessin darin, die wußte vor allem ihrem Reichthum nicht, was sie thun sollte. Zum Abendbrod aß sie nur das Gekröse von Heringen, so daß sie dazu jeden Abend ganze Tonnen voll Heringe verbrauchte. Nun geschah es aber, daß eine theure Zeit ins Land kam, und die anderen Leute zuletzt gar nichts mehr zu beißen und zu brechen hatten. Da gingen die Bürger zu der reichen Prinzessin, an die noch keine Noth gekommen war, und fielen vor ihr auf die Kniee, und baten sie, mit gerungenen Händen, um Brod. Die Prinzessin aber hatte ein hartes Herz, und sie that daher, als hörte sie die Leute nicht; und wie diese gar nicht wieder gehen wollten, da ließ sie zuletzt ihren Hundejungen kommen, der mußte mit der Hundepeitsche die armen Menschen vom Hofe jagen. Diese riefen ihr wohl zu, wie der liebe Gott gegen solche Hartherzigkeit ein Einsehen thun werde, aber sie machte sich nichts daraus, und wie es wieder Abend wurde, so ließ sie sich, wie sonst, zwei Tonnen Heringe bringen; von denen aß sie das Gekröse, und das Fleisch ließ sie in die Madüe werfen, weil sie es den armen Leuten nicht gönnte. Dabei ging sie in ihrer Verstocktheit so weit, daß sie über Nacht die Straßen der Stadt mit Salz bestreuen ließ, als wenn es die ganze Nacht durch geschneiet hätte; darüber fuhr sie am anderen

Morgen in einem Schlitten, den sie mit dem feinsten Waizenteig hatte beschmieren lassen, und vor dem die Pferde, anstatt der Schellen, mit lauter Semmeln behangen waren. Aber für solchen Frevelmuth kam die Strafe. Denn es fuhr plötzlich vom Himmel ein Blitz herunter, der schlug sie und ihre Pferde todt, und riß ein großes Loch in die Erde, daß die ganze Stadt hineinsank und zu Grunde ging. Seitdem ist der Madüesee darüber gegangen. In diesem kann man auf St. Johannis Mittag die Glokken der versunkenen Stadt noch läuten hören, und wenn großer Sturm ist, so wirft die Madüe noch oft die Menschenschädel, und Nägel und Messer heraus, und andere Sachen, welche die Leute gebraucht haben.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

165. Das Pommersche Sodom und Gomorrha.

In der Gegend, wo jetzt die Stadt Gützkow liegt, war früher eine Stadt, die sehr in Sünden lebte, so daß Gott ihren Untergang beschloß, wie den von Sodom und Gomorrha. Es erbarmte ihn aber der Einwohner und er schickte ihnen daher einen Engel, der sie vor dem Unglücke warnen und aus der Stadt hinausführen mußte. Der Engel gebot ihnen auch dabei, daß sie sich nicht umsehen sollten. Wie nun aber die Stadt mit schrecklichem Geräusch in die Erde versank, da war eine Frau, die ihrer Neugierde nicht wehren konnte. Eigentlich umsehen, wie Loths Weib, wollte sie sich nicht, sie bückte sich deshalb und sah zwischen den Beinen zurück. Aber augenblicklich wurde sie in einen Stein verwandelt, und eben so geschah auch ihrem Hunde, der sich gleichfalls umgesehen hatte. Die beiden Steine sieht man noch heutiges Tages; an dem größeren, in den die Frau verwandelt ist, kann man noch deutlich die Gestalt eines Menschenkopfes erkennen. Nicht

weit davon ist der See, in den die Stadt versunken ist. Die Stadt hat mehrere Thürme gehabt, die noch aufrecht im Wasser stehen, denn es begegnet den Fischern oft, daß sie mit ihren Netzen auf die Thurmspitzen gerathen.

Mündlich.

166. Der schwarze See bei Grimmen.

Die Stadt Grimmen hat früher an einer anderen Stelle gestanden, als jetzt, nämlich da, wo heutiges Tages der sogenannte schwarze See ist. Die Stadt ist allda versunken, mit Allem, was darinnen war. Wann und wie dies geschehen ist, weiß man nicht mehr, denn es ist schon viele hundert Jahre her. Aber daß es wahr ist, beweiset der schwarze See, den man an ihrer Stelle findet. Derselbe liegt ungefähr eine Achtelmeile von der jetzigen Stadt Grimmen, links am Wege nach Grellenberg. Er ist länglichrund, ungefähr siebenzig Schritte lang, wo er am längsten ist, und sechzig Schritte breit. Wie tief er ist, das weiß kein Mensch: denn er soll gar keinen Grund haben. Er ist rund umher mit kleinen Anhöhen und einem Elsenbusche umgeben. Der Boden dieses Busches ist so feucht und morastig, daß man nur in ganz trocknen Sommern bis an die Ufer des Sees gelangen kann. Das Wasser in diesem ist ganz schwarz und bitter. Es verändert sich niemals. Der Wind mag leise wehen, oder auch noch so viel stürmen, der See bleibt immer ruhig, und es hat noch Keiner gesehen, daß das Wasser darin sich auch nur ein einziges Mal gekräuselt hätte. Das soll davon kommen, daß der See, wie die Leute sagen, auf der versunkenen Stadt ruhet. Es lebt auch kein Fisch in diesem Wasser, und das kommt davon her, daß eine geweihete Kirche

darunter verſunken iſt. Die Glocken der Kirche kann man noch oft hören.

Mündlich, und vgl.
Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1819, Nro. 52.

167. Die verſunkene Stadt im Grabowſee.

In der Gegend zwiſchen Sellenthin und der Cummerowſchen Meierei, im Kreiſe Demmin, liegt ein See, der Grabowſee genannt. Hier hat in früheren Zeiten eine Stadt, Namens Grabow, geſtanden, die einſtmals durch eine Erderſchütterung zu Grunde gegangen, und dem See die Entſtehung und den Namen gegeben hat. Die Leute ſagen, daß man bei hellem Wetter die Thürme der Stadt noch auf dem Grunde des Waſſers ſehen könne. — Nahe bei dem See ſieht man noch die Ruinen einer Burg, welche von den Leuten der Gegend das Grabow-Schloß genannt werden.

Acten der Pomm. Geſellſchaft für Geſchichte.

168. Die verſunkene Stadt im Scharpſower See.

An der Stelle des Scharpſower Sees im Kreiſe Demmin, und in der Cummerower Forſt belegen, hat früher eine Stadt geſtanden, die darin verſunken iſt. Das Nähere darüber weiß man nicht mehr, aber bei klarem Wetter kann man unten im See die Stadt noch ſehen, man kann ſogar noch einzelne Straßen deutlich erkennen.

Acten der Pomm. Geſellſchaft für Geſchichte.

169. Die verſunkene Stadt im Barmſee.

Ungefähr eine Viertelmeile von Falkenwalde liegt auf dem Wege von Ahlgraben nach Stettin mitten in der Forſt ein See, ungefähr 200 Ruthen lang und 100 Ruthen

breit, der Barmsee genannt. Derselbe ist schon gleich an den Ufern sehr tief, und soll in der Mitte unergründlich seyn. An seiner Stelle hat früher eine Stadt gestanden, die durch eine schreckliche Erderschütterung untergegangen ist. Am Johannistage kann man die Glocken der versunkenen Stadt unten im See noch hören.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

170. Die versunkene Stadt Regamünde.

Da wo die Rega in die See ausfließt, hat vor Zeiten eine zwar nicht große, aber reiche Handelsstadt, Namens Regamünde, gestanden, welcher auch der jetzige Treptowsche Hafen zugehört haben soll. Die Leute dieser Stadt sind wegen ihres Reichthums so übermüthig geworden, daß sie zuletzt selbst Gott den Herrn verspottet haben. Dafür hat der Zorn des Himmels sie ereilt, denn es ist plötzlich in einer Nacht ein schrecklicher Sturm gekommen, der die ganze Stadt in den Grund des Meeres gerissen hat. Sie ist so tief versunken, daß man auch gar nichts mehr von ihr sehen kann, und daß nur die sogenannten Regamünder Wiesen in der Nähe von Treptow an sie erinnern. Nur die Kirchenglocken sollen gerettet seyn, und man sagt, daß die Glocken in der Kirche zu Rohe von der versunkenen Stadt seyen.

Baltische Studien, II. Jahrgang, I. Heft, S. 28.

171. Der Nonnensee bei Bergen.

Nicht weit von der Stadt Bergen auf der Insel Rügen liegt ein See, der ungefähr eine Viertelmeile groß ist, und der Nonnensee genannt wird. Den Namen hat er daher erhalten, daß vor Zeiten auf seiner Stelle ein Nonnenkloster gestanden haben soll, welches allda versun-

ken, und woraus der See entstanden ist. Am Pfingsttage kann man tief unten im See die Glocken des Klosters noch läuten hören. Auch soll es des Nachts nicht geheuer an seinen Ufern seyn, und man sagt, daß der See alle Jahre sein Opfer haben müsse.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

172. Der Gollen auf Usedom.

Auf der Insel Usedom, nicht weit von dem Dorfe Caminke am Haff liegt ein Berg, der Gollen oder Gollenberg geheißen, der in ganz Pommern wegen der schönen Aussicht bekannt ist, die man auf seiner Spitze hat. Der ist auf folgende Weise entstanden: In alten Zeiten lebte auf der Insel Usedom ein Fürst, der nur eine einzige Tochter und viele Schätze hatte. Er war sehr geizig, und wollte daher, um von den Schätzen nichts zu missen, bei seinen Lebzeiten die Prinzessin nicht verheirathen, wies vielmehr alle Freier zurück. Als er nun aber endlich starb, da war die Prinzessin schon in die Jahre gekommen, und eben so häßlich geworden, wie sie früher schön gewesen war. Deshalb wartete sie auch vergebens, daß sich noch ein Freier melden werde. Zuletzt erschien indeß ein mächtiger Zauberer, der wollte sie freien. Aber weil er grundhäßlich war, so gab sie ihm einen Korb. Darüber ergrimmte der Zauberer, und er verwandelte das Schloß, in welchem sie wohnte, in einen Berg, und bannte sie mit ihren Schätzen auf ewige Zeiten in denselben. Dabei sprach er die Worte:

Do ligt dat Gollen (Gold),
Schall mi wol över hollen,
Bet stumm'n betern Frieger kümmt
Ub'n Hansdag, 'n rein Sundagskind!

Der Berg, der also entstanden war, erhielt von da an den Namen, den er noch führt, und die verwünschte

Prinzessin muß seitdem im Innern desselben bei ihren Schätzen sitzen und die hüten. Alle Jahre auf den Johannistag kommt sie heraus, um zu sehen, ob der stumme Freier, das reine Sonntagskind, sie noch nicht freien und erlösen will.

Zuletzt hat man sie noch im Jahre 1822 gesehen. Am Johannistage solchen Jahres spielten einige Kinder aus dem benachbarten Dorfe am Gollenberge, als sie auf einmal von diesem herabkam, und auf die Kinder zuging. Die Kinder liefen aber schreiend davon. Da sah man sie langsam und trauernd zurückkehren.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

173. Die Hühnengräber zu Jüssow.

Auf dem Büggenhagenschen Gute Jüssow waren vor Zeiten zwei große, uralte Hühnengräber. Im Jahre 1594 hatten einstmals die Greifswalder Steine zu einem Baue nöthig, und auf ihr Bitten hatten die Buggenhagens ihnen vergönnt, die Steine der beiden Hühnengräber zu nehmen. Als nun die Greifswalder Steinmetzen die großen Steine zerschlugen, da wurden sie neugierig, was darunter in der Erde vergraben liegen möge. Sie gruben deshalb danach und fanden unter dem einen Grabe viele menschliche Körper, die waren noch ganz erhalten und ungeheuer groß; sie maßen eilf bis sechzehn Schuhe, und lagen alle in einer Reihe, und so, daß zwischen jedem ein Krug stand, der mit Erde gefüllt war. Als sie sodann aber unter dem zweiten Grabe dasselbe versuchen wollten, da hörten sie plötzlich unter demselben in der Erde ein großes Getümmel, als wenn getanzt und dazu mit Schlüsseln gerasselt würde. Darüber erschraken sie so, daß sie vom weiteren Graben abstanden.

Micrälius, Alt. Pommerl. I. S. 130.

174. Das Hühnengrab bei Gristow.

Bei dem Kirchdorfe Gristow, eine Meile von Greifswald, sieht man in einer hohen Gegend am Strande, Bukow genannt, ein großes Hühnengrab, welches noch vor hundert Jahren eine Länge von 50 Schritten, und eine Breite von 6 bis 8 Schritten hatte. Es bildete damals ein längliches Viereck, und lief gegen Westen hin schmal zusammen. Die über der Erde aneinander gereiheten Steine lagen auf allen vier Seiten in gerader Linie. In der Mitte derselben fanden sich zwei Gräben, die fast rund liefen und sehr tief waren. Dieses Hühnengrab ist jetzt ziemlich zerstört. Aber es ruhet unter demselben noch ein ungeheurer Schatz. Der wird in einer Pfanne verwahrt und hat bisher noch nicht gehoben werden können. Vor mehreren Jahren versuchten es einmal einige Arbeitsleute, ihn zu heben. Sie waren auch schon bis an die Pfanne gekommen. Da erschien ihnen auf einmal der Teufel, wie er eine große Hofscheune heranfuhr, welche von vier Mäusen gezogen wurde. Als das einer der Arbeiter sah, da rief er verwundert: Wo will di de Düvel domit hen hebben? Und so wie er die Worte gesprochen hatte, war es mit dem Schatze vorbei: denn einen Schatz, den der Teufel verwahrt, kann man nur heben, wenn man kein Wort dabei spricht.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, I. S. 118.

175. Der lange Berg bei Baggendorf.

Auf dem Wege von Wendisch-Baggendorf nach Grimmen kommt man an einem langen Berge vorbei. Den haben vor Zeiten die Hühnen errichtet, die sich damals im

Lande aufhielten. Es war nämlich zu jener Zeit das Flüßchen Trebel nur ein kleiner Bach, und den Hühnen nicht groß genug; sie haben ihn daher tiefer gemacht, und von der ausgeworfenen Erde ist der lange Berg entstanden.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, I. S. 87.

176. Der Hühnenstein bei Wusterhusen.

Bei dem Dorfe Wusterhusen unweit des Greifswalder Boddens liegt ein großer Hühnenstein. Von demselben erzählen sich die Leute, daß ein Hühne ihn dorthin geworfen, der damit den Kirchthurm zu Wusterhusen hatte einwerfen wollen. Die fünf Finger des Riesen sind noch in dem Steine zu sehen.

Mündlich.

177. Der Riesenstein bei Zarrentin.

Eine halbe Stunde vom Dorfe Zarrentin in der Gegend von Loitz liegt ein ungeheuer großer Stein, in welchem sich fünf runde Vertiefungen finden. Man nennt ihn in der Gegend den Riesenstein. Von ihm erzählt man sich Folgendes: In früherer Zeit, als das Christenthum hier eingeführt wurde, war das Land von Riesen bewohnt. Diese mußten vor dem Christenthum an den Strand der Ostsee zurückweichen. Darüber ergrimmten sie denn gegen die christlichen Kirchen, die sich überall im Lande aufrichteten. Besonders hatten sie es auf den hohen Kirchthurm des Dorfes Sassen abgesehen, und sie beschlossen, ihn von der Gegend von Stralsund her, welches fünfthalb Meilen von Sassen entfernt ist, und wo sie sich damals aufhielten, mit einem großen Steine einzuwerfen. Einen tüchtigen Stein hatten sie bald; damit aber auch der Wurf nicht

mißlinge, fütterten sie dazu eigends die drei Stärksten unter ihnen eine ganze Zeit lang, den Einen mit Rindfleisch, den Andern mit Schweinefleisch und den Dritten mit Hammelfleisch. Dem, der mit Rindfleisch gefüttert war, gelang der Wurf. Er traf den Thurm, daß er einstürzte, und der Stein flog doch noch viel weiter, bis nahe vor Zarrentin, da wo er noch jetzt liegt. Der Riese hatte den Stein so gewaltsam angepackt, daß seine fünf Fingerspitzen sich tief darin abdrückten, und das sind die fünf Löcher, die man noch sieht.

Erster Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, S. 8.

178. Der Opferstein bei Buschmühl.

An dem Wege von Demmin nach Buschmühl liegt ein großer Stein, von dem man sich Folgendes erzählt: Vor Alters hat der Teufel einmal in dieser Gegend das Regiment gehabt, und man hat ihm alle Jahre eine schöne und reine Jungfrau auf diesem Stein zum Opfer bringen müssen, die er dann mit sich genommen hat, nachdem er zuvor mit ihr auf dem Steine herumgetanzt. Das hat lange Zeit gedauert, bis ihm zuletzt einstmals eine überaus fromme Jungfrau geliefert wird. Wie zu der der Teufel kommt, um den Reigen mit ihr zu beginnen, da ruft sie in ihrer großen Noth laut Gott um Hülfe an, und augenblicklich muß der Teufel abziehen. Dabei hat er vor Ingrimm seine Füße so tief in den Stein eingedrückt, daß die Spuren davon nimmer wieder daraus verschwinden. Man sieht noch jetzt darin einen Pferdefuß und einen Menschenfuß, denn der Teufel hat einen Fuß wie ein Mensch, den andern aber wie ein Pferd. Man sieht in dem Steine

auch noch die Spur eines Hühnerbeines; wie die aber hineingekommen ist, weiß man nicht.*)

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

179. Der Teufelsstein auf dem Warther Felde.

Auf dem Warther Felde auf der Insel Usedom liegt ein ungeheuer großer Stein, in welchen die Spur von einer Hand eingedrückt ist. Man sagt, daß denselben der Teufel dahin geworfen habe. Als nämlich zu Anfang des Christenthums in Pommern eine christliche Kirche zu Pudalga auf Usedom erbauet ist, da hat der Teufel sich vorgenommen, dieselbe zu zerstören. Er hat deshalb diesen Stein genommen und sich damit auf den Baujoberg bei Lassahn gestellt; von da hat er ihn nach Pudalga hingeworfen. Allein Gott der Herr hat zu derselben Zeit einen heftigen Windstoß geschickt, der hat den Stein versetzt, so daß er auf das Warther Feld geflogen und daselbst niedergefallen ist. Der Teufel hat bei solchem Werfen den Stein so hart angefaßt, daß seine Hand sich darin abgedrückt hat, so wie dies noch jetzt zu sehen ist.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

180. Der hohe Stein bei Anklam.

Das Anklamer Stadtgebiet war in früheren Zeiten bis an die Peene mit einem hohen Erdwall eingeschlossen. In der Einfahrt dieses Walles nach Uckermünde hin sieht man noch jetzt einen Wartthurm, der gar keinen Eingang hat, und deshalb der hohe Stein genannt wird. An dem-

*) Hier scheint ein Irrthum zum Grunde zu liegen; denn gewöhnlich denkt man in Pommern sich den Teufel mit einem Pferde- und einem Hühnerfuße. A. d. H.

selben passiren viele schauerliche Geschichten. Unter andern sagen die Leute, daß Derjenige, der am Johannistage den hohen Stein ersteigt, oben auf demselben einen Sack voll Erbsen finde, die sich aber beim Heruntertragen in lauter Goldstücke verwandeln.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

181. Der Riesenstein bei Kleptow.

In der Nähe des Dorfes Kleptow unweit Pasewalk liegt auf dem Felde ein großer Stein, den die Leute den Riesenstein nennen, und von dem sie sich Folgendes erzählen: Vor alten Zeiten haben in der Nähe dieses Steines zwei Felsen gestanden. In dem einen hat ein Riese gewohnt, in dem anderen haben eine Menge kleiner Berggeister ihr Haus gehabt. Der Riese und die Zwerge lebten mit einander in Streit, und thaten sich gegenseitig manchen Schabernack an, wo sie nur konnten. Zuletzt machten die Zwerge unter dem Felsen des Riesen ein Erdbeben, wodurch sie den ganzen Felsen in Stücke zertrümmerten. Darüber gerieth der Riese in großen Zorn, und er lauerte auf eine Gelegenheit, wie er den kleinen Berggeistern wieder Schaden thun könne. Das traf sich bald. Denn kurz nachher feierten die Zwerge in einem Theile ihres Felsens ein Fest, bei dem sie alle versammelt waren. Als nun der Riese ihr Singen und Jubiliren hörte, nahm er ein gutes Stück von seinem zertrümmerten Felsen, und warf es nach dem Felsen der Zwerge, so daß der Theil, in welchem diese ist Fest feierten, davon zerschmettert wurde, und eine ganze Menge von ihnen im Fallen erschlug. Unter den Getödteten befand sich sogar ihr König, den sie nach einigen Tagen mit großer Trauermusik zu Grabe trugen.

\Darauf schwuren die Zwerge dem Riesen den Tod, und auch dazu kam bald die Gelegenheit. Es wohnte nämlich in der Gegend ein Bauer, der eine schöne Tochter hatte; in diese verliebte sich der Riese, und er begehrte sie von dem Bauern zum Weibe. Allein der Bauer wollte sie dem ungeschlachten Heiden nicht geben. Der Riese raubte sie daher mit Gewalt. Nun wandte sich der Bauer an die Berggeister und bat die um Hülfe. Diese paßten darauf eine Gelegenheit ab, als der Riese einmal im Felde seinen Mittagsschlaf hielt. Jetzt nahmen sie ein großes Stück von ihrem zerschlagenen Felsen; das wanden sie in die Höhe, gerade über dem schlafenden Riesen, und ließen es dann auf diesen herniederfallen, so daß er davon zerdrückt wurde, und elendiglich darunter sterben mußte. Dieses Felsstück, das von der Zeit an liegen geblieben, ist der Riesenstein bei Kleptow.\ Man kann darin noch die Spuren von dem Gesichte des Riesen sehen, welche sich bei dem Herunterfallen darauf eingedrückt haben./

Mündlich.

182. Der Riesenstein bei Rehhagen.

Bei der Pachtung Rehhagen unweit Daber liegt ein ungeheurer Riesenstein, von welchem man sich Folgendes erzählt: Vor alten Zeiten lebte zwischen Stettin und Pasewalk ein großer und starker Riese, der zuletzt des Lebens überdrüßig wurde. Er riß daher in der Gegend, wo jetzt die Bocksche Wassermühle geht, einen großen Stein von fünf Fuß im Durchmesser aus der Erde, und warf ihn so weit er konnte, mit dem Vorsatze, dort zu sterben, wo derselbe niederfallen werde. Dicht bei Rehhagen, eine Meile weit weg, fiel der Stein zur Erde. Allda erstach sich der Riese. Sein Blut soll in gewaltigen Bogen über

600 Schritte weit gespritzt seyn, und einen ganzen Acker roth gefärbt haben, der davon noch jetzt der rothe Kamp heißt.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

183. Der Teufelsstein bei Polchow.

Unweit Polchow im Amte Stettin liegt ein großer Felsblock, den die Leute den Teufelsstein nennen. Von demselben erzählt man sich mehrere Sagen.

Es soll nämlich am Johannistage der Teufel seinen Mittagsschlaf darauf halten. Der Stein wird dann so weiß, wie frischer Käse; denn man sieht ganz deutlich Kopf, Schulter, Arm, Leib und Fuß des Teufels von der einen Seite darin abgedrückt. Wenn der Teufel ausgeschlafen hat, so geht er in das angrenzende Bruch, welches davon der Teufelsbruch heißt.

Neben dem Teufelssteine liegen noch sieben andere kleinere Steine, die Siebenbrüdersteine genannt. Es sollen nämlich in Vorzeiten in dieser Gegend sieben Brüder regiert haben, die haben auf dem großen Steine dem Teufel geopfert, und auf diese kleinen Steine während des Opfers sich niedergesetzt. Dicht dabei fließt ein Bach, welcher der Siebenbrüderbach genannt wird.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

184. Der Teufelsstein bei Hohen-Kränik.

Unweit der Stadt Schwedt, in der Feldmark von Hohen-Kränik, erhebt sich ein Hügel, der Koboldberg genannt. Auf demselben liegt ein großer Stein, der in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß und einer Breite von zwei bis drei Fuß über der Erde hervorragt, aber noch weit tiefer in derselben liegt. Derselbe ist oben ganz flach und

eben, und es ist eine Kegelplatte künstlich darin eingegraben. Von diesem Steine erzählt man, daß der Teufel auf demselben an jedem Johannistage Kegel schiebe. Man kann auch deutlich sehen, wie das Moos, das des Jahrs über oben auf dem Steine gewachsen war, am Tage nach Johannis ganz rein heruntergefegt ist.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

185. Der verwünschte Schäfer.

In dem Dorfe Carzig, eine halbe Meile von Naugard, liegt ein großer Stein mit vielen Adern, von dem die Leute sagen, daß er ein verwünschter Schäfer sey. Es diente nämlich vor langen Zeiten in dem Dorfe ein Schäfer, der voraussagte, daß er in einen Stein würde verwandelt werden. Sein größter Kummer dabei war, daß er, fern von den Leuten, einsam auf dem Felde werde liegen bleiben müssen, und er bat daher seinen Herrn, wenn er ihn einmal außerhalb des Dorfes als Stein finde, ihn nicht liegen zu lassen, sondern zu sich ins Dorf zu nehmen. Er sagte dabei auch, daß er nicht durch Pferde, sondern nur durch ein Gespann von acht Ochsen werde von der Stelle zu ziehen seyn.

Nicht lange danach war die Zeit des Schäfers gekommen und er kehrte eines Tages mit seiner Heerde nicht ins Dorf zurück. Da gingen die Bauern aus, ihn zu suchen, sie fanden aber nichts als einen großen Stein mit vielen Adern, wie bei einem Menschen; der lag mitten im Felde, und die Schafe hatten sich umher versammelt. Zuerst suchten sie ihn durch Pferde fortzuschaffen; es war aber nicht möglich, ihn damit von der Stelle zu ziehen. Als sie aber acht Ochsen vorgespannt hatten, konnten diese ihn ohne Mühe in das Dorf ziehen. Hier wurde er auf einem freien Platze aufgestellt, wo er noch liegt. Man

ſagt, daß der Schäfer noch einmal wieder in einen Menſchen werde verwandelt werden.

Mündlich.

186. Der Stein bei Wiskow.

Bei der Kirche zu Wiskow, einem Dorfe unweit Greiffenberg, ſteht nahe am Wege ein Stein, auf welchem ſich ein Kreuz und folgende Inſchrift befindet: Jacob Wachholz Gnade Gott! Daneben iſt ein Büffelkopf eingehauen. Von dieſem Steine erzählt man ſich Folgendes: Vor Zeiten lebte in dieſer Gegend das Geſchlecht derer von Wachholz, die ſehr reich waren, und viele Dörfer und Höfe in der Gegend beſaßen. Auf dieſe Güter hatte das Kloſter Belbog es ſchon längſt abgeſehen, ohne daß es eine Gelegenheit fand, ihrer habhaft zu werden. Da trug es ſich endlich zu, daß Joſt Wachholz in dem Dorfe Wiskow, nicht weit von der Kirche, ſich an einem Dienſtmanne des Kloſters verging, der dort unbefugterweiſe ein Stück Wild erlegt hatte. Der Ritter hatte zwar nicht ganz Unrecht, aber die Mönche zu Belbog erhoben über ſeine Gewaltthat ein ſolches Geſchrei, daß er in Angſt gerieth, und ſein weltliches und ewiges Heil von den Mönchen loszukaufen begehrte. Das gelang ihm nur durch einen harten Tauſch, den er mit dem Kloſter eingehen mußte. Denn er mußte an dieſes abtreten ſeine Güter Wachholzhagen, Meiersberg, Herrenhof, Kreigenkrug, Hohen-Draſedow, Küſſin und Schruptow, welche alle ſehr anſehnlich und einträglich waren; wogegen das Kloſter ihm nur die geringen Güter Dargesloff, Schwedt, Overſchlag, Jarchow und Molſtow entgegengab. Zum Andenken dieſes ungleichen Tauſches nun, ſagen die Leute, wurde jener Stein geſetzt, und zwar auf der Stelle, wo das Vergehen des Joſt Wachholz gegen den Dienſtmann vorgefallen war. Der Stein wurde

von dem Kloſter, ſolange dieſes beſtand, ſtets ſorgſam gehegt; denn es ſoll Bedingung des Tauſches geweſen ſeyn, daß er nur ſo lange gelten ſolle, als der Stein ſtehe. Der Büffelkopf war darum auf denſelben eingegraben, weil die Herren von Wachholz einen ſolchen in ihrem Wappen führten. Andere ſagen, an der Stelle dieſes Steines ſey ein Herr von Wachholz, Namens Jacob, von ſeinem eigenen Knechte erſchlagen, als ſie einſtens von Treptow zurückgekommen ſeyen.

Baltiſche Studien, II. Jahrg. I. Heft, S. 20. 21.

187. Die großen Steine bei Groß-Tychow und Burzlaff.

Auf dem Felde von Groß-Tychow, ſüdöſtlich von Belgardt, ſieht man einen ungeheuer großen Stein, der eben ſo tief noch in der Erde liegt, als er über derſelben zu ſehen iſt, er iſt aber noch neun Fuß hoch; oben iſt er ganz platt, und nach Nordweſten ſteht er ſchräg in die Höhe. Er iſt ſo groß, daß man vier und funfzig Schritte machen muß, wenn man rund um ihn herum gehen will, und die Fuhrleute ſagen, man könne mit einem Wagen mit vier Pferden oben auf ſeiner Platte umwenden. Ein anderer großer Stein hat früher bei dem Dorfe Burzlaff gelegen, welches eine gute Strecke von Groß-Tychow entfernt iſt. Von dieſen beiden Steinen erzählt man ſich, daß der Teufel ſie dahin geworfen habe. Das ſoll in folgender Weiſe zugegangen ſeyn:

Zu Groß-Tychow lebten einmal Herren, die mit dem Teufel einen Pact machen und ſich ihm verſchreiben wollten. Sie hatten ſich ſchon mit ihm eingelaſſen. Der Teufel hatte ihnen viel Geld und Gut verſprochen, und hatte ſie, um richtige Sache mit ihnen zu machen, in einer Nacht

nach Zadkow, drei Viertel Weges von Groß-Tychow, bestellt; sie sollten ihn da auf einem großen Steine treffen, der dicht bei dem Dorfe lag. Als aber die abgesprochene Nacht herankam, da wurde den Tychower Herren die Geschichte arg bedenklich, und sie sahen ein, welch eine große Sünde sie gegen den lieben Gott zu begehen vorhätten. Sie ließen daher den Priester zu sich rufen, und vertrauten ihm ihre Noth an, und baten ihn, daß er statt ihrer zu dem großen Steine nach Zadkow gehen, und dem Teufel sagen möchte, die Sache sey ihnen wieder leid geworden. Der Priester war ein frommer und kluger Mann, und er übernahm sich die Sache. Er machte ein Kreuz und bat den lieben Gott, daß der ihm beistehen möge, und dann machte er sich in der bezeichneten Nacht wohlgemuth auf den Weg zu dem Steine. Allda traf er den Teufel schon, der auf die Tychower Herren wartete. Der Geistliche hatte anfangs vorgehabt, dem Bösen geradezu die Geschichte zu erzählen, und ihn aus der Gegend zu bannen. Aber wie er so ganz allein vor ihm stand, so verging ihm doch sein Muth, und er sah ein, daß es besser wäre, zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er machte dem Teufel daher allerlei Finten vor, worous dieser nicht recht klug werden konnte. Damit hielt er ihn auf, und die Zeit verstrich, bis auf einmal der Hahn in Zadkow anfing zu krähen. Da merkte der Teufel, daß er betrogen war, und er warf voll Zornes dem Priester vor, daß die Herren von Tychow ihn betrügen wollten. Der Priester hatte aber jetzt Muth bekommen, und er sagte dem Andern geradezu, daß die Herren in sich gegangen wären und nichts mehr mit ihm zu thun haben wollten. Darauf sah sich der Teufel wild um, und er wurde ganz grimmig und toll, und zuletzt nahm er den großen Stein auf, auf dem er gestanden, und warf

ihn hoch durch die Luft, um die Herren in Tychow damit todt zu schmeißen. In seinem Eifer war er aber ungeschickt, und der Stein fiel in zwei Theile. Der eine kam bei dem Dorfe Butzlaff zur Erde, eine halbe Meile weit von Zadkow, das größere Stück aber fiel eine Viertelmeile weiter hin, dicht bei Groß-Tychow.

Der Stein bei Tychow liegt noch jetzt; das Stück, das bei Butzlaff niederfiel, ist aber nachher von einem Bauern genommen, der sich eine Scheunendiele davon gemacht hat. Das große Loch, worin der Stein bei Zadkow gelegen, ist daselbst noch jetzt zu sehen; es heißt die Fundelkuhle.

Einige Leute erzählen die Geschichte von den beiden Steinen anders. Der Teufel soll sich nämlich den großen Stein bei Zadkow in einem Sacke haben holen wollen. Weil der Sack aber ein zu enges Loch hatte, daß der Stein nicht hinein konnte, so mußte er diesen entzwei brechen. Dabei hielt er sich nun zu lange auf, und der Hahn fing gerade an zu krähen, als er fertig war, und den Stein in dem Sacke auf den Nacken nahm. Da fing er an gewaltig zu laufen, aber darüber riß der Sack entzwei, und er verlor das eine Stück von dem Steine bei Butzlaff, und das andere auf dem Felde zu Tychow.

Man glaubt auch, daß unter diesem Steine der alte heidnische Götze Triglaff aus purem Golde liegen soll. Die Heiden sollen ihn, zur Zeit des Bischofs Otto, von Julin dahin gebracht haben. Oder aber, wie wieder Andere behaupten, soll ein Edelmann aus Triglaff, wohin der Götze zuerst gekommen war, ihn dahin gebracht haben. Als derselbe nämlich einmal mit anderen Edelleuten Krieg führte, hatte er den Götzen mitgenommen, und wie ihm die Feinde nun hart aufs Leib gingen, soll er ihn unter

dem großen Steine bei Tychow vergraben haben, um ihn im Streite nicht zu verlieren.

Baltische Studien, II. 1. S. 168.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

188. Die Steine bei Pumlow.

Auf der Feldmark des Dorfes Pumlow unweit Belgard liegen mehrere große Steine in einem länglichen Viereck, in dessen Mitte früher auch noch ein einzelner Stein gelegen hat, größer als die anderen. Vor wenigen Jahren war dieser noch da; seitdem ist er aber mit den meisten der herumstehenden von den Leuten aus der Gegend weggeholt. Von diesen Steinen erzählt man sich, daß einstens vor vielen Jahren auf dem Platze ein Schweinehirt mitten zwischen seiner Heerde gestanden, als ein Priester mit dem heiligen Abendmahle vorbeigezogen ist. Den hat der Hirt verspottet und er ist zur Strafe, dafür sammt seiner ganzen Heerde, auf der Stelle in jenen Steinhaufen verwandelt.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

189. Hühnengräber auf Rügen.

Man findet wohl nirgends so viele und so große Hühnengräber, als auf der Insel Rügen. Sie sind theils von ungeheuren Steinen aufgebauet, welche einen Umfang haben, daß Menschen von gewöhnlichen Kräften, und wenn deren auch noch so viele sich zusammengethan hätten, sie nicht hätten aufrichten können. Sie sind theils von bloßer Erde, aber dann so groß, daß sie wie kleine Berge aussehen. Man glaubt daher auch nicht, daß sie von Menschenhänden errichtet sind; vielmehr wissen die Leute auf Rügen, daß die großen Riesenweiber, von denen in der Heidenzeit die

ganze Insel bewohnt gewesen ist, sie aufgebauet haben. Auf solche Weise sind namentlich entstanden:

Der Steinsatz bei Muckrahn auf Jasmund. Er liegt links von dem genannten Dorfe am Wege nach dem Darßin und nach dem Dorfe Krampartz; er liegt ganz genau von Osten nach Westen, besteht aus vielen Steinen, und hat eine Länge von 36 und eine Breite von 12 Schritten. Eine Riesin hat hier ihre beiden Kinder begraben, die durch ihre Sorglosigkeit in der See ertrunken waren. Deshalb stehen auch am Westende des Grabes zwei große Eckſteine, von denen der eine jetzt in die Erde versunken ist, der andere aber, der auf der Kante steht, eine Höhe von vier Ellen mißt.

Der Pfenningkasten in der Stubnitz. Er liegt im Walde, eine gute Viertelstunde vom schwarzen See. Er besteht aus mehreren großen, im Viereck zusammengefügten Steinen, um welche herum einige kleinere Steine aufgerichtet sind. Die Priester der Göttin Hertha haben hierher das Opfergeld gebracht, welches für die Göttin eingekommen war. Daher ist auch der Name entstanden.

Die Siegsteine bei Klein-Stresow. Dies sind mehrere Steinkegel, die gruppenweise in einer Ebene, am Fuße der Stresower Tannenhügel, nach der Seite von Dummertewitz hin stehen. Hier haben in uralten Zeiten die Mönchguter und Putbusser einen blutigen Kampf gehabt. Die Riesenweiber, welche den Siegern beigestanden, haben zum Andenken diese Steine aufgerichtet. Auf welcher Seite der Sieg gewesen, weiß man aber nicht mehr.

Der Opferstein bei Quoltitz auf Jasmund. Jenseits des Krattbuschberges auf Jasmund, am Fuße der gegenüber liegenden Quoltitzer Berge, breitet sich ein Thal aus; in dessen Mitte liegt ein einzelner grauer Stein, länglich rund, am Nordende zugespitzt, und oben glatt abge-

platter. Derſelbe iſt vier Ellen lang und beinahe zwei Ellen hoch. Er hat den alten Heiden zum Opferſteine gedient. Man findet noch oben auf der Platte eine querlaufende Rinne, und unter derſelben zwei Vertiefungen in dem Steine, von denen die Leute ſagen, daß der Opferpfaffe in dieſelben die Blutgrapen geſetzt habe.

Grümbke, Darſtellung der Inſel Rügen, II. S. 232—235.

190. Der Dubberworth.

An der Südſeite des Fleckens Sagard auf der Rügenſchen Halbinſel Jasmund findet man ein ungeheuer großes altes Rieſengrab, der Dubberworth geheißen. Es hat einen Umkreis von 170 Schritten und iſt 16 Ellen hoch. Oben iſt es mit allerlei Strauchwerk und mit Dornen bewachſen. In den Büchern heißt es zwar, unter dieſem Dubberworth ſey eine Rieſin begraben, und ein anderes Rieſenweib habe ihr dieſes Grab errichtet, indem ſie Erde und Steine dazu ganz allein von der Stubnitz über eine halbe Meile weit hergetragen habe. Allein die Leute in Sagard und ganz Jasmund wiſſen es beſſer, wie der Dubberworth entſtanden iſt.

Es wohnte nämlich vor undenklichen Zeiten auf Jasmund ein mächtiges Rieſenweib, unter deren Botmäßigkeit die ganze Halbinſel ſtand. Die hatte ſich in einen Fürſten von Rügen verliebt, und trug ſich ihm zum Gemahl an. Der Rügenſche Fürſt aber wollte nichts von ihr wiſſen, und gab ihr einen Korb. Darüber gerieth die Rieſin in einen ſchrecklichen Zorn, und ſie berief alle ihre Kriegsleute zuſammen, um den Fürſten zu zwingen, daß er ſie heirathe, oder ſein ganzes Land zu verwüſten. Weil ſie nun aber befürchtete, über die Meerenge zwiſchen Jasmund und Rügen, bei der Lietzower Fähre, mit ihrem

Kriegsvolke nicht geschwind genug hinüber kommen zu können, so beschloß sie, dieselbe auszufüllen, so daß sie einen breiten und bequemen Uebergangsweg hätte. Zu dem Ende ging sie zur Stubnitz, und lud allda ihre ungeheure Schürze voll Erde und Steine. Wie sie damit aber bis in die Gegend von Sagard gekommen war, da riß auf einmal ein Loch in die Schürze, und aus demselben fielen so viel Erde und Steine heraus, daß davon sofort der große Hügel entstand, der jetzt der Dubberworth heißt.

Die Riesin hatte sich dies Unglück zwar noch nicht verdrießen lassen, und war weiter gegangen bis zur Lietzower Fähre. Allein hier war ihre Schürze ganz zerrissen, und von dem Herausgefallenen entstanden die Hügel, die man in der Nähe der Fähre sieht. Das sah sie denn doch für ein böses Zeichen an, und sie stand nun von ihrem Vorhaben ab.

Gesterding, Pommersches Museum, I. S. 135.
Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, I. S. 560.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, II. S. 239.

191. Die neun Berge bei Rambin.

Etwa eine Viertelmeile von dem Dorfe Rambin auf Rügen, an der Feldscheide der Dörfer Rodenkirchen und Götemitz, sieht man auf flachem Felde neun kleine Hügel, wie Hühnengräber, die von den Leuten die neun Berge, oder auch die neun Berge bei Rambin genannt werden. Ueber ihre Entstehung erzählt man sich Folgendes: Es lebte vor langer Zeit auf Rügen ein großer Riese, der oft auf dem festen Lande Pommern etwas zu thun hatte. Den verdroß es sehr, daß Rügen eine Insel war, und daß er immer durch das Meer waten mußte. Er beschloß daher zuletzt, dem abzuhelfen, und er ließ sich eine ungeheure Schürze machen, die band er um seine Hüften und

füllte sie mit Erde, um diese in den Gellen zu werfen, und so einen Erddamm von der Insel bis nach Pommern hin aufzuführen. Wie er nun aber mit seiner Tracht bis über Rodenkirchen gekommen war, da riß plötzlich ein Loch in die Schürze und es fielen neun Haufen Erde heraus; das sind die neun Berge bei Rambin.

Auf gleiche Weise sind auch die dreizehn kleineren Berge entstanden, die man bei Gustow findet; denn als der Riese das erste Loch wieder zugestopft hatte, und nun bis Gustow gekommen war, riß ein neues Loch hinein, und es fielen nun die dreizehn kleinen Berge heraus. Der Riese bekam übrigens seinen Damm nicht fertig; denn er hatte zu wenig Erde übrig behalten, so daß zwar der Prosnitzer Haken und die Halbinsel Drigge entstanden, aber doch noch immer ein Zwischenraum von Wasser blieb, den er nicht ausfüllen konnte. Darüber ärgerte er sich so, daß er plötzlich vom Schlage gerührt wurde und starb.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 155. 156. Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

192. Der Riesenstein bei Nadelitz.

Bei dem Dorfe Nadelitz auf Rügen, an dem Wege, wenn man nach Posewald fährt, liegt ein ungeheurer Stein, der Riesenstein geheißen. Der ist auf folgende Weise entstanden: Zu der Zeit, als zu Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, eine christliche Kirche gebaut wurde, lebte auf Rügen ein großer Riese. Manche sagen, es sey derselbe, der die neun Berge bei Rambin aus seiner Schürze hat fallen lassen. Den, weil er ein Heide war, verdroß der Bau der Kirche; er sagte aber: Laß die Würmer nur den Ameisenhaufen bauen, ich werfe ihn doch nieder, wenn er fertig ist. Als die Kirche nun fertig wurde, und auch der Thurm aufgeführt war, so nahm er einen gewal-

tigen Stein, damit stellte er sich auf den Putbusser Tannenberg, und warf ihn mit großer Gewalt nach der neuen Kirche. Aber er hatte in seiner Bosheit zu erschrecklich hart geworfen, so daß der Stein wohl eine Viertelmeile weiter, über die Kirche weg flog, auf die Stelle hin, wo er noch jetzt liegt.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 156. 157. Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

193. Das Hühnengrab bei Nobbin.

Südöstlich von dem Dorfe Nobbin auf der Rügenschen Halbinsel Wittow findet man auf dem hohen Ufer des Meeres ein längliches Viereck von großen, hoch aufgerichteten Steinen. Dasselbe ist von Norden nach Süden vier und vierzig Schritte lang, und am nördlichen Ende zehn Schritte, am südlichen aber noch etwas mehr breit. Auf der Ostseite ist es von achtzehn, auf der Westseite von zwei und zwanzig großen Steinen eingefaßt. Auf der Südseite stehen zwar nur zwei Steine, diese sind aber jeder sechs Fuß hoch, und stehen mit ihren flachen Seiten einander zugekehrt. In der Mitte des Vierecks liegen noch eine Menge anderer Steine. Die Leute in der Gegend nennen diesen Steinhaufen das Hühnengrab. Sie sagen, daß darunter ein vornehmer Heide mit vielen Schätzen begraben liege. Der Teufel aber, der diese Schätze jetzt bewacht, leidet es nicht, daß man an sie herankommt. Man darf nicht einmal den Acker in der Nähe pflügen. Vor vielen Jahren waren einmal ein Paar Leute zu Nobbin, die sahen in einer Nacht ein helles Feuer in der Mitte der Steine brennen. Sie glaubten, daß sie den Schatz nur so heben könnten, und fingen alsbald an zu graben; aber sie starben plötzlich noch in derselben Nacht.

Zöllners Reise durch Pommern und Rügen, S. 296—298

194. Der Mägdesprung auf dem Rugard.

Auf dem Rugard bei Bergen sieht man einen Stein, in welchem ganz deutlich die Spuren eines Frauenfußes und eines Schlages mit einer Peitsche abgebildet sind. Diese Spuren sind auf folgende Weise entstanden: Auf dem Rugard war einst ein Junker, der ein gar großer und frecher Mädchenjäger war. Der traf einmal bei diesem Steine eine Jungfrau, die er mit seinen falschen Liebesschwüren bestürmte, so daß sie sich seiner kaum erwehren konnte. Als die nun zuletzt gar keinen Ausweg mehr sah, ihm zu entkommen, da sprang sie in ihrer Angst von dem Steine, auf welchem sie stand, hinunter in die Tiefe des Thales hinein, worüber der Junker so zornig wurde, daß er mit seiner Reitgerte auf den Stein schlug. Da war es denn wunderbar, nicht nur daß die Jungfrau unversehrt unten im Thale angekommen war, sondern auch, daß sich die Spur ihres Fußes und des Peitschenschlages in dem Steine abgedrückt hatte.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 114—118.

195. Die sieben Steinreihen auf der Prore.

Die Halbinsel Jasmund hängt mit der Insel Rügen durch eine schmale Landenge zusammen, die Prore genannt. Auf dieser sieht man nach dem Prorer Wiek hin sieben Reihen Steine. Sie liegen so hoch, daß jetzt keine Welle an sie heranreichen kann, und doch sehen sie aus, als wenn sie von der Meeres-Brandung geglättet wären. Man erzählt sich, daß in ganz alten Zeiten der Wind einmal sieben Jahre lang ununterbrochen aus Nordosten gewehet, und jedes Jahr eine von diesen Steinreihen angesetzt habe.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

196. Der Schatz im Hause Demmin.

Unter den Ruinen des Hauses Demmin liegen von alten Zeiten her noch viele Schätze vergraben. Sie liegen aber sehr tief, so daß man in einer Nacht nicht so viel graben kann, um bis zu ihnen zu gelangen. Deshalb haben die Leute, die Anfangs viel nach ihnen gruben, zuletzt davon abstehen müssen. Denn wenn sie bis zur zwölften Stunde der Nacht gegraben hatten, so stürzte auf einmal Alles wieder zu, und ihre ganze Arbeit war vergebens. Doch glaubt man, wenn der rechte Mann käme, so würde der die Schätze wohl heben können. Bei denselben wacht übrigens ein ganz schwarzer Hund.

Einem Knaben ist es einstmals geglückt, von den Schätzen etwas zu bekommen. Er hatte auf der Ruine Ball gespielt, wobei ihm sein Ball in eine Oeffnung des Gemäuers gefallen war. Um ihn wieder zu holen, stieg er nach, und kam in ein großes dunkeles Gewölbe, wo er eine halb offene Thür sah, durch welche Licht schimmerte. Der Knabe ging dem Lichte nach, und trat in einen ungeheuren Saal, der voll der reichsten Schätze lag. Davon steckte er sich geschwind seine beiden Taschen voll, und ging zurück. Beim Zurückkehren sah er jetzt, wie an der Thüre ein großer schwarzer Hund lag. Der Hund schlief aber, und er kam glücklich an ihm vorbei, und wieder aus dem Gewölbe heraus. Er lief mit seinen Schätzen nach Hause, und erzählte, wie er dazu gekommen. Er hatte aber eine Stiefmutter, die hart und geizig war. Die befahl ihm, daß er zur Ruine zurückkehren und sich noch einmal seine Taschen voll holen solle. Das mußte der arme Knabe thun, aber es hat ihn kein Mensch aus der Tiefe zurück kommen sehen.

197. Der Schatz in Demmin.

In der Stadt Demmin liegt ein großes festes Haus, von welchem die eine Seite nach der Straße, der schnelle kauf genannt, die andere aber nach der Kahldischen Straße hin geht. In diesem Hause, und zwar in einem Stalle desselben ist von alten Zeiten her ein großer Schatz vergraben, den bisher noch kein Mensch hat heben können. Vor ungefähr anderthalb hundert Jahren wohnte ein Apotheker in demselben, welcher Johann Carl Treu hieß. Dem wäre es beinahe gelungen, den Schatz zu erhalten.

Er träumte in einer Nacht von demselben, und desselbigen Tages kam eine alte fremde Bauerfrau zu ihm, welche ihm die Stelle anzeigte, wo er ihn finden werde; sie gebot ihm aber dabei, wie er während des Grabens kein Wort sprechen dürfe. Der Apotheker machte sich in der folgenden Nacht ans Graben, und weil er von der Frau gehört hatte, daß der Schatz sehr tief liege, so mußten seine Frau und Tochter ihm helfen, denn vor Sonnenaufgang mußten sie fertig seyn. Es dauerte auch nicht lange, so stießen sie auf einen großen Kessel. Allein darüber freute die Frau des Apothekers, welche hochschwanger war, sich also, daß sie in ihrer Unvorsichtigkeit anfing zu sprechen. Da war denn auf einmal Alles vorbei, und sie fanden in dem Kessel nichts, als todte Kohlen. Der Teufel hatte dadurch auch so viele Macht über sie bekommen, daß auf einmal das alte Mauerwerk, an dem sie gegraben hatten, einstürzte, und die arme Frau nebst ihrer Tochter davon bedeckt wurde, so daß sie kaum mit dem Leben davon kamen.

Der Apotheker Treu hat seitdem nicht wieder nach dem Schatze gegraben. Vor ungefähr hundert Jahren kam

aber auf einmal ein Mönch aus Italien an, der hatte in der Bibliothek des Papstes im Vatican zu Rom herausgefunden, daß der Schatz noch da sey, und wie man ihn heben könne. Er wollte auch die Leute in Demmin hierüber belehren; aber der Magistrat, der ihn für einen Betrüger hielt, ließ ihn nicht zur Ausführung kommen.

Mündlich.

Vgl. auch Stolle, Geschichte der Stadt Demmin, S. 731. 732.

198. Der Schatz bei Gahlkow.

Auf der Feldmark des Hofes zu Gahlkow am Greifswalder Bodden liegt ein großer Schatz vergraben, den vor undenklichen Zeiten die Bauern von Gahlkow dort verborgen haben. Bei welcher Gelegenheit das geschehen ist, weiß man eben so wenig, als gerade die Stelle, wo der Schatz liegt. Er kommt aber zum Vorschein, wenn einmal ganz Gahlkow zu Grunde gegangen ist.

Mündlich.

199. Die Kriegskasse bei Hanshagen.

In der Gegend des Dorfes Hanshagen unweit Greifswald soll, wie die Leute sich schon seit mehreren hundert Jahren erzählen, eine Kriegskasse von mehr als 80,000 Thalern vergraben stehen. Die Stelle weiß man noch nicht, denn der Teufel bewacht sie und läßt Keinen zu ihr.

Mündlich.

200. Der Schatz zu Schwerinsburg.

Nicht weit von Anclam liegt das Schloß Schwerinsburg, welches dem Grafen von Schwerin zugehört. Dicht bei diesem Schlosse hat die alte Burg derer von Schwerin gelegen, von der man noch jetzt die Trümmer sieht. In

diesen Trümmern wohnen viele böse Geister; man kann das am besten daran wissen, daß es ganz unmöglich ist, zu Nachtzeit ein Pferd in die Gegend derselben zu bringen. Es sind aber auch viele Schätze darin vergraben. Es lebte vor mehreren Jahren auf dem Schlosse Schwerinsburg ein alter Schäfer, welchem dreimal nach einander um Mitternacht ein Geist erschien, der ihm befahl, aufzustehen und mit ihm zu gehen. Der Schäfer fürchtete sich aber, und als er es seinem Herrn erzählte, meinte dieser, er habe wohl nur geträumt. Nach einiger Zeit erschien der Geist indeß wieder, und nun ging der alte Mann mit ihm. Der Geist führte ihn zu den Ruinen der alten Schwerinsburg, und zeigte ihm unter denselben einen großen schweren Kasten, den er ihm nach Hause tragen half. Am anderen Morgen ging der Schäfer wieder zu seinem Herrn und zeigte ihm an, was geschehen war. Der Herr ließ den Kasten in das Herrenhaus holen, aber er war jetzt so schwer, daß vier Pferde ihn kaum ziehen konnten, und als man ihn öffnete, fanden sich allerlei goldene Münzen und Pokale und Geräthe von Gold und Silber darin, die man noch auf der Schwerinsburg zeigt.

Mündlich.

201. Der Schatz und der Stiefel.

Nicht weit vom Dorfe Schwochow steht am Wege nach Pyritz ein Birnbaum, unter welchem ein großer Schatz vergraben ist. Bei demselben wacht der Teufel; es steht aber auch ein großer feuriger Stiefel dabei, und wer es wagt, diesen anzuziehen, dem muß der Teufel den Schatz herausgeben.

Mündlich.

202. Die Klosterruine zu Eldena.

Von dem ehemaligen reichen Kloster und der Kirche zu Eldena sieht man jetzt noch schöne Ruinen, die weit ins Land und in die See hineinschauen. Unter der Ruine sollen noch allerlei Wunder in der Erde verborgen seyn. Insbesondere soll ein großes, tiefes Gemach da seyn, zu welchem ein finsterer Gang führt, den man aber jetzt nicht mehr kennt. In dem Gemache steht ein Tisch, auf dem ein schwarzer Pudel liegt; neben dem Tische steht eine große schwarze Kutsche. Diese wird von dem Hunde bewacht. Was es sonst noch für eine Bedeutung hiermit hat, weiß man nicht. Es wird aber, wie die Leute sagen, an den Tag kommen, wenn der Schutt von der Ruine einmal ganz weggeräumt ist und man dann den Gang zu dem Gemache wird wiedergefunden haben.

Vor ungefähr siebenzig oder achtzig Jahren kamen einst zwei Kapuziner aus Rom nach Eldena; die fragten bei dem damaligen Landreuter nach einer verborgenen Thür, welche in das alte Gemäuer unter der Ruine führen sollte. Der Landreuter gab ihnen seinen Knecht mit, und weil die Kapuziner genau die Gegend anzugeben wußten, wo die Thür seyn solle, so fanden sie diese wirklich bald unter dem Schutte, den der Knecht nach ihrer Anweisung auf die Seite schaffen mußte. So wie die Kapuziner nun die Thür berührten, that sich diese von selbst auf, und die Kapuziner mit dem Knechte traten durch dieselbe unten in das Gemäuer. Hier kamen sie in mehrere Zimmer. In den ersten war nichts zu sehen; zuletzt kamen sie aber in eins, in welchem viele Leute am Schreiben saßen. Von diesen wurden sie wohl aufgenommen, und dann wieder entlassen, nachdem die Kapuziner viel Heimliches mit ihnen

gesprochen hatten. Als der Knecht wieder an die Oberwelt kam, fand es sich, daß er drei Jahre fortgewesen war.

Mündlich.

203. Die Ruinen des Klosters zu Belbog.

Da wo früher das mächtige und reiche Kloster Belbog gestanden hat, sieht man jetzt nur einige arme Tagelöhner-Häuser. Nur eine alte Mauer sieht man noch von dem Kloster; sie soll von dem früheren Speisesaal der Mönche seyn. An dieser Stelle sollen auch noch viele Schätze in der Erde verborgen liegen, welche die Mönche, als das Kloster eingegangen ist, nicht haben mitnehmen können. Man erzählt sich, daß ehedem öfters Mönche von dem Kloster Oliva hergekommen sind; die haben sich die Ruinen des Klosters genau zeigen lassen, und dann gemessen und gerechnet, als wenn sie die Stelle herausrechnen wollten, wo die Schätze verborgen liegen. Sie sollen aber nicht zurecht gekommen seyn. Einmal hat man auch in dem Schutt einer alten Mauer einen großen goldenen Schlüssel gefunden. Der hat zu der Thür gehört, welche das Schatzgewölbe verschlossen hält, und man hätte diese damit öffnen können. Aber der den Schlüssel gefunden, hat ihn um einen geringen Preis an einen Juden in Treptow verkauft, und zum Unglück auch nachher die Stelle nicht wieder finden können, wo er gelegen hatte. So wird man wohl nicht mehr zu den großen Schätzen des Klosters gelangen können.

Baltische Studien, II. 1. S. 74

204. Der Schatz bei Plathe.

In der Stadt Plathe in Hinterpommern hauſete früher das Geschlecht derer von Osten oder von der Osten,

die zu einer Zeit viel Unwesens trieben und große Schätze erbeuteten. Man sieht noch jetzt zwei große hohe Gebäude, welche die Ostenschen Schlösser gewesen sind. Sie sind von einander durch die Rega getrennt, die zwischen ihnen durchfließt; aber ein unterirdischer Gang, der unter dem Flusse hergeht, verbindet sie wieder mit einander. In diesem Gange sollen auch die vielen Schätze der Familie verwahrt liegen. Es kann aber kein Mensch daran kommen; denn sie werden von vier großen schwarzen Hunden bewacht, die Niemanden hinzulassen. Es wagt sich auch Keiner in den Gang hinein, denn man braucht nur wenige Schritte zu gehen, so hört man schon das Heulen der Hunde.

Mündlich.

205. Sagen von Gollnow.

Die Stadt Gollnow an der Ihna soll in alten Zeiten eine überaus große Stadt gewesen seyn, eine der größten Städte in Deutschland. Der Dammsche See soll bis an die Thore der Stadt gegangen seyn, und die Leute wollen noch vor wenigen Jahren auf dem Sandmeere nach der Wiekseite hin große Anker in der Erde gefunden haben. Auf der anderen Seite soll der Stadtwall da gewesen seyn, wo jetzt ein großes Moor ist, der Papenort genannt, welches beinahe eine halbe Stunde von der jetzigen Stadt entfernt ist. Der Thurm von Gollnow ist damals so hoch gewesen, daß er den Schiffern auf der Ostsee als Leuchtthurm gedient hat. Die Stadt soll durch viele Feuersbrünste bis auf den Theil zerstört seyn, der jetzt von ihr übrig ist.

Von dem Ihnafluß, an welchem die Stadt liegt, erzählt man auch vielerlei Wunderbares. So sagt man, daß die Ihna alle Jahre ihr Opfer haben müsse. Wenn das nun bald seyn wird, dann hört man auf ihr in den Näch-

ten vorher ein lautes Juchen und Klatschen. Auch ein großer Schatz soll in der Ihna liegen, nämlich unterhalb der Brücke. Er wird von einem großen schwarzen Thiere bewacht, von dem Einige sagen, es sey ein Hund, der aber, wie Manche versichern, halb ein Hund und halb ein Kalb seyn soll. Um zwölf Uhr des Nachts kann man ihn immer sehen. Er geht dann über die Brücke auf die Wiek, und am Ufer entlang; dann kehrt er zurück über die Brücke, und geht nun durch die Straßen der Stadt bis auf den Markt. Auf dem Markte kann man dann oft zu gleicher Zeit einen großen Leichenzug sehen. Wenn dieser vorüber ist, geht auch der Hund zu seinem Schatze zurück.

Mündlich.

206. Die drei Ringe zu Pansin.

Eine Meile von Stargard nach Osten hin liegt ein großes Dorf mit einem alten und ansehnlichen Schlosse, Pansin geheißen. Dasselbe gehörte früher dem Johanniterorden, wurde aber nachher ein Borkesches Lehn, und ist jetzt im Besitze der Familie von Puttkammer. Auf diesem Schlosse lebte vor Zeiten ein Fräulein; der erschien in einer Nacht ein Geist, der ihr gebot, aufzustehen, und ihm in die Kirche zu folgen. Anfangs scheute das Fräulein sich, auf sein drittes Gebot gehorchte sie ihm aber. Wie sie nun in die Kirche trat, da sah sie am Altare ein Feuer brennen, und der Geist gebot ihr, daß sie zu demselben hingehen, und ihre Schürze mit den glühenden Kohlen füllen solle; er ermahnte sie dabei, daß sie beim Weggehen sich nicht umsehen dürfe. Das Fräulein that zwar Anfangs, wie ihr geheißen war; als sie aber zuletzt aus der Kirche herausging, da konnte sie nicht widerstehen, sich noch einmal umzublicken. Allein auf einmal fielen alle Kohlen auf

die Erde und verlöschten; nur drei konnte sie geschwinde aufgreifen. Als sie mit diesen in das Schloß zurückkam, da waren es drei goldene Ringe. An diesen drei Ringen hängt seitdem das Glück und Gedeihen der Familie, die das Schloß besitzt; darum wurden sie mit großer Sorgfalt verwahrt. Dennoch ist einer davon einmal verloren gegangen. Gleich darauf entstand im Dorfe eine schreckliche Feuersbrunst, und das Schloß bekam einen großen Riß. Man schickte die beiden anderen darauf in ein Kloster; zuletzt hat man sie aber, damit sie gar nicht verloren gehen könnten, in dem Schlosse eingemauert.

Man sagt, der Geist, den das Fräulein gesehen, solle einer von den kleinen Unterirdischen gewesen seyn, deren es in der Wiese bei Pansin zu vielen hunderten giebt. Andere meinen, das Fräulein habe gar keinen Geist gesehen, aber es habe ihr in drei Nächten nacheinander geträumt, daß sie so thun solle, wie sie nachher gethan hat; sie hätte auch nicht in die Kirche gehen sollen, sondern auf die Wiese, in welcher die Unterirdischen wohnen. Wie sie nun wieder zurückgegangen, da habe sie auf einmal einen ganzen Haufen von diesen kleinen Männlein gesehen. Darüber soll sie so erschrocken seyn, daß ihr alle Kohlen, bis auf die drei, entfallen sind.

Mündlich.

207. Der Schatz bei Lanken.

Nicht weit von dem Kirchdorfe Lanken auf Rügen, dicht beim Walde, liegt ein Schatz in der Erde vergraben, den der Teufel bewacht, und den noch Keiner hat heben können. In einer Herbstnacht kamen einmal drei Bauern aus einem benachbarten Dorfe, die in Lanken zur Hochzeit gewesen waren, des Weges geritten, und sahen an der Stelle ein Feuer, als wenn dort ein großer Haufen Kohlen

am brennen wäre. Die Bauern dachten gleich, daß da der Schatz liegen müsse; sie hatten aber keinen Muth, näher heran zu reiten, denn sie fürchteten, daß der Teufel, der den Schatz bewacht, ihnen den Hals umdrehen möchte. Nur einer von ihnen wagte es; er ritt hin, ohne ein Wort zu sprechen, sprang vom Pferde ab, und füllte sich alle seine Taschen mit Kohlen. Als er aber zu Hause kam und nachsah, was er mitgebracht habe, da fand er nichts als todte Mäuse in seinen Taschen. Nun sagten ihm die Leute zwar, daß er vorher Salz auf die brennenden Kohlen streuen müsse, und er ging wieder hin und that das auch; aber er brachte doch auch dasmal nichts zu Hause, als nur schwarze Holzkohlen. Es muß also eine ganz eigne Bewandniß mit dem Heben dieses Schatzes haben.

Vgl. E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 397—400.

208. Die Jungfrau im Ziegenorter Forst.

In dem Ziegenorter Forst zwischen Stettin und Ueckermünde sah man in früheren Zeiten oft eine weiße Jungfrau sitzen, die laut weinte und durch den Wald klagte. Sie saß gewöhnlich an einem kleinen Bache, der dort unten im Thale fließt. Sie war dorthin gebannt worden, und konnte nicht anders erlöset werden, als wenn Jemand sie am St. Johannistage durch den Bach trug. Sie hat viele, viele Jahre hierauf warten müssen, und manchen Johannistag hörte man ihre Klagen und Bitten um Erlösung an die Vorübergehenden durch den Wald schallen. Alle, die da vorübergingen, und sie sahen und hörten, fürchteten sich vor dem Zauber, und wagten nicht heran zu gehen, sondern machten, daß sie eilig von dannen kamen. Zuletzt an einem St. Johannistage war einstmals ein Jäger an dem Bache eingeschlafen. Wie der um Mittag

aufwacht, da sieht er die Jungfrau vor sich stehen; sie hatte wunderschöne Augen, und sie weinte und klagte bitterlich über ihr großes Elend, und bat ihn, daß er sie durch die Fuhrt tragen möge. Da wurde der Jäger gerühret; er faßte sich ein Herz, nahm sie auf seinen Arm und trug sie eilends durch die Wellen des kleinen Baches. Und als er sie an der anderen Seite auf das grüne Ufer legt, da war plötzlich der Zauber gelöset, und die Jungfrau verschwunden. Aber an der Stelle, wo sie ihm erschienen war, sah der Jäger jetzt einen großen, unermeßlich reichen Schatz liegen, den die Jungfrau hatte verwahren müssen. Den nahm er zu sich, und er wurde für sein Leben lang ein reicher Mann.

Man erzählt auch, daß, einige Zeit vor ihrer Erlösung durch den Jäger, an einem Johannistage ein Bauer mit einem Fuder Holze bei ihr vorbeigekommen sey. Den hat die Jungfrau freundlich angeredet mit den Worten:

Lod av din Foder Holt!
Lod up en Foder Gold!
Drag mi hier dör davon,
Soll ok nich schwere gon!

Der Bauer hat aber keine Lust gehabt, sondern ihr erwidert:

Dat Gold kann mi nich raken,
Na kort mot if't verlaten,
Do helpt ken hoher Mod,
Wann kümmt de bittre Dod!

Darauf ist denn die Jungfrau unter vielen Wehklagen verschwunden.

Freyberg, Pommersche Sagen, S. 10—13.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

209. Prinzessin Swanvithe.

Bei der Stadt Garz auf Rügen befindet sich ein See, neben welchem früher ein Schloß der heidnischen Könige gestanden hat. Als dieses Schloß vor vielen Jahren von den Christen genommen und zerstört ist, hat darin ein alter Heidenkönig gelebt, der ist sehr reich gewesen, und so geizig, daß er immer bei seinen Schätzen von Geld und Edelsteinen gelegen hat, die er in einem großen Saale tief unter dem Schlosse aufgehäuft hatte. Darin wühlte er Tag und Nacht umher, und als das Schloß von den Christen zerstört wurde, da lag er auch darin verschüttet, so daß er eines elenden Hungertodes sterben mußte. Darauf, weil seine Seele von dem irdischen Gute nicht scheiden konnte, wurde er in einen schwarzen Hund verwandelt, der nun immerwährend die Goldhaufen bewachen muß. Zuweilen sieht man ihn auch in seiner menschlichen Gestalt, mit Helm und Panzer angethan, auf einem Schimmel über die Stadt und über den See reiten; manchmal hat er dabei anstatt des Helmes eine goldene Krone auf. Andere haben ihn auch wohl in der Nacht im Garzer Holze an dem Wege nach Poseritz gesehen, wie er mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopfe und einem weißen Stocke in der Hand herumwandelt.

Wie nun dieser alte Heidenkönig erlöset werden kann, das mag folgende Geschichte erzählen.

Viele Jahre nachher begab es sich, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der eine schöne Tochter hatte, Swanvithe geheißen. Zu der kamen viele fremde Prinzen, um sie zu freien. Sie wollte aber keinen von ihnen, als den Prinzen Peter von Dänemark, der ein feiner und stattlicher Mann war, und ihr ausnehmend wohl gefiel. Der wurde also ihr verlobter Bräutigam, und es sollte

bald die Hochzeit seyn. Hierüber ärgerte sich sehr ein polnischer Prinz, der auch zu ihren Freiern gehörte, und weil er von tückischem, boshaftem Gemüthe war, so streute er glaubhaft unter die Leute aus, die Prinzessin führe ein unzüchtiges Leben und habe manche Nacht bei ihm zugebracht. Das wußte er so glaublich zu machen, daß Alle ihm traueten, und es reisete nun ein Freier nach dem andern fort, und auch der Prinz von Dänemark wollte nichts mehr von der Verlobung wissen. Die Geschichte kam zuletzt an den König, und er glaubte sie wie die Andern, und gerieth darüber so in Zorn, daß er die Prinzessin schlug und ihr Haar zerriß, und sie in einen finstern Thurm einsperren ließ, damit er sie nimmer wieder vor Augen bekäme.

In dem Thurme saß die Prinzessin wohl über drei Jahre, und sie grämte und mühete sich vergebens, wie sie ihrem Vater ihre Unschuld beweisen solle. Da fiel ihr zuletzt die Geschichte mit dem alten Heidenkönige ein, und wie derselbe erlöset werden könne. Dies soll nämlich geschehen können, wenn eine reine Jungfrau den Muth hat, in der Johannisnacht zwischen zwölf und ein Uhr nackt und einsam den Schloßwall an dem Garzer See zu ersteigen, und darauf rückwärts so lange hin und her zu gehen, bis sie gerade auf die Stelle trifft, unter der bei der Zerstörung des Schlosses die Thür und die Treppe zu der Schatzkammer des alten Königs verschüttet sind. Sie wird dann hinuntergleiten, aber ohne Schaden zu besorgen, und nun kann sie so viel Gold und Edelsteine nehmen, als sie tragen kann, und damit bei Sonnenaufgang wieder zurückgehen. Was sie nicht selbst tragen kann, wird ihr der alte König nachtragen, also daß sie zeitlebens Geld und Gut genug haben wird. Sie darf sich aber die ganze Zeit über kein einziges Mal umsehen, und sie darf kein einziges Wort sprechen, sonst gelingt es ihr nicht, und sie

kommt elendiglich um. Eben so ergeht es ihr, wenn sie keine keusche Jungfrau ist.

Dieses fiel der Prinzessin Swanvithe in ihrem einsamen Gefängnisse ein, und sie gedachte, das Wagestück zu unternehmen, um so ihrem Vater und der ganzen Welt zu beweisen, daß sie rein und unschuldig sey, und daß der schlechte Pole sie belogen habe. Sie ließ daher ihr Vorhaben dem Könige anzeigen, und bat ihn um Erlaubniß, dasselbe auszuführen. Das wurde ihr gestattet.

Als nun einige Zeit nachher die Johannisnacht kam, da ging die Prinzessin allein von Bergen nach Garz; und wie es vom Garzer Kirchthurm Mitternacht schlug, so that sie ihre Kleider von sich, und betrat den Schloßwall, auf dem sie nun rückwärts auf und ab schritt, mit einer Johannisruthe, die sie mitgenommen hatte, die Erde berührend. Nicht lange war sie so geschritten, da that sich die Erde auf, und sie glitt sanft und langsam tief hinunter, bis in einen großen Saal, in dem über tausend Lichter brannten, so daß es darin heller war, als am klarsten Mittage. Die Wände des Saals waren von Marmor und Diamantenspiegeln, und der ganze Saal voll großer Haufen von Silber, Gold und Edelsteinen. Hinten in einer Ecke saß der König, der alle diese Schätze bewachte; es war ein kleines, graues Männchen, das ihr zuwinkte, um ihr Muth einzusprechen. Sie aber fürchtete sich nicht, und begrüßte den König nur leise mit der Hand. Da erschienen auf einmal eine große Menge herrlich gekleideter Diener und Dienerinnen. Die füllten alle ihre Hände und Kleider mit Gold und Edelsteinen, und also that auch die Prinzessin. Und wie sie genug hatte, da trat sie ihren Rückweg an, und alle die Diener und Dienerinnen folgten ihr. Wie sie so nun schon viele Stufen heraufgestiegen war, so ward ihr auf einmal bange, ob jene mit den

Schätzen ihr auch wohl folgen würden und sie wandte sich um, nach ihnen zu sehen. Aber das war ihr großes Unglück: denn auf einmal verwandelte sich der alte König in einen großen schwarzen Hund, der mit feurigem Rachen und glühenden Augen auf sie zusprang, und wie sie nun weiter vor Angst und Entsetzen laut austief: O Herr je! da schlug auf einmal die Thür über ihr mit lautem Knalle zu, und die Treppe versank, und sie fiel in den großen Saal hinein, in dem die Lichter plötzlich verlöschten. Darin sitzt sie nun schon viele hundert Jahre lang, und muß dem alten Heidenkönige helfen, seine Schätze zu hüten.

Sie kann nur erlöset werden, wenn ein reiner Junggesell es wagt, in der Johannisnacht auf dieselbe Weise, wie sie es that, auf den Garzer Schloßwall zu gehen, und in die Schatzkammer hinabzufallen. Er muß sich dann dreimal vor ihr neigen, und ihr einen Kuß geben, und sie still an der Hand herausführeen. Sprechen darf er dabei kein Wort. Wer sie so herausbringt, der wird ihe Gemahl werden, und so viel Schätze erwerben, daß er sich ein ganzes Königreich kaufen kann.

Es sollen schon Viele dieses Wagestück versucht haben; aber es ist noch Keiner zurückgekommen. Man sagt, der alte schwarze Hund sey so schrecklich, daß Alle, die ihn sehen, vor Entsetzen laut schreien müssen, und dann ist Alles vorbei. Zuletzt soll noch vor dreißig oder vierzig Jahren ein Schuhmachergesell hier verschwunden seyn.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 10—29.

210. Die schwarze Frau auf dem Königsstuhl.

In Rügen hat einst eine Fürstin gelebt, die viele Schätze hatte. Sie fürchtete, daß ihr diese geraubt werden möchten, und sie ließ sie daher in dem Kreidefelsen der Stubbenkammer vergraben. Die Gräber aber ließ sie

darauf hinrichten, damit sie nicht verrathen sollten, wo die Schätze lägen. Dafür muß sie nun noch immmer bei denselben in dem Berge Wache halten. Alle Jahre am Johannistage kommt sie aus dem Innern des Felsens hervor, und setzt sich oben auf den Königsstuhl. Dort wartet sie den ganzen Tag, ob Keiner kommen will, die Schätze zu heben und sie zu erlösen. Auf welche Weise dies geschehen kann, weiß man nicht.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

211. Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer.

Dicht bei Stubbenkammer auf Rügen erhebt sich am Strande des Meeres der Waschstein. In einer Höhle unter demselben hat vor Zeiten der berüchtigte Seeräuber Störtebeck seine Niederlage gehabt; dorthin zog er, um von seinen Räubereien auszuruhen, mit seiner Bande, welche im Lande den Namen der Vitalienbrüder hatte; dort verbarg er seine großen geraubten Schätze. Dieser Zufluchtsort war allen seinen Verfolgern unbekannt, und er war deshalb in demselben sicher vor Verfolgung.

In dieser Höhle ist es noch jetzt nicht geheuer, und man trifft allnächtlich um Mitternacht einen seltsamen Spuck darin. Insbesondere sieht man oft eine trauernde Jungfrau daraus hervorkommen, mit einem blutigen Tuche in der Hand. Mit demselben begiebt sie sich an das Wasser, um die Blutflecken herauszuwaschen. Aber dies will ihr nicht gelingen, und sie geht dann seufzend in die dunkele Höhle zurück. Von dieser Jungfrau erzählt man, daß sie ein vornehmes Fräulein aus Riga gewesen ist, die hat Störtebeck einmal auf einem Raubzuge nach Liefland gefangen und mit sich weggeführt, gerade als sie ihrem Bräu-

tigam sollte angetraut werden. Der deutsche Ordensmeister hat ihn zwar mit vielen Schiffen verfolgt, ihn aber nicht einholen können. Darauf hat Störtebeck sie in die Höhle am Waschstein gebracht, und wie er wieder zu einem neuen Zuge in See gegangen, hat er sie darin sammt allen seinen geraubten Schätzen eingeschlossen. Von diesem Zuge ist er aber nicht wieder heimgekehrt; denn es war im Jahre 1402, und in diesem selbigen Jahre wurde er mit 711 seiner Spießgesellen von den Hamburgern nach einem blutigen Treffen eingefangen und nach Hamburg gebracht, wo sie sämmtlich hingerichtet wurden. Die Jungfrau mußte darauf, weil Niemand sie befreien konnte, in der Höhle am Waschstein einen schrecklichen Tod sterben, und sie hat noch immer bei den Schätzen, die sie bewacht, keine Ruhe finden können.

Vor vielen Jahren sah sie einmal ein Fischer, wie sie unten am Waschstein stand und das blutige Tuch vergebens in das Meer eintauchte, und vergebens die Blutflecken herauszuringen suchte. Er faßte sich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin, und redete sie an mit den Worten: Gott helf, schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier noch allein? Die Jungfrau verschwand darauf; aber der Fischer war wie von einer Zauberei befangen, so daß er nicht von der Stelle konnte. Und wie nun Mitternacht kam, da sah er die Jungfrau wieder; sie trat zwischen den Kreidefelsen hervor auf ihn zu, und sprach zu ihm: Weil du Gott helf zu mir gesprochen, so ist dein Glück gemacht; folge mir nach! Damit kehrte sie zwischen die Felsen, und er folgte ihr in eine große, weite Höhle, die er vorher noch nie gesehen. Darin lagen unermeßliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art.

Wie der Fischer die noch überschaute, so hörte er auf

einmal auf der See Ruderschlag, und als er sich danach umblickte, da sah er ein großes schwarzes Schiff nahen; aus demselben stiegen an die tausend Männer, Alle in dunkler, alter Tracht, und Alle das Haupt unter dem Arme tragend. Die schritten still, und ohne ein Wort zu sprechen, in die Höhle hinein, und fingen an, in den geraubten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des geköpften Störtebeck und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub, ob er noch vorhanden ist. Nachdem sie lange in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie Alle wieder; und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er Zeitlebens der Reichthümer genug hatte. Darauf geleitete sie ihn zu seinem Schiffe zurück, und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie zusammt der Höhle verschwunden. Oben auf dem Waschstein kann man auch alle sieben Jahre ein Meerweibchen sehen, die dann aus der See steigt, um sich oben auf dem Steine in der Sonne zu waschen.

Carl Lappe, Pommerbuch, S. 25.
Freyberg, Pommersche Sagen, S. 25—31.
Grümbke, Darstellung der Insel Rügen, I. S. 42.

212. Die schwarze Frau in der Stubbenkammer.

In der Stubbenkammer auf der Insel Rügen befindet sich eine große, tiefe Höhle, die Höhle der schwarzen Frau genannt. Es führt zu derselben ein steiler und schmaler Pfad, der tief in die Felsen hineingeht. In dieser Höhle sitzt eine schwarze Frau. Sie sitzt da schon seit vielen hundert Jahren, und ist jetzt auf ewige Zeiten dahin gebannt. Früher bewachte sie einen goldenen Becher, und damals hielt eine weiße Taube oben auf dem Felsen die Wacht. Das ist aber jetzt anders. Denn einstens vor

mehr als hundert Jahren kam ein Schiff aus dem Meere; daraus stiegen viele fremde und hohe Männer, die fragten, wo die Höhle der schwarzen Frau sey. Und als man sie ihnen gezeigt hatte, so begaben sie sich dahin mit einem Missethäter, den sie mit sich führten. Dieser war in seiner Heimath zum Tode verurtheilt, aber der König hatte ihn begnadigt, wenn er den Becher holen werde, den die schwarze Frau bewachte. Die Männer führten ihn bis auf den Felsenpfad, der zu der Höhle geht. Dort löseten sie seine Fesseln, und nun mußte er allein zur Höhle gehen. Er fand sie offen. Die ganze Höhle war voll heißer, heller Flammen, so daß man es vor Hitze nicht darin aushalten konnte. Mitten in diesem Feuer saß unbeweglich die schwarze Frau; sie war ganz in schwarze Kleider gehüllt, und ein schwarzer Schleier hing vor ihrem Gesichte. Neben ihr lag von reinem Golde der Becher, den sie hütete. Der Missethäter schritt zagend, aber doch eilig, um aus diesem Meere von Gluth zu entkommen, auf sie zu, und langte nach dem Becher. Da bewegte sich die schwarze Frau, und sagte mit klagender Stimme zu ihm: Wähle recht, fremder Mann; wenn du recht wählst, so bin ich auf ewig dein! Aber der Missethäter sah nichts als den Becher, den ergriff er, und lief eiligst damit fort aus der Höhle, denn er verstand die Worte der Frau nicht, und dachte nicht daran, daß er sie selbst hätte nehmen und erlösen sollen. Im Zurückkehren hörte er sie schwer und tief hinter sich seufzen, und sie klagte mit trauriger Stimme: Wehe mir, nun kann mich Keiner mehr erlösen! In dem Augenblicke verschwand auch die weiße Taube oben vom Felsen, und an ihrer Stelle sah man einen schwarzen Raben, der dort jetzt die ewige Wacht hält. Die schwarze Frau jammerte aber in der Höhle so laut, daß alle Männer, als der Missethäter ihnen den Becher übergab, sie

deutlich hörten. Sie entsetzten sich darüber, und trugen, als wenn sie dadurch die Frau befreien könnten, den Becher in die benachbarte Kirche zu Bobbin, wo man ihn zum ewigen Andenken noch jetzt sehen kann.

Freyberg, Pommersche Sagen, S. 19–22.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

213. Die Seejungfer im Haff.

Im Oder-Haff ist schon seit undenklichen Zeiten eine wunderschöne Seejungfer. Wenn die Schiffer, besonders die Fischer, am Ufer arbeiten, so steigt sie oft bis an den halben Leib aus dem Wasser heraus, und sieht ihren Arbeiten zu. Sie sagt nichts; aber wer sie so sieht, dem bedeutet sie Glück.

Mündlich.

214. Der Chimmeke in Loitz.

Auf den Schlössern in Pommern gab es in früheren Zeiten viele Poltergeister, die das Volk Chimmeke nannte. Man mußte sie sich zu Freunden halten, dann thaten sie Niemandem etwas zu Leide. Sonst konnten sie aber sehr böse werden. — Ein solcher Chimmeke war auch auf dem alten Schlosse zu Loitz. Er war schon lange Jahre da gewesen, und man mußte ihm jeden Abend einen irdenen Topf mit süßer Milch vorsetzen. Die aß er über Nacht auf, und also that er keinen Schaden. Wie aber zu einer Zeit, gegen das Jahr 1370, die Mecklenburger das Schloß inne hatten, so war darin ein übermüthiger Küchenjunge, der nahm dem Chimmeke einstmals die Milch weg und trank sie selbst aus, dem Geiste spöttische Worte gebend. Das verdroß diesen sehr, und wie am anderen Morgen früh, bevor noch der Koch aufgestanden, der Küchenjunge

in die Küche kam, und das Feuer anmachte, da ergriff der Chimmeke den Buben, zerhauete ihn in Stücke, und steckte diese in den großen Grapen, der mit heißem Wasser auf dem Feuer stand. Danach kam der Koch in die Küche und wollte Fleisch holen, dasselbe in den Grapen zum Kochen zu werfen. Da lachte aber der Chimmeke und sagte zu dem Koche, das Fleisch sey schon gar, er solle nur anrichten und es aufsetzen. Der Koch sah in den Grapen, und fand darin die gekochten Hände und Füße, und erkannte, daß sie des Buben waren. Darüber erschrak er sehr. Der Geist ist von der Zeit an aus dem Schlosse weggezogen und hat sich nicht wieder sehen lassen. — Der Grapen, worin der Küchenjunge also gekocht worden, ist nachher noch viele Jahre auf dem Schlosse gezeigt; wo er jetzt ist, weiß man nicht.

Kantzow, Pomerania, I. S. 333.
Micrälius, Altes Pommerl. I. S. 208.

215. Die Kobolde mit den rothen Hosen.

Zu einer Zeit gab es in Greifswald eine Menge gräßlich anzusehender kleiner Kobolde, welche rothe Hosen an den Beinen trugen. Sie hielten sich besonders in der Knopfstraße auf, wo sie die Häuser besetzten, und auf den Böden ihr Spektakel trieben und dann oben aus den Schornsteinen herausguckten, und die Leute auf der Straße verhöhnten. Wenn man sie fangen wollte, so entsprangen sie durch die Schornsteine, und man sah ihre rothen Hosen oft schon auf dem dritten Dache, wenn man sie noch in dem ersten Hause suchte. Endlich verschwanden sie von selbst.

Mündlich.

216. Die Erdgeister in Greifswald.

In der Stadt Greifswald und der Umgegend hielten sich in früheren Zeiten viele unterirdische Erdgeister auf, von den Leuten gewöhnlich nur die Zwerge genannt. Sie haben sehr lange dort gehauset, bis sie zuletzt auf einmal ganz aus dem Lande gezogen sind. Zu welcher Zeit und bei was für Gelegenheit dies geschehen ist, weiß man nicht mehr; aber man weiß noch recht gut den Weg, den sie genommen, und daß sie bei Jarmen aus Pommern gegangen sind. Von da sollen sie sich weiter in das gebirgige Land begeben haben.

Diese Erdgeister hatten Gewalt über alles Gold und Silber, und über die edlen Steine, die in der Erde verborgen liegen; sie waren auch im Ganzen gutmüthig und halfen den Menschen gern, und thaten ihnen Gutes. Dabei trugen sie aber manchmal ein sonderbares Verlangen nach hübschen Menschenkindern, so daß sie die den Leuten oft aus der Wiege stahlen und ihre häßlichen Wechselbälge dafür hinlegten. Oft auch verliebten sie sich in hübsche Mädchen und begehrten ihrer zur Ehe. Der Weg zu ihren unterirdischen Wohnungen ging gewöhnlich durch einen schmutzigen Ort, z. B. unter dem Gußloche des Spülichts oder unter einer Tranktonne her. Des Tages krochen sie in Gestalt von Fröschen oder anderem häßlichen Ungeziefer umher, des Nachts aber zeigten sie sich in ihrer eigentlichen Gestalt; besonders tanzten sie gern im Mondschein, und waren dann vergnügt und lustig.

Man erzählt sich viele sonderbare Geschichten von ihnen. So war einmal in Greifswald eine Frau, die verwünschte eines Abends, wie es schon spät war, ihr Kind, weil es so arg schrie, und die Frau nicht schlafen konnte. Da that sich auf einmal die Thür leise und behende auf,

und es schlich sich ein Zwerg herein, der riß ihr schnell das Kind vom Schooße und lief damit fort; die Frau hat das Kind niemals wieder gesehen. Einer anderen Frau glückte es eines Abends noch eben, ihr Kind an der Ferse fest zu halten, als sie eingeschlafen war, und ein Zwerg es ihr vom Schooße hatte stehlen wollen.

Ein andermal kam zu einer Köchin eine große dicke Kröte in die Küche. Die Köchin nahm einen Spaten, um das Thier todt zu schlagen, dieses aber kroch geschwind unter eine Tranktonne und rettete so mit genauer Noth sein Leben. Nicht lange danach wurde das Mädchen von den Zwergen zu Gevatter gebeten, und wie sie zugesagt hatte, des Nachts unter dem Backtroge in die Erde geführt. Sie mußte viele Treppen heruntersteigen, bis sie in das Zimmer der Kindbetterin kam. Hier war Alles von Gold und Silber, und die Wöchnerin selbst war über und über mit Juwelen bedeckt. Nachdem das Kind getauft war, setzte man sich zu Tische; der Tisch war gedeckt mit lauter goldurchwirkten Laken, und mit vielen köstlichen Speisen besetzt, die in silbernen und goldenen Schüsseln standen. Aber über dem Kopfe der Köchin hing auf einmal ein großer schwerer Mühlstein an einem seidenen Faden. Darüber erschrak die Köchin sehr und wollte in ihrer Angst geschwinde aufstehen. Die Kindbetterin sagte aber zu ihr: Fürchte dich nicht, dir wird nichts geschehen; ich wollte dir nur zeigen, wie angst mir war, als du mich vor Kurzem in der Küche mit dem Spaten verfolgtest, und mein Leben auch an einem seidenen Faden hing. Das Mädchen konnte aber doch seine Furcht nicht verwinden, bis es zuletzt mit vielen Geschenken entlassen wurde.

Wieder ein ander Mal hatte sich ein vornehmer Zwerg in ein schönes Mädchen verliebt, und begehrte sie mit Gewalt zur Frau. Das Mädchen hatte zwar einen großen

Widerwillen gegen ihn, weil er so klein und gewiß nicht schön war, und sie konnte sich nicht dazu entschließen, ihn zu heirathen. Er steckte sich aber hinter ihren Vater, und weil er diesem viel Geld und Gut versprach, so mußte sie ihm zuletzt ihre Hand zusagen. Nun kam sie aber mit ihm überein, daß sie ihrer Zusage los seyn solle, und er wolle von ihr abstehen, wenn es ihr gelinge, seinen Namen zu erfahren. Das Mädchen kundschaftete lange Zeit vergebens. Zuletzt half ihr der Zufall. Es fuhr nämlich in einer Nacht ein Fischhändler die Straße nach Greifswald. Wie der an einer Stelle viele Zwerge lustig im Mondschein tanzen und springen sah, da hielt er verwundert an, und nun hörte er auf einmal, wie einer der Zwerge in seiner Freude laut rief: Wenn meine Braut wüßte, daß ich Doppelkürk heiße, sie nähme mich nicht! Das erzählte der Fischhändler des anderen Tages im Wirthshause zu Greifswald, und von der Wirthstochter hörte es die Braut. Diese dachte gleich, daß das ihr Liebhaber gewesen sey, und wie derselbe wie der zu ihr kam, nannte sie ihn Doppelkürk. Da verschwand der Zwerg in großem Aerger, und die Liebschaft hatte ein Ende.

Mündlich.

217. Die Uellerkens bei Bork.

Die kleinen, in der Erde wohnenden und dem Menschen freundlichen Zwerge werden in manchen Gegenden von Pommern von den Leuten Uellerkens genannt. Man findet sie an vielen Orten; fast bei jedem Berge erzählt man etwas von ihnen.

Am Glandower See bei dem Dorfe Bork liegt ein Berg, in welchem auch die Uellerkens sind. Vor noch nicht vielen Jahren wohnte am Ende des Dorfes eine alte Frau, mit der sie gute Freundschaft hielten. Sie besuch-

ten dieselbe oft, und baten sie, ihnen einen Backtrog zu zu leihen. Die Frau that das gern, und als sie ihr am anderen Morgen den Trog zurückbrachten, hatten sie zur Dankbarkeit ein schönes, feines Brod hineingelegt.

Ein andermal hörte diese Frau, wie des Nachts unten in ihrem Keller Musik und sonstiges Geräusch war. Sie ging daher hinunter, um zu sehen, was es da gebe, und erblickte durch eine Spalte der Thür, daß der Keller hell erleuchtet und voller Uellerkens war. Einer von ihnen saß auf einem Fasse und geigte, und die Uebrigen tanzten und spielten und schmauseten. Die Frau beging nun die Unvorsichtigkeit, daß sie mit ihrem Lichte in den Keller hineintrat. Das fremde Licht konnten die Uellerkens nicht vertragen. Sie verschwanden deshalb augenblicklich, und löschten ihre Lichter und auch das Licht der Frau aus, daß sie kaum aus der Finsterniß sich wieder herausfinden konnte. Böse waren sie ihr aber nicht geworden, denn als sie am anderen Morgen in den Keller zurückging, fand sie darin schöne Sachen, welche die Uellerkens ihr zum Geschenke zurückgelassen hatten.

Mündlich.

218. Die Unterirdischen bei Bernstein.

Auch in der Gegend der Stadt Bernstein in Pommern halten sich viele kleine Zwerge auf, welche von den Leuten dort die Unterirdischen genannt werden. Einer von ihnen kam einstens auf lange Zeit zu einem armen Schuhmacher und half ihm bei der Arbeit, so daß der Schuhmacher schon anfing zu Gelde zu kommen. Da fiel es dem Manne ein, sich gegen den Kleinen dankbar zu beweisen, und er ließ ihm einen hübschen neuen Rock machen. So etwas können die Unterirdischen aber nicht vertragen, und als der Zwerg daher den Rock bekam, ging er gleich

fort mit den Worten: Meister, nun hast du mich abgelohnt, nun ist es mit der Arbeit aus! — Er kam auch nicht wieder.

Mündlich.

219. Die Unterirdischen bei Budow.

In dem Dorfe Budow unweit Stolpe war einstens ein Schäfer, der hatte einen Dudelsack, auf dem er sich bei den Schafen auf dem Felde etwas vordudelte. Als er nun auch einmal saß und spielte, da sah er einen Frosch vor sich, der sprang herum, als wenn er ordentlich nach der Musik tanzte. Das sah der Schäfer eine Weile an, zuletzt wollte er mit dem Fuße danach stoßen; auf einmal war aber der Frosch verschwunden. Ueber eine kleine Weile fand sich nun ein klein Männchen, ein Unterirdischer, zu ihm ein. Der fragte ihn: Mein lieber Schäfer, wollte er den Frosch todt machen? Der Schäfer sagte: Nein, das war ich nicht Willens! ich wunderte mich nur, daß das Ding so putzig sprang. Da sagte das Männchen zu ihm: Mein lieber Schäfer, wenn er den Frosch todt gemacht hätte, so hätte er mich getroffen, denn der Frosch war ich. Darauf bat das Männchen den Schäfer, ob er nicht mit ihm gehen wolle zu den Leuten von seiner Art, und ein Bischen auf dem Dudelsacke spielen, denn seine Tochter mache heute Hochzeit. Der Schäfer entgegnete ihm: Das geht nicht, denn wo würden unterdeß meine Schafe bleiben? Das Männchen versprach ihm aber, sie sollten gut versehen werden, worauf der Schäfer sich bereden ließ und mit ihm ging. Sie gingen nur ein klein Endchen, da that sich die Erde vor ihnen auf, und sie stiegen eine Treppe hinunter, bis sie in eine schöne Stube kamen. Darin waren so viele Gäste beisammen, daß es ordentlich krimmelte und wimmelte. Zuerst trug man dem

Schäfer viel Essen und Trinken auf den Tisch, und bat ihn, davon zu genießen. Nach dem Essen dudelte er dann die ganze Nacht durch, und die kleinen Leute tanzten und sprangen, daß ihnen die Kittel um den Kopf flogen.

Als es Tag geworden war, so bat der Schäfer, sie möchten ihn jetzt wieder zu seiner Heerde bringen. Das waren sie zufrieden. Aber vorher kamen Viele an ihn heran und steckten ihm alle Taschen voll Kerbspähne; doch merkte er nichts davon, denn er hatte von dem vielen Trinken etwas zu viel in der Krone. Darauf brachten sie ihn auf den Weg, und dasselbige Männchen, das ihn geholt hatte, führte ihn wieder auf das Feld, wo seine Schafe noch waren, und verschwand dann, nachdem es ihm nochmals viel gedankt hatte. Wie der Schäfer nun mit seinen Schafen nach Hause trieb, da kamen ihm auf einmal seine Taschen so schwer vor, und als er hineinfühlte, da fand er die Kerbspähne darin. Das verdroß ihn, denn er meinte, die Unterirdischen hätten ihn zum Narren gehabt, und er schmiß sie nun alle von sich auf die Erde. Nur die Tasche vorn auf der Brust vergaß er, und was er in dieser hatte, ließ er darin. Das war gut, bis er des Abends sich auszog, um zu Bette zu gehen. Da hörte er auf einmal in der Brusttasche etwas klingen. Das verwunderte ihn, und wie er hineingriff, so hatte er die ganze Tasche voll harter Thaler. Da merkte er wohl, daß ihm die Unterirdischen das als Bezahlung für sein Spielen gegeben hätten, und er ärgerte sich, daß er so viel weggeworfen hätte. Die Nacht wurde ihm recht lang, und am anderen Morgen war sein Erstes, daß er zurückging und nach den weggeworfenen Spähnen suchte. Aber er fand davon nichts wieder.

Baltische Studien, II. 1. S. 170. 171.

220. Das Pathengeschenk.

In der Gegend von Stralsund lebte einstmals eine fromme Frau. Als die eines Abends gerade in der Postille las, klopfte es an ihre Thür, und es trat ein ganz kleines Fräuchen herein. Das war eine Kindtaufbitterin der Unterirdischen, und ladete die fromme Frau zur Kindtaufe ein. Diese erstaunte zwar darüber, sagte aber endlich zu, und das fremde Weiblein versprach darauf, sie abzuholen. Nach ein paar Tagen kam die Unterirdische wieder und holte die Frau ab. Sie führte diese aber nicht aus dem Hause, sondern durch die Hofthüre in ihren eigenen Kuhstall, und dort ging sie mit ihr eine Treppe hinab, welche die Frau vorher noch nie gesehen hatte. So kamen sie in ein schönes Gemach, wo viele Unterirdische waren, und die Kindtaufe gehalten wurde. Als diese vorbei war, gaben alle die unterirdischen Frauen der Kindbetterin ein Pathengeld. Daran hatte die fromme Frau aber nicht gedacht, und sie hatte nichts bei sich. Sie wollte sich darüber sehr entschuldigen, aber die Unterirdischen sagten ihr, das schade nichts; sie baten sie dagegen, daß sie doch den Kuhstall verlegen möge, indem die Jauche ihnen gerade auf ihren Tisch komme. Das versprach die Frau, und sie waren darüber sehr froh. Die Frau hat auch ihr Versprechen gehalten.

Mündlich.

221. Die Zwerge in den neun Bergen.

Auf der Insel Rügen sind allenthalben viele Zwerge. Es sind deren drei verschiedene Arten, weiße, braune und schwarze. Die weißen und braunen sind gute und thun so leicht Niemandem etwas zu Leide. Die freundlichsten von ihnen sind die weißen. Die schwarzen aber, welche

Tausendkünstler sind, taugen nicht viel, sie sind voller Trug und Schalkheit, und man darf ihnen nicht trauen.) Alle diese Zwerge halten sich besonders gern in den Bergen der Insel auf. Auch in den neun Bergen bei Rambin sind ihrer viele, aber nur braune, die in sieben, und weiße, die in den zwei anderen Bergen wohnen. Sie führen dort ein lustiges Leben, und haben Musik und das schönste Essen und Trinken vollauf. (Sie haben auch viele Menschenkinder bei sich, und sie lieben es, die schönsten Knaben und Mädchen den Leuten zu stehlen, und sie mit in ihre Berge zu nehmen, wo sie ihnen dienen müssen. Sie dürfen sie aber nur bis zu einer gewissen Zeit behalten; denn alle funfzig Jahre müssen sie das herausgeben, was sie bis dahin eingefangen haben. Dabei ist es denn merkwürdig, daß den Kindern, die in den Bergen gesessen haben, diese Zeit nicht voll an ihrem Alter angerechnet wird, und daß Keiner darin älter werden kann, als zwanzig Jahre, und wenn er auch volle funfzig Jahre in den Bergen gesessen hätte.)

Wem es glückt, von diesen Zwergen etwas in seine Gewalt zu bekommen, z. B. eine Mütze von ihnen, oder dergleichen, dem müssen sie dienen, und er kann alsdann ein sehr reicher und vornehmer Herr werden. Es hat schon Mancher so sein Glück gemacht, und man hat recht artige Geschichten davon, die hübsch erzählt hat

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 157—229.

222. Johann Wilde.

Vor vielen Jahren lebte in dem Dorfe Rodenkirchen auf Rügen ein Bauer, Namens Johann Wilde. Der wollte gern reich werden, und fing das auf folgende listige Weise an: Er ging um Mitternacht zu den neun Bergen,

nahm eine Branntweinflasche mit und legte sich nieder, als wenn er schwer betrunken wäre. Wie nun die Zwerge aus den neun Bergen hervorkamen, um auf der Oberwelt zu tanzen, da glaubten sie, daß er wirklich betrunken sey, und nahmen sich nicht sonderlich vor ihm in Acht, so daß es ihm glückte, einem von ihnen, ehe derselbe sich dessen versehen konnte, seinen gläsernen Schuh von dem kleinen Fuße zu ziehen. Mit dem lief er eilig zu Hause, wo er ihn sorgfältig verbarg. Die andere Nacht aber ging er zu den neun Bergen zurück, und rief laut hinein: Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen schönen gläsernen Schuh; wer kauft ihn? wer kauft ihn? Denn er wußte, daß der Zwerg dann bald kommen würde, um seinen Schuh wieder einzulösen.

Der arme Zwerg mußte nun seinen Fuß so lange bloß tragen, bis er seinen Schuh zurück hatte. Sobald er daher wieder auf die Oberwelt kommen durfte, verkleidete er sich als ein reisender Kaufmann und ging zu Johann Wilde. Dem suchte er den Schuh Anfangs für ein Spottgeld abzukaufen; Johann Wilde pries aber seine Waare an, bis der Kleine ihm zuletzt die Kunst anzauberte, daß er in jeder Furche, die er pflügte, einen Ducaten finde. Dafür gab er den Schuh zurück.

Nun fing der Bauer geschwinde an zu pflügen, und so wie er die erste Scholle gebrochen hatte, sprang ein blanker Dukaten ihm aus der Erde entgegen, und das ging immer so von neuem, so oft er eine neue Furche anfing. Daher machte er denn auch bald ganz kleine Furchen, und er wendete den Pflug so oft um, als er nur eben konnte. Dadurch wurde Johann Wilde in Kurzem ein so reicher Mann, daß er selbst nicht wußte, wie reich er war. Aber es war dies Alles sein Unglück, und er hatte keinen Segen davon. Denn weil er immer des Geldes mehr

haben wollte, so pflügte er zuletzt Tag und Nacht und that nichts mehr als pflügen. Das konnten nun zwar seine Pferde wohl aushalten, denn er kaufte sich deren eine große Menge, damit sie immer frische Kräfte hätten, und desto mehr Furchen pflügen könnten; aber er selbst wurde durch die viele Mühe und Arbeit ganz krank und elend; und zuletzt fiel er hinter dem Pfluge hin und war vor Entkräftung plötzlich gestorben.

Seine Frau und Kinder fanden nach seinem Tode einen ungeheuren Schatz von Dukaten vor, davon haben sie sich große Güter gekauft, und sind nachher reiche und vornehme Edelleute geworden.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 235—240.

223. Fritz Schlagenteufel.

Ich habe schon gesagt, wie Mancher reich und vornehm geworden ist, dem es gelang, von den unterirdischen Zwergen, die auf Rügen hausen, etwas in seine Gewalt zu bekommen. Einen Beweis davon giebt Fritz Schlagenteufel. Der lebte vor vielen Jahren und war ein armer Schäferjunge zu Patzig, eine halbe Meile von der Stadt Bergen. Eines Morgens fand er zwischen den Hühnengräbern, die dort auf der Haide liegen, ein kleines silbernes Glöckchen. Das war von der Mütze eines braunen Zwerges, der es in der Nacht beim Tanze im Mondschein verloren hatte; zu seinem großen Unglück, denn nächst dem Verluste ihrer Mütze selbst, oder ihrer Schuhe, haben die Zwerge keinen schlimmeren Verlust als den des Glöckleins, so sie an der Mütze tragen, und des Spängleins an ihrem Gürtel. Sie können bei solchem Verluste nicht eher schlafen, als bis sie das Verlorne wieder herbeigeschafft haben. Darum grämte sich der arme Zwerg sehr, der das von

Fritz Schlagenteufel gefundene Glöcklein verloren hatte. Um sein Unglück aber voll zu machen, durfte er in der ersten Zeit noch nicht wieder aus seinem Berge heraus; denn die Zwerge dürfen nicht immer, sondern nur wenige Tage im Jahre auf die Oberwelt kommen. Als er endlich herauskam, da war sein Erstes, daß er sein verlornes Glöcklein suchte. Er konnte es lange nicht finden; denn Fritz Schlagenteufel war unterdeß von Patzig weggezogen nach Unruh bei Gingst, wo er Schäferknecht geworden war. Endlich kam der Zwerg auch hierher, und sah sein Glöcklein, wie der Schäfer, der auf dem Felde seine Schafe hütete, damit klingelte. Geschwinde verwandelte der Zwerg sich nun in eine alte arme Frau, und suchte dem Schäfer das Glöcklein mit glatten Worten abzuschwatzen. Das wollte ihm aber nicht glücken, denn Fritz Schlagenteufel wollte das schöne, hellklingende Glöcklein nicht von sich geben. Er zog daher zuletzt ein weißes Stäbchen hervor, das er dem Schäfer für sein Glöcklein anbot, dasselbe preisend, daß er damit allerlei Zauberei verrichten könne. Darauf ging Schlagenteufel ein, und der Zwerg bekam das Glöcklein zurück.

Das weiße Stäbchen war wirklich ein Zauberstab, der es machen konnte, daß alles Vieh, so damit getrieben wurde, vier Wochen früher fett ward, und zwei Pfund Wolle mehr trug, als anderes Vieh. Dadurch wurde denn Fritz Schlagenteufel in wenig Jahren der reichste Schäfer auf ganz Rügen, und kaufte sich zuletzt ein Rittergut, nämlich Gradiz bei Rambin, und wurde selbst ein Edelmann. Seine Nachkommenschaft blühet noch.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 229–235.

224. Der leichte Pflug.

Es war einmal ein Bauer auf der Insel Rügen, der fand, als er eines Morgens zu seinem Felde ging, auf einem steinernen Kreuze, das am Wege stand, einen schönen, blanken Wurm, der immer auf dem Kreuze hin und her lief, als wenn er große Angst hätte, und gern fort wolle und doch nicht könne. Nachdem das der Bauer eine Zeitlang voller Verwunderung angesehen hatte, fiel ihm ein, daß die kleinen Zwerge des Landes, wenn sie zufällig an etwas Geweihtes gerathen, daran festgehalten werden und nicht von der Stelle können. Er dachte also, daß der Wurm ein solcher Zwerg sey, der nicht von dem Kreuze könne, und er hoffte, dadurch sein Glück zu machen. Und so geschah es auch. Denn wie er nun den Wurm einfing, da verwandelte sich der auf der Stelle, und der Bauer hatte wirklich einen kleinen schwarzen Zwerg in der Hand. Der krümmte sich nun gewaltig, und wollte dem Bauern entschlüpfen, und wie er sah, daß das nicht anging, gab er gute Worte und bat jämmerlich um seine Freiheit. Der Bauer aber war klug, und sagte zu ihm: Nur still, du kleiner Gesell; umsonst kommst du nicht los. Ich werde dich nicht eher wieder zu den Deinigen lassen, als bis du mir versprichst, daß du mir einen Pflug machen willst, der so leicht ist, daß ihn auch das kleinste Füllen ziehen kann.

Die schwarzen Zwerge sind böse und tückisch, und gönnen den Menschen nichts. Der Gefangene antwortete daher dem Bauer gar nicht und schwieg mausestill, und dachte, dem Anderen werde die Zeit schon lang werden, und endlich müsse er ihn denn doch wieder frei geben. In dem eigensinnigen, tückischen Schweigen blieb er lange so. Es half selbst nicht, als der Bauer ihn prügelte und geißelte, daß ihm das Blut von dem kleinen Leibe floß.

Zuletzt aber, als ihn der Bauer in einen schwarzen eisernen Grapen steckte, und ihn so in eine kalte Kammer setzte, wo der Kleine frieren mußte, daß ihm die Zähne klapperten, kroch er zu Kreuze, und er versprach nun, den Pflug zu liefern. Darauf ließ ihn der Bauer flugs los, denn auch diese bösen schwarzen Zwerge müssen Alles halten, was sie versprochen, und man hat kein Beispiel, daß einer sein Wort gebrochen hätte.) Am anderen Morgen stand vor der Thür des Bauern ein schöner eiserner Pflug, der so groß war, wie andere Pflüge, aber so leicht, daß ein Hund oder ein Kind ihn ohne alle Beschwerde ziehen, und das schwerste Land damit pflügen konnte. Dadurch wurde denn der Bauer bald der reichste Mann auf der Insel.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 241—246.

225. Jochen Schulz.

Es lebte einmal auf Rügen ein Jäger, Jochen Schulz geheißen, der zuletzt als Kirchenvogt zu Barth gestorben ist. Der war bisher immer glücklich auf der Jagd gewesen, konnte aber zu einer Zeit gar nichts mehr treffen, er mochte zielen so richtig und scharf, als er nur konnte. Er dachte gleich, daß das nicht mit rechten Dingen zugehe, aber er konnte nicht hinter den Grund kommen. Da sagte ihm zuletzt eine alte Bettlerfrau, die er im Walde traf, die schwarzen Zwerge hätten ihm gewiß seinen Schuß besprochen, und es gäbe keinen anderen Rath für ihn, als daß er suche, etwas von ihnen in seine Gewalt zu bekommen, wofür sie ihm den Schuß wieder freigeben müßten. Das könne er aber dadurch, wenn er zu einer Stelle im Walde hinschleiche, die sie ihm auch anzeigte, wo die Schwarzen um Mitternacht ihre Tänze hielten, und wenn er eine Hand voll Hagel mitnehme, und den nach ihnen auswerfe, wie man Erbsen ausstreut. Dabei müsse er rufen: Im

Namen Gottes, Satan, weiche von mir! Was er dann von den Schwarzen auch nur mit einem Hagelkorn treffe, das müssen sie im Stiche lassen. Also that der Jäger in der nächsten Nacht, und wie er am anderen Morgen nach Sonnenaufgang wieder zu der Stelle ging, um zu sehen, was er getroffen habe, da fand er einen schönen silbernen Gürtel an der Erde liegen, auf dem noch der Fleck von dem Hagelkorn war, mit dem er ihn getroffen hatte. Es dauerte auch nicht lange, so fand sich ein kleiner schwarzer Zwerg ein, dem der Gürtel gehörte. Der mußte dem Jäger viele gute Worte geben und lange mit ihm handeln. Zuletzt wurden sie dahin einig, daß der Jäger sich einen Freischuß ausbedungen hat, damit er zu gewissen Zeiten, wohin er auch schieße, ein Stück Wildpret treffen müsse, auch wenn nichts da sey. Darauf wurde Jochen Schulz der erste Jäger im Lande.

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, I. S. 251—253.

226. Matthes Pagels.

Nicht weit von dem Dorfe Lanken auf Rügen, in der Nähe der Granitz, wohnte vor Zeiten ein Bauer, Matthes Pagels geheißen, ein böser, betrügerischer Mensch. Der hatte einmal seinem Nachbar das Land abgepflügt, und als dieser ihn verklagte, schwur Pagels durch einen Eid, und brachte auch eine Urkunde bei, daß das Land ihm gehöre, so weit als er gepflügt habe, und noch wohl weiter, so daß sein Nachbar den Prozeß verlor. Pagels war aber ein Hexenmeister, und stand mit den schwarzen Zwergen im Bunde, die nur immer Böses sinnen, und von diesen hatte er auch die falsche Urkunde. Für solche Betrügerei hat den Matthes Pagels schwere Strafe getroffen. Schon während seiner Lebzeit hatte er keine Ruhe, und er mußte

jede Nacht, in Wind und Wetter, aus dem Bette heraus, und auf dem abgepflügten Lande umgehen, und zuletzt dort auf eine Buche klettern, wo er zwei Stunden lang stille sitzen und frieren mußte. Das muß er nun auch noch, obgleich er schon über viele hundert Jahre todt ist. Man kann ihn alle Nacht da sehen in einem grauen Rocke und mit einer weißen Mütze auf dem Kopfe. Oft sitzt er auch wie eine schneeweiße Eule auf der Buche und schreit gar jämmerlich. Ein Pferd ist des Nachts nicht an der Stelle vorbei zu bringen.

Die Leute singen auch noch folgendes Lied von ihm und seiner Buche:

Pagels mit de witte Müz,
Wo kosld und hoch ist din Sitz
Up de hoge Bök,
Un up de kruse Eek,
Un achterm hollen Tuun.
Worüm kannst du nich ruhn?
Darüm kann ik nich rosten,
Dat Papier liggt im Kasten,
Un mine arme Seel
Brennt in de lichte Höll!

E. M. Arndt, Märchen u. Jugenderinnerungen, 1. S. 249—251.

227. Das unterirdische Wasser zu Rothemühle.

Zwei Meilen von Pasewalk liegt mitten in der Forst auf mehreren kleinern Hügeln das Dörflein Rothemühle. Vor Zeiten stand hier auch eine schöne Mühle. Deren Bewohner sind einst von Räubern überfallen und erschlagen, und weil dabei so erschrecklich viel Blut geflossen ist, hat man das Dorf seitdem Rothemühle genannt. Es kam nachher zwar ein anderer Müller in die Mühle; aber es war

nach jenem Ueberfalle ein Poltergeiſt in die Mühle eingezogen, der keinem Menſchen darin Ruhe ließ, ſo daß bald Niemand mehr darin wohnen wollte, und die Mühle leer und verlaſſen ſtand. Darauf verfiel ſie mit der Zeit ganz; der Poltergeiſt aber wollte auch nun nicht aus der Gegend entweichen, und er trieb jetzt den Bach, an dem die Mühle gegangen war, faſt ganz in die Hügel hinein, auf denen das Dorf ſteht, ſo daß der Bach über der Erde nur noch wenig Waſſer behielt, und im Sommer ganz trocken iſt. Seitdem treibt der Geiſt ſein Unweſen und Gepolter im Innern der Hügel unter dem Dorfe. Man hört ihn dort oft; bald lautet es dort hohl, als wenn das Dorf auf einer Brücke ſtände; bald lautet es, wie die dumpfen Schläge einer Münze. Und das Wunderbarſte iſt, daß jeder, der es hört, des Glaubens wird, er vernehme es gerade unter ſeinen Füßen. Das iſt nicht nur im Dorfe, wo Jeder meint, es ſey mitten unter ſeinem Hauſe, ſondern auch außerhalb deſſelben meint man es, wenn man auf den Hügeln ſpazieren geht.

Einige Leute, die ſich gewaltig klug dünken, nehmen zwar an, das Klopfen rühre von einem unterirdiſchen Tropffall her; allein dazu klingt es viel zu laut, und es kommt auch zu langſam, denn man zählt in einer Minute nur kaum vierzig Schläge. Zuweilen hört man es viele Tage lang gar nicht. Daher glauben Andere, die ſich für noch weiſer halten, daß unter dem Dorfe ein unterirdiſches Feuer brenne. Aber dann hätte das Dorf wohl ſchon längſt verbrennen müſſen. Das Wahre iſt, daß der Poltergeiſt aus der Mühle dort zum Zeitvertreib allerlei Waſſerkünſte treibt. Doch kann auch wahr ſeyn, was einige Leute ſagen, nämlich daß in den Bergen ein Förſter umgehen und poltern müſſe, zur Strafe, daß er gegen die armen Leute, die Holz geholt, im Leben ſo hart geweſen und

ihnen so viele Aexte abgepfändet hat. Im siebenjährigen Kriege soll auch einmal ein russischer Offizier nach Rothemühl gekommen seyn, der hat sich Alles genau gemerkt, und gesagt, sein Vater habe dort in einem großen Kriege mit seinem Regimente gestanden, und, als der Feind ihn zum Rückzuge genöthigt, hier die Kriegskasse vergraben. Der Offizier hat aber von dem Gelde nichts wieder finden können.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.
Baltische Studien, V. 1. S. 161.
Mündlich.

228. Die Bergschlange im Bauerberge bei Wolgast.

Zwischen den Städten Wolgast und Lassahn, bei dem Dorfe Bauer, befindet sich eine Anhöhe, welche der Bauerberg heißt. In diesem Berge hält sich seit ewigen Zeiten eine ungeheuer große Schlange auf, die von den Leuten in der Gegend die alte große Bergschlange genannt wird. Die ist ein großer Schrecken für die ganze Gegend; denn wenn sie sich sehen läßt, so entsteht ganz sicher irgend ein Unglück in der Nähe; entweder ein unvermutheter Todesfall, oder eine Feuersbrunst, oder eine große Dürre, daß keine Saat und keine Frucht gedeihet. Und wer sie sieht, den trifft es selbst am meisten. Zuletzt hat sie eine Bauerfrau gesehen. Das war noch vor wenigen Jahren, nämlich im Jahre 1817. Am Tage darauf, das war der vierzehnte Junius des genannten Jahres an einem Sonnabend, entstand auf einmal des Nachmittags eine erschreckliche Feuersbrunst im Dorfe Bauer, welche in wenigen Augenblicken zwei und dreißig Wohnhäuser in Asche legte. Das Wunderbarste und Schrecklichste dabei war, daß die Frau, welche die

alte große Bergschlange gesehen hatte, auf eine gräßliche Weise in dem Feuer verbrannte.

Greifswalder wöchentlicher Anzeiger für 1818, Nro. 32.

229. Die beiden Lindwürmer.

Vor langen Jahren haben sich einmal in Pommern zwei gräulich große Lindwürmer aufgehalten, welche von den Leuten auch Hasselwürmer genannt wurden. Einer davon hat seinen Sitz gehabt in dem Holze bei Lassahn, der andere in der Peenemünder Haide. Aus ihren großen Rachen und aus ihren Schwänzen haben sie Feuer und Schwefel gesprühet, und die ganze Gegend haben sie durch grausame Räubereien an Menschen und Vieh in Schrecken und Angst gehalten. Zuweilen hat es sich begeben, daß sie auf ihren Raubzügen einander begegneten; dann ist unter ihnen ein fürchterlicher Kampf entstanden, daß aus ihren Schwänzen ganze Feuerflammen geflogen sind, und die Erde weit umher gezittert und gebebt hat.

Nachdem sie lange Zeit viel Unheil angerichtet, thaten sich zuletzt die tapferen Männer der Gegend zusammen, und zündeten eines Tages von allen Seiten das Schilf an, worin das Ungeheuer bei Lassahn verborgen lag und gerade seinen Mittagsschlaf hielt. Auf solche Weise gelang es ihnen, dasselbe zu vertilgen. Es erhob dabei aber ein so fürchterliches Geschrei, daß der andere Lindwurm auf der Peenemünder Haide es hörte, und nun sofort unter großem Klage- und Angstgeschrei die Flucht ergriff. Er warf sich in die See, wo man sein Heulen in immer weiterer Entfernung hörte, bis er zuletzt ganz verschwand. Einige sagen, er sey nach Schweden hinübergeschwommen; Andere meinen, er sey in der Ostsee umgekommen.

Mündlich.

230. Der Jungfernberg zu Rankwitz.

Bei Rankwitz auf Usedom liegt ein Berg, den man den Jungfernberg nennt. Den Namen hat er davon erhalten, daß einmal vier Jungfrauen in dem Dorfe gelebt haben, die von einer solchen Tanzluſt beſeſſen geweſen, daß ſie des Sonntags, anſtatt nach der Kirche zu gehen, auf dieſem Berge fort und fort getanzt haben. Dafür hat ſie denn Gott geſtraft, „indem er ſie unter dieſen Berg begraben hat".

Acten der Pomm. Geſellſchaft für Geſchichte.

231. Der alte Mann im Gollenberge.

Daß es in dem Inneren des Gollenberges gar ſonderbar ausſehen muß, hat man ſchon ſeit uralten Zeiten gewußt, obgleich Keiner recht genaue Kunde davon zu geben vermag. Nur ein Schäfer hat vor vielen Jahren Folgendes erlebt. Derſelbe hütete eines Tages ſeine Schafe an dem Fuße des Berges, und war, weil es ein warmer Sommertag war, um die Mittagszeit unter einem Baume eingeſchlafen. Auf einmal wurde er wach von dem Bellen ſeines Hundes, den er in das Gebüſch hineinlaufen ſah. Er glaubte, es ſey ihm ein Schaf geſtohlen, und der Dieb damit in den Buſch gelaufen. Er eilte daher ſeinem Hunde nach, der immer weiter lief. Zuletzt ſtand dieſer vor einem großen Steine ſtill, und kratzte und ſcharrte an demſelben, wobei er fortwährend laut heulte. Dem Schäfer fiel dies auf, und er wurde neugierig, zu wiſſen, was der Hund haben möge. Er wälzte deshalb den Stein auf die Seite, und nun ſah er eine große Oeffnung, die der Stein bedeckt hatte, und unter derſelben ein tief in die Erde hineingehendes altes Gemäuer. In dieſes ſtieg er hinein, und

kam an einen schmalen Gang, der in den Gollenberg hineinging und immer schmaler wurde. Der Schäfer ging ihn zu Ende, wohl eine ganze Stunde lang, bis er zuletzt an eine große eiserne Thür kam. Als er mit seinem Schäferstab an dieselbe stieß, fiel sie wie Staub auseinander, und er stand jetzt in einem großen und hohen Gemache, in welchem rund herum alte Waffen und Gemälde hingen. Auch die waren aber so alt, daß bei der geringsten Berührung Alles in Staub zerfiel. An dem Gemache war eine zweite Thür, der Schäfer stieß sie ebenfalls ein, und kam nun in ein anderes Gemach; in diesem saß an einem Tische ein ganz alter, alter Mann, in einer Kleidung, wie sie der Schäfer noch nie gesehen hatte; vor ihm lag Feder und Papier, auf dem Papier war noch etwas geschrieben, was man aber nicht mehr lesen konnte. Als der Hirt näher herantrat, fiel von der Erschütterung des Gehens Alles in Staub. Er ging darauf weiter durch eine dritte Thür, die er, wie die vorigen, mit seinem Stocke einstieß. Und nun war er auf einmal in einem großen Saale, der voller Schätze lag. Er sah hier ganze Haufen von goldenen und silbernen Geräthen; Säcke mit Gold- und Silbergelde standen in Reihen umher, und Perlen und Edelsteine lagen dazwischen. Da griff er mit beiden Händen zu, und steckte zu sich, so viel er zu fassen vermochte. Damit lief er zurück, so eilig er konnte. — Als er nachher wieder hin wollte, war Alles verschwunden; er konnte nicht einmal den Stein wieder finden, unter welchem der Eingang gewesen war.

Mündlich.

232. Die vier Eichen bei Stolzenburg.

In der Forst bei Stolzenburg zwischen Stettin und Uckermünde standen früher vier Eichen, die von ganz beson-

derem Holze gegen die anderen Eichen, auch viel kleiner und dünner waren, obgleich sie eben so lange standen, als die ältesten Eichen in der Forst. Man erzählt sich, daß vor Zeiten einmal ein Förster unter diesen vier Bäumen einen Wilddieb getroffen, den er hat gefangen nehmen wollen. Der Dieb hat sich aber zur Wehre gesetzt, und Beide haben zuletzt zu gleicher Zeit auf einander geschossen, jeder auch seinen Feind getroffen, so daß sie Beide, tödtlich verwundet, zur Erde gefallen sind. Wie sie da nun sterbend liegen, da erkannten sie einander, daß sie Brüder sind, die sich seit vielen Jahren nicht gesehen hatten, und sie verfluchten die Stelle, wo der doppelte Brudermord geschehen ist. Von der Zeit an haben die vier Eichen um keinen Zoll breit mehr wachsen wollen. Eine davon ist vor einigen Jahren gefällt; die drei anderen stehen aber noch.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 95—101.

233. Der Teufelsdamm im Galenbecker See.

Auf der Grenze zwischen Pommern und Mecklenburg liegt der Galenbecker See. In diesem sieht man die Ueberbleibsel eines ungeheuren, nicht ganz fertig gewordenen Dammes, der gerade mitten durch den See geht. Dieser Damm heißt der Teufelsdamm, und man erzählt sich über seine Entstehung Folgendes: Vor Zeiten lebte in der Gegend ein Schäfer, der mußte alle Morgen seine Heerde fast rund um den See auf die Weide treiben, und eben so mußte er auch einen solchen Umweg machen, wenn er sie des Abends in den Stall zurücktrieb. Das verdroß den Schäfer, und er wünschte sich manchmal im Stillen und laut, daß doch durch den See ein Damm gehen möge, auf dem er geraden Weges seine Schaafe treiben könne.

Eines Abends, als er mit seiner Heerde zu Hause zurückkehrte, und es ein wüstes Wetter war, verspätete er

sich so, daß es fast Mitternacht wurde, wie er noch immer an dem See war. Als er nun wiederum seiner gewohnten Weise nach den Umweg verwünschte, den er nehmen mußte, da trat auf einmal ein Wandersmann an ihn heran, der hörte mit stillem Lachen seinen Klagen zu, und sagte dann: Da wäre zu helfen. Einen Damm durch den See baue ich dir wohl leicht, wenn dir so viel daran gelegen ist; du mußt mir nur versprechen, daß du dafür auf immer mein eigen seyn willst. Das kann dir ja nichts verschlagen, denn ich bin selbst nur ein einfältiger Hirte wie du, und wenn du mir eigen bist, so bin ich ja auch dein.

Solchen gewagten und arglistigen Reden hörte der Hirt wohl an, mit wem er es zu thun habe, und daß es der Teufel sey. Anfangs übernahm ihn die Angst, bald aber faßte er sich ein Herz, und er antwortete: Kamerad, das soll ein Wort seyn, was du da sagst, aber unter der Bedingung, daß der Damm vor dem ersten Hahnenrufe fix und fertig ist. Das sagte ihm der Teufel zu, und der Schäfer mußte nun auf Befehl des Teufels ein junges schwarzes Lamm schlachten. Von dem trank der Teufel das warme Blut auf. Währenddeß schlug die Thurmglocke in dem nahen Dorfe Mitternacht. Auf einmal erhob sich in dem Walde, der den See umgab, ein fürchterliches Brausen des Sturmes, und nun sah der Schäfer, wie der Teufel in dem Sturme hin und her flog, und die größten Eichen anpackte und aus der Erde riß, wie man Unkraut ausjätet, und sie in den See hineinwarf, eine neben der andern und übereinander, so daß sie sich zu einem breiten, hohen Damm zusammenfügten, der immer größer wurde, und dem anderen Ufer des Sees sich immer mehr näherte.

Der Schäfer, als er den Pakt einging, hatte in seinem Sinne gedacht, der Teufel werde in einer Nacht mit dem Damme unmöglich fertig werden. Als er aber jetzt

sah, wie geschwinde das Werk dem Bösen von der Hand ging, da gerieth er in große Angst; doch, klug wie er war, besann er sich auf eine List, und er fing an zu krähen, wie ein Hahn, damit der Teufel glauben solle, der Hahn habe wirklich gekrähet, und solle seine Arbeit fallen lassen, bevor sie fertig sey. Aber der Teufel merkte die List, und sagte lachend zu ihm: Die Stimme kenne ich, Schäfer; der Hahn verdirbt mir mein Werk noch nicht. Und nun arbeitete er nur desto emsiger weiter, daß der Damm schon bald fertig war, und dem Schäfer immer banger wurde. Der besann sich vergebens auf ein anderes Mittel, den Klauen des Satans zu entgehen. Es wollte ihm nichts einfallen. Da fing er zuletzt in seiner Todesangst so laut und schreiend an zu krähen, daß es natürlich lautete, als wenn ein Hahn den regnenden Morgen ankündigt. Und der Teufel glaubte, das sey ein wirklicher Hahn, der gekrähet. Er rief: das ist der rothe Hahn, und warf zornig den Baum, den er gerade gefaßt hatte, mitten in den See hinein und verschwand eilig unter Blitz und Donner.

Andere sagen, dies letzte Krähen sey von der Mutter des Schäfers geschehen, welcher sich dieser in seiner Angst entdeckt, und welcher es, weil sie eine sehr gottesfürchtige Frau gewesen, gelungen sey, den Teufel zu bethören.

Der Damm, welcher auf solche Weise nicht fertig geworden, geht wie eine schmale Landzunge in den See hinein.

Freyberg, Pommersche Sagen, S. 70—74.
Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

234. Der Teufelsdamm im Naugarder See.

Wenn das Wasser in dem See bei Naugard ruhig ist, so sieht man darin einen Damm, der bis gerade in die Mitte des Sees hineingeht. Derselbe soll auf folgende

Weise entstanden seyn. Es lebte vor Zeiten einmal in der Gegend ein Schäfer, der mit dem Teufel einen Contrakt gemacht hatte, daß dieser einen Damm durch den ganzen See bauen sollte. Der Schäfer mußte dem Teufel dafür eins von seinen Kindern versprechen. Er mußte den Damm aber in einer einzigen Nacht fertig machen, und der Contrakt sollte nicht gelten, wenn er ihn vor dem ersten Hahnenschrei nicht ganz fertig hatte.

Wie nun aber der Schäfer zu Hause kam, da überfiel ihn eine große Angst, und er gestand seiner Frau, was er gethan hatte. Diese besann sich nun geschwinde auf eine List, und sie ging, ehe der Tag graute, in den Hühnerstall und reizte den Hahn, daß er krähen mußte. Der Teufel hatte damals den Damm erst gerade bis auf die Hälfte fertig, und mußte deshalb mit Schimpf abziehen.

Mündlich.

235. Die Schätze in Greifswald.

In der Stadt Greifswald, und zwar besonders in dem Theile, welcher der Schuhhagen genannt wird, und welcher der älteste Theil der Stadt ist, sollen viele Schätze verborgen liegen, von denen man sich Allerlei erzählt. Unter Anderem kam vor noch nicht langer Zeit zu einer Frau in der langen Fuhrstraße drei Nächte hintereinander ein kleines Männchen, den die Leute einen Glücksboten aus der Unterwelt nennen, und forderte von ihr, daß sie in den Schuhhagen gehen solle, wo sie an einer Stelle, die er ihr bezeichnete, einen großen Schatz finden werde. Anfangs wollte die Frau nicht. In der dritten Nacht aber entschloß sie sich hinzugehen, weil auch ihr Mann ihr viel zuredete. Als sie an die bezeichnete Stelle kam, fand sie aber nichts als einen großen Kehrichthaufen von Bohnenranken, Hobelspähnen und dergleichen. Darüber

ärgerte sie sich sehr, und nur um ihrem Manne zu zeigen, daß er sein Zureden hätte sparen können, nahm sie eine Bohnenranke und einige Hobelspähne mit sich. Die warf sie, als sie wieder zu Hause gekommen war, ihrem Manne in die Werkstätte mit den Worten: Da hast du den Juks! Aber wie verwunderten sich die guten Leute, als sie näher die Sachen besahen, und nun auf einmal entdeckten, daß die Bohnenranke eine schwere goldene Kette, und die Hobelspähne lauter silberne Löffel waren. Die Frau lief nun zwar geschwinde noch einmal in den Schuhhagen; aber sie konnte von dem Kehrichthaufen nichts wieder auffinden.

Ein solcher Glücksbote kam auch zu einer anderen Frau, indem er ihr eine Stelle im Schuhhagen anzeigte, wo sie einen Schatz finden werde, der nur eine Handbreit mit Erde bedeckt sey. Weil die Frau gerade in Wochen lag, so theilte sie ihrem Manne die Botschaft des Glücksboten mit. Der ging denn auch zu der angezeigten Stelle; wie er aber da nichts als einen Korb mit Fischschuppen fand, so wurde er ärgerlich, und nahm davon eine Handvoll, die er seiner Frau mit den Worten auf das Bette warf: da ist der Schatz! In dem Augenblicke aber sah er, daß die Fischschuppen lauter blanke Thaler waren. Auch er ging nun zwar noch einmal zu der Stelle, er fand aber nichts mehr dort.

Mündlich.

230. Der Grenzwächter.

Zu einer Zeit war großer Streit zwischen den Mecklenburgern und Pommern über die rechte Landesgrenze. Man hatte seit Jahren nicht mehr auf sie geachtet, und die ältesten Leute wußten sich nicht zu erinnern, wo sie herging. Da kam zuletzt ein ganz alter Förster, der zeigte sie an, und sagte sonder allem Zweifel: hier ist sie gewesen.

Man verwunderte sich zwar, woher der Mann das so genau wissen könne; allein man glaubte ihm, nachdem er einen Eid für die Wahrheit seiner Worte geschworen hatte. Dieser Förster war aber von den Mecklenburgern mit Gelde bestochen, daß er zu ihren Gunsten aussagen mußte. Dafür traf ihn denn alsbald die gerechte Strafe. Er verfiel noch desselbigen Tages, da er geschworen, in Wahnsinn und starb eines jämmerlichen Todes. Seitdem muß er nun jede Nacht, wie ein feuriger Grenzwächter, an der Grenze auf und ab irren.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 75—77.

237. Der Feuerkönig auf dem Seegrunder See.

Zwischen Stettin und Ueckermünde liegt der Seegrunder See. In diesem hauset ein wildes Gespenst, welches das Volk den Feuerkönig nennt. Denn er kommt, jedesmal wenn es Sturm geben soll, plötzlich in einem kleinen, leichten Kahne auf den Wellen des Sees daher geschifft, eine feurige Krone auf dem Kopfe, in einer feurigen Rüstung und mit einem glühenden Schwerte in der Hand; um seine Schultern fliegt ein blutrother Mantel. Man sieht ihn oft so, und es ist gefährlich, sich ihm zu nahen. Einst hat dies ein Fischer gewagt, obgleich seine Kameraden ihm abgerathen haben; er hat den Feuerkönig fragen wollen, warum er denn immer komme, den Sturm zu verkünden. Aber am anderen Morgen hat man ihn in seinem Kahne todt gefunden.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 1—5.

238. Der Strand zwischen Swine und Dievenow.

Auf dem Strande zwischen der Swine und der Dievenow ist es von alten Zeiten her nicht geheuer gewesen,

und man hat schon allerlei wunderliche Gestalten dort gesehen. So hatte um das Jahr 1500 der Herzog Bogislav seinem Kanzler Jürgen Kleist das Amt zu Usedom eingethan, worauf dieser oft über die Swine ziehen mußte. Als er nun auch einmal in der Nacht des Weges fuhr, und von der Swine nach der Dievenow zurückkehren wollte, da ist ihm eine sehr seltsame Geschichte widerfahren. Es wurde nämlich der Himmel plötzlich finster, und es ward so dunkele Nacht, daß man weder Sterne noch Menschen sehen konnte, und Jürgen Kleist und seine Diener nicht mehr wußten, wo hinaus sie sollten. Da hörten sie auf einmal auf der Seite eine Stimme, die rief: hierher! hierher! Derselben wollten die Knechte folgen, aber der Kanzler verbot ihnen das, denn er wußte wohl, daß in der Nacht allerlei Teufelsgespenst herum zu wanken pflegt. Er befahl ihnen daher, in demselben Wege weiter fahren, in dem sie einmal waren. Die Stimme schrie unterdeß immer heftiger: hierher, hierher! und wie man nicht darauf hörte, da kam ein feuriger Mann daher, der ganz nackt war bis auf einen feurigen Mantel, den er umgehangen hatte. Derselbe machte sich dicht an den Wagen, griff die Lehne an, und lief also neben dem Wagen her. Er sagte kein Wort und sah nur den Jürgen Kleist ohne Unterlaß starr und heftig an. Zuweilen schlug er seinen feurigen Mantel auseinander, dann konnte man ihm in den Leib hineinsehen, und es sah darin aus, als wenn Rippen und Alles wie höllisches Feuer wären. In dem Laufen wurde das Gespenst immer größer und größer, daß es zuletzt mit dem Kopfe bis an den Himmel reichte. Auf die Länge, da ihm Niemand ein Wort sagte, ließ es von dem Wagen ab, und schlug seinen Mantel ganz auf; und nun schüttete es aus demselben große Flammen heraus, wie aus einem brennenden Meiler; dann gab es ein großes, tiefes Grunzen

von sich, und darauf verschwand es. Jürgen Kleist und seine Knechte waren so erschrocken geworden, daß sie es in vielen Tagen nicht verwinden konnten. Ein Hund, der bei dem Wagen war, hat sich über das Gespenst so gefürchtet, daß er vor Angst zwischen die Räder gelaufen ist, und geheult und gewinselt hat, als sollte er sterben. Dieses, sagt man, sey dem Kanzler begegnet, weil er nicht an das Fegefeuer hat glauben wollen, und habe ihn unser Herr Gott durch das Gesicht bekehren wollen. Andere meinen, es sey ihm zur Warnung und zum Zeichen gewesen, weil er viele Unpflicht im Lande aufgebracht habe. —

Ein ähnliches Abenteuer hatte ein andermal der Edelmann Jacob Flemming an derselben Stelle. Dieser reisete auch einmal im Finstern am Strande zwischen der Swine und Dievenow. Da fingen auf einmal den Knechten die Peitschen an zu brennen, und wie sie das Feuer abschlugen, so flog es in den Wagen hinein, in welchem Jacob Flemming saß, und lief darin umher. Deß erschrak ein Knabe, der vorn im Wagen saß, dermaßen, daß er unter den Wagen fiel. In demselben Augenblicke kam auch eine große feurige Kugel, die ebenfalls unter den Wagen fiel. Und als nun nach dieser die Knechte stechen wollten, da hätten sie schier den armen Knaben erstochen, wenn er nicht früh genug aufgeschrien hätte. Diesem Jacob Flemming soll das zur Strafe geschehen seyn, denn er hat greulich geflucht, und wenn er Jemandem böse wurde, so hat er ihm angewünscht: dir soll Unglück bestehen.

Kantzow, Pomerania, II. S. 277—279.
Cramer, Gr. Pomm. Kirchen-Chron. III. S. 12.
v. Klempzen, vom Pommerlande, S. 184. 185.

239. Die drei Lichter am H. Drei-Königs-Abend.

Auf dem Lande zu Usedom liegt ein klein beflossen Ländchen, Görmitz oder Görms geheißen. Darauf hat sich in früheren Zeiten alle Jahre ein gar seltsam Ding begeben. Auf den heiligen Drei-Königs-Abend nämlich sind in der Nacht drei Lichter wie Feuerblasen aus dem salzigen Meere und aus dem frischen Haffe gekommen und lange in der Luft herumgeschwebt, bis sie zuletzt an einem Dornbusche in der Nähe des Dorfes Neuendorf zusammengekommen. Alsdann haben sie daselbst gesprungen und getanzt, als erfreuten sie sich überaus sehr, bis sie zuletzt in den Dornbusch hineingegangen und darin verschwunden sind. Was dies gewesen ist, mag unser Herr Gott wissen; aber es ist wundersam, daß es immer gerade auf den Abend geschah, und sonst auf keine andere Zeit. Seit die evangelische Lehre in das Land gekommen, sollen die drei Lichter sich nicht mehr sehen lassen, obgleich Einige meinen, man könne sie noch zu Zeiten erblicken.

Th. Kantzow's Handschriften, Fragm. 3. S. 672. (Mitgetheilt vom Herrn Professor Böhmer zu Stettin.)

240. Der Schimmelreiter bei Pasewalk.

Bei Pasewalk liegen tiefe Wiesengründe, die Hellen genannt. In denselben sieht man Nacht für Nacht, bis der Morgen grauet, auf einem schneeweißen Schimmel einen schwarzen Reiter ohne Kopf auf und ab jagen. Dieser Reiter ist im dreißigjährigen Kriege ein großer Kriegsheld gewesen, der aber sehr viele Grausamkeiten und Unthaten ausgeübt hat. Dafür muß er nun jede Nacht ohne Kopf herumjagen, und er hat nicht eher Ruhe, als bis sein Grab, das Niemand kennt, entdeckt wird, und ein frommer Mann an demselben für seine Erlösung betet.

Vgl. Freyberg, Pommersche Sagen, S. 23—25.

241. Der Mann ohne Kopf in Pyritz.

Ein Theil der Stadt Pyritz heißt das Mönchsviertel; darin hat in alten Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, da wo noch jetzt das alte Schulhaus liegt. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges sollen noch Nonnen in dem Kloster gewesen seyn. Nach diesem Kloster sieht man in jeder Sylvesternacht vom Kirchhofe der Stadt aus in einem Wagen einen großen Mann fahren, der keinen Kopf hat. Die Pferde vor seinem Wagen sind eben so ohne Kopf. Hiervon sprechen die Leute allerlei. Einige sagen, der Mann sey ein Verwandter einer Nonne, die im Kloster gewesen sey, und die er alle Jahre einmal zu besuchen komme. Andere meinen, der Mann sey ein Liebhaber der Nonne gewesen. Die Meisten erzählen sich aber folgende Geschichte: Vor alten Zeiten hat in der Gegend ein boshafter und habsüchtiger Mann gelebt, dem seine Schwester hinderlich gewesen, eine große Erbschaft zu machen. Er hat sie deshalb heimlich und mit Gewalt in das Kloster bringen lassen, wo sie hat Nonne werden müssen, und zu den Leuten hat er gesagt, sie sey gestorben. Erst auf seinem Sterbebette hat er seine Missethat entdeckt, und nun ein großes Verlangen gehabt, seine Schwester nur noch einmal zu sehen. Dazu ist er aber nicht mehr gekommen, denn er ist gleich darauf gestorben. Zur Strafe hat er nun im Grabe keine Ruhe, und er muß alle Jahre einmal ohne Kopf auf einem glühenden Wagen nach dem Kloster fahren.

Mündlich.

242. Der Spuck auf der Brücke zu Pyritz.

Auf dem Wege von Pyritz nach Stargard liegt eine steinerne Brücke, auf der man oft ein seltsames Gespenst

sieht. Im siebenjährigen Kriege nämlich, als die Russen in diese Gegend kamen, war dort ein alter Mann, der mit seinem kleinen Sohne vor dem Feinde zur Stadt flüchten wollte. Gerade auf dieser Brücke aber wurde er von den Russen überfallen und sammt seinem Kinde erschlagen. Diesen alten Mann nun sieht man des Nachts an der Brücke. Er sieht mitten auf derselben, sein todtes Kind im Arme, beide in hellgrauem Zeuge, auf dem man viele Blutflecken sieht. Noch vor wenigen Jahren hat ihn ein Bauer aus Bresen gesehen. Dieser kam in der Nacht des Weges, um Korn nach der Stadt zu fahren. Als er an die Brücke kam, blieben auf einmal seine Pferde stehen und wollten mit aller Gewalt nicht hinüber. Der Bauer stieg daher zuletzt vom Wagen, und faßte die Pferde am Zügel, während seine Knechte auf die Thiere losschlagen mußten. So gelang es endlich, die Thiere, die vor Angst am ganzen Leibe zitterten und schwitzten, in Bewegung zu setzen. Kaum war dies aber geschehen, als sie mit solcher Gewalt sich losrissen und davon flogen, daß der Bauer und seine Knechte sie erst vor dem Thore der Stadt Pyritz wieder fanden. Als die Leute bei dieser Gelegenheit sich umsahen, haben sie das Gespenst erblickt.

Mündlich.

243. Der Teufel in Greifenberg.

Es ist schon länger als zweihundert Jahre her, als in der Stadt Greifenberg ein armer Knabe lebte, eines Kammerherrn Sohn, dem schon in seinem sechsten Jahre seine beiden Eltern gestorben waren. Es hatte ihn nach deren Tode seines Vaters Schwester-Mann zu sich genommen; der war aber sehr hart gegen den Knaben, weil er ihn ernähren, kleiden und zur Schule halten mußte, ohne dafür Kostgeld zu bekommen; und wie das Kind kaum eilf

Jahre alt war, da jagte er es unbarmherziger Weise von sich und hieß es gehen, wohin es wolle. Der arme Knabe verließ darauf die Stadt und nahm sich vor, gen Danzig zu gehen, wo noch Freundschaft seiner Mutter wohnte. Er versprach sich aber auch davon wenig, da er so sehr hart von den Menschen bis jetzt war behandelt worden. In solchen traurigen Gedanken ging er weiter, und beachtete es nicht, daß er in die Irre gerathen war. Wie er nun einmal in der Freitag-Nacht ganz verlassen da lag, so trat auf einmal der böse Feind in der Gestalt eines schwarzen Mannes zu ihm, und beredete ihn, daß er nach zwölf Jahren sein eigen seyn und ihm darüber eine Handschrift mit seinem Blute geben wolle, wogegen er ihm versprach, daß er ihm in dieser Zeit allenthalben, wo er es nur begehrte, die Schlösser eröffnen, ihm auch sonst Geld genug verschaffen werde. Der Knabe erschrak zwar Anfangs und konnte sich nicht entschließen, aber der Teufel ließ ihm keine Ruhe, brachte auch gleich Papier und Feder hervor, und hieß ihm, sich in den Mittelfinger der rechten Hand zu schneiden, das Blut in die Feder laufen zu lassen und also zu schreiben. Das that der Knabe, und das Blut, sobald er die Feder voll hatte, fing von selbst an, sich zu stillen, daß es ihn am Schreiben nicht hinderte. Also schrieb er die Handschrift, acht Zeilen groß, mit solchen Worten, daß er seinen Gott verschwor, dagegen Alles bekomme, was er begehre; daß er davon nicht zurückkehren könne, sondern nach zwölf Jahren dem Teufel eigen sey mit Leib und Seele. Darauf stellte ihm der Teufel ein Buch zu, worin allerlei gehörnte Thiere roth abgemalt und hebräische Buchstaben geschrieben waren, und sagte ihm dabei, wenn er dieses Buch bei sich habe, so sey es eben so viel, als wenn er, der Teufel selber, bei ihm wäre. Der Satan verschwand hierauf, der Knabe aber wurde noch dieselbe

Nacht bis nach Oliva und Danzig geführt. Von nun an zog er viel in der Welt umher und lebte gut, da ihm der Teufel immer Geld, wenn auch nur in lauter halben Groschen, verschaffte. Nur mußte er auf Befehl seines Meisters stets in zerrissenen Kleidern umhergehen, sich auch der Schule, Kirche und des Gebets enthalten; und wenn er ja vor der Mahlzeit einmal ein Gebet hatte sprechen müssen, so mußte er alle Speise, so durch dieses Gebet gesegnet war, wieder von sich brechen.

Solches Leben trieb er an fünftehalb Jahre; da kam er eines Tages nach Greifenberg zurück, und der Teufel sagte ihm, er solle die Nacht in ein Haus gehen, und sich allda Geld holen. Das that der Knabe, und jener öffnete ihm die verschlossenen Spinde und Comtore und übergab ihm vieles Geld, so darin lag. Darüber wurde das verführte Kind aber ergriffen und von der Obrigkeit eingezogen.

Nachdem er nun hier Alles ausgesagt, was der Teufel für Händel mit ihm betrieben, hat man ihn den Geistlichen der Stadt, Magister Dionysius Friedeborn, einem überaus gelehrten Theologen, und dessen Collegen Magister Balthasar Simon, übergeben; die haben ihn täglich besucht und ermahnt, auf den Kanzeln für ihn gebetet, und sich viele Mühe gegeben, ihn aus des Teufels Stricken und Banden zu erretten. Dem widersetzte sich der Teufel mit aller seiner Macht, also daß er das Kind jetzt leibhaftig besaß und schreckliche Worte aus ihm redete. Der arme Knabe verzweifelte darüber an Gottes Gnade; doch nahmen die geistlichen Herren sich seiner so gewissenhaft an, und leisteten dem Teufel so tapferen Widerstand, daß er zuletzt begehrte, er wolle in die Kirche gehen, darin öffentlich beichten und sich das heilige Sacrament reichen lassen. Das hat er denn gethan an einem Sonnabend Morgen, im

Beiseyn vieler Zeugen, wiewohl mit großer Angst, und mit Zittern und Schweiß.

Allein dies konnte ihm noch nicht helfen; denn nun erschien in der darauf folgenden Nacht der Teufel vor ihm und schalt ihn entsetzlich, und forderte das Buch von ihm zurück, so er ihm vor fünf Jahren gegeben. Das hatte der Knabe nicht, denn er hatte es weit weg vergraben, und deshalb drohete er ihm, er solle seine Handschrift nicht eher zurück haben, als bis das Buch wieder herbeischaffte. Dabei quälte und ängstigte er den Armen entsetzlich, also daß alle Gebete der Geistlichen ihn nicht aufrichten konnten. Endlich brachte man ihn in die Kirche; allda mußte er eifrig beten, die Predigt anhören, und alsdann, nach vorhergehendem öffentlichen Gebet, knieend vor dem Altare, seine Handschrift widerrufen, aufs Neue dem Teufel mit allen seinen Werken und Wesen entsagen, den christlichen Glauben ganz nachsprechen, und darauf zum Tische des Herrn gehen. Sodann rief die ganze christliche Gemeine Gott an, daß der Teufel durch dessen Gnade und Allmacht gezwungen werde, die Handschrift dem Knaben wieder zu bringen, damit er öffentlich zu Schanden gemacht werde. Solches wirkte denn auch soviel, daß der Teufel in der nächsten Nacht, nach eilf Uhr, mit einem gräulichen Brausen zu dem Knaben kam, und ihm seine Handschrift vor den Kopf warf, mit diesen Worten: Ich bin deinethalben genugsam darum geschoren!

Von der Zeit an ist der Knabe von dem bösen Feinde befreiet geblieben; die Obrigkeit hat ihn auf freien Fuß gesetzt, und er hat sich so wohl gehalten, daß er unter der Kaiserlichen Armee mit Ruhm eine Corporalschaft bedient hat. Solches ist geschehen im Jahre 1624.

Micrälius, Altes Pommerland, II. S. 107—110.

244. Der schußfeste General.

In der Zeit des dreißigjährigen Krieges war in Greifswald ein alter Oesterreichischer General, Namens Perusius, Commandant der Stadt. Die Leute nennen ihn noch den alten General Bruse. Dieser verstand die Kunst, sich gegen Kugeln fest zu machen, und es hatte ihm deshalb in allen Gefechten, die er mitgemacht hatte, Keiner etwas anhaben können. In einem Gefechte mit den Schwedischen wurden einmal mehr als zwanzig Kugeln hintereinander auf ihn abgeschossen, ohne daß sie ihm Schaden thaten. Zuletzt kam aber ein Schwedischer Soldat, der einen geerbten silbernen Knopf in der Tasche hatte. Den ladete er in sein Gewehr, und damit erschoß er den General, denn gegen solche geerbte Knöpfe schützt keine schwarze Kunst. Dies geschah auf dem Rosenthal bei Greifswald, wo der Geist des alten Generals des Nachts noch herumgehen soll.

Mündlich.

245. Der Schwarzkünstler in Eldena.

Vor ungefähr zweihundert Jahren hatte der damalige Hauptmann Champret zu Eldena einen Informator bei seinen Kindern, Namens Christoph Böhm aus Annaberg in Sachsen. Dieser hatte einen kleinen Zaubergeist, der ihm zu gewissen Zeiten als eine schöne Dame unter dem Namen Laureta erschien, und ihm zu Diensten war. Er hatte diesen Geist, als er zu Leipzig studirte, von seinem Stubengesellen in einem zugetrunkenen Glase überkommen, und konnte sich seitdem nicht von ihm trennen.

Anfangs verspürte man nichts davon. Der Informator, der zugleich Candidat der Theologie war, predigte vielmehr in der Kirche zu Wiek öfters und mit vielem Beifall. Zuletzt geschah es aber, daß der älteste Sohn

des Hauptmanns, welcher zu Greifswald studirte, mit einigen anderen Studenten herausgekommen war, um nach der Scheibe zu schießen. Dabei war es denn Allen verwunderlich, wie auf einmal Einigen von ihnen die Gewehre besprochen waren, so daß sie gar nicht losgehen wollten. Durch das sonderbare Betragen des Candidaten bekam man alsbald Verdacht auf ihn, dieser Zauberei halben. Der Hauptmann fing daher an, gegen ihn zu inquiriren, und obgleich er zuerst nichts gestehen wollen, mußte er doch zuletzt, nachdem man ihn auf die Tortur gebracht hatte, von dem Pakt, den er mit dem Teufel geschlossen, und von seinem ganzen sündhaften Leben mit dem Geiste ein getreuliches und vollständiges Bekenntniß ablegen. Er wurde hiernächst auf dem Hofplatze zu Eldena enthauptet.

Biederstedt, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Pommern, II. S. 80.

246. Sidonia Borken.

Vor ungefähr zweihundert Jahren lebte einmal in Pommern ein adliges Fräulein aus einem alten und vornehmen Geschlechte, Sidonia von Borke geheißen. Von der sagen die Leute, daß sie eine arge Hexe und Zauberin gewesen sey. Einige behaupten zwar, dies sey nicht wahr, und sie sey unschuldig gewesen, aber es ist doch nicht zu läugnen, daß sie zu Stettin vor dem Thore als Hexe öffentlich verbrannt ist. In ihrer Jugend soll sie ganz ausnehmend schön gewesen seyn, und weil sie auch reich und vornehm war, begab sie sich an den Hof der Herzoge von Pommern zu Wolgast und Stettin. Schon da soll sie angefangen haben zu hexen; denn der Herzog Ernst Ludwig zu Wolgast entbrannte dergestalt in Liebe zu ihr, daß er sie mit aller Gewalt heirathen wollte. Die Stet-

tinschen Fürsten wollten dies aber nicht zugeben, brachten es vielmehr zu Wege, daß der Herzog das schönste Fräulein heirathete, so dazumalen in Deutschland war, nämlich die Prinzessin Hedwig von Braunschweig. Darüber gerieth Sidonia Borken in einen großen Zorn, und sie fuhr in ihren bösen Künsten nun dadurch fort, daß sie die sechs jungen Fürsten, welche in damaliger Zeit zu Stettin waren, und sämmtlich junge Gemahlinnen hatten, also verzauberte, daß sie ohne Erben sterben mußten. Darauf ging sie aus Verdruß in das Jungfrauenkloster zu Marienfließ zwischen Stargard und Freienwalde in Hinterpommern.

Hier soll sie nun einen sehr ärgerlichen, boshaftigen Lebenswandel getrieben haben, und sie hat fast nichts gethan, als sich mit Zauberei abzugeben. Insbesondere hat sie Bekanntschaft gemacht mit einer alten Zauberin, Wolde Albrechts; von dieser hat sie einen kleinen Zaubergeist, Namens Chim, gekauft, der ihr nun zu allen ihren Teufelskünsten geholfen. Derselbe hat für gewöhnlich die Gestalt einer Katze gehabt; er hat aber auch manchmal sich als ein dreibeiniger Hase mit einem weißen Ringe um den Hals gezeigt. Sie hat ihn überall hingeschickt, wenn sie ihre Feinde hat quälen oder ums Leben bringen lassen. So hat sie ihn auch insbesondere einmal nach dem Dorfe Bock gesandt. Dort war ein Prediger, Namens Lüdeke, der hatte öffentlich auf der Kanzel über ihr ärgerliches Leben geschimpft; dafür schickte sie flugs ihren Chim zu ihm, daß er ihm den Hals umdrehen mußte, wovon der arme Mann eines gar schrecklichen und erbärmlichen Todes gestorben ist. Wenn sie nun so Jemanden hat tödten oder martern lassen, dann hat sie sich die Hände gerieben und den Spruch gethan: So krabben und kratzen meine Hunde und Katzen! Auch hatte sie immer grüne Besen kreuzweise unter ihrem Tische liegen, und soll die Gewohnheit

gehabt haben, sich drei Donnerstage nach einander in demselben Wasser zu baden. Wenn ihr Gesinde zu Bette gegangen, hat sie sich gewöhnlich hingesetzt, und den Judas-Psalm gebetet. Als ihr Chim auf die Letzt etwas schwach geworden und nicht Alles, was sie gewollt, mehr hat ausführen können, hat sie sich von der Wolde Albrechts deren Geist, welcher Jürgen geheißen, zur Hülfe geben lassen.

Solche Zauberkünste hat sie getrieben, bis sie an die achtzig Jahre ist alt geworden. Da hat man zuerst die Hexereien der Wolde Albrechts entdeckt, und diese hat darauf, als man sie auf der Folterbank peinlich gefragt, auch von der Sidonia Borken Alles bekannt. Man hat sodann auch diese Letztere vor Gericht gezogen. Anfangs hat sie hartnäckig geläugnet und sich für unschuldig erklärt. Zuletzt aber, als man auch sie peinlich gefragt, hat sie alle ihre Gräuelthaten zugestanden, deren dann eine Menge an den Tag gekommen. Sie ist darauf, im Jahre 1620 vor dem Mühlenthore zu Stettin enthauptet und ihr Körper verbrannt worden. Man sagt, daß dabei aus dem Scheiterhaufen eine Elster in die Höhe geflogen sey. Ihre Seele soll man in Gestalt dieses Vogels noch jetzt oft in der Abenddämmerung vor dem Mühlenthore herumfliegen sehen.

Selbst während ihres Hexenprozesses hat sie das Zaubern nicht unterlassen können. So lebten zu damaliger Zeit zwei Herren von Mellenthin, die reiseten eines Tages zwischen Schlötenitz und Schellin; und wie sie dabei über den Prozeß der Sidonia Borken sich unterredeten, erhob sich urplötzlich ein so gräuliches Stürmen und Brausen in der Luft, daß die Pferde vor dem Wagen sich losrissen und davon liefen. Sie wurden erst bei Stargard ganz verschüchtert wiedergefunden.

Das Zauberwesen, wodurch sie die sechs Fürsten zu

Stettin, und wahrscheinlich auch deren Gemahlinnen unfruchtbar gemacht, soll sie, ihrem eigenen Geständnisse nach, in ein Schloß festgeschlossen und dann in den See zu Mariafließ versenkt haben. —

Viele Leute halten die Sidonia Borken aber auch noch für ganz unschuldig. Sie soll keifischer und neugieriger Natur gewesen seyn, und dabei abergläubisch, so daß sie sich gern mit alten Wahrsagerinnen abgegeben. Darum habe man denn die unwahren Anklagen gegen sie erhoben, daß sie selbst eine Zauberin sey, welche von ihr nur durch die grausamen Qualen auf der Tortur mittelst Geständnisses bestärkt worden sind.

Dähnert, Pommersche Bibliothek, Bd. 4. St. 7. S. 233—251, Bd. 5. St. 4. S. 127—130., St. 5. S. 426—434.

Ferner alle Pommersche Geschichtschreiber, und Mündlich.

247. Der unschuldige Hexenmeister.

In dem Dorfe Boltenhagen im Kreise Greifswald lebte einmal ein frommer, kluger Mann, der für einen Hexenmeister gehalten wurde. Er wurde daher an einen Pfahl gebunden, um lebendig verbrannt zu werden. Da sprossen aber auf einmal drei frische grüne Zweige aus dem Pfahle heraus, und nun erkannten alle Leute, daß er unschuldig sey, worauf sie ihn am Leben ließen.

Mündlich.

248. Die verbrannte Hexe zu Hohendorf.

In dem Dorfe Hohendorf im Kreise Greifswald lebte einmal eine Küsterfrau, die eine Hexe war. Sie wußte sich zwar sehr fromm und gottesfürchtig zu stellen, so daß sie die Bibel auswendig wußte und daß der Pfarrer von ihr sagte, sie sey eine seiner andächtigsten Zuhörerinen. Aber ihre

Teufelsſtreiche kamen zuletzt doch an das Tageslicht, und ſie wurde nun zum Feuertode verurtheilt. Da nahm der Prediger, der noch immer an ihre Schuld nicht glauben wollte, mit ihr die Abrede, daß ſie nach ihrer Hinrichtung ihm erſcheinen ſolle, wenn ſie unſchuldig ſey als eine Taube, ſonſt aber als ein Rabe. Nachdem ſie nun aber hingerichtet war, da erſchien auf einmal dem Prediger ein ſchwarzer Rabe, der ſchrie deutlich: Coax, Coax, Gott einmal verſchworen, derſelbe ewig verloren! Darauf erkannte der Prediger, daß er ſich doch geirrt habe, und daß Kirchengehen und Bibelleſen allein es nicht thuen.

Mündlich.

249. Die Hexenmütze und der Kreuzdornſtock.

In der Stadt Grimmen gab es früher viele Hexen, ſo wie die Stadt auch noch jetzt in dem Rufe der Hexerei ſteht. Einſtmals ſollten daſelbſt zwei Hexen zu gleicher Zeit verbrannt werden. Die eine davon ſtarb bald, die andere aber konnte gar nicht zu Tode kommen, denn das Feuer des Scheiterhaufens ſtieß immer von ihr ab, anſtatt ſie zu ergreifen. Da kam ein Mann mit einem Kreuzdornſtocke herbei, mit dem ſtieß er der Hexe, welche Maria Krüger hieß, eine ſchwarze Mütze vom Kopfe, die man ihr gelaſſen hatte. Mit einem Male flog ein ſchwarzer Rabe von ihr, und nun verbrannte ſie augenblicklich.

Mündlich.

250. Das Geſpenſt zu Hohen-Bünſow.

Zu Weihnachten des Jahres 1687 hat ſich in dem Pfarrhauſe des Dorfes Hohen-Bünſow ein gar ſonderbarliches Geſpenſt eingefunden. Es erſchien am erſten Weihnachtstage, als der Paſtor nicht zu Hauſe, ſondern zur

Verrichtung von Predigten nach Rubkow gereiſet war. An dem Abend dieſes Tages, wie es etwas finſter geworden, und ſeine Frau und Tochter ſich in der Stube mit Singen und Beten beſchäftigten, erſchien das Geſpenſt auf einmal an der Stubenthür, und hat bald wie ein Hund gebellt, bald geſchrieen wie ein Ziegenbock, bald an der Stubenthür gekratzt und gewaltſam geriſſen, um ſie zu öffnen. Das hat alſo lange gedauert, obgleich die Frau und Tochter des Predigers fleißig am Beten verblieben, bis zuletzt die Tochter Muth gefaßt, und an die Thür getreten und mit lauter Stimme ausgerufen: Du Teufel, du hölliſche Schlange, des Weibes Saamen ſol! dir den Kopf zertreten! Worauf der Geiſt von der Stubenthüre gewichen, und zu der Küchenthüre gegangen. In der Küche war die Magd des Pfarrers. Dieſe hatte Muth, und nahm zwei Stücke Holz, die warf ſie nach ihm, ſo daß ſie ins Kreuz zu liegen kamen. Da fuhr er plötzlich durch die verſchloſſene Hausthüre ab, einen gräulichen Geſtank hinter ſich zurücklaſſend. Dabei hat man denn vermerket, daß es der Teufel ſelbſt ſeyn müſſe, denn er hat einen langen Schwanz und einen großen Pferdefuß gehabt. — Man hat das Geſpenſt nicht wiedergeſehen.

Memorabilia Pomeraniae, a. M. Christophoro Pylio, p. 58.

251. Die ſieben bunten Mäuſe.

Vor langer Zeit lebte zu Pudmin auf Rügen eine Bauernfrau, die hatte ſieben Kinder, welches lauter Mädchen waren, das älteſte zwölf und das jüngſte zwei Jahre alt. Die Kinder waren alle übereins gekleidet, und trugen bunte Röcke und bunte Schürzen und rothe Mützen. Da trug es ſich einſt auf einen Charfreitag zu, daß die Frau mit ihrem Manne zur Kirche ging, und die ſieben Kinder

allein zu Hause ließ. Diese waren Anfangs still und fromm. Nun aber hatte die Frau hinter den Ofen einen Beutel mit Nüssen und Aepfeln gestellt, den sie des Nachmittags ihrem kleinen Pathen schenken wollte. Den bekamen die Kinder zu sehen, und darauf war es mit ihrer Ruhe aus. Sie fielen über den Beutel her, und schmauseten Aepfel und Nüsse auf, so viel deren darin waren. Darüber erzürnte sich die Frau, als sie aus der Kirche zurückkam, und sie konnte sich nicht mäßigen, obgleich es am stillen Freitage war, sondern schimpfte die Kinder laut, und weil man kleine Diebe auch wohl Mausemärten zu nennen pflegt, so ging sie in ihrem Zorne so weit, daß sie ausrief: Der Blitz, ich wollte, daß ihr Mausemärten alle zu Mäusen würdet!

Einem solchen schrecklichen Fluche an dem heiligen Tage und gegen die eigenen Kinder folgte aber die Strafe auf dem Fuße nach. Denn kaum hatte sie die Worte gesprochen, so waren auf einmal alle die sieben Kinder in sieben Mäuse verwandelt. Die liefen in der Stube hin und her, mit bunten Leibern und rothen Köpfen, wie die Kinder sich getragen hatten. Da erschrak die Frau sehr, und wußte nicht, was sie in ihrer Angst anfangen solle. Mittlerweile kam der Knecht, und öffnete die Thür, und nun liefen die sieben Mäuse alle auf einmal durch die offne Thür zur Stube hinaus und aus dem Hause, und immer weiter über das Pudminer Feld und das Gänzer Feld und das Schoritzer Feld, und endlich über das Dumsewitzer Feld in einen kleinen Busch hinein. Die Mutter lief ihnen nach und weinte und jammerte, und bat den lieben Gott, daß er ihr doch ihre Kinder wieder geben möge. Aber sie konnte sie nicht einholen. In dem Busche hinter dem Dumsewitzer Felde war ein klarer Teich; auf diesen liefen die sieben Mäuslein zu, und erst an dem Ufer

blieben sie stehen, und sahen sich um. Da erblickten sie die Mutter, die ihnen gefolgt war, und nachdem sie die eine Weile angesehen hatten, sprangen sie auf einmal alle Sieben in das Wasser und gingen sogleich unter. — Als die Bauernfrau dieses Unglück sah, da wurde sie vor großem Schreck zu einem Stein, und rührte nicht Hand oder Fuß mehr.

Der Busch, in welchem dieses geschehen ist, heißt seitdem der Mäusewinkel. Den Teich sieht man noch darin, und an demselben auch noch einen großen, runden Stein, in den die Frau verwandelt ist. Aus dem Teiche kommen alle Nacht die sieben bunten Mäuse heraus, und tanzen um den Stein herum, eine ganze Stunde lang, von zwölf Uhr bis um eins. Der Stein klingt dann, als wenn er sprechen könnte. Die Mäuse singen dabei einen Gesang, welcher also lautet:

Herut, herut,
Du junge Brut!
Din Brúdegam schall kamen,
Se hebben di
Doch gar to früh
Din junges Leben namen.
Sitt de recht up'n Steen,
Watt he Fleesch und Been,
Um wi gan mit dem Kranze,
Säven Junggesell'n
Uns führen schäl'n,
Juchhe, tom Hochtidsdanze!

Man sagt, daß dieses Lied bedeuten soll, daß die Mäuse und die Frau einstens wieder in Menschen können verwandelt werden. Dies soll auf folgende Weise geschehen:

Es muß eine Frau seyn, gerade so alt, wie die Bauernfrau, als sie aus der Kirche kam. Die muß sieben Söhne

haben, gerade so alt, als die sieben kleinen Mädchen waren, da sie verwandelt wurden. Wenn die Frau nun mit ihren sieben Söhnen auf einen Charfreitag, gerade um die Mittagszeit, in den Mäusewinkel kommt, und sie sich alle auf den runden Stein setzen, dann wird dieser Stein und die sieben Mäuse wieder zu Menschen werden, und sie werden gerade so aussehen, und dieselben Kleider tragen, wie vor tausend Jahren zur Zeit ihrer Verwandlung. Wenn dann die vierzehn Kinder groß werden, so sollen sie einander heirathen, und sie sollen sehr glücklich und reich werden, denn alle Güter und Höfe ringsumher sollen ihnen gehören.

E. M. Arndt, Märchen und Jugenderinnerungen, I. S. 3—9.

252. Der Erbdegen.

In der Gegend vom Dorfe Gristow unweit des Greifswalder Boddens liegt im Felde ein Teich, in welchem früher große Schätze sollen verborgen gewesen seyn. Die sind aber jetzt heraus. Es lebte nämlich vor Zeiten dort in der Gegend ein Bauer; zu dem kam eines Tages ein fremder Knecht, der sich bei ihm vermiethen wollte. Der Bauer fragte den Knecht, welchen Lohn er denn verlange, worauf dieser ihm erwiederte, was er verlange, sey nur eine Kleinigkeit, die für den Bauern gar keinen besonderen Werth habe; dieser wisse nicht einmal, daß er sie besitze. Weil der Knecht nun ein schmucker, rühriger Mensch war, so nahm der Bauer ihn auf, obgleich er aus dem sonderbaren Begehren wegen des Lohnes nicht recht klug werden konnte. Der Knecht war auch treu und fleißig, und es gerieth Alles unter seinen Händen, was er vornahm, so daß der Bauer ganz zufrieden mit ihm war.

Wie nun sein Jahr um war, so trat der Knecht vor den Bauern, und verlangte seinen versprochenen Lohn. Der Bauer erwiederte ihm aber: Wie kann ich dir den

geben; du sagst ja selbst, ich wisse nicht einmal, daß ich die Sache habe, die du begehrt hast. Darauf sprach der Knecht: Oben auf deinem Boden hast du einen Erbdegen, den erbitte ich mir als Lohn. Den versprach ihm der Bauer, wenn er gleich von dem Degen nichts wußte. Sie gingen also zusammen oben auf den Boden, dort zeigte der Knecht ein altes, ganz verrostetes Schwerdt, das hinter einer Latte unterm Dache steckte, in einer Gegend, in welcher der Bauer sich niemals umgesehen hatte. Das Schwerdt hatte keinen besonderen Werth, wie der Bauer bald sah; es war nicht einmal eine Scheide dabei. Der Bauer sagte daher zu dem Knechte, er könne es sich nur nehmen. Aber dieser entgegnete ihm: Wenn ich es mir selbst nehme, so kann es mir nichts helfen, du mußt es herunterlangen und mir geben. Der Bauer war das am Ende auch zufrieden, und es geschah so.

Am anderen Morgen nun trat der Knecht vor seinen Herrn und bat ihn, einen Wagen anzuspannen, er wolle ihm nun zeigen, warum er den Erbdegen von ihm erbeten. Der Wagen wurde angespannt, und sie fuhren zusammen hinaus. Sie fuhren zu dem Teiche, von dem ich oben gesagt habe. Wie sie dort angekommen waren, sagte der Knecht zu dem Bauern: Nun paß auf, was ich dir sagen werde, und was geschehen wird. Ich werde, so wie ich bin, mit meinem Degen in den Teich springen. Dann wirst du ein schreckliches Stürmen und Brausen des Wassers sehen. Davon mußt du dir aber nicht Angst werden lassen, sondern nun mußt du gut aufpassen, was weiter geschieht, und ob das Wasser danach schwarz oder roth wird. Wird es schwarz, dann ist Alles vorbei, und es taugt nicht, und du kannst nur geschwinde mit deinem Wagen umdrehen und nach Hause jagen, denn sonst kostet es dir den Hals. Wenn es aber roth wird, dann habe

ich gewonnen, und du warteſt ruhig, bis ich aus dem Waſſer zurückkomme.

Als der Knecht das geſprochen hatte, ſtieg er vom Wagen und ſprang in den Teich hinein, die Spitze des Erbdegens nach unten gekehrt. Er verſchwand alsbald unter dem Waſſer, ſo daß nichts von ihm zu ſehen war. Eine Weile blieb Alles ruhig. Allein auf einmal erhob ſich tief unten im Teiche ein dumpfes, wildes Toſen, das immer ſtärker wurde, und nach oben ſich hinzog. Darauf gerieth der ganze Teich in eine erſchreckliche Bewegung. Die Wellen ſchlugen thurmhoch in die Höhe, und brauſeten ſo fürchterlich, daß dem Bauern faſt Hören und Sehen verging. Er gedachte aber der Worte des Knechtes, und ſprach ſich Muth ein, und hielt die Pferde feſt, die davon jagen wollten. Nach einiger Zeit wurde auf einmal Alles wieder ſtill, und jetzt ſah der Bauer, wie der ganze Teich ſich roth färbte. Nun dauerte es auch nicht lange, da kam der Knecht aus der Tiefe des Waſſers wieder hervor. Er war wohlbehalten, und trug mit beiden Händen eine ſchwere Kiſte. Mit der ſtieg er ans Ufer und legte ſie auf den Wagen des Bauern, und zu dieſem ſprach er: Das ſoll dein Theil ſeyn, weil du mich gut gehalten und mir den Degen gegeben haſt. Fahre du jetzt nach Hauſe, denn ich muß wieder in den Teich und holen mir auch mein Theil.

Damit ging er in den Teich zurück. Der Bauer aber fuhr mit ſeiner Kiſte nach Hauſe, und wie er ſie da öffnete, waren lauter alte, aber blanke Thaler darin. — Den Knecht hat er Zeit ſeines Lebens nicht wieder geſehen.

Mündlich.

253. Der Kalfater oder Klabatermann.

In Pommern erzählt man sich Folgendes: Sobald ein neues Schiff fertig und von seiner Mannschaft in Besitz genommen ist, zieht in dasselbe auch ein kleiner Geist ein. Die Schiffer nennen ihn den Kalfater oder Klabatermann. Er ist ein guter Geist, sowohl für das Schiff als für die Mannschaft. Gesehen haben ihn nur Wenige, denn es ist ein Unglück für den, der ihn sieht. Die ihn gesehen haben, sagen, er sey kaum zwei Fuß groß; er soll eine rothe Jacke, weite Schifferhosen und einen runden Hut tragen. Andere aber sagen, daß er ganz nackt sey. Je weniger man ihn sieht, desto öfter kann man ihn im Schiffe hören. Denn für dieses sorgt und mühet er sich ohne Unterlaß. Er hilft im Raum die Ballen nachstauchen, er kalfatert das Schiff da, wo kein Mensch zukommen kann, woher er auch den Namen hat. Wenn der Schiffer in der Kajüte eingeschlafen ist, das Schiff aber von Gefahr bedrohet wird, dann fühlt er sich plötzlich vom kleinen Klabatermann angestoßen, daß er erwacht und auffährt, und nun geschwinde anordnet, was zur Abwendung der Gefahr nöthig ist. Die Schiffsleute wissen recht gut, daß dies alles der kleine Kalfater thut. Sie sagen auch nicht anders als: Hörst du wohl, da ist er wieder! wenn sie ihn unten im Raume oder draußen an den Planken handthieren hören.

Die Matrosen suchen sich gut mit ihm zu halten; denn den flinken Matrosen hilft er, wo sie irgend eine Arbeit haben, daß sie frisch und gut von der Hand geht. Er sorgt dafür, daß die Taue beim Einrahmen der Segel auch beim schärfsten Winde nicht schlenkern; er erleichtert ihnen die halbe Arbeit beim Aufhissen der Anker. Und wenn ein flinker Bursch von einem Schiffe auf ein anderes abgeht, dann giebt ihm der Klabatermann ein Zeichen mit,

woran ihn der Klabatermann des anderen Schiffes kennt, damit der ihm eben so gut und helfend sey. Die faulen und trotzigen Matrosen dagegen zwickt und quält er, und thut ihnen allerlei Tort an, bis sie zuletzt flink und fleißig werden. Und wenn Alles nicht hilft, so zeigt er sich ihnen zuletzt und schneidet ihnen Gesichter zu. Dann ist es aber auch aus mit ihnen; denn wer den Klabatermann mit leiblichen Augen sieht, dessen letztes Stündlein hat geschlagen.) Die Matrosen thun ihm daher Alles zu Gefallen, und setzen ihm oft des Nachts von ihrem Lieblingsessen hin. Von wem er so etwas annimmt und gegessen hat, dem ist er gar absonderlich gut.

(Besonders laut und rührig ist der Kalfater, wenn Sturm kommt oder das Schiff sonst in große Gefahr geräth. Man hört ihn dann an allen Ecken und Kanten; er sorgt für Alles und hilft bei Allem.)

Dieser Geist, wenn er einmal in ein Schiff eingezogen ist, weicht von demselben nicht wieder, als bis es zu Grunde geht. Wenn er das aber merkt, und wenn er einsieht, daß trotz aller Mühe und Arbeit das Schiff nicht mehr zu retten ist, dann verläßt er es endlich.) Auch hierbei zeigt er noch seine Freundschaft für das Schiffsvolk; denn, da man ihn nicht sehen kann, so steigt er so hoch er kann, und stürzt sich dann von oben her mit großem Geräusche vom Schiff in das Wasser, damit man ihn hören könne. Einige sagen, er steige bei solcher Gelegenheit auf die äußerste Spitze des Boogsprits, und springe von dort her in die See. Wer ihn aber dort sehe, mit dem sey es für immer aus.

Wenn nun der Klabatermann das Schiff verlassen hat, dann weiß das Schiffsvolk, daß es mit demselben ein Ende hat. Es legt jetzt Keiner mehr Hand an, denn Rettung des Schiffes ist nicht mehr möglich. Jeder sucht

nur sich selbst zu retten, so geschwinde er kann; denn man weiß auch, daß der Klabatermann bis zum letzten Augenblicke bei dem Schiffe und bei der Mannschaft aushält.

Manche behaupten, daß nicht jedes Schiff einen solchen Kalfater habe; sondern daß ein solches Glück nur wenigen Schiffen zu Theil werde. Denn die Klabatermännchen sollen die Seelen von Kindern seyn, die todt geboren, oder sonst vor der Taufe gestorben sind. Wenn solche Kinder nun in einer Haide unter einem Baume begraben werden, und von einem solchen Baume irgend etwas zu dem Baue des Schiffes verwendet ist, dann geht mit dem Holze die Seele des Kindes als Klabatermännchen in das Schiff hinein. Die dies behaupten, sagen auch, daß ein solches Schiff, das einen Kalfater besitzt, niemalen zu Grunde gehen könne.

Einige sagen, daß man den Klabatermann auch ohne Gefahr zu sehen bekommen könne. Das muß man auf folgende Weise anfangen: Man muß nämlich des Nachts zwischen zwölf und ein Uhr allein zum Spillloch gehen, und sich selbst durch die Beine durch und so durch das Spillloch sehen; dann kann man den kleinen Geist erblicken, wie er an der Vorderseite des Spillochs steht. Wenn man ihn dann aber nackt sieht, so muß man sich hüten, daß man nicht, etwa aus Mitleid, ihm Kleider zuwirft, womit er sich kleiden solle; denn das kann er nicht vertragen, er wird über solch Mitleid leicht böse, und meint, man wolle sich dadurch mit ihm abfinden.

Mündlich.

254. Das Brodmännlein in Stettin.

In Stettin kam eines Abends spät ein Bürgersmann aus dem Wirthshause, um nach seiner Wohnung zurückzukehren. Als er wenige Schritte gegangen war, stand

auf einmal ein ganz kleines Männlein mit einem großen, schweren Sack vor ihm, und fragte ihn: Willst du Brod? Der Bürger erschrak, daß er nichts antworten konnte, wich auf die Seite, und lief eilends davon. Das kleine Männlein aber lief hinter ihm her, und war immer ganz dicht ihm an den Fersen. Und als er endlich an seinem Hause angekommen war, da fragte es noch einmal: Willst du Brod? Der Bürger antwortete auch diesmal nicht. Da nahm das Männlein den Sack und warf ihn gegen das Haus, das klang gerade, wie lauter Gold und Silber. Gleich darauf waren Mä[illegible]n und Sack verschwunden.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

255. Das Waldhorn zu Gahlkow.

In dem Herrenhause des Hofes Gahlkow am Greifswalder Bodden, welcher gegenwärtig der Familie von Wahl zugehört, spukt es schon seit langen Zeiten auf eine gar sonderbare Weise. Man hört nämlich oft, besonders in stillen Nächten, ganz deutlich den Ton eines Waldhorns, welches die Melodie des geistlichen Bußliedes bläst: Herr, an dir hab' ich gesündigt! Dies Blasen geht manchmal durch das ganze Haus, meistentheils ist es aber oben auf dem Boden.

Von der Entstehung desselben erzählt man sich folgende Geschichte: Vor vielen Jahren, als das Gut noch bei einer anderen Familie war, lebte zu Gahlkow einmal ein Herr, der ein sehr ausschweifendes Leben führte. Wie der eines Abends in der Abenddämmerung mit seinem Kutscher von Greifswald zurückgefahren kam, da sah er am Wege ein Frauenzimmer stehen, die schön von Gliedern und Angesicht und mit herrlichen Kleidern angethan war. Der Gutsherr ließ geschwinde halten, und begab sich mit der Fremden in ein Gespräch: er sagte ihr

viel Schönes und Liebes, und sie war sehr freundlich gegen ihn, so daß er in heißem Verlangen zu ihr immer mehr entbrannte. Was er aber in seiner Liebeshitze nicht bemerkte, das ersah auf einmal der Kutscher, nämlich daß das Frauenzimmer einen Pferdefuß und ein Hühnerbein hatte, und also der Teufel selbst war, der den Herrn auf solche Weise sich zu eigen zu machen gedachte. Der Knecht kreuzte und segnete sich, und rief in großer Angst seinem Herrn zu, was er gesehen hatte. Darauf erkannte auch dieser den Teufel, und er entsetzte sich dermaßen, daß er vor Schreck kaum wieder in seinen Wagen zurück konnte. Der Teufel lachte ihm höhnisch nach. Von der Zeit an hatte der Gutsherr keine Ruhe mehr. Sein einziger Trost war nur, wenn er auf seinem Waldhorne, dessen er ein großer Freund war, die Melodie des Liedes blasen konnte: Herr, an dir hab' ich gesündigt! — Das Lied hörte man seitdem jeden Abend und jede Nacht, denn auch nach seinem Tode muß er nun umgehen, und es blasen.

Mündlich.

250. Die brennende Mütze.

In der Gegend von Greifenhagen lebte einmal ein Amtmann, der sehr reich war. Sein Getreide gedieh immer am besten auf dem Felde, und seine Heerden vermehrten sich von Jahr zu Jahr. Da nahm er zuletzt einen Schäfer an, dem er auf dessen eigene Gefahr seine Schafheerde verpachtete. Von Stund' an ging die Heerde zu Grunde. Es ging beinahe kein Tag vorbei, daß nicht ein paar der schönsten Schafe starben. Der Schäfer mußte sie mit schwerem Gelde ersetzen, so daß er zuletzt so arm wurde, daß er kein Brod mehr im Hause hatte. Bald darauf starb der reiche Amtmann.

Um diese Zeit ging der Schäfer einmal in den Wald, um sich etwas trocknes Holz zu suchen, damit er sich und seine Kinder gegen die Kälte schützen könne. In dem Walde fand er einen Strick, und wie er gerade recht über sein Elend nachdachte, so nahm er in großer Verzweiflung denselben, um sich daran aufzuhängen. Auf einmal kam ein kleiner Mann auf ihn zu, der ermahnte ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, und erst mit ihm zu den Wohnungen der Bösen zu gehen. Das war der Schäfer zufrieden, und der kleine Mann führte ihn zu den Wohnungen der Bösen. Hier sah er lauter brennende Menschen, die mitten in den heißesten Flammen steckten. Unter denselben erkannte er auch seinen verstorbenen Herrn, den Amtmann. Dieser brannte schrecklich, und bat den Schäfer, er möge seine Frau von ihm grüßen. Der Schäfer versprach ihm das, aber er meinte, die Frau werde ihm nicht glauben, wenn er kein Zeichen von ihm habe. Darauf warf der Amtmann ihm eine brennende Mütze zu, die aber sogleich aufhörte zu brennen, als der Schäfer sie aufhob. Dabei sagte er zu diesem, die solle er seiner Frau geben. Als hierauf der Schäfer gehen wollte, sagte der Amtmann noch zu ihm, daß er ihn mit den gestorbenen Schafen betrogen habe, und er trug ihm auf, sich seinen Schaden von seiner Frau ersetzen zu lassen.

Der Schäfer ging zuletzt mit dem kleinen Manne wieder fort. Dieser begleitete ihn bis an sein Haus, und sagte unterwegs zu ihm, daß er ja die Mütze nicht behalten solle, weil er sonst dahin müsse, wo der Amtmann sey. Am anderen Tage ging der Schäfer zu der Amtmannsfrau; der brachte er den Gruß von ihrem Manne und gab ihr auch die Mütze, wogegen er den Ersatz für die bezahlten Schafe erhielt. Die Mütze behielt die Frau; aber sie hatte von dem Augenblicke an, daß dieselbe in

ihrem Hause war, keine Ruhe und kein Glück mehr. Sie ließ deshalb den Schäfer wieder kommen, und bat ihn, die Mütze zurückzunehmen; das wollte dieser Anfangs nicht, als ihm die Frau aber 6000 Thaler bot, da ließ er sich verblenden und nahm das Geld und die Mütze. Doch so wie er damit in sein Haus kam, wurde er auf der Stelle gefährlich krank, worauf er alsbald Mütze und Geld wieder auf das Amthaus schickte. Die Amtmannsfrau wollte die Mütze aber auch nicht behalten, und sie ließ sie daher in der Kirche des Dorfes einmauern, wo sie sich noch befindet.

Mündlich.

257. Die todte Schlange.

In der Barkowschen Haide liegt, nicht weit von dem Holzwege, der mitten durch die Haide geht, ein einsames Bauernhaus. In demselben wurde noch vor wenigen Jahren eine todte Schlange gezeigt, von der man sich Folgendes erzählt. In dem Hause wohnten vor langen Zeiten einmal Bauersleute, die nur ein einziges Kind hatten, ein Mädchen von vier Jahren. Im Sommer ließen sie das Kind vor dem Hause spielen, wohin sie ihm auch des Mittags seine Milch mit eingebrockter Semmel brachten. Wenn nun das Kind dies verzehrte, so kam jeden Mittag plötzlich eine große Schlange herbei, die sich zu ihm setzte, und mit ihm von der Milch trank und von der Semmel aß. Es fürchtete sich gar nicht vor derselben, wurde vielmehr so vertraut mit ihr, daß es sie ohne Scheu auf den Hals klopfte und zu ihr sagte, sie solle ihm nicht zu viel abtrinken. Seinen Eltern sagte es nichts hiervon. Als es aber eines Mittags viermal nach einander Milch forderte, da fiel dies der Mutter auf, und wie sie das letztemal die Milch hingebracht hatte, blieb sie hinter der Thür stehen,

um zuzusehen, was das Kind mit der vielen Milch anfange. Auf einmal sah sie die Schlange herbeikommen, welche die Milch aufzehren half. Darüber entsetzte sie sich, und sie rief ihren Mann zu Hülfe, der mit einem Knittel herbeikam, um das Thier todtzuschlagen. Das Mädchen weinte zwar sehr, und bat den Vater um Gnade für die Schlange; aber er tödtete sie doch. Von der Stunde an schwand das Kind an allen Gliedern, und nach wenigen Tagen war es todt.

Mündlich.

258. Die Vampyre in Kassuben.

Im Lande Kassuben hat es sich, selbst vor nicht gar langer Zeit, zugetragen, daß zuweilen Kinder mit einer ganz feinen Kopfbedeckung, wie ein zartes Mützchen, auf die Welt gekommen sind. Das werden sehr gefährliche Menschen, wenn sie gestorben und begraben sind. Man muß ihnen daher das Mützchen abnehmen, und es trocknen und sorgfältig aufbewahren. Und bevor nun die Mutter nach ihren Sechswochen zur Kirche und zum Opfer geht, muß sie es verbrennen, daß es zu Pulver kann gerieben werden. Dieses Pulver muß sie dann mit Muttermilch dem Kinde eingeben.

Stirbt nämlich ein solcher mit der Mütze geborner Mensch, bevor er auf diese Weise die Mütze selbst wieder aufgegessen hat, so entsteht daraus das schrecklichste Unglück. Er richtet sich im Grabe wieder auf, und verzehrt zuerst alles Fleisch von seinen eigenen Händen und Füßen, sammt dem Sterbehemde, das er mit in den Sarg bekommen hat. Dann steigt er aus dem Grabe heraus und verzehrt nun die Lebenden. Zuerst sterben seine nächsten Anverwandten, darauf die entfernteren, Einer nach dem Andern. Wenn er keine Verwandtschaft mehr hat, dann macht er

ſich an die Kirchenglocken in ſeinem Dorfe; die läutet er des Nachts, und nun muß Alles ſterben, ſo weit der Schall der Glocken reicht, Jung und Alt, Groß und Klein.

Gegen dieſes Elend giebt es alsdann nur Ein Mittel: man muß den Todten wieder aufgraben, und ihm mit einem Kirchhofsſpaten den Kopf abſtechen. Dann hört die Gefräßigkeit auf.

Pommerſche Prov. Blätter von Haken, III. S. 421 folg.

259. Die Währwölfe in Greifswald.

Vor zweihundert Jahren waren zu einer Zeit in der Stadt Greifswald eine erſchrecklich große Menge Währwölfe. Sie hatten beſonders ihren Sitz in der Rokover Straße. Von da aus überfielen ſie alle Leute, die ſich des Abends nach 8 Uhr außer dem Hauſe ſehen ließen. Zu der damaligen Zeit waren aber viele beherzte Studenten in Greifswald. Die thaten ſich zuſammen, und zogen in einer Nacht gegen die Unholde aus. Anfangs konnten ſie ihnen nichts anhaben, bis die Studenten zuletzt alle ihre ſilbernen Knöpfe zuſammennahmen, die ſie geerbt hatten, und damit die Unthiere erlegten.

Mündlich.

260. Der Währwolf bei Jarnow.

In der Gegend von Jarnow trieb ſich noch vor wenigen Jahren ein grimmiger Wolf umher, der Menſchen und Vieh vielen Schaden that. Einmal hatte er ſogar ein Kind zerriſſen. Da machten ſich alle Bauern der Gegend auf und verfolgten ihn, ſchloſſen ihn auch in einem Buſche ein. Als ſie ihn hier aber erlegen wollten, ſtand auf einmal ein großer fremder Mann mit einer Keule vor ihnen. Da erkannten ſie, daß ſie einen Währwolf vor ſich hatten. Dies war im Jahre 1831.

Mündlich.

261. Die Cholera.

Es giebt noch jetzt in Pommern manche Leute, die fest glauben, die Cholera sey im Jahre 1831 absichtlich ins Land gebracht, und zwar soll der Franzose das gethan haben, damit das Land entvölkert werde, und er es wieder gewinnen könne. Um sein Vorhaben auszurichten, soll der Franzose auf allerlei Wegen und unter allerlei Gestalten sich herbeigestohlen haben. So erzählt man sich auch namentlich von Stettin Folgendes: Eines Tages kam durch das Berliner Thor ein Mann in die Stadt hinein, der eine große Kiste auf dem Rücken trug. Der Mann sah sich ängstlich nach allen Seiten um, und suchte unbemerkt an der Schildwache vorbeizukommen. Die Schildwache bemerkte ihn aber, und er wurde festgehalten und in die Wache gebracht. Dort wurde ihm befohlen, seine Kiste zu öffnen; er weigerte sich dessen zwar Anfangs, mußte aber doch zuletzt Folge leisten. Da fand man in der großen Kiste eine andere kleinere; in dieser fand man wieder eine, und das ging eine ganze Zeitlang so fort, so daß man immer auf eine kleinere Kiste kam. Als man aber endlich die kleinste öffnete, da fand man darin ein ganz kleines, kleines Männchen, das war der Franzose, der die Cholera in die Stadt bringen wollte.

Mündlich.

262. Der prophezeihende Täufling.

In vielen Gegenden von Pommern: an der Oder, bei Colbatz, Wartenberg und an manchen anderen Orten, erzählen sich die Leute folgende wunderbare Geschichte, die sich im Jahre 1831 zugetragen hat, als von Westen der Krieg und von Osten die Cholera in das Land einzubrechen drohete. Zu derselben Zeit fuhren nämlich eines Morgens

früh mehrere Bauersleute von jenseits der Oder nach Stettin. Als sie nun den langen Damm durch die Oderwiesen passirten, hörten sie auf einmal unten aus der Wiese ein Kind rufen: Nähmt mi mit, nähmt mi mit! Die Bauern stiegen ab, und fanden im Grase ein ganz nacktes, so eben gebornes Kind liegen. Sie erbarmten sich des armen Würmchens, bei dem Niemand war, und legten es auf den Wagen. Sie beriethen dann unter einander, was sie mit dem Kinde machen wollten, und sie kamen dahin überein, daß sie es zuerst wollten taufen lassen. Sie gingen also damit zu einem Prediger in Stettin, und baten diesen, daß er die Taufe verrichten möge, wozu er auch bereit war. Als er aber die Taufhandlung eben begonnen hatte, begab sich auf einmal ein großes Wunder, denn das Kind verwandelte sich plötzlich in ein Stück blutigen Fleisches. Darüber entsetzten sich Alle, und der Prediger befahl den Bauern, daß sie das Fleisch an die Stelle tragen sollten, wo sie das Kind gefunden hatten. Das thaten sie; aber kaum hatten sie die Wiese im Rücken, als sie das Kind wieder erbärmlich schreien hörten, wie vorhin: Nähmt mi mit, nähmt mi mit! und wie sie nun zurückkehrten, fanden sie wieder das Kind, das sie des Morgens früh gefunden hatten. Sie erbarmten sich deshalb noch einmal des hülflosen Würmchens, und brachten es zum zweiten Male zum Prediger, daß er es taufen möge. Allein so wie der Prediger eben wieder die Taufhandlung begonnen hatte, verwandelte das Kind sich in einen Zander (Zannat, Fisch). Der Pfarrer befahl ihnen daher zum zweiten Male, daß sie es zurücktragen sollten. Die Bauern thaten das; aber es begab sich wieder ganz dasselbe, wie das vorige Mal, und als der Prediger das Kind jetzt wieder taufen wollte, verwandelte es sich in ein Brod. Da sagte der Prediger: So wollen wir es denn aufschnei-

den, und griff schnell zu einem Messer, um sein Vorhaben ins Werk zu richten. Plötzlich aber wurde das Brod wieder ein Kind, und wuchs augenblicklich, so daß Alle es sehen konnten, bis es ein feiner Knabe geworden war. Der sprach zu den Anwesenden: Mich hat Gott gesandt, und ich will Euch sagen, was das Alles bedeutet, was Ihr gesehen habt! Daß ich Fleisch geworden bin, bedeutet Krieg und großes Sterben; daß ich Fisch wurde, das bedeutet Wassersnoth; daß ich aber Brod wurde, das bedeutet eine fruchtbare Zeit, die darauf folgen wird, und wer die noch erlebt, der wird von Allem genug haben, und sich über nichts mehr beklagen dürfen. — Darauf ließ das Kind sich nun ruhig taufen. Die Leute sagen, es solle noch in Stettin herumgehen.

Mündlich.

263. Der Beamte mit dem rothen Faden um den Hals.

Vor einiger Zeit war in Pommern ein vornehmer Beamter, der sich vieler Gewaltthätigkeiten schuldig gemacht hatte, und zuletzt noch durch schwere Mißhandlungen den Tod eines Unschuldigen herbeiführete. Dafür wurde er zum Tode verurtheilt. Der König hat ihm darauf zwar das Leben geschenkt, aber befohlen, daß er Zeitlebens einen rothen Faden um den Hals tragen muß, zum Zeichen, daß er das Leben verwirkt hat. Der Mann lebt noch, und der Scharfrichter muß alle Jahre kommen, um nachzusehen, ob er den Faden noch trägt.

Mündlich.

264. Die drei Schüsse nach dem lieben Gott.

Als es im Sommer des Jahres 1838 über acht Wochen lang jeden Tag regnete, so daß alle Saaten zu ver-

derben droheten, war in der Gegend von Stettin ein Amtmann, der auch viel Korn auf dem Felde stehen hatte, das er nicht einfahren konnte. Darüber wurde der Mann so erbost, daß er, anstatt zu beten, lästerlich dem lieben Gott drohete, wenn er nicht in drei Tagen ander Wetter mache, so wolle er ihm schon was zeigen. Und als die drei Tage um waren, aber kein ander Wetter sich eingestellt hatte, da nahm er sein geladen Gewehr, und schoß damit in seiner gotteslästerlichen Verblendung dreimal gen Himmel nach dem lieben Gott. Kaum hatte er aber den dritten Schuß gethan, so versank er bis mitten an den Leib in die Erde hinein, und es war kein Mensch im Stande, ihn wieder hervorzuziehen. Man schickte zuletzt zu dem Prediger nach Stettin; aber auch der soll ihm nicht haben helfen können, so daß er jämmerlich hat sterben müssen. Diese Geschichte ist in ganz Pommern bekannt geworden.

Mündlich.

265. Der Teufel auf dem Tanzboden *).

Es hatte sich seit langen Zeiten der Teufel in leibhafter Gestalt auf der Erde nicht wieder sehen lassen; die Leute sagen, weil er desto mehr unter anderen Gestalten umhergehe. Vor einigen Tagen hat man ihn aber doch wieder einmal ordentlich als Teufel erblickt. Es war nämlich vor einigen Wochen, im März des Jahres 1839, als ein Bauernmädchen, die des Morgens zum heiligen Abendmahle gewesen war, desselbigen Abends auf einen Tanzboden in der Nähe von Stralsund ging, und dort anfing zu tanzen, ohne der heiligen Handlung vom Morgen her noch eingedenk zu seyn. Da kam auf einmal ein Fremder zu ihr, der sie zum Tanz aufforderte, und wie

*) Geschrieben im April 1839.

sie dem zusagte und mit ihm tanzte, da konnte sie nicht wieder zum Aufhören kommen; denn der Fremde riß sie mit sich herum, daß ihr das Hören und Sehen verging, und ihr zuletzt das Blut aus Mund und Nase stürzte. Die Musikanten am Spieltische hatten schon lange bemerkt, daß es mit dem unheimlichen Tänzer nicht richtig sey, denn sie sahen deutlich den Pferdefuß, mit dem er herumsprang. Aber sie wagten vor Angst nichts zu sagen. Als jedoch das Mädchen am Ende todt hinfiel, und nun auf einmal der Tänzer ohne alle Spur verschwunden war, da erkannten Alle, daß sie den Teufel, der sich sein Opfer geholt, einmal wieder in seiner leibhaften Gestalt mit dem Pferdefuße gesehen hatten.

Vgl. Stralsunder Sundine v. 3. April 1839.

266. Die gebannten Glocken.

Nicht weit von dem Dorfe Kirchdorf in der Gegend von Greifswald liegen zwei Teiche, ein großer und ein kleiner. An der Stelle derselben haben früher ein Mönchskloster und eine Schmiede gestanden, nämlich das Mönchskloster da wo der größere Teich liegt, und die Schmiede da, wo der kleinere ist. Die Mönche haben aber ein sehr gottloses Leben geführt und besonders auch in der Schmiede ihr Unwesen getrieben. Da hat es sich denn eines Tages, gerade auf den Johannistag, begeben, daß das Kloster und die Schmiede plötzlich versunken sind, und an ihrer Stelle hat man die beiden Teiche gesehen. Seitdem sind die beiden Glocken von der Mönchskirche, welche mit versunken waren, alle Jahre auf den Johannistag aus dem Wasser hervorgekommen und haben sich an das Ufer gelegt, wo sie sich von zwölf bis ein Uhr Mittags haben sonnen können. Um ein Uhr haben sie aber in die Tiefe des Teiches zurück müssen.

Das hat so gedauert viele Jahre, bis einmal ein Mädchen aus dem Dorfe in dem größeren Teiche Zeug gewaschen. Das ist gerade am Mittage des Johannistages gewesen, als die Glocken sich gesonnt haben. Das Mädchen, die hiervon nichts gewußt, hat, wie sie das Zeug gewaschen gehabt, auf einmal die Glocken gesehen, und auf diese, ohne sich dabei etwas zu denken, dasselbe zum Trocknen gehangen. Das hat nun gewährt bis über ein Uhr Mittags hinaus, und die Glocken haben daher nicht mehr in den Teich zurückkönnen, sondern sind an das Ufer festgebannt gewesen.

Da haben sie lange gelegen, und es hat kein Mensch sie von der Stelle bringen können. Die Bauern von Levenhagen, die damals gerade eine neue Kirche bauten, wofür sie noch keine Glocken hatten, haben es versucht, sie für sich zu nehmen, und einen Wagen mit Pferden hingeschickt, um sie abzuholen. Auf den Wagen haben sie sie auch wohl bekommen können, weiter aber nicht; denn alle Pferde, die sie davor gespannt, haben nun den Wagen nicht von der Stelle zu ziehen vermocht.

Zuletzt sind die Bauern von Stoltenhagen gekommen, die auch keine Glocken in ihrer Kirche hatten. Die haben den Einfall gehabt, einen Wagen mit Ochsen bespannt hinzuschicken. Und die Ochsen*) haben sie denn auch von der Stelle ziehen können. Seitdem hängen die gebannten Glocken im Thurme zu Stoltenhagen.

Mündlich.

267. Der schwarze See und die gebannte Glocke bei Wrangelsburg.

Nicht weit von Wrangelsburg im Kreise Greifswald liegen zwei Seen, von denen der eine ein gelbliches, der

*) Ein alter Ochsenhirt erzählte diese Sage, er hatte sie von seinem Vorgänger.

andere aber ein ganz schwarzes Wasser hat. In diesen letzteren, welcher der schwarze See heißt, ist vor vielen Jahren eine Kirche mit drei Thürmen versunken. Das ist geschehen auf einen Johannistag. An diesem Tage hört man daher auch noch alle Jahre die Glocken der Thürme unten aus dem See hervortönen, so traurig und wehmüthig, daß man es mit Worten gar nicht sagen kann. Alle hundert Jahre dürfen zwei von ihnen eine Stunde lang oben auf dem Wasser herumschwimmen und ans Ufer kommen.

An einem solchen Tage geschah es einmal, daß zwei Kinder aus Wrangelsburg an dem See ihr Puppenzeug wuschen und es zum Trocknen auf einer der beiden Glocken ausbreiteten, die gerade am Ufer lag und sich sonnte. Dadurch wurde die Glocke gebannt, und sie konnte nicht zurück. Die andere Glocke rief ihr zwar zu:

Anne Susanne, komm mit mir geschwind!

Aber sie antwortete ihr traurig:

Ich kann nicht, Geliebte, gebunden ich bin!

Darauf mußte die andere Glocke allein in die Tiefe des Sees zurückkehren.

Als nun die schöne, große Glocke so da lag, da versammelten sich die reichen Gutsbesitzer der Gegend, um sie auf den Thurm zu Gützkow zu bringen, wo sie nur für sie geläutet werden sollte. Das wollte aber nicht gelingen, und obgleich sie sechzehn Pferde vorspannten, so konnten sie damit doch nicht von der Stelle kommen. Da kam ein armer Bauer aus dem Dorfe Zarnekow mit zwei Ochsen des Weges; der spannte seine Ochsen vor, und rief: Nun in Gottes Namen, für Reiche und für Arme! Damit trieb er die Thiere an, und sie zogen ohne Beschwerde die Glocke nach Zarnekow, wo sie auf den Thurm gehangen wurde. Die Glocken in Zarnekow sind noch jetzt die besten im Lande.

Der schwarze See hat neben vielen anderen Fischen auch sehr große Hechte, die das Sonderbare haben, daß sie eine Krone auf dem Kopfe tragen; man kann sie aber nur sehr schwer fangen.

Mündlich.

268. Die singende Glocke.

Eine Meile von Uekermünde bei dem Gute Vogelsang liegt eine große Wiese, auf der ehemals ein Dorf gestanden haben soll. Vor langen Jahren hütete hier einmal ein Hirt seine Schweine, als er sah, daß ein Schwein immer an einer und derselben Stelle die Erde aufwühlte. Er ging daher zuletzt hin, und sah nun den Knopf einer Glocke aus der Erde hervorragen. Er rief mehrere Leute herbei, welche eine große schöne Glocke aus der Erde herausgruben. Die Stadt Uekermünde machte darauf Ansprüche an die Glocke, und die Bürger kamen mit einem, mit acht Pferden bespannten Wagen, um sie zur Stadt zu holen. Allein so viel sie sich auch abmüheten, die acht Pferde konnten die Glocke nicht aus der Stelle ziehen. Während sie sich noch damit quälten, kam zufällig des Weges ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Lukow mit einem Wagen, vor welchem er zwei Ochsen hatte. Der lud nun die Glocke auf, und seine Ochsen zogen sie ganz leicht nach Lukow. Dort wurde sie im Kirchthurm aufgehangen, wo sie noch ist. Diese Glocke hat einen schönen singenden Ton, und wenn man genau zuhört, so kann man hören, wie sie beim Läuten immerfort die Worte singt:

Su borg — Damgorden!

Sie soll dadurch das Auswühlen des Schweins (Sau) und den Namen des versunkenen Dorfes, dem sie zugehört hat, bezeichnen.

Mündlich.

269. Die Glocke in Stargard.

Als vor alten Zeiten zu der St. Marienkirche in Stargard eine Glocke gegossen werden sollte, wurde bekannt gemacht, daß Alle, welche Pathen zu der Glocke werden wollten, zu derselben Metall bringen und in den Ofen werfen möchten, je mehr je besser. Darauf kamen viele Leute und opferten zu der Glocke, was in ihren Kräften stand. Die Reichen ließen silberne Geräthe vor sich hertragen, die sie prunkend vor ihren Augen in den Ofen werfen ließen; Andere brachten messingene Becken und Leuchter, oder auch nur einen zinnernen Teller oder einen Pfennig, wenn sie nicht mehr hatten; denn Jeder wollte sich um die Glocke ein Gotteslohn erwerben. Zuletzt kam auch eine alte Frau zu dem Ofen. Sie war ganz arm, und man wußte, daß sie gar nichts hatte. Die Leute verwunderten sich daher, was sie opfern werde, und man fing an, ihrer zu spotten. Sie kehrte sich aber nicht daran, sondern zog eine Schlange hervor, die sie in den glühenden Ofen warf, einige unverständliche Worte in die Flamme hineinmurmelnd. Was das bedeuten solle, sagte sie Keinem; aber als die Glocke fertig war und zum ersten Male anfing zu läuten, da merkte man den Segen der alten Frau. Denn von Stund' an verschwanden alle Schlangen rings um die Stadt, so weit man den Ton der Glocke hören konnte.

Mündlich.

270. Hack up, so fret ik di.

Auf der Insel Rügen, besonders in der Gegend von Altefähr, hat man ein Sprichwort: Hack up, so fret ik di! (Hacke auf, dann esse ich dich!) Davon erzählt man sich folgende Geschichte: Es war einmal auf Rügen ein nichts-

nutziger Knecht, der keine Erbsen essen mochte. Wenn nun dem Gesinde Erbsen vorgesetzt wurden, so fuhr er mit dem umgekehrten Löffel hinein, so daß er nichts davon bekam, und sprach dabei höhnisch jene Worte. Demselben Knecht erging es aber nachher sehr schlecht, und er kam nach einiger Zeit ganz arm und hungrig wieder zu seinem vorigen Herrn, und bat den um Gotteswillen um ein Gericht Erbsen. Da nahm der Herr eine Schaufel, mit der fuhr er verkehrt in einen Haufen Erbsen, und sprach zu dem Knechte: Hack up, so met ik di (Hacke auf, dann miethe ich dich!)

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte und Alterth.-Kunde.

271. Das von Hexengeld erbaute Dorf.

Das Dorf Connerow im Kreise Greifswald ist von purem Hexengelde aufgebaut. Das hat sich auf folgende Weise zugetragen: Nachdem nämlich das Dorf im dreißigjährigen Kriege gänzlich zerstört und niedergebrannt war, und die armen Leute sich in elenden Strohhütten aufhielten, wo sie besonders viel von den Ratten und Mäusen zu leiden hatten, kam eines Tages einer dieser armen Menschen nach Wolgast zu einem Bäcker, um sich ein Brod zu erbitten. Dem Bäcker klagte er auch seine Noth, die er mit den Ratten und Mäusen habe. Da bot der Bäcker ihm einen schwarzen Kater an, mit den Worten, den solle er mitnehmen, der werde ihm das Ungeziefer wohl vertilgen, ihm auch sonst noch zu Diensten seyn. Der Bauer nahm den Kater mit Dank an. Wie er nun mit demselben in seine Hütte kam, da fing der Kater auf einmal an zu sprechen und fragte, was er nun thun solle? Der Bauer befahl ihm darauf, er solle ihm alle Ratten und Mäuse wegfangen, und sie auf einen Haufen bringen. Das that der Kater alsbald, und dann fragte er weiter,

was er nun thun solle? er könne Alles. Da sagte der Mann zu ihm: Wenn du Alles kannst, so bring' mir Geld! Das that der Kater gleichfalls, und er brachte ihm Geld die Menge, so viel der Bauer haben wollte. Als er genug hatte, gab er den Kater an die anderen Bauern des Dorfes, die nun auch so viel Geld bekamen, als sie sich nur wünschten. Darauf bauten sie ihr Dorf wieder auf, schöner und besser, als es vorher gewesen war.

Wie sie damit fertig waren, konnten sie aber den Kater nicht wieder los werden, da er ihnen doch verdächtig vorkam, und es ihnen ängstlich bei ihm wurde. Sie gingen deshalb zu dem Bäcker in Wolgast, und fragten, wie sie es zu machen hätten, daß sie des Katers wieder ledig würden. Der rieth ihnen, sie sollten nur eine Kiepe nehmen, und zu dem Kater sagen: Kater in die Kiep! dann werde er hineinspringen, und dann sollten sie ihm das Thier nur wiederbringen. Also thaten sie auch.

Die Bauern zu Connerow sind von der Zeit reich und wohlhabend geblieben, so daß sie später ihrem Könige Carl XII. Geld in die Türkei schicken konnten, wie wir oben schon erzählt haben.

Mündlich. Vgl. oben Nr. 55.

272. Der Thurm zu Wobeser.

Die Kirche des Dorfes Wobeser im Rummelsburger Kreise hat einen hohen weißen Thurm, den man, da das Dorf auch sehr hoch liegt, bis weit in die See hinein sehen kann. Deshalb war derselbe in früherer Zeit, als es den Schiffern noch an denjenigen Instrumenten fehlte, die ihnen jetzt die Schifffahrt erleichtern, den Seefahrern ein eben so sicheres als willkommenes Merkzeichen. Dies bewog auch, wie man sich in dem Dorfe und in der Gegend noch allgemein erzählt, in alten Zeiten die Stadt Lübeck, die

große Schifffahrt in der Ostsee trieb, alljährlich eine gewisse Summe Geldes an das Dorf zu bezahlen, wofür dieses den Thurm immer frisch mit weißem Kalkanwurf erhalten mußte, so daß er desto weiter und besser auf der See gesehen werden konnte.

Pommersche Provinzial-Blätter, I. S. 60.

273. Die Schwedin in Pommern.

In der Umgend von Treptow an der Rega erzählt man sich allgemein, daß vor vielen Jahren einstmals im Winter in der Nähe des Dorfes Hoff eine große Eisscholle an den Strand getrieben sey, auf welcher sich ein junges Mädchen mit zwei Kühen befand. Sie kam glücklich ans Land, und es fand sich nun, daß sie eine Schwedin war. Die hatte ihre Kühe in Schweden an der Seeküste tränken wollen, war aber mit denselben plötzlich vom Ufer abgerissen und ins hohe Meer hineingetrieben. Sie hatte viele Tage und Nächte allein auf der weiten See zugebracht, mitten zwischen Eisschollen, und weder Menschen noch Land gesehen. Die Milch von ihren Kühen war ihre einzige kümmerliche Nahrung gewesen. Es gefiel ihr in Pommern, wo sie zuerst wieder ans Land gekommen war, und wo sie eine freundliche Aufnahme fand, so gut, daß sie nicht in in ihre Heimath zurück wollte. Sie ist auch allda geblieben, und hat im Dorfe Langenhagen bei Treptow geheirathet, wo sie in hohem Alter gestorben und begraben ist.

Pommersche Provinzial-Blätter, V. S. 401. 402.

274. Das Mannagras an der Leba.

Im Lande Kassuben, auf den Sumpfwiesen an der Leba, besonders in der Nähe des Dorfes Zezenow, wächst das Mannagras, oder der Schwadenschwengel, aus dessen

Körnern die Manna- oder Schwadengrütze bereitet wird. In früheren Zeiten wurde diese Frucht von den Einwohnern der Gegend nicht beachtet. Da kam einstmalen eine alte Frau aus Preußen in das Dorf Ruschitz, die wegen ihrer Armuth von ihren Landsleuten vertrieben war. Die sah das Gras, und erkannte, daß man aus seinen Körnern eine Grütze bereiten könnte, welche weit kräftiger und wohlschmeckender ist, als selbst das Sagomark. Sie belehrte hiervon die Leute, die sie aufgenommen hatten, und diese fingen alsbald an, die Körner einzusammeln. Aber sie haben keinen Segen davon gehabt. Denn die Gutsherrschaft zu Ruschitz, der die Mannagrütze auch gefiel, machte mit ihnen einen Contract, nach welchem sie jährlich eine große Portion von dieser Grütze zu Hofe liefern, oder von ihren Grundstücken weichen mußten. Und da nun heutiges Tages zu Ruschitz das Gras nicht mehr wächst, wohl aber bei den entlegenen Dörfern Zezenow und Charberow, so müssen sie dahin wandern, um ihren Contract zu halten. So sieht man denn alljährlich zu Ende Juni oder zu Anfang Juli, wenn die Gräser auf den Wiesen reif geworden sind, die Einwohner von Ruschitz, besonders die Weiber, alle in Einer Nacht, der Leba zuziehen, um die Körner des Halmes einzusammeln. Es ist ein weiter Weg und eine mühsame Arbeit; und die Leute laufen überdies Gefahr, als Diebe angehalten und bestraft zu werden, weil sie auf fremden Grund und Boden gehen. Allein sie müssen sich das Alles gefallen lassen, damit die Herrschaft sie nicht von ihren Höfen jagt.

Vgl. Pomm. Provinzial-Blätter von Haken, IV. S. 353 folg.

275. Der Bettler auf der Insel Usedom.

Unfern der Mündung der Peene, ungefähr eine oder anderthalb Meilen in die Ostsee hinein, liegt die

kleine Insel Oie. Sie gehörte früher zur Marien-Kirche in Greifswald; seit mehr als hundert Jahren ist sie aber schon zum Kirchspiel Krösslin eingepfarrt. Die ganze Insel wird von ungefähr dreißig Menschen bewohnt, die aus drei Familien bestehen, und auch nur in drei Häusern wohnen.

Bis vor dreißig Jahren war noch niemals ein Bettler auf der Insel gewesen. Da geschah es einmal in einem strengen Winter, als die See von Peenemünde bis nach der Insel hin zugefroren war, daß ein Bettler auf den Einfall kam, die Eisbahn zu benutzen und auf der kleinen Insel zu betteln. Der alte Mann kam, ohne daß ihn Jemand bemerkt hatte, auf der Insel an, und stellte sich sogleich in die offne Thür des ersten Hauses, auf welches er traf. Allda fing er auch sofort nach Bettlerart zuerst an, ein kurzes Gebet herzusagen, und dann ein frommes Lied zu singen. Auf solche Weise hatten die Oier das Wort Gottes noch niemals gehört; Alles, was in dem Hause war, stürzte heraus zu dem armen Manne, und holte ihn in die warme Stube, wo er bewirthet und reichlich beschenkt wurde. Dann führeten sie ihn im Triumphe zum nächsten Hause, wo er wiederum singen und beten mußte, und worauf er nun von Allen zum dritten Hause geführt wurde, so daß hier die Insel, Groß und Klein, Herrschaft und Gesinde, um ihn versammelt war. Die guten Leute überschütteten ihn mit Kleidern und Lebensmitteln, daß er nicht im Stande war, Alles fortzutragen. Auch Geld bekam er, dreifach so viel, als er hatte erwarten können; die Dienstboten allein hatten über drei Thaler für ihn aufgebracht. Als er endlich die Insel verließ, waren die Leute ordentlich traurig, und er mußte ihnen versprechen, daß er recht bald wiederkommen werde.

Pommersche Provinzial-Blätter, II. S. 43.

276. Die Steinprobe

In der Stubnitz auf Rügen, nicht weit von dem Herthasee, findet man einen Stein, in welchem man deutlich die Spuren eines großen Fußes und eines ganz kleinen Kinderfußes abgedrückt sieht. Davon erzählt man sich Folgendes: Zur Zeit als noch der Dienst der Göttin Hertha auf der Insel bestand, war unter den Jungfrauen, die der Göttin zu ihrem Dienste geweihet waren, ein junges und sehr schönes Mädchen; diese, obgleich sie der Göttin ewige Jungfrauschaft hatte geloben müssen, hatte eine Liebschaft mit einem fremden jungen Ritter, mit dem sie allnächtlich heimliche Zusammenkünfte an den Ufern des heiligen Sees hielt. Sie hatte ihre Liebe aber nicht so geheim halten können, daß nicht dem Oberpriester der Göttin Kunde davon geworden wäre. Diesem wurde es hinterbracht, daß eine der Jungfrauen strafbarer Liebe pflege: nur welche es sey, konnte man ihm nicht sagen. Der Priester stellte alle Jungfrauen zur Rede; aber keine bekannte, auch die Schuldige nicht, obgleich sie die Folgen ihres verbotenen Umgangs schon verspürte und sich Mutter fühlte. Da rief er die Göttin an, daß sie ihm die Schuldige durch ein Wunder entdecken möge, und er führte nun sämmtliche Jungfrauen in den Wald zu einem großen Opfersteine. Dort befahl er ihnen, daß sie eine nach der andern mit nacktem Fuße auf den Stein treten mußten. Das thaten sie, und als die Schuldige den Stein betrat, da offenbarte sich plötzlich ihr Vergehen; denn nicht nur ihr eigner Fuß drückte in dem harten Steine sich ab, sondern auch der Fuß des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trug. Dies sind die Fußspuren, die man zum ewigen Wahrzeichen noch jetzt in dem Steine sieht. Der Priester soll darauf die Sünderin oben von der Stubben-

kammer haben in das Meer stürzen lassen; aber ein Engel hat sie, wie die Leute sagen, in seine Arme genommen und sanft hinuntergetragen; und unten hat ihr Geliebter schon auf sie gewartet und sie in seinem Schiffe mit sich genommen in seine ferne Heimath.

Einige erzählen, der Priester habe die Schwangerschaft der Priesterin entdeckt, und wie er sie vergebens zu einem Geständniß ermahnt, habe er sie zuletzt jene Probe bestehen lassen, worauf dann das Wunder sich begeben. Das Mädchen soll darauf in dem heiligen See ertränkt seyn.

Mündlich.

Ein Rügenscher Dichter hat übrigens diese Sage in folgende Verse gebracht, welche auf der Insel Rügen sehr verbreitet sind:

Die Steinprobe.

(Eine Rügische Sage.)

Auf der Stubnitz waldumkränzten Höhen,
In des Haines stiller Dunkelheit,
Stand, wo wir noch jetzt die Stätte sehen,
Eine Burg, dem Hertha-Dienst geweiht.

In der Götter schauerlichen Hallen
Sah man Rügens schönste Mädchenschaar;
Eine mußte ihr zum Opfer fallen
Von den Priesterinnen jedes Jahr.

Aus den edelsten Geschlechtern strebten
Holde Jungfrau'n dieser Ehre nach;
Wonnetrunken ihre Herzen bebten
An der Weihe feierlichem Tag.

Aber Allem mußten sie entsagen,
Was des Lebens Lenz uns Schönes beut,

Durften kaum entfernt zu ahnen wagen
Treuer Liebe stille Seligkeit.

Wie die Sonne alle andern Sterne
Weit an Glanz und Schönheit überstrahlt,
Glänzt von Rügens Jungfrau'n nah und ferne
Wunna, kaum erst sechszehn Sommer alt.

Früh bestimmte schon der Aeltern Wille
Sie zum Dienst der Göttin; aber ach!
Gumbert liebte sie, und in der Stille
Hingen Beide ihrer Liebe nach.

Als sie nun in Hertha's finstern Hallen
Ihren Dienst mit trübem Sinn versah,
Wagte Gumbert oft dahin zu wallen,
Jeden Abend stand er lauschend da.

Wunna schlich, wenn Alle um sie ruhten,
Leise durch die Pforte in den Hain
Und genoß dort selige Minuten
Bei der Sterne mildem Dämmerschein.

Bald vernahm der Priester schon die Kunde,
Daß der Jungfrau'n eine ihn betrog
Und in stiller mitternächt'ger Stunde
In die Arme eines Jünglings flog.

Drob ergrimmt' er sehr und ließ erscheinen
Alle Priesterinnen, solche That
Streng zu rächen an der schuld'gen Einen;
Wunna bebte, als sie vor ihn trat.

Doch die Schuld'ge wußt' er nicht und fragte;
Alle schwiegen, Wunna schöpfte Muth;
Keiner hielt sie für die Angeklagte,
Denn sie war so fromm und schön und gut.

Laut erscholl des Priesters zornig Wüthen,
Gleich dem Donner durch den öden Thurm,
Und die sonst so bleichen Wangen glühten
Wie der Abendhimmel vor dem Sturm.

„Folget mir hinaus!“ rief er, und Alle
Thaten schweigend, wie sein Wort gebot.
„Eh' ich diesen Frevel dulde, falle
Diese Burg und gebe mir den Tod!“

Hundert Schritte aufwärts in dem Haine
Steht er still und winkt der Mädchen Schaar.
„Hier,“ ruft er, auf diesem breiten Steine
Wird die Schuldige uns offenbar.“

„Nackten Fußes tretet auf die Mitte
Dieses Steines nach einander hin;
An dem deutlich eingeprägten Tritte
Kennen wir die freche Sünderin.“

Sprach's, und Alle schritten kühn hinüber;
Wunna blieb zuletzt. Noch keine Spur.
Ach da wurden ihre Augen trüber
Und sie wankte, bleich und zitternd, nur.

Trat hinauf. Doch wehe! schallt's im Haine
Aus des Priesters und der Jungfrau'n Mund.
In dem wunderhaften Götterſteine
Thaten sich zwei Spuren deutlich kund.

Von dem eig'nen Fuße war die eine
Und die and're zart wie Kindestritt.
Deutlich war die Schuld, als sie vom Steine
Bleich und überrascht herniederschritt.

Was sie selbst sich nicht gestehen wollte,
Ja, was ihr vielleicht noch Räthsel war,

Daß sie nämlich Mutter werden sollte,
Lag nun Aller Augen offenbar.

Gleich dem Aar, der mit gespreizten Klauen
Pfeilschnell auf die Beute niederfährt
Und das Lamm von unbewachten Auen
Mit sich führt, weil ihm kein Schäfer wehrt,

So umfaßt mit grimmig-starken Armen
Schnell der Priester Wunna's zarten Leib;
Reißt sie fort ohn' jegliches Erbarmen,
Fast zerdrückend das ohnmächt'ge Weib.

Droben auf der hohen Stubbenkammer
Hält er an, und mit gewalt'ger Wucht
Stürzet er, — o unerhörter Jammer! —
Wunna in die tiefe Bergesschlucht.

Doch mit ew'ger Liebe und Erbarmen
Schützet auch den Sünder Gottes Hand;
Engel trugen Wunna auf den Armen
Sanft hernieder an des Meeres Strand. —

Als aus langem Schlummer sie erwachte,
Lag sie an des Jünglings treuer Brust;
Und der Liebe goldne Sonne lachte
Ihrem Leben nun in reiner Lust.

Wenn Du auf der Stubbenkammer weilest,
Wandle doch zum alten Götterhain,
Ehe Du von Jasmunds Fluren eilest;
Noch erblickst Du dort den Wunderstein. —

Welch ein Glück, daß wir in unsern Tagen
Sicher auf den breiten Steinen stehn,
Und daß unsre Tritte nicht mehr sagen,
Wie viel stille Sünden wir begehn.

277. Der Geist des Herrn von Kemnitz.

Das Dorf Kemnitz im Amte Eldena soll vor langen Zeiten von einem Herrn von Kemnitz erbaut seyn, der aus Mecklenburg gekommen ist, und von dem das Dorf seinen Namen erhalten hat. Mit diesem Herrn von Kemnitz soll es eine ganz besondere Sache gewesen seyn, hinter welche jedoch Keiner mit Gewißheit hat kommen können. Denn so wie er gestorben ist, hat man seinen Geist im Dorfe herumgehen sehen. Gewöhnlich ist er des Abends beim Dunkelwerden erschienen. Er hat dann in einem Wagen gesessen, der mit vier pechschwarzen Pferden bespannt war, und hat ein scharlachrothes Kleid getragen. An dem Kirchhofe ist er ausgestiegen, und auf denselben hinaufgegangen. Nach kurzer Zeit aber ist er zurückgekehet und wieder abgefahren. Besonders häufig ist dies in der Herbstzeit geschehen. Seit vierzig oder funfzig Jahren ist er nicht mehr erschienen; aber es leben noch einige alte Leute im Dorfe, die ihn damals gesehen haben.

Mündlich.

278. Die alte Stadt Grimmen.

Die Stadt Grimmen, die jetzt nur etwa 400 Häuser und 3000 Einwohner hat, soll in alten Zeiten eine sehr große und bevölkerte Stadt gewesen seyn. Sie soll sich erstreckt haben bis an den rauhen Berg, der jetzt eine Viertelmeile weit von Grimmen liegt. Jetzt hat sie nur Eine Kirche; früher soll sie deren aber sieben gehabt haben. Eine davon mit einem großen Kirchhofe rund herum hat gestanden, wo das sogenannte Leichenviertel ist; man findet da auch beim Graben in der Erde noch Schädel und allerlei andere Menschenknochen. Die Stadt soll in einem schweren Kriege erstört seyn; an dem rauhen Berge soll die große Schlacht

gewesen seyn; man findet dort noch jetzt viele Menschengebeine, die von den erschlagenen Kriegern herrühren sollen. Auch spukt es dort, weshalb sich bei Nachtzeit kein Mensch gern in seine Nähe wagt.

Mündlich.

279. Der Mäusewagen in Grimmen.

In der Stadt Grimmen fährt jedes Jahr in der Walpurgisnacht ein Wagen mit vielem Gerassel durch alle Straßen. Er fährt so rasch und schwer, daß die Fenster an den Häusern zittern, wo er vorbeifährt. Wenn man nun hinaus auf die Straße sieht, so erblickt man eine große schwarze Kutsche, vor der vier kleine schwarze Mäuse gespannt sind. Auf dem Bocke sitzt ein Kutscher, der einen großen Hut trägt und einen Hühnerfuß hat. Wer in der Kutsche sitzt, weiß man nicht.

Mündlich.

280. Die sieben eingemauerten Bauern zu Turow.

In dem Kreise Grimmen liegt ein großes adliges Schloß, Turow geheißen; rund um dasselbe läuft ein tiefer und breiter Graben, der erst vor ungefähr zweihundert Jahren entstanden ist. Zu der damaligen Zeit lebte nämlich auf dem Schlosse ein Edelmann, Namens Bono; der ließ durch seine sieben Bauern, die zu dem Schlosse gehörten, den Graben machen. Er hatte ihnen ein gutes Taglohn versprochen, und die sieben Bauern arbeiteten drei volle Jahre daran, alle Tage und mit ihren Weibern und Kindern, damit sie desto eher zu ihrem Lohne kommen möchten. Der Schloßherr rechnete auch alsbald mit ihnen ab, als sie fertig waren. Allein er machte ihnen so viele Gegenrechnungen, für Essen und Trinken, so er ihnen gegeben, für Schippen und Spaten, so sie ihm verdorben,

und für andere Sachen, daß die Bauern nicht mehr als sieben Schillinge, also der Mann einen Schilling für alle drei Jahre, heraus haben sollten. Damit wollten die Bauern nicht zufrieden seyn, und sie beschwerten sich bitter bei dem Herrn. Anfangs drohete er ihnen; auf einmal aber gab er ihnen gute Worte, und versprach ihnen ihren vollen Lohn, sie sollten nur mit ihm kommen in eine Stube, die hinten im Schlosse lag, da wolle er ihnen Alles auszahlen. Also lockte er sie in die entlegene Stube, und wie er sie alle sieben darin hatte, ließ er sie lebendig darin einmauern, daß sie eines jämmerlichen Todes sterben mußten.

Als nun aber das Winseln des Letzten nicht mehr gehört wurde, da fuhr auf einmal der Teufel in den Schloßherrn, und ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er oben in seine Stube ging, und sein Gewehr von der Wand nahm, und sich damit eine Kugel durch den Kopf schoß, daß das Blut bis oben an die Decke spritzte.

Diese Blutflecke sieht man noch jetzt dort; man hat sie mit keiner Kunst vertilgen können, und wenn die Stellen auch zwanzigmal hinter einander überweißt werden, so kommen sie doch jedesmal gleich wieder zum Vorschein. Auch die Knochen der sieben eingemauerten Bauern liegen noch unten in der Stube; es darf kein Mensch sie von da fortnehmen. Den Schloßherrn und die Bauern sieht man jede Nacht herumspuken.

Mündlich.

281. Der Schatz in der Vollmondsnacht.

Hinter dem Hause des Bäckers Meier in der Langenstraße zu Greifswald ist ein kleiner Garten. In diesem ist, wie die Leute sagen, ein Schatz vergraben, den der Teufel bewacht, der aber alle Jahre einmal in einer Vollmonds-

nacht zum Vorschein kommt. Er leuchtet dann im Mondlichte und sieht aus, wie ein großer Haufe brennender Kohlen. In dem Hause diente einstmals eine schläfrige Magd, die gewöhnlich des Morgens die Zeit verschlief, und deshalb zum öftern von ihrer Frau ausgescholten wurde. Als die zu einer Zeit aus dem Schlafe erwachte, sah sie, daß es schon ganz hell war, worüber sie sehr in Schrecken gerieth; denn sie meinte, sie hätte sich wieder verschlafen. Sie lief deshalb geschwinde in die Küche, um Feuer anzumachen. Wie sie aber aus dem Fenster sah, welches in den Garten führte, gewahrte sie, daß dort schon ein Feuer brannte. Sie verwunderte sich zwar, wie das Feuer dahin käme; aber in ihrer Eile freute sie sich auch, daß sie nun nicht erst lange welches anzumachen brauche, und sie nahm eine Schüppe und ging damit in den Garten, und holte sich die voll Kohlen. So wie sie indeß damit wieder in die Küche kam und sie auf den Heerd legte, erloschen sie auf einmal alle zusammen. Sie ging daher in den Garten zurück, und holte sich noch eine Schüppe voll, die aber auf gleiche Weise verlöschten. Darauf ging sie zum dritten Male zu dem Feuer in den Garten. So wie sie aber jetzt dabei ankam, erscholl auf einmal hinter den brennenden Kohlen her eine schreckliche Stimme, die rief: Wenn du nun noch einmal kommst, so drehe ich dir den Hals um! Darüber erschrak das arme Mädchen so gewaltig, daß sie kaum ins Haus zurücklaufen konnte. Als sie dies erreicht hatte, schlug gerade die Glocke auf dem Nicolaithurme Ein Uhr Nachts, und mit dem Schlage war das Feuer im Garten verschwunden. Da entsetzte sie sich noch mehr, und sie ging eilig in ihr Bett zurück, wo sie aber die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun konnte. Wie sie am anderen Morgen an den Heerd kam, lagen lauter blanke Thaler darauf. Nun erkannte sie, daß sie um Mit-

ternacht bei dem vom Teufel bewachten Schatze gewesen sey, und daß das Licht des Vollmonds sie glauben gemacht hatte, sie hätte sich verschlafen.

Mündlich.

282. Die Wenden-Glocken im Wirchow-See.

In Pommern liegt ein See, der Wirchow- oder Würchow-See geheißen. An der westlichen Spitze desselben ist ein Dörfchen, welches gleichfalls den Namen Wirchow führt. An der östlichen Spitze liegt das Dorf Sassenburg. In alten Zeiten wohnten in dieser Gegend die Wenden. Besonders hatten sie in dem Dorfe Sassenburg ihre Wohnsitze, welches aber damals den Namen Wirchow hatte. Sie hatten daselbst eine große schöne Kirche, und in dem Kirchthurm hingen die schönsten Glocken des ganzen Landes. Da geschah es vor vielen hundert Jahren, daß die Sachsen in das Land einwanderten, und sich zu Herren machten, die armen Wenden aber verachteten und unterdrückten. Denen gefiel auch das schöne Dorf, so damals Wirchow hieß, und sie vertrieben die Wenden daraus, und ließen sich darin nieder, nannten es auch von nun an Sassenburg. Die verjagten Wenden zogen darauf an die andere Seite des Sees und gründeten dort ein neues Dorf, welches sie zum Andenken an das alte auch Wirchow nannten, wie es noch jetzt geheißen wird. Aus ihrem alten Wohnsitze hatten sie nichts mitnehmen können, als die schönen Kirchenglocken. Ueber diese freuten sie sich aber sehr, denn sie waren das einzige Andenken, das ihnen von dem Dorfe geblieben war, in dem sie geboren waren, und in dem ihre Eltern und von so Manchen die Kinder begraben lagen. Allein auch dieses Andenken wollten ihnen die Sachsen nicht lassen. Diese erschienen auf einmal in dem neuen Dorfe Wirchow, nahmen die Glocken mit Gewalt fort, um sie in

ihren Schiffen über den See nach Sassenburg zu bringen. Wie sie aber mitten auf dem Wasser waren, da erhob sich auf einmal ein schrecklicher Sturm, der ihre Schiffe gegen einander trieb, daß sie eins das andere zerschellten und zerbrachen, und die Sachsen einen erbärmlichen Tod in den Wellen fanden. Die Glocken gingen mit ihnen zu Grunde. Die Leute sagen, von den Glocken allein sey dieses Unglück hergekommen, denn die hätten nicht von den Wenden lassen und den Sachsen dienen wollen; darum wären sie lieber in dem See zu Grunde gegangen. Sie liegen noch unten in dem Wasser, und es kann sie Niemand heraufholen. Zu gewissen Zeiten kann man sie dort hören; sie singen dann, wie mit menschlichen Stimmen, ein Klagelied, daß sie da unten auf dem Grunde liegen müssen, und nicht zu den Wenden zurückkönnen.

Mündlich.

283. Der Geist des Bürgermeisters Rubenow.

Vor ungefähr 400 Jahren hat in Greifswald ein Bürgermeister gelebt, Namens Doctor Heinrich Rubenow. Demselben hat die Stadt zwar Vieles zu verdanken gehabt, indem es besonders seinen Bemühungen gelang, daß die Universität nach Greifswald kam. Er war aber auch von unruhigem und rachsüchtigem Gemüthe, so daß er die Stadt in viele Streitigkeiten verwickelte, und mancherlei Ungemach über sie brachte. Wenn er dann zur Verantwortung gezogen wurde, so wußte er sich immer herauszureden, und er wurde aus einem Angeklagten ein Ankläger. So ließ er noch zuletzt den anderen Bürgermeister, Diedrich von Dörpten, als einen Aufrührer zum Tode verurtheilen und auf offenem Markte hinrichten. Auf solche Weise hatte er sich viele Feinde gemacht, und sein Ende war, daß er im Jahre 1462 auf jämmerliche Weise ermor-

det wurde. Das sollen die Rathsherren selbst gethan haben. Man sagt auch, daß es in seinem eigenen Hause geschehen sey, und zwar unten auf dem Hausflur, gleich an dem dort befindlichen Hals der Kellertreppe. Denn in diesem Hause, welches in der Baaderstraße liegt, und jetzt von dem Bürgermeister Billroth bewohnt wird, sieht man noch oft des Abends seinen Geist. Er erscheint gewöhnlich mit Peitschenknall. Er sieht sehr bleich aus, und trägt eine große Pelzmütze. Man sieht ihn nur in der Gegend des Kellerhalses, hinter dem er auch wieder verschwindet.

Mündlich.

Anhang.

Abergläubiſche Meinungen und Gebräuche in Pommern und Rügen.

In Kaſſuben muß jeder Anverwandte dem Todten etwas von dem Seinigen mit in den Sarg geben, einige Haare vom Kopfe, ein Läppchen von ſeinem Rocke, vom Hemde, vom Halstuch e. d. g. Den geweſenen Säufern wird auch ein Fläſchchen mit Branntwein in den Sarg gelegt. Die Kaſſuben halten ſehr geheim mit ihrer Meinung bei dieſem Gebrauche, der aber noch aus der Heidenzeit her bei ihnen beſteht.

Pomm. Provinzial-Blätter, III. S. 425.

Die Kaſſubiſchen Hochzeiten werden immer an Wochentagen gehalten. Am nächſten Sonntage darauf hält das neue Ehepaar ſeinen Kirchgang, um Gott für die glücklich und nach chriſtlichem Gebra..ch vollendete Hochzeit zu danken. In der Zwiſchenzeit nun von der Hochzeit bis zum Kirchgange darf die junge Frau ja nicht ihre Eltern beſuchen; ſie würde ſonſt während ihrer ganzen Ehe kein Glück haben. Wenn ſie unterdeß etwas mit ihnen zu ſprechen hat, ſo darf ſie zwar auf ihren Hof gehen, aber nicht über die Schwelle des Hauſes. Sie bleibt vielmehr draußen vor der Thüre ſtehen, und ſchreiet dort ſo lange aus Leibeskräften, bis Jemand herauskommt, wo ſie dann ihr Anliegen vorbringt und darauf ſchnell wieder umkehrt.

Pomm. Provinzial-Blätter, II. S. 470.

Sowohl in Kaſſuben, als auch in manchen anderen Gegenden Pommerns iſt die halb chriſtliche, halb heidniſche Sitte, daß die Wöchnerin, wenn ſie ihren Kirchgang hält, während des Geſanges ihr Kind auf den Arm nehmen und damit, von allen ihren verheiratheten und unverheiratheten Bekanntinnen gefolgt, rund um den Altar gehen muß. Dann kniet ſie vor demſelben nieder, und wird nun von dem Pfarrer, während er dem Kinde die Hände auflegt, feierlich eingeſegnet. Stirbt die Wöchnerin im Kindbette, bevor ſie ihren Kirchgang hat halten können, ſo wird ihre Leiche, gefolgt von dem ganzen Trauerzuge, zuvor rings um die Kirche getragen, wie ſie beim Leben um den Altar hätte gehen müſſen, und dann erſt zum Grabe gebracht. Bei dem Kirchgange muß die Wöchnerin ſelbſt ein Opfer auf den Altar legen; bei dieſem Leichenzuge aber ſteckt Jemand aus dem Gefolge ſtatt des Opfers heimlich ein Stück Geld in eine Mauerſpalte der Kirche, damit die Seele der Frau Ruhe habe.

Pomm. Provinzial-Blätter, III. S. 475.

In Hinterpommern, beſonders in der Gegend von Edslin, haben ſich auf dem Lande noch mehrere ſonderbare Hochzeitsgebräuche, wahrſcheinlich Wendiſchen Urſprungs, erhalten, auf welche mit abergläubiſcher Strenge gehalten wird, da ſonſt in der Ehe kein Glück und Segen ſoll beſtehen können. Wenn nämlich die Trauung, die immer in der Kirche vollzogen wird, zu Ende iſt, und der ganze Hochzeitszug ſich nun zum Hochzeitshauſe begiebt, ſo muß dieſes ja feſt verſchloſſen ſeyn. Es wird erſt nach einer Weile geöffnet, und es tritt dann Einer mit einem ganzen Brodte und einem Kruge Bier heraus vor die Thür. Aus dem Brodte muß hierauf zuerſt die Braut ein Stück heraus, beißen, dann der Bräutigam, und dann alle Uebrigen

nach der Reihe. Dieſe ausgebiſſenen Stücke dürfen aber nicht gegeſſen werden; ſie werden vielmehr den Brautleuten gegeben, die ſie aufheben müſſen. Bevor man ſich alsdann zum Hochzeitsſchmauſe niederſetzt, wird in einigen Gegenden, namentlich im Treptowiſchen, die Braut von der Köchin an den Heerd geführt, wo ſie von jedem Gerichte aus allen Töpfen und Keſſeln koſten muß. Bei Tiſche ſitzen beide Geſchlechter geſondert; der Bräutigam mit den Mannsperſonen ſitzt in der Stube, die Braut mit den Frauenzimmern im Hausflur. Vor der Braut ſowohl als vor dem Bräutigam muß während des Eſſens ein hölzerner Leuchter ſtehen, mit drei Armen, auf dem drei Lichter brennen; dieſe Lichter dürfen weder geputzt noch ausgelöſcht werden, ſondern müſſen von ſelbſt erlöſchen. Erlöſchen ſie, ohne daß ſie abgebrannt wären, ſo müſſen die übrig gebliebenen Enden ſorgfältig aufbewahret werden.

Brüggemann, Ausführliche Beſchreibung von Vor- und Hinterpommern, I. S. LXVIII.

Irrlichter ſind die Seelen der Kinder, die ohne Taufe geſtorben ſind. Sie müſſen bis zum jüngſten Tage am Waſſer herumirren.

Mündlich.

In manchen Gegenden von Pommern glauben die Leute, es könne kein Menſch, der im Sterben liege, eher erlöſet werden, als bis er ſich beim Prediger habe anmelden laſſen.

Mündlich.

Wenn man einem Todten die Augen oder den Mund nicht gut zumachen kann, ſo iſt das ein Zeichen, daß aus dem nämlichen Hauſe bald wieder Einer ſterben muß.

Mündlich.

Wenn die Störche im Frühjahre viele weiße Federn haben, so giebt es ein nasses Jahr; ein trocknes aber, wenn sie wenige haben.

Mündlich.

Auf der Insel Usedom ist eine Gegend, welche der Lieper Winkel heißt, und zu welcher sechs Dörfer gehören. Die Einwohner dieser Gegend zeichnen sich durch sonderbare Gebräuche aus. Manche davon legen eben kein vortheilhaftes Zeugniß für sie ab, insbesondere nicht für ihre Sittlichkeit. Manche sind aber auch sehr lobenswerth. So halten sie es unter andern für sündhaft und unglückbringend, wenn man mit dem Brode spielt; und wenn Einer zu solchem Spielen in ein Brod mit einem Messer hineinsticht, so sagen sie: er steche den lieben Gott ins Herz.

Acten der Pomm. Gesellschaft für Geschichte.

In fast ganz Vorpommern herrscht auf dem Lande die Sitte, daß man nicht mit Ringen, sondern mit Gesangbüchern sich verlobt. Auch dürfen sich Brautleute ja kein Messer schenken, das würde die Liebe zerschneiden.

Daselbst.

In Pommern findet man häufig den Glauben, daß, wenn ein Wittwer oder eine Wittwe sich zum zweiten Male verheirathet, und der verstorbene Ehegatte etwas gegen diese zweite Heirath hat, derselbe während der Trauung rund um den Trautisch herumgehe. Es können ihn aber nur Sonntagskinder sehen. Den Ehen, wo solches passirt, pflegt man nichts Gutes zu prophezeihen.

Mündlich.

(Währwolf.) Der Glaube an den Währwolf ist durch ganz Pommern verbreitet. Man muß sich einen Riemen umgürten, der aus dem Rücken eines Gehenkten

geſchnitten iſt; auf ſolche Weiſe kann man ſich in einen Wähwolf verwandeln. Der Wähwolf fällt beſonders gern die Pferde an. In dem Dorfe Bork unweit Stargard lebte lange Zeit ein Mann blos davon, daß er jeden Abend um den Pferdeplatz im Dorfe herumging und geheimnißvolle Worte flüſterte, wodurch er die Pferde gegen den Wähwolf und auch gegen andere Wölfe bannte, obgleich dieſe ſchon lange nicht mehr in der Gegend geſehen waren.

Mündlich.

(Alp.) Der Alp, oder wie er gewöhnlich genannt wird: „Märt", iſt in Pommern ſehr häufig. Der Märt reitet des Nachts auf den Schlafenden, und drückt ſie, daß ſie zuletzt keinen Athem mehr haben. Gewöhnlich iſt er ein Mädchen, die einen ſchlimmen Fuß hat. Zu einer Zeit hatte die Tochter des Schmieds im Dorfe Bork bei Stargard einen kranken Fuß, und damals klagten beſonders viele Leute, daß der Märt ſie reite.

Mündlich.

(Rattenkönig.) Auf der Inſel Rügen glauben die Leute an einen Rattenkönig, der eine ſchöne goldene Krone trägt. Es ſoll der Teufel ſelbſt ſeyn.

Acten der Pomm. Geſellſchaft für Geſchichte.

(Behexen der Pferde.) Auf dem Darß giebt es viele Hexen und Zauberer, welche beſonders ihre Freude daran haben, anderen Leuten die Pferde zu behexen. Man merkt ſolches Behexen gleich daran, daß die Thiere nicht mehr freſſen wollen. Es giebt dann nur Ein Mittel, das aber auch ganz ſicher hilft; man muß nämlich den Pferden einen geſalzenen Hering ins Futter legen.

Der Darß und der Zingſt, von A. v. Wehrs, S. 112.

(Mittel gegen Hexerei.) Vor einem Stocke oder Gefäße, welches von einem Kreuzdorn gemacht iſt, verſchwindet alle Hexerei, denn das Kreuz Chriſti ſoll von dieſem Holze geweſen ſeyn. Darum werden auf dem Lande in Pommern die Butterſtäbe nur aus Kreuzdornholz gemacht.
Mündlich.

Wenn man das Fieber hat, ſo muß man zu einem vornehmen Herrn, am beſten zum Prediger gehen, ſich gehorſamſt ein Butterbrod fordern, und damit fortgehen, ohne ſich zu bedanken. Das hilft. Erſt wenn dann das Fieber weg iſt, darf man wieder kommen, und ſeinen Dank abſtatten.
Mündlich.

Das Blut wird mit folgendem Spruche beſprochen: Blut! Blut! Blut! Steh ſtill, ſteh ſtill, ſteh ſtill! Im Namen Gottes des Vaters †, des Sohnes †, des Heiligen Geiſtes †. Dabei müſſen drei Kreuze gemacht werden. Dann muß man auf das Blut blaſen, und nun die Worte und die Kreuzzeichen wiederholen.
Mündlich.

Auf der Inſel Rügen hat man zum Blutbeſprechen auch folgende Formel:

O Wunder über Wunder,
Des Herren Grab iſt hierunter!
Darauf ſtehen drei Blümelein,
Das Eine heißet Wohlgemuth †,
Das Andere heißet Demuth †,
Das Dritte heißet Blut ſtehe ſtille †,
Dieweil es iſt des Herren Wille!

Acten der Pomm. Geſellſchaft für Geſchichte.

Die Roſe, welche gewöhnlich „dat hilge Dink“ genannt wird, wird auf folgende Weiſe beſprochen: Man muß auf die Stelle, wo man die Roſe hat, drei Kreuzzeichen machen, und dabei ſprechen:

Herut, du virten, ſplieten Ding
Du van de See, du wedde Brüg!
Do ſchaſt du in ſteken, do ſchaſt du in äten,
Do ſchaſt du in rollen, do ſchaſt du in kollen;
Dat ſchaſt du dohn, dat möſt du dohn.
Herut ſchaſt du, herut möſt du,
Du quäleſt mi, ik banne di!

Auch kann man folgende Worte ſprechen:

Maria, St. Johannes, de fuhren rübee Sand, rüber See,
Wat wullen ſe do maken?
Do wullen ſe en Krütlein plücken,
Rich kellen, nich ſchwellen.
Wat wullen ſe mit det Krütlein maken?
Do wullen ſe dat böſe hilge Dink mit ſtillen! —

Wenn man ſich verbrannt hat, und den Schmerz ſtillen will, ſo muß man auf die verbrannte Stelle drei Kreuzzeichen machen, und dabei ſprechen:

Wie hoch iſt der Heben,
Wie roth ſind die Reben!
Wie kalt iſt des Todes Hand!
Und damit ſtille ich dieſen Brand † † †.

Eben ſo ſagt man, um den Zahnſchmerz zu beſprechen: Schmerz und Zahnwehdage, ik ſtille di und befehle di, du ſchaſt in de Deepe des Meeres fahren, und von doar nich eher wedder herut kamen, bet dat de andere Jungfrau Maria geboren werd; in dem Namen Gott Vaters †, Gott Sohnes †, und Gott heiligen Geiſtes †.

In Pommern giebt es viele Menſchen, welche den Dieb beſprechen können, daß er mit den geſtohlnen Sachen nicht fort kann. Das nennt man den Diebesſegen. In Stettin lebte vor noch wenigen Jahren ein Schiffszimmermann, Namens Frank, der verſtand den Diebesſegen, und ſprach ihn in folgender Weiſe: Er ging um den Platz, auf welchem der Diebſtahl befürchtet wurde, herum, von Oſten nach Norden, bis er wieder zu der Stelle kam, von der er ausgegangen war. Dabei ſprach er folgende Worte:

Da kommen drei Diebe gegangen.
Maria ſprach: Peterus, Peterus, Peterus!
Binde, binde, binde! —
Ich habe gebunden mit eiſernen Ketten,
Kein Menſch, als nur Einer, kann ihn davon retten!
Er ſoll ſehen und hören die ganze Nacht,
Die Sterne am Himmel, den Glockenſchlag,
Unempfindlich wie ein Block,
Steif wie ein Stock!
Die Löſung überlaſſe ich dir,
Den Schlüſſel nehme ich zu mir!
Wird er ſchwarz, bleibt er weiß,
Es macht mir nicht im Geringſten heiß!
Nur keinen Vorwurf,
Sieb mir den Schuft!

Wenn nun nach ſolchem Bannſpruch der Dieb kommt und ſtiehlt, ſo kann er mit dem Geſtohlnen, ſobald er es aufgeladen hat, nicht von der Stelle; er muß damit vielmehr die ganze Nacht ſtehen, bis zu Sonnenaufgang. Wenn die Sonne aufgeht, iſt der Bann zwar gelöſet, aber nun wird der Dieb in einen ſchwarzen Neger verwandelt, und der Banner kann niemals wieder einen Diebesſegen ſprechen. Darum muß der Banner auch vor Sonnenauf-

gang zu der Stelle zurückkehren, und den Dieb losſprechen. Dies that der alte Frank mit folgenden Worten:

Der Schlüſſel, den ich habe,
Und immer bei mir trage,
Schloß auf das Grab des Herrn,
Ich leih' ihn dir ſehr gern;
Der Schlüſſel iſt ſehr groß;
Womit ich dich jetzt löſe los!

Nach ſolchen Worten läßt der Dieb ſeine Bürde fallen, und läuft eilig davon. Feſthalten darf man ihn nicht; man darf ihm nicht einmal Vorwürfe machen, denn ſonſt kann der Banner ebenfalls nie wieder den Diebesſegen ſprechen. Man muß vielmehr zu dem weglaufenden Diebe ſagen: Gehe in Gottes Namen! — Dann wird er niemals wieder ſtehlen.

Dem alten Frank wäre es mit dem Diebesſegen einmal beinahe ſchlecht ergangen. Er hatte eines Abends eine Bauſtelle beſprochen, auf welcher er viele Spähne liegen hatte. In der Nacht verſchlief er ſich, und es war ganz nahe vor Sonnenaufgang, als er erſt zu der Bauſtelle kam. Hier ſah er ſeinen beſten Freund ſtehen, der ihm hatte Spähne ſtehlen wollen, und der mit einer großen Laſt auf dem Kopfe, über und über voll Schweiß, da ſtand und nicht von der Stelle konnte. In der Eile und Angſt hatte der alte Frank auf einmal den Löſungsſpruch vergeſſen, der ihm gar nicht beifallen wollte. Es waren nur noch drei Minuten vor Sonnenaufgang. Da kam er zuletzt zu einem raſchen Entſchluß. Er nahm ſein Meſſer, und ſchnitt die Erde unter den Füßen des Diebes ganz durch. Darauf gab er dieſem einen Stoß, daß er mit ſeiner Laſt umfiel. Auf dieſe Weiſe wurde der Dieb befreit; eine Minute ſpäter wäre er ein Neger geworden.

Daſelbſt.

Wenn Einem sieben Raben gerade entgegenkommen, so bedeutet das großes Unglück.

Mündlich.

Wenn ein Hase über den Weg läuft, so bedeutet das Glück, wenn ein Wolf — Unglück.

Mündlich.

Wenn man weiße Mummeln ins Haus bringt, so stirbt alles Vieh darin.

Mündlich.

Das second sight der Schottländer ist auch fast durch ganz Pommern zu Hause. In einigen Gegenden an der Ostsee, besonders auf der ganzen Insel Rügen wird es durch den, den Etymologen noch immer räthselhaften Ausdruck: „wafeln" bezeichnet. Insbesondere ist der Glaube, daß man merkwürdige Begebenheiten an der Stelle, wo sie sich zutragen werden, mit leiblichen Augen vorher wahrnehmen, daß man sie „wafeln" sehen könne, in Rügen vorherrschend. Namentlich sieht man Feuersbrünste oder strandende Schiffe vorher wafeln. Ferner wafeln auch die versunkenen Städte, z. B. Arkona bei neblichtem Wetter, und Wineta am Ostermorgen.

Mündlich.

Schiffer-Gebräuche und Meinungen.

Wenn ein neues Schiff gebaut wird, so muß man suchen etwas gestohlnes Bauholz in dasselbe zu bekommen, besonders zum Kiele, oder sonst zu einem Hauptstück. Denn solche Schiffe segeln vorzüglich des Nachts schnell. Man kann es den Schiffen bei Nacht gleich ansehen, ob gestohlnes Holz zum Bau verwendet ist. —

Bei dem Bau eines neuen Schiffes muß man auf den ersten Hieb achten, der in den Kiel gethan wird.

Wird dabei ein Feuerfunke ſichtbar, ſo iſt das ein Zeichen, daß das Schiff ſchon auf ſeiner erſten Reiſe zu Grunde oder ſonſt verloren gehen wird. —

Beim Einſetzen des Großmaſtes in ein neues Schiff muß man unter denſelben ein Stück Geld legen. Das Schiff wird dann viel Geld verdienen. Beſonders gut iſt es, wenn man eine alte, nicht mehr geltende Münze dazu nimmt. Ein Ruſſiſcher Rubel thut auch ſehr gute Dienſte.

Wie jedes, oder nach dem Glauben Einiger doch manches Schiff ſeinen Kalfater oder Klabatermann hat, der den Schiffer warnt, dem Schiffsvolke hilft und das Schiff bis zum letzten Augenblicke beſchützt, iſt ſchon unter den Sagen erzählt. —

Ob zum Bau eines Schiffes windbrüchiges Holz genommen iſt, beſonders zum Maſt, zum Bugſpriet oder zu den Raaen, kann man bald merken; ſolches Holz knackt nämlich, wenn es ſtürmiſches Wetter werden will. —

Wenn der Beſan- oder Großſegel-Baum knarrt, ſo bedeutet das, daß entweder der Wind ſtill werden, oder der auf die nächſte Windſtille folgende Wind aus Oſten kommen wird. —

Wenn bei ſtillem Wetter ein Hund, ohne Veranlaſſung, die Naſe hoch hält und ſchnuppert, ſo kommt der nächſte Wind aus der Gegend, in welche die Naſe gerichtet iſt. —

Wenn bei ſtürmiſchem Wetter die See überſchlägt und einen hohlen, dumpfen Ton von ſich giebt, ſo iſt das ein Zeichen, daß es bald gutes Wetter werden wird. —

Wenn man auf See iſt, ſo darf man ja keinen Feuerbrand, auch nicht einmal eine glühende Kohle über Bord werfen, denn ſonſt giebt es gewiß Sturm. —

Wenn der contrâre Wind gar nicht nachlaſſen will, ſo muß man in die Gegend, aus welcher man den Wind

zu haben wünscht, einen stumpfen Besen, jedoch ohne Stiel, über Bord werfen; man wird dann gewiß alsbald den gewünschten Wind haben. Ohne große Noth muß man aber von diesem Mittel keinen Gebrauch machen, denn man kann nicht wissen, wie stark der Wind wird und es kann leicht Sturm entstehen. Auch schadet man dadurch oft vielen anderen Schiffen. Daher entsteht manchmal großes Schimpfen und Streiten, wenn zwei Schiffe einander begegnen, und das eine dem anderen, welches mit gutem Winde segelt, einen solchen Besen entgegenwirft. —

Ein Brand aus der Schiffsküche soll übrigens nach der Meinung Vieler dieselben Dienste thun. —

Wenn man conträren Wind hat, so darf man am Bord ja nicht flicken oder nähen, denn sonst wird der Wind festgenähet, und kann nicht herum. Bei gutem Winde aber ist das Nähen sehr rathsam, denn dann wird er ebenfalls festgenähet, und man behält ihn. —

Durch Pfeifen wird der Wind gelockt und verstärkt. Man darf daher ja nicht an Bord pfeifen, wenn Sturm ist, denn sonst wird dieser dadurch immer stärker. Bei schwachem Winde oder bei einer Windstille aber ist es sehr gut, wenn man in einem lockenden Tone pfeift. Weil man aber doch nicht wissen kann, ob der Wind dadurch nicht gar zu stark werden möchte, muß man zwischen dem Pfeifen dem Winde einige Schmeichelworte zusprechen, z. B.: kumm old Bröderken; kumm olle Junge! ꝛc.

Aeltere Schiffer brauchen gar nicht einmal zu pfeifen, um den Wind zu locken. Sie sind mit ihm schon bekannter, und brauchen sich nur ans Steuer zu stellen, und einige Male zu rufen: Kuhl up, oll Vader! kuhl up, kuhl up! (Kühl auf, frische auf, alter Vater!); binnen einer Viertelstunde kommt dann gewiß der gewünschte Wind. Sie dürfen aber nur halblaut und in schmeichelndem, vertrau-

lichem Tone rufen, denn ſonſt möchte er doch etwas zu gewaltig kommen. —

Wenn der Wind gut iſt, ſo muß man ja nicht von ihm reden. Das kann er nicht vertragen, und er ſchlägt gleich um. Auch darf man ja keine Beſorgniß äußern, daß er bald umſchlagen könne. Am allergefährlichſten iſt es, zu berechnen, wie bald man am Ziele ſeyn werde; denn man kann ganz gewiß ſeyn, daß man ſich verrechnet, und zweimal rechnen muß. —

Wenn auf der See Vögel an Bord kommen, ſo muß man ſie ja nicht fangen, oder nach ihnen haſchen; denn ſo wie man nach den Vögeln greift, wird man bald nach den Segeln greifen müſſen, d. h. es wird Sturm kommen. —

Um guten Wind zu bekommen, hat man auch noch ein anderes Mittel: man muß nämlich einen Beſen ins Feuer werfen, und zwar mit dem Stiele nach der Gegend hin, aus welcher der Wind kommen ſoll. —

Einen Todten darf man nicht über 24 Stunden an Bord behalten; ſondern man muß ihn binnen dieſer Zeit in See werfen; ſonſt dauert die Reiſe dreimal länger. —

Um das Schiff vor dem Blitz zu ſichern, muß man ein altes und gefundenes Hufeiſen vor dem großen Maſt über dem Verdeck annageln. Ein halbes thut dieſelben Dienſte. —

Wenn ein Schiff beladen iſt, ſo muß man aufpaſſen, wie es ſteht. Hat es dann Steuerbord-Schlagſeite, ſo wird es eine gute und ſchnelle Reiſe haben; andern Falls aber eine lange. —

Wenn ein Matroſe wiſſen will, ob er lange auf dem Schiffe bleiben wird, ſo muß er das auf folgende Weiſe machen: Er muß nämlich, nachdem er „gemuſtert“ hat, ſein „Scheu“ ſich rücklings über den Kopf werfen; fällt nun die Spitze nach der Thüre des Gemaches, ſo bleibt er

nicht lange, fällt sie aber nach inwendig, so bleibt er lange am Schiffe. —

Manchmal hat man „Nachtlichter" auf der See; besonders sind die auf der „Spanischen See" (dem großen Ocean); wenn man denen begegnet, so hat man bestimmt großen Schaden. Denn wenn auch manche gelehrte Leute sagen, die Flamme entstehe durch das Zusammenschlagen des salzigen Wassers; so ist das doch nichts, und man weiß vielmehr recht gut, daß da, wo solche Lichter sind, ein Mann, welcher der Teufel selbst seyn soll, sich in einer Theertonne auf der See herumtreibt. —

In der Gegend vom Cap der guten Hoffnung treibt sich ein „Nachtkreuzer" in der See herum. Er kreuzt an alle Schiffe heran, und man sieht aus allen seinen Kanonenluken Feuer brennen; er kommt so nahe, daß man seine Segel hören kann; aber im Wasser rauschen hört man ihn nicht. Man muß sich vor ihm in Acht nehmen, daß man nichts von ihm annimmt, auch nicht einmal einen Brief zur Bestellung; denn dieser Nachtkreuzer soll sich einmal vor schon sehr langer Zeit, in großer Noth dem Teufel übergeben haben, wenn er eine glückliche Reise machen werde. Nachher ist ihm das leid geworden, und er hat dem Teufel den Contrakt aufgekündigt. Nun kann er niemals zu Hause kommen.

Zum Theil mündlich; zum größten Theil aber aus den Acten der Pommerschen Gesellschaft für Geschichte.

Fischer-Meinungen.

Von der Seejungfer, die am Haff, und besonders am Papenwasser den Fischern bei ihrer Arbeit zusieht, und ihnen Glück bringt, ist schon in den Sagen erzählt. —

In der Nacht vor Ostern, vor Pfingsten und vor Himmelfahrt muß man von des Abends bis zum Morgen die ganze Nacht durch arbeiten; denn niemals ist der Fischfang gesegneter. (Auffallend ist es, daß die Fischer in diesen Nächten wirklich ungewöhnlich viel fangen.) —

Der Fischer darf nie sagen, wie viel er gefangen hat, sonst hat er kein Glück mehr. Soll er ja eine Antwort geben, so muß er immer weniger sagen, ungefähr nur die Hälfte von seinem wirklichen Fange. —

Das Tonnenabschlagen auf dem Darß.

Auf dem Darß hat man noch heut zu Tage ein altes Volksfest, das aus der heidnischen Wendenzeit herrührt, und dessen frühere religiöse Bedeutung man jetzt nicht mehr kennt. Es wird alljährlich zu einer gewissen Zeit gefeiert. Auf einem Anger in der Nähe des Dorfes werden alsdann zwei Pfähle aufgerichtet, in deren Mitte wird eine Pech- oder Theertonne, welche mit Birkenzweigen umwunden ist, aufgehangen, gerade so hoch, daß ein Reiter darunter herjagen kann. Das Fest, zu welchem das ganze Dorf zusammenkommt, beginnt damit, daß die unverheiratheten Burschen des Dorfes in der Versammlung langsam, im Paradeschritt, umherreiten. Voran gehen einige Musikanten. Dann reitet zuerst der vorjährige Tonnenkönig. Die Andere reiten, wie das Loos die Reihenfolge bestimmt hat. Reiter und Pferde sind mit Bändern, Federn, Knittergold, Blumen ꝛc. bunt geschmückt.

Wenn sie so einige Male herumgezogen sind, begeben sie sich an das Ende der abgesteckten Rennbahn, und von hier aus jagt Jeder von ihnen, einzeln, Einer nach dem Andern, in derselben Reihe, in der sie vorhin geritten waren, im vollen Galop unter der Tonne weg, und schlägt

mit einem Knittel an dieſelbe. Dies dauert, da ſie mehrere Pauſen machen, oft mehrere Stunden, bis ein Stück der Tonne nach dem anderen heruntergefallen iſt, und zuletzt nur noch ihr oberer Boden hängen bleibt, durch welchen der Strick geht, mit dem ſie aufgehangen iſt. Wer das letzte Stück von der Tonne abſchlägt, der iſt Tonnenkönig.

Dieſer muß nun geſchwinde machen, daß er fortkommt; denn wenn er nicht zuerſt im Kruge ankommt, ſondern einer von den übrigen Tonnenreitern ihn vorher einholt und einfängt, ſo muß er die ganze Geſellſchaft freihalten. Er jagt daher im vollſten Galop hin, ſobald er den glücklichen Schlag gethan hat, und es iſt luſtig anzuſehen, wie alle ſeine Kameraden hinter ihm her jagen, und jeder ihn zu erreichen ſucht, und wie alles Volk ſchreiend und lärmend hinterdrein rennt. Im Kruge kommt darauf Alles wieder zuſammen. Er iſt von außen und von innen mit Birkenzweigen und Schiffsflaggen geſchmückt, und es wird darin, nachdem der König ſich eine Königin gewählt hat, gezecht und getanzt bis zum zweiten Morgen.

Gewöhnlich wird dies Feſt um die Johanneszeit gehalten. Mehrere benachbarte Dörfer feiern es nach einander, indem ſie ſich gegenſeitig dabei beſuchen.

Aehnliche Tonnenfeſte, jedoch mit einigen Abweichungen, werden im Lüneburgiſchen und auf der Däniſchen Inſel Amak gefeiert.

Der Darß und der Zingſt, von A. v. Wehrs, S. 89—93.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin sind nachfolgende empfehlenswerthe Schriften erschienen:

Deutsche Sagen.

Herausgegeben von den Brüdern Grimm.

2 Bände. Preis 3 Rthlr. 20. Sgr.

Wie das Kind seine ihm eigene Welt der Märchen hat, an die es glaubt und in deren Wunderkreis auch der Erwachsene mit Sehnsucht sich zurück denkt, so hat das Volk seine eigenthümliche Welt der Sagen, die ihm mit dem Zusammenleben in der Heimath gegeben ist und an der es mit inniger Liebe hängt. Diese ehrwürdigen und lieblichen Töne aus einem frühern ächt volksthümlichen Leben, reden wie freundliche Begleiter zu uns, wohin wir im deutschen Lande unsern Wanderstab setzen. In dieser von den Gebr. Grimm veranstalteten Sammlung ist ihre vereinzelte Menge zusammengestellt. Gegen 600 Sagen von Zwergen, Riesen, Berggeistern, Kobolden, Niren, Hexen, Elfen, Prinzen, vom Drachen, vom Wärwolf, von versunkenen Schlössern ꝛc, sind hier aufs anmuthigste erzählt.

Dreierlei zeichnet diese Sammlung ganz besonders aus. Erstlich Treue und Wahrheit der Erzählung, wie sie in der Heimath erzählt wird, selbst in Ton und Wort. Zweitens größte Mannigfaltigkeit. Drittens genaue Angabe der Quellen, woher sie geflossen und der Orte, wo sie einheimisch sind. Kein anderes Buch kann so frisch und lebendig die Angst und Warnung vor dem Bösen, wie die innigste Freude an dem Guten und Schönen wecken und nähren, wie dieses; kein anderes kann zugleich so in das innerste Geheimniß des volksthümlichen Lebens und Webens einführen und Vielen mag dadurch das theure deutsche Land noch lieber werden.

Dem trefflichen Werke der Brüder Grimm reihen sich auf das Würdigste an:

Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens.

Gesammelt von W. J. A. v. Tettau und J. D. H. Temme.

Geheftet 1½ Rthlr.

Die Volkssagen der Altmark.

Mit einem Anhange von Sagen aus den übrigen Marken und aus dem Magdeburgiſchen.

Geſammelt von J. D. H. Temme.

Geheftet 25 Sgr.

Nibelungen-Noth und Klage

nach älteſter Geſtalt in ungebundener Rede überſetzt von A. Zeune. Zweite verbeſſerte Auflage. Mit Karte und geſchichtlichen und erdkundlichen Erläuterungen.

Velinpapier, ſauber geheftet 1½ Rthlr.

„Eine ſehr brauchbare proſaiſche Übertragung. Wir haben uns ſchon bei mehr als einer Gelegenheit zu Gunſten der bisher immer noch zu ſehr mißkannten proſaiſchen Übertragungen älterer und fremder Dichterwerke ausgeſprochen. Die Proſa allein geſtattet eine Treue, die Gedanken und Bild unverfälſcht wiedergiebt, und auch die Wortſtellung möglichſt einhält; während metriſche Ueberſetzungen faſt unaufhörlich, wenigſtens in Kleinigkeiten, vom Original abweichen müſſen, um das Versmaß oder den Reim zu erzwingen. Wir können daher das Zeune'ſche Werk, das auch durch Anmerkungen ſehr verdienſtlich und überdies ſehr anſtändig ausgeſtattet iſt, den Freunden der vaterländiſchen Poeſie beſtens empfehlen.“ (Recenſ. in W. Menzels Literaturblatt 1836.)

Wineta, oder: die Seekönige der Jomsburg.

Gedicht von W. Doenniges.

Velinpapier, ſauber geheftet 17½ Sgr.

„Wer kennt nicht die altberühmte Sage von der Wineta? Wer ergötzte ſich nicht an den Kämpfen und Feſtgelagen der Helden der Jomsburg? Hier empfängt ſie der kunſtſinnige Leſer in ein poetiſches Gewand gekleidet, in einer Sprache geſchrieben, die von dichteriſcher Begeiſterung zeugt, von einem Dichter dargeſtellt, der ſtark genug iſt, das in ſich Aufgenommene klar und würdig wiederzugeben.“ (Recenſ. im Berliner Modenſpiegel 1837.)